



A N G L I A  
ZEITSCHRIFT  
FÜR  
ENGLISCHE PHILOLOGIE

BEGRÜNDET VON M. TRAUTMANN UND R. P. WÜLKER

HERAUSGEGEBEN

VON

EUGEN EISENKEL

NEBST EINEM BEIHLATT HERAUSGEGEBEN VON MAX FR. MANN

---

BAND LIII  
NEUE FOLGE BAND XLI



MAX NIEMEYER VERLAG  
HALLE (SAALE)

1929





## BAND-INHALT.

	Seite
John Koch, Textkritische Bemerkungen zu Chaucers „Kleineren Dichtungen“ . . . . .	1
Wilhelm Marschall, Das „Argument“ zu Shakespeares „Lucrece“ . . . . .	102
Wiltrud Wichgraf, Susos Horologium Sapientiae in England nach Handschriften des 15 Jahrhunderts . . . . .	123
Gertrud von Petzold, Nietzsche in englisch-amerikanischer Beurteilung bis zum Ausgang des Weltkrieges . . . . .	134
E W Scripture, Besondere Betonungen im englischen Vers . . . . .	219
Francis P Magoun, 'Muchel broken harm', C-T. E 1425 . . . . .	223
Fr Klaeber, Jottings on Old English Poems . . . . .	225
V Langhans, Die Datierung der Prosastücke Chaucers . . . . .	235
Wiltrud Wichgraf, Susos Horologium Sapientiae in England nach Handschriften des 15 Jahrhunderts (Fortsetzung) . . . . .	269
Helene Richter, Robert Southey . . . . .	288
Kemp Malone, Notes on Beowulf . . . . .	335
W Krogmann, Aps neoröenawung . . . . .	337
Wiltrud Wichgraf Susos Horologium Sapientiae in England nach Handschriften des 15 Jahrhunderts (Schluß) . . . . .	345
Else v Schaubert, Die Stelle vom „Rauhen Pyrius“ (Hamlet II, 2. 460—551) in ihrem Verhältnis zu Marlowe-Nashes „Dido“, zu Seneca und dem „Urhamlet“ und damit ihrer Bedeutung für Datierungsfragen. Quartoprobem und Nashes Angriff auf Thomas Kyd (Schluß) . . . . .	374
Eugen Eickenkel, Bemerkung zum Aufsatz von Kemp Malone, S 335f . . . . .	439
Helene Richter, Robert Southey (Schluß) . . . . .	440



## TEXTKRITISCHE BEMERKUNGEN ZU CHAUCERS „KLEINEREN DICHTUNGEN“.

---

Mit der Untersuchung des Handschriftenverhältnisses und der Textbehandlung dieser Schöpfungen des ersten englischen Klassikers habe ich mich nunmehr seit rund 50 Jahren, natürlich nicht ausschließlich, beschäftigt und meine Ansichten darüber teils in Rezensionen einschlägiger Schriften<sup>1)</sup>, teils in besonderen Abhandlungen<sup>2)</sup>, teils in Ausgaben einzelner Stücke<sup>3)</sup>, teils auch in Übersetzungen<sup>4)</sup> dargetan, deren Gesamtergebnis ich in der vor kurzem erschienenen Ausgabe der „Kleinere Dichtungen“ (Winter, Heidelberg, zugleich als 18. Teil der Englischen Textbibliothek von J. Hoops) zusammenzufassen versucht habe. Da der Umfang dieses Buches eine gewisse Bogenzahl nicht überschreiten durfte, mußte ich davon absehen, die häufig von den Texten meiner Vorgänger abweichenden Lesarten ausführlich zu begründen, und mich hie und da mit

---

<sup>1)</sup> Siehe *Anglia*, Anz. III, 179 ff. (Chaucer Society Publications); ebd. IV, 93 ff. (Minor Poems); ebd. VI, 19 ff. (Lange, Boke of the Duchesse, Diss.), ebd. VI, 24 ff. (Willert, Hous of Fame [Diss.]), ebd. X, 290 ff. (Sweet, Second Middle English Primer); Engl. Stud. XV, 399 ff. (Skeat, Minor Poems and Legend of Good Women, Willert, Hous of Fame [Text], Kunz, Hss. der Legend etc.), ebd. XXVII, 1 ff. und Archiv CII, 410 ff. (Globe Edition), E St. XXXVI, 133 ff. (Bilderbeck, Leg. of Good Women, Character and Relation of Mss.), London 1902; ebd. XLVIII, 260 ff. (Emerson, Poems of Chaucer); Literaturblatt XLI, 18 ff. (Kaluza, Chaucer-Handbuch).

<sup>2)</sup> Archiv CXI, 64 ff. u. 299 ff., CXII, 46 ff. (Hss.-Verhältnis im Parl of Foules); *Anglia* Beibl. XXVII, 139 ff. (Textkrit. Bemerk. z Hous of Fame), *Anglia* N. F. XXXI, 197 ff. und XXXII, 23 ff. (Hss.-Verhältnis in der Leg. of Good Women); gelegentlich auch Engl. Stud. LV, 161 ff. (Alte Chaucer-probleme usw.) u. Literaturbl. XLI, 101 ff. (Rez. v. Brusendorffs Chaucer Tradition) u. a. a. O.

<sup>3)</sup> Minor Poems, Progr. 1883; Parl. of Foules, Progr. 1904; Chaucer-Proben, Engl. Stud. LIII, 161 ff.

<sup>4)</sup> Ausgewählte kleinere Dichtungen usw., 1880, und letztes Zitat.

kurzen Andeutungen begnügen. Ich nehme daher gern die Gelegenheit wahr, diese Unterlassung an dieser Stelle gutzumachen, die mir der Herr Herausgeber der Anglia freundlichst eingeräumt hat.

Von meinen Vorgängern kommen hier im wesentlichen die Ausgabe der 'Complete Works' von W. W. Skeat (Oxford 1894 u. ö.), die gegenüber seinen früheren Ausgaben manche Besserung, zum Teil nach meinen Vorschlägen, aufweisen, und die Globe-Edition (London 1898 u. ö.), in der A. W. Pollard die Legend, F. Heath die übrigen Minor Poems ediert hat, in Betracht, da sie allein die von mir behandelten Dichtungen vollständig enthalten. Da alle übrigen Veröffentlichungen dieser Art — die Untersuchungen von Lange, Kunz, Bilderbeck, Amy, Sweet, Willert, Emerson und Kaluza<sup>1)</sup> — teils nur von vorübergehendem Interesse sind oder nur eine Auswahl bieten, sind ihre Eigenheiten nur insoweit berücksichtigt worden, als sie zu den hier zu erörternden Lesarten Stellung nehmen oder eine bemerkenswerte Verbesserung vorschlagen. Auch würde es zu weit führen, wollte ich alle Unterschiede zwischen den Texten jener Hauptausgaben und dem meinen im einzelnen notieren. Doch will ich das, was sich in wenige Worte zusammenfassen läßt, der Besprechung von Sonderfällen vorausschicken.

Man hat Skeat und auch den Mitarbeitern der Globe-Edition mit Recht vorgeworfen (s. u. a. meine vorhin zitierten Anzeigen), daß sie beim Aufbau ihrer Texte keinen festen Grundsatz befolgten, ihre Lesarten bald aus dieser, bald aus jener Handschriftengruppe wählten oder minderwertige Codices

---

<sup>1)</sup> In McCrackens College Chaucer bilden die ausgewählten Stücke nur genaue Abdrucke einzelner Hss. Andere Schulausgaben (s. Griffiths Bibliography of Chaucer, S. 18 ff.) waren mir nicht zugänglich. Ich füge hier die Titel einiger auch von mir besprochenen Schriften an, auf die ich mitunter zu verweisen habe: Eitle, Die Satzverknüpfung bei Chaucer (Literaturbl. XXXV, 332 ff.); Bihl, Die Wirkungen des Rhythmus in der Sprache von Chaucer u. Gower (ebd. XXXVIII, 312 ff.); Einenkel, Historische Syntax (Engl. Stud. LI, 407 ff.) Erst zuletzt stand mir "A Concordance to the Complete Works of G. Chaucer" von J. Tatlock und A. Kennedy, 1927, zur Verfügung, ein gewaltiges Werk, das mir trotz seines Aufbaues auf der mangelhaften Globe Edition und seiner unübersichtlichen Anordnung (Subst., Adj., Verb., Adverb usw. durcheinander) in einigen Fällen von Nutzen gewesen ist.

maßgebend sein ließen. Diesen Fehler habe ich zu vermeiden gesucht, aber bei der oft mangelhaften Überlieferung der Minor Poems stellten sich doch manchmal Zweifel ein, ob ich bei der strengen Durchführung des Prinzips, den Ausdruck der zugrunde gelegten Hs. beizubehalten, immer auf dem richtigen Wege war, um die ursprüngliche Lesart wiederzugeben. Denn selbst die besseren Codices (erstklassige sind überhaupt nicht von den kleineren Dichtungen vorhanden) sind nicht frei von offenbaren Entstellungen und zeigen deutliche Spuren von nachträglichen Korrekturen ihrer Abschreiber, die mitunter ausgefallene Verse durch eigenes Machwerk zu ersetzen suchten. Wenn dann nicht Sinn, Grammatik oder Versmaß den Ausschlag geben, ist der richtige Wortlaut nicht sicher zu bestimmen, so daß in dergleichen Fällen besondere Erwägungen anzustellen sind. Zum Teil finden sich solche bereits an den unten angezogenen Orten, so daß hier ein kurzer Hinweis darauf genügen durfte; mitunter habe ich aber infolge erneuter Prüfung meine dort ausgedrückten Ansichten geändert und muß dann abermals darauf eingehen. Einstweilen gilt es jedoch nur, diesen Umstand als eine der Quellen der Verschiedenheiten in meinem Buche von den Texten der anderen Herausgeber festzustellen.

Eine andere Quelle ist die Verschiedenheit der Auffassung von Chaucers Versbau, von dessen regelmäßigem Wechsel zwischen Hebung und Senkung, bis auf gewisse Freiheiten, ich mit ten Brink überzeugt bin, während englische und amerikanische Gelehrte mit Schipper auch doppelte Senkung, besonders nach der Zäsur, zulassen wollen. Diese läßt sich jedoch leicht durch Annahme des Verstummens tonloser *e* oder Schlufs-*n*, durch Verschleifung mit Halbvokalen oder palatale Lautung oder auch durch Streichung gleichgültiger Wortchen, öfters auf Grund besserer Hss., beseitigen,<sup>1)</sup> was ich in meinem Text durch Punkte und Haken angedeutet habe. Unter den metrischen Freiheiten verstehe ich das besonders in den viertaktigen Dichtungen häufige Fehlen des Auftaktes und Taktumstellungen, d. h. gelegentliche daktylische, seltener anapastische Verseingänge, die hie und da auch nach der Zäsur anzunehmen sind, doch ohne Überschreitung der regelrechten

<sup>1)</sup> Vgl. ten Brink, Chaucers Sprache u. Verskunst, 3. Aufl., ed. E. Eckhardt, § 253—69, u. s. meine Anz Litbl. XLI, 374 ff.

Silbenzahl. Beispiele<sup>1)</sup>: *Nōblē prīncesse* ABC 97, *Templē dēvout* ebd. 145; *Hīt ām Ī* B. D. 185; *Thēre ās iōye* P. F. 49, *Ōf ŷmāges* H. F. 171, *Took tō ā man* ebd. 1596; *Ūndēr thē laurer* Anel. 19; || *īn hīr chāmbres* LGW. 1964; || *kýthēn Ī moot* Fort. 63; || *sōrwe ōn thý flesh* Bukt. 19 usw.

Dafs auftaktlose Verse vom Dichter öfter beabsichtigt sind, ist Skeat und den andern Herausgebern wohlbekannt, wie sich auch solche häufig genug in ihren Texten vorfinden (z. B. B. D. 19, 65, 74, 132 usw.). Es ist daher unnötig, dafs besonders ersterer mehrmals derart lesbare Zeilen um eine Silbe teils nach der Lesart minderwertiger oder einzelner Hss., teils aus eigener Machtvollkommenheit vervollständigt, ohne dafs Sinn, Grammatik oder Rhythmus eine Ergänzung verlangen. Solche Fälle sind (wobei ich die Zusätze einklammere): ABC. 183 (*So*) *bring*; B. D. 206 (*look*) *that ye*; 236 (*for*) *to slepe*; 357 (*I*) *took*; 481 *Allas* (*o*) *deeth*, ten Brink (*the*) *d.*; 734 (*a*!) *which*, 792 (*y*-) *laft*; 891 *good*(*e*); 916 (*They*) *ne*; 1139 (*sir*) *quod I*; 1198 *withoute*(*n*); Pitee 16 *deed as* (*a*) *stoon* (vgl. C. T. 3470); Bal. of Pitee 40 (*With*) *in*; 64 *as* (*that*); 115 (*Why*) *will ye*; Cpl. 41 (*And*) *yt*; 47 *But* (*why*); P. F. 487 *who* (*so*) *that*; H. F. 1483 (*dan*) *Virgile*; 1510 (*al*) *the fame*; 1593 *Til* (*that*); 1668 (*Right*) *in*; 1675 (*Al*) *esely*; 1804 (*the*) *sooth*; 1805 (*al*) *so*; 1822 (*not*) *graunte*; Anel. 109 *then* (*that*); LGW. 124 *And* (*eke*); 1936 (*Vn*) *to*; 1964 (*king*) *Minos*; 2388 (*his*) *shame*; 2468 (*his*) *folk*; 2676 *ben* (*sone*) *brought*; F. A. 63 (*And*) *dowbleness*. Mag durch diese Zusätze auch hin und wieder der Urtext zufällig wiederhergestellt sein, so ist dies doch nicht zu beweisen.

Dasselbe gilt umgekehrt von seinem Bestreben, Wörter oder Silben zu streichen, die, wie vermutet, von Schreibern eingefügt sind, um das in ihrer Sprache verstummte *e* zu ersetzen. Ohne jede Autorität geschieht dies B. D. 6 *take* (*no*) *keep*; 80 *her herte* (*be*) *gan*; 131 *prayde* (*right*) *so*; 149 *speke* (*right*) *so*; 264 *dide* *the goddess* (*quene*) *A.*; 348 (*And*) *I herde*; 448 *romed* (*right*); 454 *mochel and* (*right*) *yong* (fehlt auch in Bodl.); 571 *hele* *me may* (*noo*) *physicien* [so auch Lange];

<sup>1)</sup> Die im folgenden gebrauchten Abkürzungen, die vielleicht einer Erklärung bedürfen, sind: B. D. = Book of the Duchesse; Bal. Pi. = Balade of Pitee; Cpl. = Complaynte d'Amours; F. A. = Former Age; H. F. = Hous of Fame; LGW. = Legend of Good Women; P. F. = Parlement of Foules.

785 *ferde* (*right*) *so*; 924 *swere* (*wel*) [auch Lange; doch siehe V. 971 u. 1002]; 1051 *loked* (*hir*); 1159 *songes* (*thus*); Bal. Pi. 76 *in this worlde* (*pan*); 80 *bet(ter) loved*; 126 *laste* (*no*) *blisse*; 127 (*with*) *in my careful herte* (so auch Gl.); Cpl. 4 *Beginne* (*right*) *thus* Gl. In einigen Fällen kann sich Skeat allerdings auf andere Hss. als die von ihm zugrunde gelegte berufen, doch stehen auch dann der Auslassung manche Bedenken entgegen; so Cpl. 14 *best* [vgl. V. 7], 36 *sith(en)* [Rhythmus!], Mars 67 (*ther*); H. F. 766 (*y*)*spoken* [auch Heath und Willert]; 1071 (*now*) [desgl.]; 1105 (*for*) [auch Willert]; LGW. 952 (*his*); 1091 (*to*); 2299 (*me*).

Doch um hierüber urteilen zu können, müssen wir uns klar werden, wie Skeat über die Geltung des *e* in Endungen an andern Stellen des Verses als in der Zäsur denkt, da er sich darüber nicht bestimmt ausspricht und auch in seinem Text nur selten Zeichen als Anhaltspunkte verwendet. Wenn wir in seiner Ausgabe Verse lesen wie z. B. B. D. 332 ff. *And alle the walles with colours fyne Were peynted . . . My windowes weren shet echon*; oder ebd. 929 *I durste swere thogh the pope hit songe*; oder P. F. 625 *Who loved hir best, as seide the tercelet*; oder LGW. 754 *I wisshe to god that it were down ybete*; so werden wir schwerlich annehmen, daß er alle hier vorkommenden tonlosen *-e* gesprochen haben will. Dazu kommt, daß er häufig ein etymologisch oder grammatisch berechtigtes *-e*, wenn es der Vers verlangt, einfach fortläßt, auch wenn es in der Grundhs. zu finden ist, z. B. B. D. 218 *My first(e) mateere*; 227 *I ne might(e)*, 239 *yet me list(e)*, 264 *As did(e) the goddesse* (dagegen 713 *dide*), P. F. 389 *I prik(e) yow*, H. F. 703/4 *al(le) the pyes . . . al(le) the spyes* usw. (dagegen *alle* oben B. D. 332, ebd. 991 *alle* statt *al* usw.). Hieraus geht also hervor, daß er das gelegentliche Verstummen jener Endungen als gerechtfertigt anerkannte, und so sind seine Textänderungen, die lediglich bezwecken, sie wieder zu beleben, wenn zuweilen auch als zulässig, im allgemeinen aber als überflüssig anzusehen. Daher war es nicht nötig, der Überlieferung zum Trotz, B. D. 107 *wep(e)* in *wep*, 391 *crep(e)* in *crep*, H. F. 119 *slep(e)* in *sleep* zu verwandeln, da der Gebrauch der schwachen Formen neben den starken bei Chaucer genugsam belegt ist (s. Wild, S. 309 f.), obwohl es nicht unwahrscheinlich ist, daß der Dichter die letzteren hier selbst verwandt hat.



Deutlicher als bei Skeat tritt die Auffassung des Versbaus in der Globe-Edition zu Tage, da hier die zu sprechenden Endsilben mit einem Punkt darüber bezeichnet sind, so daß also die unbezeichneten *e* als stumm gelten sollen. Vergleichen wir nun die oben angeführten Stellen mit deren Gestalt in dieser Ausgabe, so ersehen wir, daß deren Herausgeber in metrischer Hinsicht an den oben angezogenen Stellen meist die gleiche Auffassung wie ich bekunden, wenn sie sich auch in den einzelnen Lesarten öfters an Skeat anschließen oder ihre eigenen, nicht immer begreiflichen Wege gehen, wovon später noch die Rede sein wird.

Ebenso steht Emerson in den von ihm veröffentlichten Texten bezüglich des Versbaus im wesentlichen auf demselben Standpunkte mit mir. Doch da ich mich hierüber in meiner Besprechung seines Buches in den Engl. Stud. XLVIII, 260 ff. hinreichend geäußert habe, brauche ich hier nicht darauf zurückzukommen. Dagegen hat Shannon in einer Abhandlung über das Hous of Fame (Journ. Engl. Germ. Phil. XII, 277 ff.) die Ansicht verfochten, daß Chaucer den Achtsilbler absichtlich unregelmäßig gebaut habe, der neuerdings Brusendorff in seinem Werke 'The Chaucer Tradition' auch bezüglich der andern Versformen beigetreten ist, welche Auffassung ich jedoch als unhaltbar in einer Notiz Angl. XXXVII, 214 und in meiner Rezension des letzteren Buches, Literaturbl. XLVIII, Sp. 102, dargelegt habe, da die überaus mangelhafte Überlieferung gerade der in Achtsilblern geschriebenen Gedichte zu einer solchen Folgerung nicht berechtige.

Eng verbunden mit der metrischen ist die grammatische Frage, zunächst was die Schreibung des sprachlich richtigen, doch mitunter im Verse verstummenden *-e* betrifft, das Skeat (auch die Globe-Editors), wie aus obigen Zitaten zu entnehmen, den jüngern Hss. gemäß, öfters wegläßt. Daß dies nicht des Dichters Art war, geht aus einem Vergleich mit älteren und besseren Mss. hervor, so mit dem Ellesmere-Ms. der Canterb. Tales, dem auch Skeat in seiner Ausgabe ziemlich genau folgt. Nur bei Imperativen, z. B. *sey*, *tel*, und bei *ther* und *wher* fehlt dort dieser Buchstabe zuweilen, und demgemäß habe ich diesen auch in den vorliegenden Gedichten ergänzt, wo er hingehört, doch die so ergänzten *e* durch Schrägdruck gekennzeichnet.

Andererseits zeigen die jüngeren Hss. bekanntlich oft die Neigung, -e hinzusetzen, wo es nicht hingehört, und so haben kritisch bearbeitete Texte die Aufgabe, es dort zu streichen. Über die Art, wie ich mich in zweifelhaften Fällen hierzu verhalten habe, gibt meine Einleitung S. 40 Auskunft; u. a. habe ich das *e* belassen, wenn es das Dativzeichen bedeuten könnte, auch wo es im Versrhythmus nicht zur Geltung kommt. Im Innern der Zeile ist diese Schreibung verhältnismäßig gleichgültig, außer wo das Metrum ein *e* verlangt, aber es fragt sich, wieweit der Dichter es gesprochen wissen wollte. Und in dieser Hinsicht geht Skeat, meist von der Globe-Edition getreulich begleitet, nicht immer korrekt oder vorsichtig genug zu Werke. So gibt er Mars 102 dem Präteritum *to-wond* ein *e* im Reim mit *honde* und *londe*, obwohl diese Wörter auch einsilbig gelten können; ähnlich P. F. 372/4 *fond(e) : lond(e)* (H. F. 1584 *found* st. *fond*!). Dann finden wir den Dat. Plur. *feete*, dessen zweisilbige Geltung im Reim nur an zwei Stellen (H. F. 1049 u. C. T. 5524) sicher belegt ist, fälschlich mit dem Prat. *seet* (B. D. 501) und *heet* (ebd. 200), letzteres auch mit dem Adj. *greet* im Sing., ebd. 948, gebunden. Recht fraglich ist auch ebd. 77/8 *home : come*. Ferner das Subst. *bond(e)* B. D. 935 u. H. F. 321 : *honde*; das sonst einsilbige *beest* (siehe ten Brink § 220) und *arreest* werden zu *beste : arreeste* (B. D. 637, LGW. 396/7, 1928/9). Bedenklich sind auch die Reime *mouth(e)* (Dat.) : *south(e)* H. F. 1679/80 und 2075/6<sup>1)</sup>, *lest(e) : west(e)* LGW. 563/4; ferner B. D. 643/4 *wele* st. *wheel* : *wele*, das gewöhnlich *weel* lautet; ebd. 347/8 u. 460/1 *adoun(e)* bzw. *doun(e) : soun(e)*, wobei es überhaupt fraglich ist, ob Chaucer Dative von rom. Substantiven bildete, so daß auch der Reim P. F. 344/6 *soun(e) : heroun(e)* beanstandet werden muß.

Geradezu falsch ist der Reim *yere : nere* B. D. 37/8, da der Plural des ersteren entweder *yeer* oder *yeres* lautet und das zweite meist einsilbig ist.

Das Adjektiv im Singular braucht Skeat zuweilen auch bei prädikativer Stellung in der schwachen Form, so Mars 36/8 *at al(le) : tal(le)*, B. D. 856 *hed(e)* [Dat.] : *red(e)*, 912 *werk(e) : derk(e)*, 1029 *Carrenar(e) : war(e)*; [richtig dagegen z. B. 860 *sadde* und

<sup>1)</sup> Zulässig LGW. 806/7 u. 980/1, wo beide im Dativ stehen

<sup>2)</sup> H. F. 1604 habe ich mich selbst durch die Hss. verführen lassen, *fete* und *hete* zu reimen (vgl. ten Brink § 157 und Wild, S. 341)

900 *dulle* im Plural]; 1085 *lik(e): autentik(e)* [dieses im Plural, dessen Zeichen aber auch fehlen kann]; P. F. 162/4 *dull(e): pul(le)* [richtig einsilbig]. Ferner im Versinnern LGW. 2582 *sadde* und 2711 *swifte*, deren *e* als Silbe mitzählen soll. Ebenso fehlerhaft ist dieses, wenn das Adjektiv seinem Substantiv im Vokativ nachgestellt wird; so H. F. 1793/4 *lady brighte* im Reim zum Dativ *myght(e)*; desgl. ABC. 81, wo die Herausgeber diese Form einfügen wollen (s. u.); richtig dagegen heisst es Mars 136 *lady bright*. Zu Unrecht aber beraubt Skeat das Wort *compleynte* seines *e*, welches durch B. D. 464 und 488 verbürgt wird. H. F. 725/6 schreibt er der Überlieferung gemäfs *I wille: skille*, ob mit Recht, ist mir zweifelhaft, da die zweisilbige Form von *wil* (oder *wol*) bei Ch. sonst nicht belegt ist, und da das letztere Wort wohl *skile* in der Zusammensetzung *skilful* geschrieben wird, aber stets einsilbig lautet und nach dem New Engl. Dict. bei anderen mitttelenglischen Autoren in der Form *skil* zu finden ist. Ganz unverständlich ist, warum Skeat LGW. 1798/9 und 2378/9 *aloon: moon* schreibt, während er Mars 141/3 richtig *aloone: mone* und ebd. 234/5 und H. F. 361/2 *mone: done* reimt.

Auch ohne Einfluß des Reims finden sich mancherlei Unrichtigkeiten und Inkonssequenzen in Skeats Text; so lautet bei ihm (ob stets, habe ich nicht nachgeprüft) *yive* oder *yeye* als Imperativform (s. B. D. 111, 525, H. F. 1558, LGW. 496, 2300 usw.), obgleich die älteren Hss. an diesen Stellen das richtige *yif* bieten, wie er auch sonst die Imperative von starken und schwachen Verben nicht streng scheidet (z. B. *Swere* B. D. 753, *fare* LGW. 551, P. F. 494 *Cume, Send* B. D. 118, *hy* ebd. 152). Wenn er im übrigen seine Schreibung nach eigenen Grundsätzen normalisiert hat, so zeigt sich doch in einigen Fällen ein merkwürdiges Schwanken, so in Wörtern wie *sorwe*, *morwe*, *folwe* usw., die er teils so, teils als *sorowe* (B. D. 10 und 708, Mars 10/11), *folowe* (B. D. 1012) usw. schreibt, wohl von der jeweilig benutzten Hs. beeinflusst. Ebenso wechselt bei ihm *swich* und *such*, *yit* und *yet*, *er* und *or* usw., deren Brauch bei Chaucer ich nach den Untersuchungen Wilds geregelt habe. Ferner vermißt man bei ihm und den andern Herausgebern öfters das den Hiatus hindernde *n* (oder *m*), das ich auch gegen die Überlieferung zu ergänzen mich für berechtigt gehalten habe; so B. D. 357 *myn hors*, H. F. 655 *thyn hous*, B. D. 55

been in mynde, H. F. 395 doon hir, B. D. 382 From alle; Bukt. 15 from his woo usw. Allein ich will gegen meinen geschätzten Vorgänger deswegen keine schweren Vorwürfe erheben, da ich bei wiederholter Durchsicht meines eigenen Textes leider hin und wieder ähnliche Inkonsistenzen entdecke, die meinen geehrten Rezensenten gewiß nicht entgehen werden.

Was schliesslich die Globe-Edition, soweit sie nicht mit Skeat übereinstimmt, angeht, so haben deren Herausgeber das löbliche Bestreben, den Urtext getreulicher wiederzugeben, worin sie aber soweit gehen, daß sie mitunter die offenbaren Fehler ihrer Grundhandschrift, von der sie jedoch öfters willkürlich abschweifen, mitübernehmen. Beispielsweise reimt Heath P. F. 152 *best: set* und *let*, 604 *blythe* (st. *blyve*): *stryve* und *lyve* und schreibt ebd. 276 *sereis* st. *Ceres*. Im H. F. 911/2 behält er die sinnlose Lesart der beiden Drucke, der er auch sonst einen unverdienten Vorzug einräumt, bei. Ähnlich verfährt Pollard in der LGW.; V. 159/60 reimt er *acorde: lord* und ebenso 169/70, wo er aber beiden Wörtern ein falsches End-*e* gibt; V. 880 läßt er *speke* als Imperativ gelten, und V. 1210 nimmt er die offenbar verschriebenen Worte *this lady* st. *thus late I* auf. Auf andere Mängel beider werde ich gelegentlich noch hinzuweisen haben; doch will ich nicht verschweigen, daß sie ein paarmal, doch recht selten, brauchbare Verbesserungsvorschläge machen, die auch an geeigneter Stelle erwähnt werden sollen.

Und nun zur Besprechung der übrigen Lesarten, die noch einer Rechtfertigung bedürfen.

**I. ABC.** V. 1—24 als Probe bei Kaluza. **V. 86.** Die Lesart aller Hss. *boþe haue* ändert Skeat, was ich in den Fußnoten allerdings nicht erwähnt habe, in *haue bothe*, vermutlich weil er annimmt, daß das *e* in *have* nie als Silbe zähle und eine solche das Versmaß verlangt, die er durch *boþe* vor dem folgenden *bouht* gewinnen will. Ich halte diese Annahme für unbegründet.

**V. 132** habe ich die von mir in meiner Programmabhandlung (s. o.) vorgeschlagene und begründete Textänderung auf die französische Vorlage gestützt, beibehalten.

**V. 146** schreibt Skeat *pryved* statt *deprived* nach zwei untergeordneten Hss., augenscheinlich um nach seiner vorhin besprochenen Auffassung die letzte Silbe des vorhergehenden

Wortes (*misbilleued*) zur Geltung zu bringen, obwohl jene abgekürzte Form bei Ch. nicht zu belegen ist.

V. 163, der nach der Überlieferung mindestens eine Silbe zuviel hat, habe ich nach dem Vorgange Heaths [And] eingeklammert und nach seinem von Brusendorff befürworteten Vorschlage *pihte* in *prihte* verändert, da dieses dem Sinne der Stelle besser entspricht. Die Auslassung von *suffred* bei Skeat, um den Vers zu kürzen, ist dagegen grammatisch unzulässig. Da die bei meiner Lesung notwendige Verschleifung von *Longius* aber etwas schwerfällig ist, könnte man diesen Vers vielleicht auch als einen sechshebigen auffassen, wie solche auch sonst ein paarmal untergelaufen zu sein scheinen; s. Cant. T. 15751 (B 4057), LGW. 1126 und 1338. — Übrigens könnte man im vorhergehenden Verse das *suffre* der Hss. belassen und *passioun* dreisilbig sprechen.

V. 176 fasse ich als auftaktlos auf, während Heath *vengeaunce ay* ansetzt, welchen Hiat ich doch für zu bedenklich halte.

V. 181 ist metrisch unvollständig; das Gg.-Ms., und nach ihm Speghts Druck, fügt *brigt* hinter *ladi* ein, welches beide Herausgeber, wie schon bemerkt, falschlich zu *brighte* erweitern. Ich habe *bothe* vor *canst* aus dem Harl.-Ms., doch nicht ohne Bedenken, aufgenommen; ebensogut könnte man aber *-ek(e)* aus dem Sion-Ms. hinter *and* einfügen. Vielleicht ist aber die beste Lösung, neben Einsatz von *bright*, *sithe*, zu *sithen* erweitert, zweisilbig zu machen. — V. 183 ist oben erwähnt.

**II. Book of the Duchesse.** Abschnitte daraus auch bei Emerson (V. 1—290) und Kaluza (V. 291—485). Ich übergehe alle meine Abweichungen von den Herausgebern, die in den vorhergehenden Erörterungen genugsam erklärt sein werden, um zu V. 5/6 und ebenso zu V. 223/4 darauf hinzuweisen, daß das Subst. *keep* stets mit einsilbigen Wörtern oder solchen, deren *-e* fakultativ ist, reimt (z. B. LGW. 1732, C.T. 351, 397, 2688, Anel. 135 usw.).

Zu V. 23 ist zu bemerken, daß *this* und *thus* wiederholt miteinander verwechselt werden, sei es, daß sie, flüchtig gesprochen, gleich klangen, sei es, daß die Schriftzeichen sich ähnelten. Für die Cant. T. s. meine Detailed Comparison etc., § 2, C 202; ferner H. F. 853, 1542 (wo Skeat *thus* statt *this* wählt), LGW. 1210, 1762/3 und Bal. Pi. 15 (wo *pus* gegen die Hss. und Editoren zu lesen ist).

V. 41 habe ich als auftaktlos bezeichnet; man konnte jedoch *Passe we* daktylisch lesen. Vielleicht auch B. D. 423.

In V. 82 ist *her thoughte* in den Hss. offenbar aus der vorigen Zeile hineingeraten; Skeat und nach ihm die andern Herausgeber setzen *he dwelte* (er weilte) dafür ein, was wohl den Sinn der Stelle trifft, doch scheint mir *he twied* (er zögerte), das ich eingefügt habe, noch besser zu passen, zumal die Schriftzüge dieses denen von *thoughte* mehr ähneln und so eher zur Verwechslung Anlaß geben können als die der andern Emendation.

V. 87 zählt zehn Silben; Skeat nimmt *alas* heraus, um es in den kürzeren vorhergehenden Vers nach Auslassung von *she* einzufügen: *That hadde, allas* usw.: eine zu gewaltsame Operation, während Heath dieses Wort einfach streicht. Ich halte dagegen *alder* vor *best* für eher entbehrlich, da es sich in diesem Zusammenhang dem Schreiber leichter aufdrängt als das effektvolle *allas*! Ich habe daher dieses belassen und, abweichend von meinem früheren Vorschlag, *alder* eingeklammert.

V. 101 ist abermals zu lang; ten Brink verwandelt *this lady* in *she*, ebenso Skeat, während Heath den Vers unbekümmert stehen läßt, wie er überliefert ist; näher scheint mir zu liegen, das überflüssige *So* am Anfange zu streichen.

V. 134. Nimmt man die kontrahierte Form *erde* an, die nach dem N. Engl. Dict. und nach Stratmanns Wörterbuch in verschiedenen mitttelenglischen Denkmälern erscheint, so wäre der Vers in Ordnung. Doch s. Bihl, S. 33, Anm.

V. 167. Da Froissart, Chaucers Quelle, *Enclimpostair* schreibt, ist das -e von den Schreibern angeklebst, und um so unsinniger ist es, daß die Edd. auch das Reimwort *heir* damit versehen. Ähnliches gilt von einem andern Fremdwort V. 253, das korrekt *d'outremer* heißen muß; über das Reimwort *beer* s. ten Brink § 25.

V. 206 will Skeat, teils des Metrums, teils des Satzbaus halber, *look* vor *that* einschieben, indessen genügt *that* allein als Einleitung von Wunschsätzen. S. Eitle, a. a. O. S. 10.

V. 207 scheint Skeat *for* für die Proposition gehalten zu haben und ändert es in *at*, während Heath es einfach fortläßt; doch ist es die Konjunktion: denn (zu der und der Zeit usw.).

V. 213 ist wiederum überlang; ten Brink will daher *allas* durch *A* ersetzen, worin ihm Skeat folgt; Heath ist aber auch ohne dies zufrieden. Ich schliesse mich vielmehr einem Vorschlage Langes<sup>1)</sup> an und lasse *quod she* fort, da ich die Worte *allas for sorwe!* für einen Ausruf des Dichters, nicht für einen solchen Alcyones halte.

V. 288, von Thynne überliefert und von Stowe im Fairf.-Ms. nachgetragen, ist gewiß nur ein Notbehelf, um eine Verslücke der Hss. auszufüllen, und alle Versuche, diese Stelle durch Interpunktion oder Umstellung zu berichtigen, müssen daher ohne Annahme einer solchen fehlschlagen. Es dürfte jedoch nur eine Zeile fehlen, in der das Verb *koude* oder *kan* den Zusammenhang mit der folgenden herstellte.

V. 342 zählt eine Silbe zuviel; ich habe *ful* als einzig entbehrliches Wort eingeklammert.

V. 348 streiche ich *bothe* wie Skeat; dafs er aber auch *And* opfern will, halte ich, wie schon erwähnt, doch der Satzverbindung halber für verfehlt. Vgl. V. 194 und H. F. 780.

V. 361 ist *eke* dem Sinne nach überflüssig und beschwert überdies das Versmafs.

V. 393 habe ich *hylde* in der Fairf.- und Bodl.-Hs., wie auch Heath in *heeld*, der bei Ch. gewöhnlichen Form des Prät. von *holden*, verwandelt, während Skeat es in der Form *Hild* beibehält, die er vom ae. Verb *helden*, *hylden* = neigen herleitet. Er mag recht haben; aber da *hild* st. *heeld* öfters in verschiedenen Hss. geschrieben wird (s. Wild, S. 342), und jenes Verb sonst nicht bei Ch. belegt ist, bin ich ihm hierin nicht gefolgt, zumal auch *heeld* = hielt hier dem Sinne der Stelle entspricht.

V. 443 habe ich *they* der Hss., das die Herausgeber beibehalten, mit Thynne in *I* verwandelt, da jenes ohne richtige Beziehung bleibt, die dagegen das V. 445 folgende *I* bietet.

V. 475—86. Das 'lay' des Ritters ist augenscheinlich mangelhaft überliefert, da der Strophenbau in Unordnung ist (s. meinen Herstellungsversuch Anglia VI, Anz. S. 98). Eine fehlende Zeile (480) wird von Thynne ergänzt; aber da deren Echtheit fraglich ist, haben Skeat und Heath sie fortgelassen, ob mit Recht, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls glaube ich

<sup>1)</sup> S. seine Dissertation über diese Dichtung, S. 16.

aber V. 479 nach Vorschlag Langes (l. c. S. 18) zu der Änderung berechtigt, daß ich sinngemäß die Worte *fro me* vor *agoon* statt vor *deed* einsetze.

V. 498 verwandeln die Herausgeber *is* in *was*, unnötigerweise, da zahlreiche Stellen zeigen, daß Ch. in dem Wechsel von Präsens und Präteritum keine Gesetze kennt; siehe z. B. B. F. 47 und 188, H. F. 1399 ff., Anel. 130 ff., 183 ff., LGW. 528 f., 590 f., 793 ff., 802 ff., 1595 ff., 2246 ff. usw. Siehe meine Bemerkung zu C. T. 512 (Engl. Stud. XLVII).

V. 509 ist *thorgh* gegen alle Texte mit Lange zu streichen, da *sorwe* offenbar Subjekt zu *Made* V. 510 ist.

V. 517 habe ich mit Rücksicht auf die obigen Erörterungen nicht mit Lange und Skeat *had* [*y*]gret in *grette* verändert, obgleich dies Verfahren sich sonst empfiehlt, sondern nur das den Vers überladende *y*- gestrichen.

V. 546 vervollständige ich metrisch, indem ich *sire* (zweisilbig) statt *sir* der andern Texte schreibe, dessen -e wohl hinreichend durch die anzunehmende Sprechpause vor dem folgenden *oo thyng* gesichert ist. Dieselbe Messung gebe ich diesem Worte V. 548, wo die fehlende Silbe von Lange und Skeat durch unnötigen Einsatz von *good* davor ergänzt wird; ebenso V. 746, wo statt dessen Skeat *tel(le)* zu *telleth* erweitert; desgl. V. 753, wo die Herausgeber zur Versfüllung falschlich *Swer(e)* (Imper.) zweisilbig messen; desgl. V. 1126, in dem Skeat aus demselben Grunde *right* vor *thoo* einschiebt.

V. 584 ersetzt Skeat das einleitende *That* durch *Thogh*, das wohl für den Vordersatz paßt, aber den Nachsatz unverbunden läßt; vielmehr ist *That* durch das vorhergehende *so* bedingt,<sup>1)</sup> worauf allerdings im stillen *thogh* hinzuzudenken ist, wofür man *I wolde deye* in Kommata einschließen könnte, so daß dann *That* deutlicher auf den Folgesatz *hit wol not so* hinweist. Da Chaucer auch sonst in der Satzverknüpfung nicht immer klar ist, kann man wohl das einhellig überlieferte *That* gelten lassen. Dagegen ist im Nachsatz nicht *wolde*, wie Skeat nach dem Fairf.-Ms. liest, sondern, mit den andern Hss. und mit *wol* und *nyl* in den nächsten Versen überein-

<sup>1)</sup> Ich bin jetzt im Zweifel, ob ich recht getan habe, das auf *so* folgende *ful*, wie Skeat, zu streichen, da *pure* wohl auch einsilbig behandelt werden kann. S. B. D. 934.



stimmend, wie oben das Präsens, dem Hauptsatze entsprechend, anzusetzen. Vgl. LGW. 1284.

V. 586 verbessert Skeat *hym* in *hit*, umgekehrt V. 640 *hit* in *he* (auch Heath); da aber auch an andern Stellen sich *he* und *hym* als Akk. auf Sachen und Tiere, in demselben Satzgefüge mit *hit* wechselnd, beziehen (s. B. D. 397, 419, H. F. 731 und 755, LGW. 126 und 129), woran auch er keinen Anstoß nimmt, war diese Änderung unnötig, zumal H. F. 1078 *he*, im Reime auf *thyng* bezogen, beweist, daß auch Ch. hierin keine scharfe Scheidung kannte. S. auch P. F. 39 und Troil. I, 401/3.

V. 589 ist *Thesiphus* wahrscheinlich aus einer Vermengung der Namen Sisyphus und Titius, an den der Dichter vornehmlich dachte (s. meine Fußnote), entstanden, weswegen ich diesen Namen unverändert gelassen habe, zumal Ch. auch sonst in diesem Gedicht noch geringe Bekanntschaft mit dem klassischen Altertum offenbart (siehe meinen Aufsatz Engl. Stud. LVII, S. 79) und vgl. die Lesarten z. Troil. I, 786.

V. 610 lasse ich das aus dem Vorhergehenden zu ergänzende *is* nach *sleep* des Metrums wegen fort, wie es auch im nächsten Verse an zweiter Stelle fehlt.

V. 634 streiche ich aus demselben Grunde *and* gegen alle Texte.

V. 654 stimmen Skeat und Heath mit meiner Lesart überein; ich muß aber gestehen, daß der Vers mit dem von Thynne vor *diuers* eingeschobenen *ful* wohl lautender wird: *With hîr fals draughtes fûl diuêrs*.

V. 660 ist wieder fünfhebzig; eine Silbe beseitigen meine Vorgänger durch Auslassung von *the*; als zweite klammere ich *of* ein, indem ich *in-myð-point* präpositionale Bedeutung wie *amidde*s gebe, das hier vielleicht gestanden hat. Freilich fehlen weitere Belege dafür.

V. 666 schreiben die meisten Texte *Ikond*, Bodl. *I coude*, Skeat und Heath *Y-coud*. Ich habe ersteres aufgenommen, da V. 787 zwei Hss. und Thynne, ebenso Fairf. *kende* (Sk. *koud*, H. *kenned*), V. 998 (in der Fußnote nicht vermerkt) Fairf. gleichfalls *konde*, die andern allerdings *koud* lesen. Nach Wild, S. 347, ist das Part. Prät. von *kunne* nur einmal als *couth(e)*<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Ich korrigiere jetzt: . . . *this sentence is knowen, kouth Of euery philosophres mouth*.

sicher H. F. 757 belegt; an allen andern dort zitierten Stellen ist es aber Adjektiv im Sinne von 'bekannt' geworden außer einmal in der Parson's Tale 19352 [I 1041], wo aber zwei Hss. *conned* bzw. *konde* schreiben. An allen drei Stellen im B. D. ist es aber, mit *have* verbunden, sicher Partizip, und da wohl *kond* und *koud* von den Schreibern miteinander verwechselt werden konnten, schwerlich aber *kouth*, scheint mir eine jener beiden Formen ebensogut wie diese belegt; welche Ch. angehörte, läßt sich allerdings nicht nachweisen, doch war *kond* als schwaches Partizip gewiß in weiteren Kreisen bekannt und kann daher ebensogut Geltung beanspruchen wie das von den Herausgebern aufgenommene *coud*.

V. 679 mache ich, ebenso wie Heath, *For this* vom vorhergehenden *excused be* abhängig, während Skeat nach diesen Worten einen Punkt setzt und somit *For this* zum Folgenden zieht, wo es aber sinnlos erscheint.

V. 732 ist die Überlieferung verwirrt; Skeat macht daraus *Dydo, quene eek of Cartage*, ähnlich Heath, der aber außerdem das den Vers überlastende *the* vor *quene* beibehält. Ich stelle dagegen *eek* vor die Apposition, die sonst besagen würde, daß Dido außer anderem auch Königin von Karthago war, was natürlich nicht gemeint ist. Der Dichter will vielmehr ausdrücken, daß sie dasselbe Schicksal wie die vorhergenannten Medea und Phillis, erlitt.

V. 740 schreibt Skeat *noon* für *no man*, um den Vers in die normale Silbenzahl zu bringen, doch ist jede Änderung überflüssig, wenn man *ther's* verschleift, wie ich es angedeutet habe; vgl. V. 147, 781 und 1310 *hit is*, 268 und 1180 *that is*.

V. 793 lasse ich *why* als metrisch überflüssig fort, da *for* allein als kausale Konjunktion genügt. S. Eitle, S. 60.

V. 802 sind dagegen alle Textänderungen Skeats und Heaths unnötig, wenn man nach meiner Bezeichnung *varyinge* verschleift, um den Vers auf das richtige Maß zu bringen.

V. 805 und 806 gehören die Kürzungen Skeats, der hier *that*, dort *on* streicht, zu den vorhin erörterten Fällen; desgl. V. 930 (*yit*).

V. 818 schaltet Skeat *ther* vor *sawgh* ein, um den Vers auf die regelrechte Silbenzahl zu bringen; näher liegt, den Infinitiv *seyn* der Hss. mit Thynne zum Gerundium *seyne* zu erweitern (so hier 1194, P. F. 78, Anel. 286, H. F. 959 usw.), dessen *e* im

Hiat durch die folgende Satzpause genügend geschützt wird. Die Infinitivform *seyen*, die Heath hierhersetzt, wird dagegen durch keinen Reim bestätigt, vielmehr lautet dieser Modus entweder *seyn* oder *seye*. — Ebenso erübrigt sich im folgenden Vers der Einsatz von *al* in Skeats Text; s. jedoch Fußnote.

V. 822 nehme ich, um das richtige Versmaß zu retten, *clerre* als Komparativform von *clere* an, die ich freilich nicht belegen kann, wobei ich mich aber auf *derre* (Troil. I, 136 und 174, C. T. 1448) von *dere* berufe. So bilde ich auch *nerre* V. 898.

V. 837 ff. Der ungenaue Reim *thoght: y-kaught* hat schon wiederholt Verdacht erweckt (s. Wild, S. 168); da auch der grammatische Bau dieser Stelle schwerfällig und unklar ist, habe ich bereits Engl. Stud. XXVII, 35 die Vermutung ausgesprochen, daß zwischen diesen Versen, wie sonst öfter in dieser Dichtung, eine Lücke anzunehmen ist, deren Inhalt ich dort skizziert habe. Übrigens sollte in meiner Ausgabe hinter *God* statt eines Kommas ein Gedankenstrich stehen.

V. 840 will Skeat *reed* statt *counseyl* lesen, was ich aber für eine zu gewaltsame Korrektur des Versmaßes halte, weswegen ich das vorhergehende *maner* streiche, das öfters als bloße Verstärkung eines Pronomens, wie bei uns 'Art', dient (z. B. Pitee 24, C. T. 13405 [B 1689]) und sich so wohl leicht in die Feder eines Kopisten einschleichen konnte.

V. 886 ist nur von Thynne überliefert und von späterer Hand in das Fairf.-Ms. eingetragen, so daß dadurch, worauf schon Lange hinweist, Verdacht an seiner Echtheit entsteht. Doch da der Vers so leidlich in den Zusammenhang hineinpafst, wird man ihn, obgleich nicht sehr sinnreich, gelten lassen.

V. 895 bessert Skeat nach Lange durch Weglassung von *But*, das ich aber (vgl. V. 939) als Satzverbindung für unentbehrlich halte; eher möchte ich *a* streichen, das nach *which* fehlen kann. S. Bihl, S. 272. Ähnliche Fälle Cpl. 47 und 50, Bal. Pi. 98 und P. F. 669.

V. 905 macht abermals Schwierigkeiten, die Skeat und Heath mit Ausstoßung von *whit* wegräumen zu können glauben. Aber gerade *whit* als Anspielung auf den Namen Blanche, auf den schon hier eine Randglosse im Fairf.-Ms. hinweist, dessen Bedeutung aber nochmals V. 942 und besonders V. 948 hervor-

gehoben wird, darf nicht fehlen. Ich kuriere das Versmafs dadurch, dafs ich die beiden andern Adjektive umstelle, so dafs das *y* von *rody* mit dem folgenden *and* verschleift werden kann.

V. 942 läfst trotzdem Heath *whit*, Skeat dagegen *pure* fort; beides kann aber bleiben, wenn man das -e in *smothe* und *pure* verstummen läfst, im letzteren besonders, da es hier adverbiall unbetont gebraucht wird. S. meine Anm. zu V. 584.

V. 943 fassen die Edd. anders auf als ich, indem sie nur *withoute hole* zur vorhergehenden Beschreibung des Halses Blanches ziehen und mit *canel-boon*<sup>1)</sup> einen neuen Satz beginnen. Natürlich paßt zu dieser Trennung nicht die überlieferte Konjunktion *or*, die Skeat in *and*, Heath in *nor* umwandelt. Aber *or* ist ganz richtig, wenn man die Stelle so konstruiert: Ihr Hals war glatt und flach, ohne Loch (Vertiefung) oder Schlüsselbein (d. h. Erhöhung) — wie es schien, hatte sie keins.

V. 959 nehme ich, mich an Heath anschliessend, aus den verschiedenen Formen der Schreiber *pursewyng(e)* als die gemeinte mit der Bedeutung „gleichmäfsig“ an, während Skeat unnötigerweise die Vorsilbe wegläfst.

V. 976: *that*, das die Edd. mit Thynne vor *houde* einfügen, ist überflüssig, da es als Relativ hier wie *ofters* fehlen kann; vgl. Bihl, a. a. O. S. 191.

V. 982: das metrisch störende *of* vor *Arabye* ist hier, ebenso wie Mars 246 vor *Inde*, wo es auch bei Skeat und Heath fehlt, zu streichen, indem der Name als Nachbildung des lat. Genetivs *Arabiae* zu verstehen ist. Vgl. LGW. 1463 und 2155.

V. 992 habe ich mir durch Umstellung einen stärkeren Eingriff in den überlieferten Text erlaubt, der mir un-rhythmisch erscheint. Dies wäre jedoch nicht nötig, wenn man mit ten Brink (§ 269) die Verschleifbarkeit des Artikels, woran ich einstweilen noch zweifle, mit der vorangehenden Präposition zugesteht.

V. 994 möchte ich das satzverbindende *And*, das Skeat beseitigt, nicht missen; eher läfst sich *yit*, das sich nach *never* leichter einschleicht, streichen. Vgl. V. 348.

<sup>1)</sup> Von mir im Wörterverzeichnis leider übersehen.

V. 997 stellt Skeat *was* vor *harm*, insofern mit Recht, als dieses bedeutungsvollere Wort eher den Verston tragen sollte als das mattere Verb. Aber diese Stellung ist die des direkten Fragesatzes, nicht die des abhängigen (ein paar Beispiele siehe bei Bihl, S. 195); außerdem klingt *What harm was* weit wuchtiger, obwohl *what* höher betont ist.

V. 1019 *luste*, wie die Hss. und Herausgeber statt *liste* schreiben, ist als Verb unchaucerisch; s. Wild, S. 62.

V. 1040 endigt im überlieferten Text mit: *and my goddesse*, welch letzteres auf *blisse* im vorigen Vers reimen soll. Hieran nimmt Sk. Anstofs, und da 1040 eine Silbe zuviel hat, ändert er *goddesse* in *lisse* (Trost), was auf den ersten Blick besticht. Aber wie soll wohl ein Kopist dazu kommen, noch *god* oder *goode*, wie H. schreibt (obwohl dann die Zeile fünfhebig wird!), davorzusetzen? Es fragt sich daher, ob wir die ursprüngliche Lesart nicht nach Streichung des entbehrlichen *and* (oder *my*) beibehalten können. Freilich scheint dem der *i*-Laut in *blisse* zu widersprechen, der für das Subst. durch Reime bestätigt wird (s. Wild, S. 138). Da indessen das Verb stets *blesse(n)* lautet, wäre eine gelegentliche Übertragung der Laute nicht unerhört. Anderseits schreiben Mss. oftmals *-isse* statt *-esse* (s. meine Notiz Engl. Stud. XV, S. 405), und Chaucer gestattet sich Reime auf *-es*: *-is* in unbetonten Silben (s. ten Brink § 325). Besonders zu verweisen ist auf Scog. 15, wo eine ähnliche — hier allerdings im scherzhaften Tone gehaltene — Übertretung der Lautregel in der Bindung von *goddis* (st. *goddesse*): *forbode is* vorliegt, so daß auch an der in Rede stehenden Stelle eine ausnahmsweise Freiheit (man denke z. B. an die nördliche Form *telles* B. D. 73 und H. F. 426) wohl zugestanden werden kann; ob Ch. aber *blesse*: *goddesse* oder *blisse*: *goddisse* reimte, sei unentschieden. Jedenfalls habe ich eine Änderung nicht für geboten erachtet.

V. 1041 habe ich mit Sk. *hooly hires* umgestellt, halte aber dessen Auslassung des folgenden *and* für unbegründet, da die Endung von *hooly* sich mit diesem verschleifen läßt.

V. 1050 könnte man auch an Streichung von *alder*, wie V. 87, denken, so daß dann die als stumm bezeichneten *e* zu sprechen wären.

V. 1060 ist mit einer Silbe überlastet; ich tilge den Artikel, der nach Bihl, S. 170, nach *al* fehlen kann.

V. 1097. *I besette*, wie alle Texte schreiben, scheint mir der Betonung wegen unmöglich, weswegen ich diese Worte umgestellt habe.

V. 1104. Es ist nicht ersichtlich, warum die Herausgeber die allein von Thynne überlieferte Form *waryshed* statt des handschriftlichen *warshed* wählen, obwohl der Vers dadurch eine Silbe zuviel erhält. Betreffs der Synkope s. Bihl, S. 36, und vgl. P. F. 447.

V. 1105 ist *Of* metrisch und dem Ausdruck nach (*al day after* ist adverb. Akkusativ) überflüssig; s. *of* in der vorhergehenden Zeile.

V. 1155 gilt dasselbe von *for*, 1188 von *I*, das leicht aus V. 1187 zu ergänzen ist.

V. 1315 ziehe ich *faste* der Ergänzung *quikly* in Skeats Text als das Ch. geläufigere Wort (z. B. Pitee 19, B. D. 371, Troil. I, 748 usw.) vor, während Heaths Erweiterung *homwardes* wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat.

III. *The Compleynte vnto Pitee*. Hier ist es schwierig zu entscheiden, welcher Gruppe von Hss. man bei der Herstellung des kritischen Textes den Vorrang einräumen soll, den Oxforder Hss. (B) oder den Shirley-Mss. (C), da beide offenbare Fehler enthalten, in diesem z. T. durch willkürliche Änderungen des Kopisten hervorgerufen. Zunächst ist der Titel selbst strittig, der im wesentlichen auf V. 5 beruht, wo B *to Pitee*, C *of P.* (auch in der Überschrift) liest, wofür neuerdings Brusendorff (S. 272) eingetreten ist. Doch da der folgende Vers den Gegenstand der Klage (*Vpon the Crueltie* etc.) deutlich angibt, kann nicht Pitee dieser sein, vielmehr ist sie die Person, bei welcher der Dichter klagt, was durch den weiteren Inhalt des Gedichts bestätigt wird. Ich habe mich, wie schon Einl. S. 22 gesagt, ebenso wie meine Vorgänger, für B, wenn auch nicht ohne Bedenken, entschieden, doch die Fehler dieser Gruppe, wie jene, nach Shirley gebessert; so VV. 9, 19, 26, 32 (so), 34, 35, 50, 52 (of), 53, 54 (von t. Br. durch Vereinigung beider Lesarten hergestellt), 64, 70 usw. Andererseits ist Str. 1 in C mehrfach entstellt, ferner fehlerhaft V. 14, 40, 42, 44, 56, 59, 79, 83 usw. Wenn in diesen Fällen die Wahl des Ausdrucks leicht zu treffen ist, so ist die Entscheidung dort schwieriger, wo die voneinander abweichenden Lesarten beider gleichwertig erscheinen. Hier sind nun besondere Erwägungen erforderlich.

V. 21 endet in B: *ther was* (l. *nas*) *no more to seye*, in C: *per was no oþer weye*, beides von Ch. auch sonst gebrauchte Flickphrasen (z. B. C. T. 5239 [B 818], P. F. 655), aber auf die vorhergehenden Worte bezogen (Ich war verloren), paßt nur die erste Wendung.

V. 23 *holde* (B) oder *heue vp* (C)? Wohl ersteres, da das andere voraussetzt, daß das Haupt schon niedergebeugt war.

V. 47 ist eher das volle *pleynte* (B) als das verkürzte *compleint* (C) anzunehmen.

V. 52 *Confedered* (B), *Confedred alle* (C), so die Herausgeber: letzteres ausdrucksvoller, aber auch jenes nicht zu beanstanden.

V. 65. Die Herausgeber setzen mit den jüngeren Mss. unbefangen die jüngere Form *ageynst* statt *ageyn(e)s* in ihren Text, desgl. Gent. 15 usw.; ebenso *whylst* Bal. Pi. 62 u. ö. statt *whyl(e)s*. Vgl. Eitle, S. 36 ff. u. Wild, S. 261.

V. 86. *in a throwe* (B), nicht *with a th.* (C), ist Chaucers Redensart (s. LGW. 866 u. 1286). Das mit zwei C-Mss. eingefügte *than* bezieht sich nachdrücklich auf den vorhergehenden Bedingungssatz und ist daher trotz Brusendorffs Einspruch beizubehalten.

V. 92. *yee vertuose quene* (C), das auch ten Brink annimmt, und welcher Ausdruck bereits V. 58 erscheint; *thow* (der Bittende redet sonst Pitee in der 2. P. Plur. an) *herenus (-mus) qu.* (B). Dies unverständliche Wort deutet Skeat als verschrieben aus *Erinnys*, weiß aber nicht befriedigend zu erklären, was die Erinnyen mit Mitleid zu tun haben sollen. Er verweist wohl auf Troil. IV, 22, wo Ch. diese ebenfalls anruft, aber in einem ganz andern Sinne, nämlich als Helferinnen in diesem Gesange, worin er das Schicksal seines Helden beklagt. Ganz deutlich klingt diese Stelle an Dantes Inferno IX, 45 ff. an, wo ebenso wie bei Ch. die Namen der Erinnyen in derselben Reihenfolge genannt werden, wo aber unser Dichter *regina dell' eterno pianto* statt auf Proserpina auf die Furien selbst bezieht, die *euerno compleynen*. Überdies ist diese Stelle um mindestens ein Jahrzehnt später geschrieben, während in Pitee sich weder italienische Einflüsse (außer vielleicht im Strophenbau), noch weniger klassische (s. Engl. Stud. LVII, 51) nachweisen lassen.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Die von Brusendorff S. 272 angezogene Parallele ist ganz oberflächlich.

Noch gesuchter ist die Konjekturen *serenous* im Globe-Text. Wir werden also am besten bei der Lesart der Shirley-Mss. bleiben, die ja auch sonst (s. o.) manch Brauchbares bringen. Es fragt sich aber, wenn *vertuouse* im Urtext stand, wie daraus *herenus* hervorgehen konnte. Zu vermuten wäre, daß der Schreiber von B an Stelle von *vertuous quene* gedankenlos *heuen(e)s quene*, das Beiwort der hl. Jungfrau (s. ABC. 149), setzte, woraus sich *herenus* leicht entwickeln konnte. Daß *heuen(e)s* ursprünglich dastand, ist aber unmöglich, da es weder metrisch in den Vers paßt, noch sachlich anwendbar wäre.

V. 93. *so tendirly and (so) yore* (B), *so trew(e)ly and so y.* (C). Die Herausgeber haben sich für die Lesart von B unter Weglassung von *so* entschieden; da dieses aber nur in einem Teil der Mss. dieser Gruppe fehlt, also zufällig ausgefallen sein kann, halte ich es in Übereinstimmung mit C für gesichert, außerdem für nachdrucksvoller. Bleibt es, so bringt *tenderly* eine Silbe zuviel in den Vers. Ich habe daher die zweite Lesart gewählt, zumal *trewly* kräftiger wirkt als das andere Adverb.

V. 94 ist nach meiner Ansicht und der der Herausgeber *your* vor *light* in C trotz Brusendorffs Einwand unentbehrlich, da nicht vom Licht im allgemeinen, sondern von dem durch Mitleid verbreiteten die Rede ist

V. 95 nimmt Skeat nach ten Brink *ay*, das nur von zwei Shirley-Mss. verbürgt wird, statt *ever* in den übrigen auf. Aber die Redensart lautet stets *euer leng(er) the more* (oder mit anderm Komparativ) so C. T. 3870/72, LGW. 1517; ähnlich Anel. 129, wo überall, dem Versmaße entsprechend, die verkürzte Komparativform *leng* zu setzen ist. Übrigens bitte ich den Punkt unter *euer* zu löschen. (Nebenbei gesagt, ist V. 101 *Desir*, dem hier alle Texte — und mehr oder minder auch anderswo — ein *-e* anhängen, wie zahlreiche Reime beweisen, stets zweisilbig; s. C. T. 1502, 2320; P. F. 227, 246; LGW. 734 usw.)

V. 106 lesen die besseren B-Hss. *parcel*, so die Edd.; die andern *parcelles*; aber das Fehlen des unbestimmten Artikels ist mir bedenklich, da C. T. 11168 (F. 852) in gleicher Beziehung *a parcel of hir woo* steht. Läßt man aber das Endungs-*e* des Plurals von C verstummen, ist der Vers in dieser Fassung auch metrisch in Ordnung. Oder sollte *parcel* dieselbe grammatische Geltung haben wie das ihm stamm- und sinnverwandte



*part*, welches den unbestimmten Artikel entbehren kann? Jenes kommt indessen bei Ch. nie ohne diesen vor. S. Concordance.

V. 111 *But natheles yet* Fairf. u. Bodl., *And netheles* (*neuer thelese*) *yet* die übrigen B.-Hss.; *Yit neuer þe lesse* C. Die Edd. wählen die erste, obgleich am wenigsten verbürgte Lesart, doch ohne *yet*. Aber da dieses Wörtchen in allen Lesarten erscheint, halte ich es für gesichert und habe mich, auch der Metrik wegen, für C entschieden, allerdings indem ich dem Adverb die überwiegend hier vorkommende und kürzere Form *natheles* gebe. Vgl. Anel. 99.

V. 117. *Sith ye be ded — allas, that is so!* B, *Nowe pitee I have sought so yoores a goo* C. Beide Überlieferungen scheinen brauchbar, und auf den ersten Blick empfiehlt sich vielleicht die zweite, da sie den ersten Teil des Gedichts wirkungsvoll wiederholt, worauf, sollte man meinen, ein Abschreiber nicht so leicht verfallen werde. Aber sieht man genau hin, so merkt man, daß die C-Fassung zwei Silben zuviel hat und überdies sich weit weniger in den Zusammenhang der ganzen Stelle fügt als die B-Lesart, die also die echte sein muß. Man sieht hieraus aber, wie selbständig Shirley mit seinen Texten verfährt. S. auch Einl. S. 19.

Nun noch einige besondere Fälle:

V. 38 finden wir *arrayed* in zwei Shirley-Mss., *armed þat* (*amed, Amor*) in den übrigen, was die Herausgeber, obgleich sinnwidrig, unbedenklich aufnehmen. Die erste Lesart hat dagegen eine passende Bedeutung, ist aber um eine Silbe zu lang; die Vorsilbe ist daher, wie B. D. 252, zu streichen: *rayed* = (aus)gerüstet, ausgestattet.

V. 39 gebe ich in der Fußnote zu erwägen, ob nicht die dreisilbige Aussprache von *be-autee* dem Verse angemessener wäre, wozu ich auf einige ähnliche Stellen verweise. Vgl. auch meine Bemerkung zu C. T. 2385. V. 75 habe ich sogar diese Aussprache in den Text gesetzt, welche Möglichkeit auch Wild, S. 217, in Betracht zieht, da sonst das vorhergehende *corowne*, das sonst entweder als einsilbig (*crown*) oder zweisilbig je nach dem Verstakt *croúne* oder *coróun*, vielleicht auch dreisilbig *coroúne* gilt, auf der ersten Silbe *córoun* betont werden müßte.

V. 69 kann nur auf die richtige Silbenzahl gebracht werden, indem man das von nur einer Hs. verbürgte *now* zwischen *yow* und *of* (so die Herausgeber) einfügt, oder *youre*, trotz ten Brinks Abweisung (§ 251) zweisilbig mißt. Da ersteres dem Sinne nach überflüssig ist, wäre letzteres vorzuziehen, wie ich es auch in meinem Texte vorschreibe, wobei ich mich auf die von Wild, S. 277, angeführten Fälle berufe. Vgl. auch meine Bemerkung zu C. T. 4457.

V. 87. Das von den Herausgebern nach *wite* eingesetzte *well* wird nur durch die Fairf.-Hs. gestützt. Da es überdies nicht dem Sinne der Stelle entspricht (der Begriff der Verbs ist ohne Einschränkung oder Modifikation zu fassen), habe ich es eingeklammert und lese den Vers auftaktlos.

IV. A *Compleynte to his Lady or pe balade of Pytee*. Von vornherein bemerke ich, daß ich Skeats Ergänzungen des scheinbar mangelhaft überlieferten Strophenbaus zwar für recht geschickt, aber zu wenig begründet halte, um in einen kritischen Text aufgenommen werden zu können. Ebenso wenig werde ich auf seine unnötigen Verkürzungen (V. 14 *now f.*, V. 80 *bet* st. *better*, V. 98 *But f.*, V. 126 *no f.*, V. 127 *in f. withyn*) und Verlängerungen (V. 40 *Within*, V. 64 *that*), die bereits früher (S. 4/5) erörtert sind, eingehen.

V. 15. Über *bus* siehe die Bemerkung zu B. D. 23.

V. 18. Warum Skeat *fro* für *git* einsetzen will, ist mir nicht verständlich.

V. 25 ist *youþe* ebenso für *thought* verschrieben wie Pitee 40.

V. 32 gibt *creature* keinen rechten Sinn; Skeat ändert daher das vorhergehende *richesse* in *richest* und läßt *or* fort, was aber auch wenig ansprechend ist. Am besten würde *tresure* passen, aber leider kann ich diese Wortform (st. *tresor*) sonst nicht belegen. Allenfalls wäre auch an *plesure* zu denken (s. V. 120), aber dann ließe es sich kaum erklären, wie der Kopist es mit *creature*, dessen Schriftzüge eher dem vorigen ähneln würden, habe verwechseln können.

V. 38. Da der von mir im Texte angedeutete Hiat nicht unbedenklich ist, schlage ich in der Fußnote die Umstellung einiger Wörter vor.

V. 41 schalte ich *lo* mit Hinweis auf V. 50 ff. als Ersatz für eine fehlende Silbe ein, Skeat und Heath das mattere *eeh*; an letzterer Stelle behalten sie aber das daneben in den Mss.

befindliche *þanne*, das mir indessen weniger nachdrucksvoll erscheint, bei und lassen *lo* fort, das Ch. jedoch auch sonst gern in pathetische Reden einfügt, z. B. B. D. 1173, ABC. 18, H. F. 271, 2048 usw.

V. 73 verbessere ich das sinnlose *hyennesse* der Hss., wie ich glaube, angemessener in *heuynesse* als Sk. u. H. in *distresse*, das nicht so leicht wie oben verlesen werden kann wie jenes.

V. 96 *moot*, nicht *mo(o)ste*, wie alle Texte tun, ist zu schreiben, da hier kein Prät. noch Coniunctivus deliberativus vorliegt. Vgl. Ad. 5, H. F. 724, Gent. 3 und Wild, S. 350 ff. —

V. 98 will Skeat das Versmafs durch Streichung von *But* bessern, was mir aber wegen der Satzverbindung, ebenso wie B. D. 895, unzulässig scheint (vgl. auch V. 118). Dagegen halte ich *þat* für entbehrlich, das in solchen Vergleichen öfter fehlt (s. Bihl, S. 151), worauf ich den Vers auftaktlos lese. Ähnlich verfahren beide Edd. V. 121, wo sie *For* unberechtigt tilgen, während ich das gleichgültigere *wele* einklammere.

V. 117 war *als* in der Verbindung mit *as* von den Herausgebern nicht in *as* zu ändern, da diese Form auch sonst genugsam belegt ist. S. Eitle, S. 130 f.

V. A *Complaynte d'Amours*. Skeats Änderungen in V. 4, 41 und 47 sind bereits S. 4/5 erwähnt.

V. 9 setze ich *Nay* für das *Ne* der Hss. (auch Globe), das Sk. durch *For* ersetzt; doch vgl. V. 30, B. D. 1244, C. T. 5752 usw., Anel. 241.

V. 17. Über *beautee* s. Pitee 39.

V. 19 wird rhythmischer, wenn man *that*, das auch als Nominativ fehlen kann (siehe meine Bemerkung zu C. T. 180 und Eitle, S. 191 f.), fallen läßt.

V. 20. *on* wechselt öfters mit *in* in den Hss., da beide wohl bei flüchtiger Aussprache fast gleich lauteten, außerdem sich in den Schriftzeichen ähnelten; so P. F. 237, 545, H. F. 348, 752, 789, 822, 1009, 1692, 1946, LGW. 2640; siehe auch meine Note zu C. T. 10454 (F 136).

VV. 36 u. 37 beginnen im Fairf.-Bodl.-Ms. höchst wirkungsvoll mit *And sith(en)* (vgl. auch V. 51 und 60). Die Edd. verflachen diesen Eindruck aber dadurch, daß sie an erster Stelle *Than* und an zweiter *sith that* (für *sithen*) aus dem Harl.-Ms. einsetzen, wobei außerdem das von allen überlieferte *Than* V. 38 aufser acht bleibt.

V. 43 überlasten sie außerdem den Vers mit Aufnahme von *the* vor *verray* aus derselben Hs. Dafs *so* in V. 55 nach diesem Kodex eine Verbesserung statt *al* sein soll, vermag ich nicht einzusehen.

V. 60 streiche ich im Vergleich mit den eben zitierten Versen *that* nach *Sithen* und helfe dem mangelhaften Rhythmus durch Einfügung von *to* vor *othere* auf.

V. 67 habe ich ausnahmsweise *and* st. *that* aus Harl. aufgenommen, da ich dies für eine bessere Satzverbindung halte.

V. 68 liest Sk. *pleynte* st. *compleynte* und ersetzt die sich hieraus ergebende Verkürzung durch Einfügung von *the* vor *which*. Doch vgl. 4 u. 85, wo *compleynte* verbürgt erscheint; desgl. Mars 191.

V. 76 habe ich *to* statt *on* mit Rücksicht auf das vorige Gedicht (s. Pitee) gewählt; aber ein abermaliger Blick auf V. 5 zeigt mir, dafs die andern Texte mit *on* recht haben können.

V. 83 klingt die Lesart der Fairf.- und Bodl.-Mss. *this is*, nach sonstigem Gebrauch zu *this* kontrahiert, kräftiger als das *is* der andern Texte. S. auch P. F. 411 u. ten Brink § 268.

V. 86 versuche ich *fowel*, auf einige Schreibungen gestützt, (s. auch Wild, S. 187) als zweisilbig zu zählen, wofür mir allerdings ein metrischer Beweis fehlt. Will man diese Messung nicht anerkennen, müßte Sk.'s Einschub von *ther* nach diesem Wort gebilligt werden.

VI. *The Compleynte of Mars.*<sup>1)</sup> Kaluza teilt daraus V. 191—217 mit. Da Skeat die meisten von mir Engl. Stud. XL, 406 f. gemachten Vorschläge angenommen hat, habe ich nur wenige Bemerkungen zu seinem revidierten Texte zu machen. Über *tal* V. 38 und *to-wond* V. 102 nebst den mit diesen Wörtern verbundenen Reimen habe ich S. 7 gesprochen.

V. 62 schlägt Heath vor, *nis* st. *is* zu schreiben, was wohl Chaucers Gebrauch, die Verbalnegation außer der des Nomens namentlich bei Formen von *to been* und andern Hilfsverben zu verwenden, entspricht. Man weiß, dafs dieses *ne* gegen Ende des 14. Jhs. immer mehr schwindet (s. Einenkel, S. 75 ff.),

<sup>1)</sup> Bei meiner Umarbeitung habe ich leider die Bezeichnung der Hss.-Gruppen auf S. 22 geändert; ich bitte daher  $\alpha$  in den Fußnoten in B,  $\beta$  in C zu verwandeln. Ferner wären hier wohl auch die Lesarten V. 51 *as* st. *til* in B und V. 68 *woo* st. *scowe* in C zu notieren gewesen.

und es fragt sich daher, wie weit unser Dichter es aufrecht hält. Dies zu bestimmen, ist nur da möglich, wo *ne* metrische Geltung erhält, im übrigen ist man auf die Überlieferung angewiesen, die natürlich oft schwankend ist. Doch wenn an den betreffenden Stellen auch nur wenige Hss. diese Partikel zeigen, so ist wohl zu vermuten, daß sie dort ursprünglich sind, weshalb ich sie dann in meinem Text ergänzt habe, sonst in der Regel nur bei folgendem *but*. Eine weitere Frage ist, ob Chaucer auch Negationen in demselben Satze (*ne*, Pronomen, Adverb) häufte, was nur ausnahmsweise geschehen sein dürfte, weswegen ich einen solchen Komplex nur bei genügender handschriftlicher Stütze aufgenommen habe. S. hierzu unten V. 115, 208, P. F. 150, 158, 273; H. F. 768, 945, 1821; Anel. 76, 125, 174; LGW. 5, 191, 603, 670, 847, 1043, 1114 ff., 1534, 1668, 1749, 1846, 1853, 1906, 2095, 2519, 2602.

V. 67 *ther*, das in der B-Gruppe fehlt und demgemäß von Sk. und H. beiseite gelassen wird, scheint mir doch von Bedeutung, da offenbar nicht gesagt werden soll, daß Mars überhaupt keinen Berater hatte, sondern daß dieser in seiner damaligen Lage (*in solitude*, V. 65) fehlte.

V. 125. Sk. liest *hir don st. doon her*, was rhythmisch vielleicht besser klingt, doch ist auch die überlieferte Stellung nicht zu verwerfen (Daktylus nach Zäsur).

V. 182. Sk. u. H. lassen mit der B-Gruppe *hit* aus und fügen, um den Silbenausfall zu decken, *that* hinter *though* mit der minderwertigen Tanner-Hs. hinein — mit welchem Recht?

V. 191 fehlt in den meisten Mss. ebenfalls eine Silbe; Sk. u. H. suchen wieder Aushilfe in einem unzuverlässigen Trinity-Ms., dem sie *than* entnehmen. Auch ich bin auf denselben Weg gewiesen, den ich im Seld.-Ms. finde, das statt *pleyne(n)* der andern *compleynen* bietet; was, wie die Folge zeigt — V. 193, besonders V. 290 ff. — der technische Ausdruck für diesen Begriff ist. Kaluza scheint diesen Vers auftaktlos lesen zu wollen.

V. 203 haben nur zwei Hss. der B-Gruppe *ladies*, den Sk., H. u. Kal. als dem modernen Englischen entsprechend aufnehmen, während alle übrigen Kodizes den Singular setzen, da es im Mittelenglischen noch durchaus nicht die Regel war, Substantive, die zu andern im Plural in Beziehung stehen,

gleichfalls als Mehrzahl zu behandeln (vgl. Einenkel, S. 66); s. H. F. 1332, dagegen LGW. 705.

V. 237 könnte *may* bleiben, wenn man *fisher* mit dem folgenden *as*, trotz der Satzpause, verschleifen dürfte.

V. 278. Zu *pruddeste* vgl. ten Brink § 241 u. s. H. F. 797.

VII. The Parlement of Foules. Vollständig auch von Emerson abgedruckt, bei Kaluza V. 1—35, 85—210, 295—532, 554 bis Schlufs. — Wie ich in meiner ausführlichen Untersuchung des oft verworrenen Handschriftenverhältnisses dieser Dichtung im Archiv an der zitierten Stelle dargelegt und in der Einleitung S. 24 kurz zusammengefaßt habe, ist die trotz mancher Mangel beste Quelle das Gg.-Ms., das daher meinem Texte zugrunde liegt. Nahe steht eine gewisse Gruppe, C genannt, während die Gruppe der Oxforder Hss., B, trotz größserer Regelmäßigkeit geringeren Wert hat, da sie auf eine schon stark verderbte Vorlage zurückgeht, deren Fehler oder Undeutlichkeiten der Kopist von B so gut wie möglich zu berichtigen suchte. Seine Varianten machen daher mitunter einen besseren Eindruck als die unter sich schwankenden der C-Gruppe, müssen aber zurückgestellt oder mindestens mit Vorsicht behandelt werden. Einzelne Schreiber der C-Gruppe haben dagegen offenbar Zugang zu andern Kodizes gefunden, aus denen sie wirkliche oder vermeintliche Verbesserungen in ihr Exemplar übertragen haben mögen, aus dem diese dann weiter wanderten. Daneben entwickelten sich andere Abweichungen und Mißverständnisse nachlässiger Kopisten, so daß bei den auf uns gekommenen Kodizes die Beziehungen der einen zu den andern sich schwer erkennen lassen. Gewiß können aber die B-Hss., wenn sie allein stehen oder keine sichere Deckung haben, nicht als maßgebend gelten, was meine geehrten Vorgänger aber mehrmals übersehen haben. Daher ist in folgenden Fällen die Lesart der C-Gruppe, von der nur hie und da einzelne Hss. infolge Unachtsamkeit ihrer Schreiber absplittern, diesen gegenüber durchzuführen. V. 7 C *I flete* (Gg. *slete* verschrieben) *or synke* statt B *I wake or wynke*; V. 37 C *meteth* — B *mette*; V. 150 C *Ne* — B *That*; V. 241 C *by hire side* — B *hir beside*. Ferner bei Skeat allein: 48 *into* C — *vnto* B (vgl. auch Cpl. 20); ähnlich V. 83, 295 usw., V. 80 *aboute* ... *alwey* C — *alwey* ... *aboute* B; V. 133 *spede* C — *hye* B; V. 137 *neuer tree* (*trec* fehlt allerdings

in Gg.) C — *tree* ... *neuer* B; V. 142 *astoned* C — *a stounde* B; V. 149 *set* C — *y-set (is set)* B; V. 165 hat B ein überflüssiges *the* vor *wrastling*; V. 511 *fayr* C — *good* B; V. 516 und 573 *ne* C — *nor* B.

An andern Stellen liegen die Verhältnisse nicht so einfach, so daß wohl einige Worte der Erklärung dazu gehören. In der folgenden Aufzählung füge ich jedoch, um nicht zuviel Unterabteilungen zu machen, Fälle anderer Art hinein. Wegen der Einzellesarten verweise ich der Kürze halber auf meine Fußnoten und verstehe fortan unter C: Gg. und mehrere seiner Anhänger, unter B die Oxford-Mss. mit den ihrigen.

V. 2. *Thassay so sharp, so hard the conquerynge* C; B und einige C-Hss. vertauschen beide Adjektive, ebenso Skeat, Heath und Emerson. Indes ist die erste Anordnung gewiß die sinnreichere: der Angriff ist kühn, der Sieg ist schwer. So liest auch Kaluza, der einige Abschnitte des P. F. in sein Handbuch aufgenommen hat und auch sonst mit meiner Auffassung meist übereinstimmt.

V. 3. *alway that slit*: so Hss. beider Gruppen, während andere nach jüngerem Sprachgebrauch das Relativ an die Spitze stellen, so auch Skeat. Doch findet sich V. 342 dieselbe Wortfolge, wie auch Konjunktionen öfter an die zweite Stelle treten. S. meine Bem. Engl. Stud. XLVII zu V. 17582.

V. 14. *seye* C, *can* B u. a. (Sk.), ersteres besser durch *seyn* V. 13 gestützt; demgemäÙ Kaluza.

V. 21. *redde* und *radde* sind ziemlich gleichmäÙig geteilt; da beide Formen genügend belegt sind (s. Wild, S. 314), kann hier keine Entscheidung getroffen werden.

V. 22 u. 24 ist Gg. mit einem Gefährten auf dem Irrwege, da die sonst häufig vorkommende Form *fey* nicht auf *sey*, das *seye* lauten müÙte, reimen kann. Es muÙ daher, wie alle andern Texte schreiben, *men seith*: *feith* heißen, wozu noch bemerkt sei, daß Ch. den Plural *men* in der Bedeutung 'man' gewöhnlich mit dem Singular des Verbs verbindet, so auch H. F. 73, C. T. 4207/8, LGW. 1725.

V. 27 ist gewiß die nur in Gg. vorhandene Variante: *so gan me to delite* der der andern Mss.: *hit* (oder *I*) *gan me so (to) delite* vorzuziehen (so auch Kaluza), da das Pronomen grammatisch überflüssig ist und außerdem die Lesarten dieser verschiedentlich auseinandergehen.

V. 29. *of which . . . of*: so Gg. und die meisten zur Gruppe gehörigen Hss. Die andern und die Herausgeber haben an dieser Doppelsetzung der Präposition Anstoß genommen; doch s. C. T. 11123 (F 807) u. Einenkel S. 104 u. 120.

V. 39. Da *he* sich hier auf *bok* (V. 29, *it* V. 32 und 36) bezieht, hat Skeat, ebenso wie ich, es in *it* umgeändert, obgleich alle Hss. übereinstimmen; doch hätte es vielleicht mit Rücksicht auf die B. D. 586 erörterten Fälle stehen bleiben sollen. Ferner halte ich *of the blisse* in Gg. und einem Teil der C-Hss. für hinreichend verbürgt; dagegen ist (*al*) *hur b.* in den andern sicher falsch und demgemäß *al the b.* der B-Gruppe, der die Herausgeber folgen, ebenfalls verfehlt.

Im V. 46 schliesse ich mich wieder durchaus Gg. an, lasse daher *hym* nach *seyde*, das sich in allen Texten findet, das aber vielleicht in deren gemeinsamer Vorlage aus den vorigen Versen hineingeraten ist, als überflüssig fort, nehme *lerned*, welches Verb auch sonst mitunter mit *leren* wechselt (siehe C. T. 16978 [G 748]), und *oper* st. *or*, dessen auch die Edd. zur Versausfüllung bedürfen, auf.

Im nächsten Verse sehe ich mit Rücksicht auf meine Ausführungen zu B. D. 498 keinen Grund, *louede* st. *loueth* zu verwerfen.

V. 65 ist von den verschiedenen Gruppen verschieden überliefert, deren Lesarten ich Engl. Stud. XXVII, 49 (s. auch Archiv CII, 58) zu vereinigen gesucht habe. In Gg. ist der Vers zu lang, aber da seine ersten Worte *And (was) sumdel* mit Ms. Ff., das öfter mit ihm zusammengeht, und mit der B-Gruppe gleich lauten, hielt ich diesen Anfang für gesichert und den Wortlaut der übrigen C-Hss. *And ful of turment* für eine Aufmachung. Ich ersetzte daher das viersilbige Wort *disseynable* in Gg. durch das einsilbige Synonym *fals*, während die andern Herausgeber die Variante der C-Hss., die zum Teil auch von B aufgenommen worden ist, vorgezogen haben. Dafs ich das Richtige getroffen habe, kann ich allerdings nicht beweisen.

V. 79 lesen die Herausgeber mit B und ein paar andern Hss. *lecherous*, doch ist das *likerous* der übrigen nach Wild, S. 266, gleichfalls genügend belegt.

V. 80 sehen wir *therthe* in B durch *here*, obwohl beschrieben, in Gg. und Ff. gestützt.



V. 83 halte ich *this blisful place* in Gg. für besser begründet (s. Archiv I. c.) als *that b. p.* (in den Fußnoten nicht notiert) aller andern, weswegen *this* st. *that* V. 76 hätte bleiben können.

V. 117 möchte ich zunächst erwahnen, daß ich die alte Präteritalform *sey (say)* mit Gg. und ein paar andern, wie überall, wo ich sie in einzelnen Hss. finde, eingesetzt habe, während Sk. das jüngere *saw* verwendet. Da Ch. daneben auch *seigh*, einmal auch *sy* (s. Wild, S. 187 ff.) im Reime gebraucht, wäre es nicht möglich gewesen, diese alten Formen in einem kritischen Texte gleichmälsig durchzuführen, weshalb ich auch das neuere *saw* oder *sawgh* im Versinnern gelassen habe, wo alle Kodizes diese Formen übereinstimmend bringen. — Sodann ist hier die astronomisch unmögliche Angabe, daß die Venus zu einer gewissen Zeit im *north-north-west* gestanden, auffällig, worüber ich wiederholt (s. Archiv I. c.) längere Betrachtungen angestellt habe. Schließlich habe ich aber diesen Ausdruck in der Annahme, daß Ch. hier ein kleiner Irrtum zugestofsen sei, stehen gelassen.

V. 119 ist das Versende so verwirrt überliefert, daß sich der richtige Wortlaut nicht mehr mit Sicherheit feststellen läßt. Es mag daher, meinen Vorgängern (außer Kaluza) zum Trotz, verbleiben, wie Gg. und ein anderer Kodex es bietet: *to ryme and ek tendyte*.

V. 125 liegt's ähnlich; ich lese mit Gg. und Pp.<sup>1</sup> unter Hinweis auf V. 134 *side*, während Sk. allein der Majorität folgt.

V. 152 setzt Emerson *So* nach drei minderwertigen Hss. (Selden, St. John's [Oxford] und Caxton) an den Anfang und läßt dann *ferde* vor seinem Pronomen *I* Hiatus bilden. Er muß dann natürlich *nyste* einsilbig lesen. Und der Vers bietet doch, wie er steht, gar keine Schwierigkeit! Über Heaths Reimerei s. o. S. 9.

V. 165 stelle ich mit zwei verschiedenen Hss.-Gruppen *zit*, diesmal von Gg. und andern abweichend, statt *It* (so Emerson und Kaluza) der besseren Satzverbindung wegen an die Spitze des Verses (ebenso Skeat, der sich sonst wieder B anschließt), indem ich annehme, daß diese beiden Wörtchen leicht miteinander verwechselt werden konnten.

V. 166 liest Skeat mit jener Gruppe und einigen andern *demeth*, während die Satzkonstruktion den Infinitiv *demen*, den Gg. mit zwei andern (St. John's u. Seld.) schreibt, verlangt.

V. 168 haben wir sogar fünf verschiedene Lesarten, unter denen ich wieder an der von Gg. u. Trin. R.<sup>1</sup> (*for to write*) festhalte, ebenso diesmal Emerson und Kaluza, wogegen Skeat und Heath der Majorität anhangen (*of to wr.*).

V. 169 hat man zu wählen zwischen *he tok in his* (Gg. und Ff., *he hent in his* Seld.) und *in his he tok* (Majorität und Sk., H. u. Em.) — an sich verdient keine Variante den Vorzug.

V. 172 wäre zu erwägen, ob man nicht mit B und zwei andern (St. John's u. Seld.) *that* (nicht in den Fußnoten) fortlassen könne, wodurch der Vers flüssiger würde.

V. 185 hat *ther* in Gg. bessere Autorität als *that* in drei untergeordneten Hss. (Jo., Pep., Hh.), die aber Skeat genügt; Emerson dagegen macht daraus *the*. In den übrigen Texten fehlt eins wie das andere.

V. 188. Statt des Präsens *swymen* in Gg., das gewissermaßen durch das Part. Präs. in der B-Gruppe (*swimmynge*) und Seld. (— *and*) gestützt wird, wählen Sk., H. u. Em. das nur in Harl. u. Ff. vorhandene Präteritum *swommyn*; s. jedoch B. D. 498.

Bei V. 190 werfe ich die Frage auf, ob hier nicht statt *bridde foules* zu lesen sei, da ersteres, wie V. 192 zeigt, besonders junge Vögel bezeichnet. Aber da die Schreiber der verschiedenen Hss. diese Ausdrücke nicht so scharf unterscheiden (s. V. 203, 310, 353 usw.), wäre es verfehlt, im Texte darin eine bestimmte Wahl zu treffen.

V. 198. Gg., die B-Gruppe und Pp. lesen *and ravisschyng swetnesse*, die meisten C.-Hss. setzen dagegen *a fur and*, ebenso die Herausgeber, machen also diese Worte zum Objekt von *pleye*, was aber kaum sinngemäß ist, wohl aber, wenn man sie in Gedanken allein mit dem vorhergehenden *herde* verbindet, so daß dann *and* die richtige Verbindung wäre: allerdings ebenfalls eine etwas dunkle Ausdrucksweise, die aber bei Ch. auch anderswo anzutreffen ist.

VV. 214—16 sind offenbar von den Kopisten mehr oder minder mißverstanden worden und werden erst klar, wenn man die Stelle mit dem Original, Boccaccios Teseide, vergleicht (s. Engl. Stud. XXVII, 50 f.). Diese erzählt dort, daß Cupido Pfeile schmiedete, die seine Tochter Wollust (Voluttade) in einer Quelle härtete, worauf er sie mit der von ihr gehärteten Feile stahlte. Diesem Sinne kommt die B-Gruppe am nächsten,

doch haben die ihr zugehörigen Hss. bereits *Wele* (V. 214) = Voluttade, das einzig das Seld.-Ms. richtig bringt — Gg. schreibt *wel*, welches Sk. aufnimmt —, wie auch die übrigen C-Hss., verschieden entstellt. *File* in B wird dann durch *vyle* im Trin.-Ms., annähernd auch durch *wyel* in dem ihm verwandten Harl. gedeckt, während alle übrigen Schreiber aus dem ihnen unverständlichen Wort *wile* (= List) machten. Im folgenden Vers haben *touchede* allerdings nur Bodl., wiederum Trin. und außerdem Caxton, das die übrigen als *couchede* (Seld. *ordanyt*) leicht verlesen konnten, das mir aber dem Sinne nach besser hierher zu passen scheint: sie berührte (d. h. spitzte, schärfte) die Pfeile ihrem künftigen Zwecke entsprechend. Doch wäre auch die Lesart der Mehrheit (sie ordnete die Pfeile usw.) zulässig. So wäre nur Trin. der allgemeinen C-Vorlage, die mit der Quelle der B-Gruppe gemeinsamen Ursprung hatte, einigermaßen treu geblieben, während die Kopisten der andern Hss. unabhängig voneinander ein ihnen geläufigeres Wort für ein fern liegendes, unklares einsetzten. Dagegen ist *harde* vor *file* ein eigener Zusatz des B-Schreibers.

V. 237. Ob *on* oder *in*, s. Cpl. 20.

V. 246. Nach Wild, S. 304 f., ist die von den Herausgebern aufgenommene Form *sighes* unchaucerisch; dagegen wird *cam*, V. 252, als Sing. Prät. neben *co(o)m*, wie die Herausgeber mit den meisten Hss. schreiben, öfters von unserm Dichter gebraucht. S. Wild, S. 322.

V. 259. Ob man mit Gg. *floures fresche and newe*, oder mit den übrigen und den Edd. *fresshe fl. newe* schreiben soll, läßt sich nicht ergründen. Ebenso fraglich ist es, ob man mit der Majorität in V. 260 *desporte*, 263 *porte*, 267 *threde*, 269 *hede* (so Sk. u. a.) das End-*e* als bewußt gesetztes Dativzeichen oder nur als das übliche Schreiberanhängsel betrachten soll. Da es aber in dem ältesten vorhandenen Ms. fehlt, nehme ich das letztere an.

V. 278 ist *folk* mit folgendem *ther(e)* in Gg., Ff. u. a. wahrscheinlicher als die jüngere Pluralform *folkes* in den übrigen Hss. (so die Edd.), und V. 279 ist die Beziehung von *hem* (Gg., *thame* Seld.) auf die knienden jungen Leute näherliegend als die von *hir* auf die vorher genannte Venus.

V. 282. Über *hyng* neben *he(e)ng* als Prät. s. Wild, S. 133.

V. 284 vermisste ich in der meistverbreiteten Lesart das Hilfsverb, das allein Ff. richtig (*was*) bietet, während Gg. fälschlich *were* (auch *I-peyntede* ist wohl nur Versehen) schreibt.

V. 299. *someres sunne* Gg. und Ff., alle anderen (außer Kal.) *somer s.*; doch ersterer Ausdruck auch B D. 821.

V. 305 haben dieselben Hss. *cast* = Entwurf, Plan (Caxt. *tast*), was meines Erachtens (ebenso Kal.) besser in den Zusammenhang paßt als *craft* = Kunst der übrigen Texte.

V. 307 weiche ich von Gg. und Genossen, denen diesmal die Edd. folgen, ab, da deren *they* sich, grammatisch genau genommen, nicht auf den vorhergehenden Singular *nas foul* beziehen kann, und nehme *ther(e)* aus den übrigen Kodizes auf, das leicht mit jenem verwechselt werden konnte.

V. 313 ist gewiß mit Gg. und Ff. *eyr* statt *see* der anderen (so nur Skeat) zu lesen, da der Begriff des letzteren durch das folgende *lake* vertreten ist.

V. 317 wird *in* (Gg. u. Seld.) durch *in* in derselben Verbindung im folgenden Verse befestigt, was Sk., H. u. Em., die dort *of* aus den übrigen Texten einsetzen, übersehen haben.

V. 327/8 vertauscht die B-Gruppe nebst einigen C-Mss. die beiden die Verse einleitenden Konjunktionen *And* und *But* (demgemäß Sk. u. Em.), doch ohne daß dadurch ein wesentlicher Unterschied entstände. Indessen mochte Ch. beabsichtigen, die Saatvögel, die er höher schätzte als das Wassergeflügel (s. V. 254 ff.), durch Gegensatz im Ausdruck voneinander zu trennen, wonach die Variante von Gg. und ein paar anderen den Vorzug erhielt.

V. 337 zählt in der gesamten Überlieferung eine Silbe zuviel, woran aber die Herausgeber keinen Anstoß nehmen. Da kommt die sonst unbedeutende Hs. Hh. zu Hilfe, welche zufällig die alte Dativform *fote* (s. ten Brink, § 211) aufbewahrt hat, so daß das vorhergehende Possessiv entbehrt werden kann. S. auch H. F. 1335 u. 2042.

V. 342 habe ich, abweichend von meinem Grundsatz, mit der Majorität *his* statt *hire* geschrieben, da der Schwan Anel. 347 als Mask. behandelt wird, und *hire* hier aus der vorigen Zeile hineingenommen sein kann. Ebenso habe ich V. 348 statt *starling* in Gg. und Seld. *stare* als die ältere und daher wohl ursprüngliche Wortform eingesetzt, während Kal. bei ersterem bleibt.

V. 352 ist wahrscheinlich *grene* (so Gg., Ff. u. Caxt.) und nicht *fresshe* (so Sk.) der richtige Ausdruck, da Chaucer hierin wohl abwechselte und letzteres V. 354 in allen Texten erscheint.

V. 364 vermute ich (s. Engl. Stud. XXVII, 51) als Beiwort der winterlichen Drossel *cold* statt des sinnlosen *old*. (Im vorhergehenden Vers haben übrigens alle Herausgeber den Vorzug der Gg.-Hs. anerkannt — warum nicht öfter?)

V. 366 finden wir in Gg. u. Ff. (Seld. *had*) die grammatisch korrekte Form *hath* auf *kynde* bezogen; doch ist auch die plurale Auffassung (*foules*) der anderen Kodizes (so Sk., H. und Em.) möglich, die statt dessen *haue* oder *han* schreiben. Was schrieb Chaucer? V. 379 *vicarye* (Gg.) oder *the vicar*? V. 391 *breke* (Gg.) oder *lete*?

V. 381 haben H., Em. u. Kal. die von mir Engl. Stud. I. c. 49 empfohlene Lesart von Gg., teilweise auch Ff., *with euene noumbres* angenommen, während Sk. die der anderen *by euene noumbre* trotz des sich daraus ergebenden bedenklichen Hiats beibehalten hat.

V. 385 bin ich bei dem *gow* in Gg. und Genossen geblieben, doch paßt das *me* der andern vielleicht besser in den Zusammenhang.

V. 396 ist die von Gg. und Ff. (wo nur *may* fehlt) gebotene Lesart tadellos, was auch Em. u. Kal. erkannt haben, während die der Majorität, die *The* vor *whieh* stellt, doch *wel* fortläßt, einen unrhythmischen Vers ergibt. Skeat sieht sich daher veranlaßt, *haue formed* umzustellen, und Heath *yformed* aus einer obskuren Hs. (*In-formed* ist Druckfehler in den Noten) herauszuholen.

V. 406 halte ich die höfliche Anrede *gow* in Gg. und einigen andern Mss. (Jo., Pep., Seld.) für angemessener als *thee* in den übrigen, auch bei Sk., H. u. Em., da so Natur nachher V. 645, das Adlerweibchen mit *gow* ausspricht.

V. 411 ist *This is* zu verschmelzen; s. Cpl. 83 und unten V. 620 und V. 650 u. ö. Nur Skeat schreibt es hier aus.

V. 414. Derselbe setzt mit B-Hss. und andern *ful* vor *humble* ein, obgleich es das Versmaß überlastet.

V. 420. Das hier und V. 441 allein von Gg. vertretene *lest(e)* ist neben *list(e)* hinreichend durch Reime gesichert (s. 551). Vgl. Wild, S. 62.

V. 421. Über das Verhältnis von *beseke(n)* und *beseche(n)* s. ebd. S. 254 f.

V. 423 ist *lete*, nicht *let*, gegen die Hss. und Edd. zu schreiben, da dieses als Infinitiv von V. 420 abhängig ist. Vgl. LGW. 705 u. H. F. 1995.

V. 424. Ob mit Gg. und andern *I may* oder mit der Mehrheit *may I* (so Sk.), V. 426 *only reward* oder *r. only* (Edd.) zu stellen sei, läßt sich nicht entscheiden, ebensowenig V. 427, ob *of* oder *routhe on* richtiger sei, da diese Prapositionen auch sonst miteinander wechseln (s. Einkenel, S. 89 ff.) Auch in den Versen 435 u. 590 ist von der Wortfolge in Gg. und der der andern nur dasselbe zu sagen.

V. 446 fassen die Herausgeber *wel* als Wortlaut der Antwort auf und setzen es in Anführungsstriche; aber die nächsten Worte zeigen doch, daß dies adverbial zu *answerde* gehört: sie antwortete weder richtig, noch sprach sie verkehrt, d. h. sie schwieg.

V. 447 schreibt der Gg.-Kopist zwar *abashat*, meinte aber (wie er sich öfters verschrieb) vermutlich *abasht*, die kontrahierte Form von *abasshed* (so die andern), die ebenso oft als *abayst* C. T. 8193 (E 317), Troil. III, 94 u. 1122 vorkommt (s. Wild, S. 202), welche ich, da sie sich besser als die Vollform in das Metrum fügt, in den Text gesetzt habe. Vgl. B. D. 1194.

V. 452 setzt die Mehrheit, der Sk. wieder folgt, *hire* hinter *loue* ein, obgleich es das Versmaß stört, dem Sinne nach auch entbehrlich ist und aus dem vorigen Verse ergänzt werden kann.

V. 455 gebe ich *fullonge* in Gg. entschieden den Vorzug vor *allone* aller andern Texte, da der sprechende Adler V. 453 behauptet, der Schönen länger als seine Mitbewerber gedient zu haben.

V. 461. Einem *from* (lies *Fro* im Text) entspricht allerdings meist ein *to*; da aber dieses mit *vnto* wechselt, welches mitunter nach *into* (s. P. F. 48) hin schwankt, für welches wieder bei Ch. einfaches *in* eintritt, so wäre vielleicht der Gebrauch dieser Praposition hier zu erklären. Da *in* sich überdies an dieser Stelle außer in Gg. noch in ein paar andern Hss. (Ff., Harl. u. Tan.) findet, habe ich es nicht geändert.

V. 473 Da *geer* als der gewöhnlichere Ausdruck eher von einem unachtsamen Kopisten, wie der von Gg. war, für *wynter*

eingesetzt werden kann als umgekehrt, habe ich letzteres aufgenommen, zumal dessen Endung sich mit dem folgenden *and* verschleifen läßt.

V. 493 mag *to-slyuered* in Gg. aus *to-shyuered* in allen andern Hss. verschrieben sein, aber da es ebenfalls den verlangten Sinn (= zerfetzt) gibt, kann es um so eher bleiben, als auch bei der Majorität, der die Herausgeber folgen, die Möglichkeit eines Schreibfehlers vorliegt.

V. 495. Die Schreibung *pletynge* in Gg. und andern (Seld., Harl. u. Caxt.) ist ebenso berechtigt wie *pledyng* (so Sk. u. Em.; *pleyng* H.) der Mehrzahl, wie der Reim Troil. II, 1468 lehrt.

V. 497 scheint mir *other preue* in Gg. u. Seld. den Vorzug vor *any pr.* der übrigen Texte zu verdienen (desgl. Kal.), da es das eben erwähnte *pletynge* in Betracht zieht: ohne andern Beweis als die bereits vorgebrachten Streitgründe.

V. 510. Es ist mir unverständlich, warum Skeat, dem H. u. Em. nachstreben, *Seyde* aus Trin. u. Caxt. statt *Quod* an die Spitze des Verses stellt, da er dadurch entweder eine Silbe zuviel erhält, oder, wenn das *-e* von *seyde* als stumm gedacht ist, die Betonungsverhältnisse sich gleich bleiben.

V. 545. Über den Wechsel von *on* und *in* s. Cpl. 20 und Troil. I, 217.

V. 553: *eth(e)*, das im 15. Jh. veraltende Adjektiv, welches bei Ch. auch nur noch einmal (Troil. V, 850) belegt ist, dürfte schwerlich von jüngeren Hss. an Stelle des gewöhnlicheren *light*, wie die Mehrheit, darunter diesmal auch Gg., schreibt, eingefügt worden sind, die vielmehr dieses für das ihnen fremdartige Wort einsetzte; so auch die Herausgeber. Vgl. Bihl, S. 253.

V. 555: *a* vor *short auisement* haben zwar, aufser Gg., nur wenige Hss., doch wird es von H., Em. u. Kal. aufgenommen, da die Endsilbe von *Togedere* mit dem folgenden Wort zu verschleifen ist.

V. 567 schreiben alle andern Kodizes (ebenso Sk.) auch an zweiter Stelle *loue* statt *take* in Gg., welches der ursprüngliche Ausdruck gewesen zu sein scheint, da man sich die Wiederholung eines Wortes durch einen nachlässigen Schreiber eher vorstellen kann als die Einsetzung eines neuen Ausdrucks. Im übrigen wiederholt Ch. denselben Gedanken am Ende der Legende der Philomele.

V. 573 liegt ein ähnliches Verhältnis vor, wo *myght* in Gg. *wit* in allen übrigen Texten (außer Kal.) gegenübersteht, das aus der alliterierenden Phrase *wit and wille* leichter in die Feder läuft als jener in diesem Zusammenhang ungewöhnlichere Ausdruck.

V. 583 ist das *al* vor *red* in der Majorität für den Versbau überflüssig, da *shame* zweisilbig zu sprechen ist, und es ist verwunderlich, daß Skeat dies *al* gegen sein sonstiges Verfahren (s. o. S. 4f.) in solchen Fällen zugelassen hat.

V. 585. Gg. *til that*, die übrigen meist *ever til* (auch Skeat), daneben *ever more til*, Heath und Emerson *til*, doch *serve* zweisilbig — wer hat recht?

V. 588 *here st. heres* und V. 642 *zoure st. youres* halte ich, auf den Reim LGW. 683 gestützt, für die älteren Chaucerschen Formen, die hier allein Gg. bewahrt hat (desgl. Kal.).

V. 593. Gg. gibt diesem Vers mit "*Whut shulde I recche of hym* (so auch bei Kal.) eine mehr persönliche Wendung, ich glaube, mit Recht; denn man kann von einem unbestimmten Etwas schwerlich sagen, daß es unbekümmert, gefühllos, gleichgültig (*recheles*) sei.

V. 594. Das Zusammengehen von Gg. mit der B-Gruppe sollte genügende Autorität dafür sein, daß hier die Ente die Sprecherin ist; es ist daher verwunderlich, daß H. u. Em. auf Grund einiger C-Hss. diese Rede der Gans zuteilen. Im übrigen s. meine Ausführungen Engl. Stud. I. c. S. 52.

V. 598 entspricht *what* mehr dem allgemeinen Sprachgebrauch als *which*, und V. 600 gibt *but* eine kräftigere Satzverbindung als *ful*, und so nehmen H., Em. u. Kal. jene Gg.-Lesarten auf, während Skeat wieder bei der Majorität verbleibt.

V. 613. Zur Korrektur des Versmaßes bedient sich Sk., ihm nach H. u. Em., der Variante der untergeordneten Pep.-Hs., die er außerdem in ihr Gegenteil verkehrt (*rowthfull* — *rewothless*): ein bedenkliches Verfahren. Mein Vorschlag dagegen (*rewothfulle*, als Vokativ mit gesprochenem -e, das hier Nebenton trägt) hält sich enger an der Überlieferung (s. Archiv CII, 60). Auch Kaluzas Emendation *renfullest* verdient Beachtung.

V. 616 fügt Gg. *that* nach *whil* ein, ob mit Recht, läßt sich ebensowenig entscheiden wie die Frage, ob V. 624 *syn* (Gg.) oder *sith* (Sk.), V. 637 *to been* (Gg.) oder *been*, V. 638 *tho answerde* (Gg.) oder *hir answerde*, V. 674 *the* (Gg.) oder



*hir usaunce* heißen sollte, die letzteren, die Varianten, denen meine Vorgänger zuneigen, doch nicht Kal., aufer an letzter Stelle. Dagegen gebe ich in folgenden Fällen der von Gg. allein, oder nur von wenigen begleitet, vertretenen Lesart den Vorzug, worin mir Heath und Emerson mitunter beipflichten, während Skeat auf seinem Wege beharrt.

V. 629. *Thus* — *This* (K.). Vgl. B. D. 23.

V. 632. *If I were Resoun* „Wäre selber ich Verstand“ ist von Sk. mißverstanden, der *hit* statt *I* schreibt, obgleich die von ihm bevorzugte B-Gruppe hier mit Gg. zusammengeht.

V. 641 fühlen sich die Herausgeber veranlaßt, *Like* aus einer unbedeutenden Hs. (St. Johns Ms.) herauszuholen und an die Spitze des Verses zu setzen, vermutlich um das Versmafs zu vervollständigen. Doch ist es in Gg. völlig in Ordnung, wenn man dessen Ausdruck *another lyues creature* (ein anderes lebendes Geschöpf, den Ch. auch sonst gebraucht (s. C. T. 2395, Troil. III, 13 usw.), nicht durch die flache Phrase *everich other creature* der übrigen Mss. ersetzt hätte.

V. 647. *gon* — *don* (Sk.), ersteres weit häufiger im Reim zu *anon* und daher wahrscheinlicher.

V. 655. Der Infinitiv *to seye* zwingt zur Reimbildung: *weye* : *aweye* (auch sonst belegt), während Sk. mit seiner Majorität *wey* : *sey* : *awey* reimt.

V. 669. *But* scheint wieder die angemessenste Satzverbindung; Sk. sucht sich aber das nur von zwei B-Mss. (Fairf. u. Bodl.) verbürgte *A* heraus, während *And* in den übrigen (so H. u. Em.) wenigstens zulässig wäre, wenn es auch matter klingt. Vgl. B. D. 895.

V. 670 steht einwandfrei in Gg., aber Sk. verdirbt ihn durch Aufnahme der Lesart seiner Gewährsmänner: *For ech of hem gan other in winges take* (!).

V. 672 ist ebenso unmöglich in der von der Mehrheit überlieferten Form; die Korrektur bietet Gg., das *queen* statt *goddess* liest. Aber Sk. bleibt hartnäckig bei letzterem Wort.

V. 676 setzt Gg. *to* vor *Nature*, das bei den übrigen fehlt; läßt man es aber fort (Sk. u. Em.), so kommt das Versmafs in Schwierigkeit, da dann das schwache *-e* von *Nature* vor Hiat zu stehen käme, was mir doch bedenklich erscheint.

V. 677 *imaked* — *maked* (Sk.); abgesehen davon, daß sich letztere Variante unter mehreren nur in vier Hss. findet, müßte

das End-*e* von *troue* des Versmaßes wegen tönen, aber in der Einschaltung *I trow* gilt dies Wort meistens als einsilbig, z. B. B. D. 269, in Verbindung mit andern Satzteilen allerdings zweisilbig, z. B. H. F. 61. Aufser diesen sind noch ein paar Stellen zu berichtigen, wo alle Texte irren.

V. 639 ist *of* vor *Nature* gewifs zu streichen, da es auch sonst (V. 303 u. 368) überall fehlt.

V. 659 ist *tersels* und nicht *teres(e)lets* zu lesen, da sich diese Anrede an die Adler richtet, die stets mit jenem Ausdruck bezeichnet werden (V. 393, 405, 415 usw.), während *terslets* sich auf die Falken bezieht. Nur Caxton, der *tercellis* schreibt, hat diesen Fehler bemerkt.

Über das Rondel s. meine Ausführungen Archiv CII, 61 f.

VIII. Neue Fangelnesse. V. 4 habe ich den Ausdruck meiner Grundhandschrift *to lyue haue space* beibehalten, obwohl *haue lyues sp.* in Fairf., dem Sk. u. H. folgen, älter und echter klingt. S. P. F. V. 641.

V. 6 weichen alle drei Autoritäten voneinander ab; *so*, das Sk. mit Stowes Text streicht, möchte ich als steigerndes Adverb nicht missen, und *ay*, das H. aus Fairf. statt *ever* entnimmt, ist zu wenig gesichert.

V. 20 klammere ich *wel* des Versmaßes wegen ein, zumal es entbehrlich ist und aus der vorigen Zeile hier hineingeglitten sein mag.

IX. To Rosemounde. Ebenfalls von Kaluza aufgenommen. — V. 1. Wenn man dem *al* der Hs. die flektierte Form gibt, wird der Vers m. E. am wohl lautendsten; der Zusatz von *the* vor *shryne* in der Gl.-Ed. ist daher überflüssig.

V. 4 fasse ich als auftaktlos auf, da ich zweifle, ob *lyk(e)* in dieser Stellung zweisilbig gelten kann.

V. 6 lasse ich *that* aus metrischen Gründen fort, ebenso Kaluza.

V. 11 verwandle ich *seemly* der Überlieferung, das die Herausgeber unbeanstandet lassen, da mir dessen eigentliche Bedeutung (anständig, würdig) nicht dem folgenden *smal* (so zu korrigieren) zu entsprechen scheint, in *semy*, das, wie C. T. 3695 (*semy-soun*), halblaut bedeutet, hier etwa zart.

V. 13 setze ich *y-* vor *bounde*, da mir das schwache *-e* in *loue* hier zu matt klingt, womit ich jedoch dem Dichter kein Unrecht zu tun hoffe.

V 21. Die Hs. hat *refreyde*, worüber *be* geschrieben ist; daraus machen Sk. u. H. *refreyd be*, Kal. *be refreyd*. Das Partizip mußte jedoch *refreyded* lauten (so C. T. 18451 [Parson's Tale, I, 341]), und es ist fraglich, ob eine so starke Synkope, um diese Form zweisilbig zu machen, zulässig ist. Ich halte vielmehr jenes *be* für eine irrtümliche Einschiebung, nach dessen Beseitigung *refreyde* als Infinitiv übrig bleibt, wie er im gleichen Sinne wie hier (erkälten) in Troil. II, 1343 u. V, 507 gebraucht wird.

X. *Merciles Beantee*. V. 22 zählt eine Silbe zuviel; gewiß ist aber *to* zu streichen, das nach *thenken* und ähnlichen Verben fehlen kann; so Troil. V, 1154: *she thenketh ryde*.

XI. *Adam Scrineyn*. Auch in Kaluzas Handbuch.

V. 3. Das den Vers beschwerende und überflüssige *long*, das sich dem Schreiber beim Ausdruck *lokkes* leicht von selbst einstellt, wird auch von Sk. u. Kal. fortgelassen, nur H. nimmt keinen Anstoß daran, worin ihn Brusendorff (S. 276 Anm.), der überhaupt, wie schon bemerkt, seltsame Ansichten über Chaucers Metrik hegt, bestärkt. (V. 4 könnte dagegen *more*, das wieder Sk. u. Kal. beseitigen, zur Not bleiben.) Ebd. ist *most* (so Hs. u. Herausgg.) als Konjunktiv natürlich *moste* zu schreiben oder besser durch *moote* zu ersetzen. Vgl. Bal. Pi. 96. — Zu V. 7 (so in den Fußnoten statt 4) möchte ich bemerken, daß Chaucers Form wahrscheinlich *thurgh* lautete (s. Wild, S. 48), die ich ziemlich genau durchgeführt habe, obgleich die Hss. die mannigfachsten Gebilde aufweisen und die Herausgeber hierin nach Belieben verfahren.

XII. *The Hous of Fame*. S. hierüber meine „Textkritischen Bemerkungen“, Angl. Beibl. XXVII 139, auf die ich der Kürze wegen öfter verweise, zu denen ich jedoch mancherlei hinzuzusetzen habe. Zu Skeat und Heath treten hier als Herausgeber Willert in seinen Programmabhandlungen (s. S. 1), Emerson, der V. 111—479, und Kaluza, der V. 109—150, 468—508, 529—724, 884—909, 1110—1180, 1356—1418, 1513—48, 1868—2170 veröffentlicht hat.

V. 8 kann *why*, das Skeat und Heath fortlassen, bleiben, wenn man *reuelacioun*, wie ich andeute, verschleift; dagegen ist es V. 11 einzuklammern, wo nur H. es beläßt.

V. 12 schlägt Sk. vor, *so* zu streichen; doch s. meine Bemerkungen l. c.

V. 14 verlangt der Sinn *Defyne* (= erklären), die Lesart zweier minderwertiger Texte, woraus *Deuyne* der andern (dem Sk. hier die Bedeutung *to guess* gibt) verschrieben sein durfte, welches die Herausgeber jedoch beibehalten haben.

V. 53 will Brusendorff (S. 154) *woote* statt *worth(e)* im Anschluß an das vorhergehende *noght wot I*: „Wohl wissen es die großen Gelehrten“, was ganz ansprechend klingt. Doch befriedigt auch der ursprüngliche Sinn: „Heil den Gelehrten usw.“, so daß eine Änderung der Stelle nicht erforderlich ist.

V. 62 schieben Pepys und Caxton *dide* vor *I* ein, welches jedoch nicht in den Vers hineinpaßt. Willert überträgt es daher in die nächste Zeile an Stelle von *now*, das in diesen Texten fehlt und eher in V. 64 hineingehört, wo es die Drucke fortlassen. Ihm folgen Sk. u. H., doch sehe ich keinen Grund, die Lesart der Hss. zu ändern, da *now* jedesmal einen etwas andern Sinn hat und V. 63 bedeutet es „heute“, V. 64 „jetzt noch“.

V. 73 nehmen Sk. u. H. die Variante der  $\beta$ -Gruppe *men clepe(n)* an, die nach heutigem Sprachgebrauch korrekter klingt; aber *men* = man hat bei Ch. öfter den Singular des Verbs bei sich; s. Bem. zu P. F. 22.

V. 77 beginnt der Fairf.-Schreiber versehentlich (s. V. 76) mit *That*, das Heath aber, ohne den Widersinn zu merken, in seinen Text setzt.

V. 118. Ich weiß nicht, wie Sk., H. u. Em. das *of* der *b*-Gruppe grammatisch erklären wollen, das außer mir auch Willert und Kaluza fortlassen.

V. 119 *slepte*, Edd. *sleep*; vgl. B. D. 107 und oben S. 5.

V. 127. Heath schreibt *golde werk* mit der  $\beta$ -Gruppe, die er überhaupt bevorzugt, obgleich sie aus einem stark verderbten Ms. (Pepys) und den zwei späten Drucken Caxtons und Thynnes besteht, statt *olde werk* in *b*. Doch ist von goldenen Bildern bereits V. 21/2 die Rede gewesen; außerdem wäre das End-*e* an *gold*, das der Vers verlangt, grammatisch unzulässig. Auf weitere Besonderheiten dieser Art mit seinem Text werde ich indessen nur eingehen, wenn sonst ein Anlaß dazu vorliegt. Im übrigen s. meine Bem. Engl. Stud. XXVII, 53 ff.

V. 143 bringt die  $\beta$ -Gruppe allerdings die unzweifelhaft richtige Lesart *synge*, die Vergils *cano* entspricht, welche *b* augenscheinlich aus Mißverständnis in *say(e)* verändert hat. — Willert u. Kal. fügen diesem *synge* zur Vermeidung des Hiats

ein -n an, was ich aber nicht für nötig gehalten habe, da mir der Anlaut des folgenden *yif* das auslautende -e genugsam zu schützen scheint. Vgl. Mars 204 (*Sometyme yif*), LGW. 2312 (*came yif*) usw. Die andern Edd. setzen unnötigerweise *that* aus den Drucken hinter *if* (*gif yif*) hinzu.

V. 178 lesen freilich alle Texte einschliesslich der Herausgeber (Kaluza läßt diesen Abschnitt aus) *And eek Ascanius also*, doch halte ich es für undenkbar, daß Ch. so unwissend gewesen wäre, um aus Julius und Ascanius zwei verschiedene Personen zu machen, und schlage daher vor, obigen Vers mit *That highte* einzuleiten. Näheres s. l. c. S. 140.

V. 184 ersetzt die fehlende Silbe diesmal geschickt Heath, indem er *no(o)t* in *ne wot* zerlegt; so Em., während Sk. *but* davor einfügt.

V. 237 habe ich ebenfalls dessen Umstellung der Worte *he shulde his folk* in *his folk he shulde* aufgenommen, da der Vers in erster Fassung zu holprig klingen würde, Sk. u. Em. bleiben aber bei der Überlieferung.

V. 259/60. Über meine Konjekturen *alle reuerence* — *alle dispence* s. die Bem. l. c.

V. 278. Ob man zur Silbenkürzung *Or*, wie Sk., oder *for*, wie die andern, fortläßt, ist im Grunde gleichgültig; da jedoch letzteres bei Th. fehlt, könnte dies als Wink, wenn auch nicht als maßgebend gelten.

V. 285. Meine Vorgänger setzen mit den beiden Drucken *or* vor *double* ein — ich glaube unnötigerweise. Denn die Vorwürfe, die der Frau u. a. gemacht werden, sind, daß sie falsch und doppelzüngig sei; soll auch „geheim“ (*privy*) als solcher dienen? Vielmehr dürfte es Adverb (wie V. 717 u. 810 zu *double* sein: im geheimen doppelzüngig.

V. 286 schreiben die Hss. wie häufig *be* statt *by*, welches hier wie auch sonst öfters die Bedeutung „in bezug auf“ hat. H. u. Em. scheinen *be* für den Konjunktiv zu halten, der jedoch in solchen Aussagesätzen sehr ungewöhnlich ist. S. Einenkel, S. 39 ff.

V. 305 ff. erinnern an ähnliche Ausführungen im Prolog der Frau aus Bath, C. T. 5839 ff. (D 257 ff.), worauf ich hier hätte verweisen sollen.

V. 329 schieben die Herausgeber *I* nach dem Verb ein; doch kann das Personalpronomen in solchen Fällen in der

älteren Sprache aus dem Vordersatze ergänzt werden (s. Ein-  
 enkel, S. 130 ff.). — Über den Reim *dede: godlyhede* (*deed: heed*  
 Sk., *dede: heed!* H., Em.) s. Wild, S. 71.

V. 362 wollen die Herausgeber wiederum *But* beseitigen,  
 um den Vers auf die richtige Silbenzahl zu bringen; doch vgl.  
 man B. D. 895 und meine Ausführungen l. c. S. 140 und beachte  
 meine Zeichen im Druck. Im nächsten Verse setzen sie aus  
 demselben Grunde *Certeyn* aus der  $\beta$ -Gruppe statt *Certainly*  
 in *b* ein; verschleift man aber dessen Endung mit dem folgenden  
 Vokal, so ist diese Änderung überflüssig.

V. 370 ziehe ich (ebenso H. u. Em.) die Einfügung von  
*him* aus Thynnes Druck der gewaltsamen Änderung Willerts  
 und Skeats vor, die *allas* durch *Eneas* ersetzen wollen. Siehe  
 meine Bemerkung l. c.

V. 382 nehmen meine Vorgänger Hiat zwischen *wolde* und  
*hit* an, dessen Zulässigkeit zwischen Verb und Objekt jedoch  
 fraglich ist. Ich lasse vielmehr, trotz ten Brinks Zweifel  
 (§ 257), das End-*e* von *here* tönen.

V. 387. Unnötig ändern die Herausgeber mit der Pep.-Hs.  
*thynken* in *thenken*, da Ch. diese Verben nie scharf trennt;  
 s. die Reime hier 15/16, 1879/80, Anel. 181/2 und vgl. ebd. 105.

V. 390. *(be)traysen* und *(be)trayen* wechseln miteinander  
 (s. LGW. 2486, Troil. IV, 438 usw.); daher hätten die Edd. die  
 erste Form nach den Hss. belassen und nicht die zweite aus  
 den Drucken aufnehmen sollen.

V. 475: *in* vor *what contree* scheint mir in der *b*-Gruppe  
 nur zufällig ausgefallen zu sein, doch lassen Will. u. Kal. es  
 gleichfalls fort, indem ersterer es als adverbiellen Akkusativ  
 erklärt, was bei solchen Ortsnamen kaum möglich sein dürfte.  
 Durch Beibehaltung der Präposition wird aber das Versmafs  
 nicht beschwert, da *ne* vor *in* seinen Silbenwert verliert.

V. 486. Wohl des Versmafses wegen entnehmen die Heraus-  
 geber (Emersons Auszug hat aufgehört) *of* vor *sond* der  
 $\beta$ -Gruppe, wie mir scheint, eine etwas gezwungene Ausdrucks-  
 weise. Ich helfe mir einfacher, indem ich *nas* der *b*-Gruppe  
 in *ne was* zerlege und dieser weiter folge.

V. 489—91 scheinen nicht ganz richtig überliefert zu sein;  
 an erster Stelle fehlt *I* bei Th. und demnach bei Will., Heath  
 und Kaluza, die es dagegen mit  $\beta$  in V. 491 einfügen; Skeat  
 behält es dagegen dort und kassiert es hier, ist dadurch aber

gezwungen, eine Silbe im letzteren Vers zu supplieren, weshalb er *for* vor *to* einschiebt. Immerhin fällt das doppelte *Ne* am Anfang beider Verse auf, und daher halte ich auch die Wiederholung des *I* nach einem relativen Zwischensatze nicht für ausgeschlossen, wie Ch. öfters auch *that* in solchem Satzbau zweimal setzt. Vgl. Einkenkel, S. 112.

V. 508. *somewhat*, ein wenig, in der *b*-Gruppe und Th., stimmt besser zu dem folgenden Bilde als *sone* „bald“, das Will. u. Kal. aus den beiden andern Texten entnehmen; denn gewifs stieg der Adler ohne Zögern allmählich herab. — Vgl. V. 536, wo diese auch *som-tyme* zu *sone* machen (so ebenfalls H., der dann mit denselben das Präteritum ins Präsens umsetzt).

V. 513. Will. und ihm nach Sk. vermuten, dafs es *selly* statt *sely* heifsen mufste, und in der Tat paßt die Bedeutung jenes (seltsam, wunderbar) besser hierher als die des letzteren (selig usw.). Aber da *selly* sonst nicht bei Ch. belegt ist, habe ich gezögert, es in meinen Text zu setzen, zumal beide Vorstellungen sich in des Dichters Gedanken miteinander verschmolzen haben mögen.

V. 543. *at a swappe* in  $\beta$  (s. Sk. u. H.) entspricht wohl dem jetzigen Sprachgebrauch, aber könnte Ch. nicht auch *in a sw.* (b) = „in einem Griff, nicht = auf einen Griff“ gesagt haben?

V. 557. Da *so* nur in  $\beta$ , und dazu in falscher Stellung (von den Herausg. berichtigt) erscheint und weder Sinn noch Versmafs es verlangt, habe ich es mit *b* (desgl. Kal.) fortgelassen.

V. 558. Über das von mir eingesetzte *right* s. meine Bem., l. c. S. 141. Desgl. verweise ich auf meine dortigen Ausführungen über meine Lesart *anoyous* V. 574, über meine Streichung von *And* V. 602, der sich auch Kal. anschlieft, ebenso meine Betonung des V. 618, die die von Sk. u. H. eingeführten Zusätze unnötig macht.

V. 613. *herke*, wie die Mss. wiederholt statt *herkne* (so von Sk. korrigiert) schreiben, halte ich für eine verkürzte Form des Imperativs, weshalb ich es nicht geändert habe. So V. 764.

V. 680 folgen die Herausgeber der Variante in  $\beta$ : *ben betyd*, obgleich sich gegen *betyde* in *b* um so weniger etwas

einwenden läßt, als auch das Tempus in den folgenden Versen das Präsens ist.

**V. 717.** Meine Verteidigung der von mir beibehaltenen Lesart der b-Gruppe (*either prvy or apert*) befindet sich gleichfalls a. a. O.

**V. 724** ist *moot*, wie Bal. Pi. 96 u. Ad. 3, zu schreiben. Vgl. auch H. F. 1663.

**V. 725/6.** Zum Reim *wil(le): skil(le)* s. oben S. 8.

**V. 733** liesse sich mit Auftakt lesen, wenn man das -e in *place* im Hiatus gelten lassen will.

**V. 735.** Nach den Darlegungen Wilds, S. 211—13, sind *meue(en)* und *preue(n)* Chaucers Formen, weswegen ich sie, z. T. gegen die Mss. und Herausgeber, überall durchgeführt habe; s. V. 808 (in der Fußnote dort l. 735 st. 785), 811 usw.

**V. 746.** Warum Sk. u. H. *vp* nach den Drucken statt *vpward* der Hss. einsetzen, ist mir unverständlich, da der Vers auch in dieser Gestalt in Ordnung ist.

**V. 755.** Ob mit Bodl. (h)it, oder mit  $\beta$  *he* hier stehen sollte, läßt sich nicht mit Hinweis auf V. 731 u. B. D. 586 entscheiden; auch nicht ob es V. 766 mit  $\beta$  *yspoken* oder mit  $\beta$  *spoken* (so die Herausg.) heißen sollte. Desgl. V. 810.

**V. 780** unterbrechen diese Herausgeber abermals in diesem nur in der  $\beta$ -Gruppe überlieferten Verse die Satzverbindung, indem sie ihrer vorhin erörterten Theorie zuliebe *And* weglassen und die folgenden Worte umstellen, nur um das Endungs-e in *brekeþ* zur Geltung zu bringen. Vgl. jedoch ten Brink, § 183 u. s. B. D. 348.

**V. 797.** Zu *wydder* vgl. Mars 278.

**V. 827** ist in b u. Th. verschieden und offenbar fehlerhaft überliefert, während in Pep. u. Caxt. die ganze Stelle fehlt. Die Herausgeber versuchen den Vers, jeder auf seine Art, zu heilen, doch glaube ich mit *euery stede* die richtige Lösung getroffen zu haben, was ich a. a. O. S. 141 f. näher begründe.

**V. 830** verändert Sk. *That* in *Than*; aber, obwohl ersteres nicht recht verständlich scheint, kann diese Emendation nicht richtig sein, da hier nicht von einer neu eintretenden Handlung, sondern von der Fortsetzung der vorher erwähnten die Rede ist. *That* ist also als zurückweisendes Demonstrativpron. aufzufassen; das folgende *That* würde dann 'indem' bedeuten. Über die Vieldeutigkeit dieser Konjunktion s. Einenkel, S. 111 ff.



V. 866. Über meine Deutung der in b entstellten Worte (*t'a lewed*) s. a. a. O. S. 142. S. ebd. zu V. 872, warum ich mich Willerts Einfügung von *right* anschliese.

V. 896. Dafs die wörtliche Ergänzung von *gan* (wenn es auch hinzuzudenken ist) seitens der Drucker u. Edd. (außer Kal.) unnötig sei, zeige ich ebd. Vgl. jetzt auch Einkenel (Hist. Syntax), S. 22, Troil. II, 1107 und LGW. 653.

V. 911/12, die in b fehlen, sind in  $\beta$  fehlerhaft überliefert, von Will. u. Sk. aber überzeugend hergestellt worden. Heath geht aber in seiner Vorliebe für diese Gruppe soweit, dafs er deren Unsinn (s. o. S. 9) hierhersetzt. S. auch meine Bem. a. a. O.

V. 919 trete ich ausnahmsweise für die Lesart von Pep. u. Caxt. *wright* ein, da *wrecche* in den andern Texten augenscheinlich auf Lesefehler beruht. S. meine Begründung ebd.

V. 926 gebe ich ebenfalls dieser Gruppe den Vorzug, weil *space* nicht nur sinnreicher als das wohl daraus verlesene *place* in b ist (so die Edd.), sondern auch durch die von Ch. hier benutzte Quelle, die ich unter dem Text zitiere, gesichert erscheint.

V. 961. Hier stellen Sk. u. Gl. die Worte *upper alway* nach der Lesart von  $\beta$  um und lassen mit dieser *for* aus, wodurch der Vers aber einen holprigen Rhythmus erhält. Will. hingegen streicht *alway*, das jedoch nicht fehlen darf, um das allmähliche Aufsteigen auszudrücken, und das hier schwerlich von den Schreibern eingesetzt worden ist. Ich sehe jedoch keinen Anlaß zu irgendeiner Änderung, wenn man, wie ich andeute, verschleift.

V. 984. Auch hier bevorzugen die Herausgeber Pep. u. Caxt. ohne hinreichenden Grund, vielmehr verliert der Vers nach Einsatz dieser Variante (*Nadde hé me*) an Wohlklang, während diejenige von b durch Th. ergänzt und gestützt wird.

V. 1034 entnimmt Sk. den beiden Drucken *lyk* vor *betyng*, wahrscheinlich eine überflüssige Verdeutlichung des Ausdrucks, deren Einfügung aber das Versmafs wohl vervollständigt, aber nicht verbessert.

V. 1071. Hier derselbe Vorgang: die Edd. streichen mit  $\beta$  *now*, das der Sinn der Stelle jedoch verlangt: „du weisst jetzt (nach meiner Belehrung), wie die Sprache kommt“. Außerdem wird durch diese Kürzung das -e in *cometh* nicht (jedenfalls ihre Absicht) gerettet, da diese Form meist einsilbig gilt (s. Wild, S. 321).

**V. 1072.** Warum stellt Sk. mit Th. *thee eft* statt *eft thee*? Warum streicht er V. 1105 mit Caxt. *for*? Warum setzt er V. 1119 *hit* vor *greved* ein und schreibt V. 1132: *foundement* st. *fundament* mit  $\beta$  (hierin von H. begleitet)?

**V. 1078** habe ich, ebenso Heath, mit  $\beta$  das Pronomen *he* angenommen, da es sich auf das vorhergehende *wight* bezieht, wogegen Will. u. Sk. bei *hit* in *b* geblieben sind — vielleicht in Rücksicht auf die Beobachtungen bei B.D. 568 mit Recht.

• **V. 1098.** Wenn sich der Dichter hier entschuldigt, daß seinem Verse zuweilen eine Silbe fehle, so folgt daraus noch nicht, wie gewisse Ausleger meinen, daß er dabei an eine andere Freiheit als das Fehlen des Auftakts gedacht hat.

**V. 1124** habe ich mich durch Kaluza u. Brusendorff beeinflussen lassen und die augenscheinlich verderbten Lesarten der Überlieferung in *alum de glas* = Alaun verändert, dies aber erst im letzten Augenblick, so daß ich diesen Ausdruck nicht mehr ins Wörterverzeichnis aufnehmen konnte, wo ich ihn freundlichst nachzutragen bitte.

**V. 1146.** Unter den mannigfach überlieferten Formen von *waxe(n)* (s. Wild, S. 336 f.) wählen Sk. u. Gl. gerade *wexe*, die seltenste des Part. Prät., die dazu hier nur in Thynnes Druck erscheint, aus; V. 1494 schreiben sie dagegen mit *b* und Th. *woxe*. Vgl. auch V. 1391. Ähnlich verfahren sie V. 1161, wo sie aus den in den Urtexten stehenden Reimen *sigh · high* und *sy : hye* den unmöglichen *sy : hy* machen; zur Abwechslung dagegen reimen sie V. 1429, 30: *sigh : high*. s. dazu Wild, S. 187 und vgl. P. F. 117.

**V. 1177** lasse ich unverändert, indem ich auch hier dreisilbige Aussprache von *beautee* ansetze; s. Pitee 75. Auch der folgende Vers ist in der *b*-Gruppe (bis auf einen Schreibfehler in Fairf.) metrisch in Ordnung,  $\beta$  dagegen fügt nach *cast* noch *craft* hinzu, wodurch das Versmaß überfüllt wird. Dieses hier überschüssige *craft* (vgl. P. F. 305) schieben nun Will., Sk. und H. in den vorigen Vers zwischen *grete* und *beautee* hinein, um die vermeintliche Lücke auszufüllen: eine ganz unnötige Kraftanstrengung. Kal. hingegen folgt meinem Beispiel, nur läßt er V. 1178 *and*, das in *b* fehlt, fort und nimmt fünfsilbige Aussprache von *curiosite* an, die ich zur viersilbigen verschleife, da sich die asyndetische Anreihung nur selten bei Ch. finden dürfte.

V. 1184 scheinen die Herausgeber an Hiatus zwischen *stone* und *of beryle* zu denken, den ich aber bei syntaktisch so eng verbundenen Wörtern für unzulässig halte; ebenso V. 1218 zwischen *cornemuse* und *and shalmys*. Ich habe daher diese Wörter in den Plural gesetzt, was ich a. a. O. S. 143 mit Hinweis auf andere Plurale weiter begründe.

V. 1205 ist die von allen Texten überlieferte Namensform *Orion* gewils nur ein Schreiberversehen, da *Arion* V. 1005 richtig genannt wird.

V. 1210 habe ich die handschriftliche Form *Saten* (nur Pep. hat *Sett*) beibehalten, während Sk. u. H. mit richtigem Ablautvokal *Seten* einsetzen; indessen s. hierzu Wild, S. 331.

V. 1220 könnte *to* verbleiben, wenn man, wie H. tut, das End-*e* von *begonne* (oder *begunne*) verstummen läßt.

V. 1221/2 habe ich die von Will. vorgeschlagenen Reime *rude:brude* eingeführt, da ich Skeats Bindung *rede:brede* (so auch H.) nicht billigen kann. Näheres s. a. a. O. S. 143. Ebd. s. zu V. 1227 die Begründung für meine Emendation *daun Citharis*, wie ich den in den überlieferten Texten verderbten Namen, den die Herausgeber (H. natürlich Pep.-Caxt. trotz offenbaren Unsinnns bevorzugend) dulden, herzustellen versucht habe. — Ebd., S. 144, s. zu V. 1234 meine Verteidigung von *al*, das Sk. und Gl. mit Pep. und Caxt. streichen. Es wird auch genügen, wenn ich auf meine dortige Bemerkungen zu V. 1271 (*the queen* oder *thee, queen*) u. 1273 (über das Komma zwischen *Hermes* und *Ballenus*) verweise.

V. 1275,6 sehen verdächtig aus, nicht so sehr, weil sie im Fairf.-Mss. fehlen — sie können dort zufällig ausgefallen sein —, sondern wegen ihres dunklen Inhalts. Sk. und H. suchen sie durch Aufnahme von *hem* nach *knew* aus Pep. und Caxt. deutlicher zu machen, so daß die relative Bedeutung dadurch bestimmter hervortritt. Aber was besagt dieser Relativsatz? „Ich sah dort Männer, die bewirken, daß Leute sich durch solche(?) Kunst Ruhm erwerben?“ Man sollte erwarten: „die durch Kunststücke sich selbst — nicht andere — berühmt machen“. Ferner sagt der Dichter: er habe solche Männer bei Namen gekannt, und doch führt er nur einen einzigen an! Läßt man aber diese Verse fort, so fügt sich V. 1277 glatt an 1274 an. Kurz, 1275/6 machen den Eindruck eines späteren Einschlebsels von anderer Hand.

V. 1282/3. „Warum sollte ich länger von den Leuten, die ich dort sah, erzählen, was bis zum Jüngsten Gericht dauern würde?“ ist der Sinn der Stelle, daher die Lesart der b-Gruppe *I ther say* durchaus richtig. Sk. und H. aber ziehen wieder aus  $\beta$  *that I say* vor, was besagen würde, daß der Dichter nicht von allen Leuten sprechen wolle, die er je in seinem Leben, von jetzt bis in alle Ewigkeit, gesehen habe: was an dieser Stelle gar nicht seine Absicht sein konnte.

V. 1287 fasse ich *I*, wie die Hss. schreiben, als Subjekt eines eingeschobenen Satzes auf, der V. 1293 fortgesetzt wird, meine Vorgänger dagegen als Vorsilbe und verbinden es als solche mit *mused* (*ymused*). Dieses Partizip müßte aber von *had* V. 1285 abhängig sein, was mir jedoch nach dem in V. 1286 ausgedruckten Zwischensatz grammatisch unmöglich scheint.

V. 1303. Warum schreiben die Herausgeber *hatte* statt *hate* in der b-Gruppe ( $\beta$  ist hier völlig verderbt), welches die regelmäßige Präsensform ist? S. Wild, S. 341.

V. 1318 klammere ich [*and*] des Versmaßes wegen ein.

V. 1332. Über *cote* s. Mars 203.

V. 1335 machen die Edd. *foote* der alten Texte zu *foot* und ersetzen die dadurch verlorene Silbe durch Einfügung von *as* vor *I trouwe* nach der  $\beta$ -Gruppe. Aber V. 1345 lassen sie *foote* als Maßbezeichnung, wie hier, unbehelligt. Vgl. P. F. 337.

V. 1351 ersetzen die Herausgeber *Fyne* der b-Gruppe durch *Ful(le)* in  $\beta$ , was guten Sinn gibt. Wenn sie aber Anstofs an dem folgenden *finest* genommen haben sollten, so ist zu bemerken, daß solche Wiederholungen desselben Wortes kurz hintereinander bei Ch. sich öfter finden; z. B. C. T. 2516 ff. (*some*), 12226 (C 256), 12833 (C 895), 14885 ff. (B 3288 ff.) (*slow*) usw.

V. 1371/72. Warum ich mich bei der Herstellung dieser Verse Skeat, der  $\beta$  folgt, und nicht Willert, der *But* vor die Lesart der b-Gruppe stellt, angeschlossen habe, s. a. a. O. S. 144f.

V. 1404 ist mit *b synge* zu lesen, da hier von der beständigen Tätigkeit der Musen die Rede ist, die der Dichter natürlich nur vorübergehend wahrnahm (*I herde*), nicht *songe* mit  $\beta$ , das Will. u. Sk. aufnehmen.

V. 1406 schreibt *b or,  $\beta$  and* (so Will., Sk. u. H.); nach ersterem würden *renoun* und *fame* synonym sein, ebenfalls,

wenn man V. 1555 u. 1558 miteinander vergleicht (s. auch Bihl, S. 256). Dagegen scheint Ch. nach V. 1709, der allerdings verschieden überliefert ist, und V. 1735/6 einen gewissen Unterschied zwischen beiden Ausdrücken zu machen, der aber jedenfalls nicht so scharf ist, um hier letzterer Lesart eine größere Berechtigung zu verleihen. Vgl. LGW. 401.

V. 1425 ist mangelhaft überliefert, und so sucht jeder Herausgeber auf seine Art ihn vollsilbig zu machen; als einfachste Lösung schlage ich den Einsatz von *ful* vor *gret* vor. S. meine Bem. a. a. O. S. 145.

V. 1442 stehen sich wieder die Lesarten von *b* und *β* gegenüber, von denen Will. und H. die letztere bevorzugen. Aber es ist schwerlich anzunehmen, daß ein Abschreiber selbständig *olde* vor *mervayles* (so *b*) hinzusetzt, eher begreiflich wäre, daß er es übersieht.

V. 1450 hat scheinbar eine Silbe zu viel, die Sk. und H. durch Auslassung von *a*, Will. durch die von *ful* zu beseitigen suchen. Doch s. meine Bem. a. a. O.

V. 1455 enthält das Subjekt, auf welches V. 1451 hindeutet, nicht das Objekt zu V. 1456, als welches es Sk. und H. auffassen, das vielmehr V. 1460 bietet. S. ebd.

V. 1467 ist *Tytus*, unter dem nur Livius verstanden werden könnte, gewiß in *Dytus*, d. h. Dictys, zu verändern, da an dieser Stelle durchaus von Schriftstellern, die vom trojanischen Kriege handeln, die Rede ist. Daß Ch. dessen Namen, wenn auch in entstellter Form, wohl kannte, geht u. a. aus Troil. I, 146 hervor, wo er die Leser, welche Näheres über *Troyane gestes* erfahren wollen, auf *Omer*, *Dares* und *Dite* verweist.

V. 1477 ist die richtige Lesart nur durch Kompromiß zwischen den beiden Gruppen zu gewinnen, in dem ich mich Sk. anschliese. Nur scheint dieser durch die Schreibung *Omere* anzudeuten, daß er diesem Wort dreisilbige Geltung beimessen wolle, während der Reim V. 1466 zeigt, daß Ch. es nur zweisilbig mißt. Ich gewinne daher die noch fehlende Silbe durch Annahme von Hiat hinter *seyde*, dessen *e* in der folgenden Pause wohl tonen darf. S. auch ebd.

V. 1484 habe ich mit *β* die Worte *bore hath* in *b* des Versrhythmus halber umgestellt, bin im übrigen aber *b* gefolgt, das *a* fortläßt, was ich durch Nachweis in den Fußnoten begründe.

V. 1510 ist *al* vor *the fame* ein überflüssiger Zusatz in  $\beta$ , metrisch nicht erforderlich, und dem Sinne nach gleichgültig, dennoch von Sk. und H. aufgenommen.<sup>1)</sup>

V. 1542 muß wohl *thus* in *b* (so Sk.) mit  $\beta$  in *This* verwandelt werden; vgl. B. D. 23 usw.

V. 1569/72 sind offenbar schon in der gemeinsamen Vorlage beider Gruppen verderbt überliefert worden. Der Schreiber von  $\beta$  versuchte sie dann nach Gutdünken in Ordnung zu bringen, und so wurden sie von Sk. und H. auch aufgenommen. Will. merkte wohl die Verwirrung, aber sein Verbesserungsvorschlag reicht, wie ich a. a. O. S. 146 ausführlich darlege, nicht aus, und so übernahm ich selbst die Heilung der Stelle, die darauf hinausging, den in der *b*-Gruppe ausgefallenen Vers am richtigen Orte wiederherzustellen. Ob mir dies einigermaßen gelungen ist, mögen andere entscheiden.

V. 1593. Skeats eigenmächtiger Einschub von *that* hinter *Til* und von *the* vor *sooth*, V. 1804, die Aufnahme der  $\beta$ -Varianten auch bei andern Edd. *ycleped* V. 1625, *Right* vor *In* V. 1668, *Al* vor *Esely* V. 1675, *thou* vor *Eolus* V. 1719, *they* vor *that* V. 1793; der Ersatz von *hath* durch *hadde* bei Sk. u. W. V. 1682, von *Also* oder *And so* durch *so* bei denselben V. 1725, der Reim *brighte: myghte* V. 1693/4 gehören zu den wiederholt besprochenen Fällen und bedürfen daher hier keines weiteren Kommentars.

V. 1663: *mote*, so nur in Bodl. geschrieben, ist Konj. Pras. und als solcher nur von Willert erkannt. Vgl. Bal. Pl. 96 usw.

V. 1666 korrigieren die Edd. das überlieferte *werkes* in *werk*, ebenso V. 1720; ob mit Recht, ist zweifelhaft, da bei ersterem das *e* der Endung verstummen kann.

V. 1686 hat Sk. die von mir schon Engl. Stud. XV, 414 vorgeschlagene Streichung von *of* zwischen *potful* und *bawme* angenommen, nicht so Will. u. H. S. dazu jetzt Einenkel, S. 51.

V. 1702 muß die *b*-Variante *clew* auf Lesefehler beruhen, wie Will. vermutet statt *threw*, wofür  $\beta$  *turned* einsetzt; siehe Engl. l. c. S. 147.

V. 1717. Ebd. verteidige ich *lyen* in *b* und Th., das die Herausgeber in *lyven* umandern, indem ich es hier in der Bedeutung von „irren“ auffasse.

<sup>1)</sup> Die entsprechende Fußnote ist durch Druckfehler entstellt; es ist zu lesen. *al(le) the f(ame)  $\beta$*

V. 1750 nehmen Sk. u. H. die Schreibung *countrepeyse* Thynnes (-*peyse* Caxt.) statt *countrepese* der Hss. an; doch s. ten Brink § 67 u. Wild, S. 230.

V. 1781 hätte *ye* nach meiner Erörterung Angl. a. a. O. stehen bleiben können.

V. 1782. Ob mit Sk. u. H. *to-hangen* oder *to hangen* und V. 1786 *on* (β) oder *to* (b) zu lesen ist, lasse ich dahingestellt. Auffällig ist jedoch, daß H. *slepy* in β, das offenbar für das jüngeren Schreibern ungewöhnliche *sweynte* eingesetzt ist, aufgenommen hat.

V. 1813 schreiben die Edd. *gretest* st. *grete*, was wohl dem zu erwartenden Ausdruck entspricht; aber da der folgende Relativsatz sich auch auf die vorhergehenden Ausdrücke *trayterie* und *harm* ohne superlativen Zusatz bezieht, scheint mir jene Änderung nicht geboten.

V. 1818 hat wieder eine Silbe zuviel, und da *a* in β fehlt, lassen es die Herausgeber fort; doch da der unbestimmte Artikel in solchem Falle schwerlich entbehrt werden kann, ist er wohl nur aus Versehen dort ausgefallen. Daher beseitige ich die überzählige Silbe durch Verschleifung der Mittelsilben von *clarioun*.

V. 1821 ist dagegen zu kurz; Will. u. Sk. dehnen ihn durch Streckung von *list* zu *listeth*, das aber (s. Wild, S. 292) eine bei Ch. ungewöhnliche Form ist. H. anderseits trifft diesmal wohl das Richtige, indem er *ne* vor *lst* einsetzt.

V. 1822 ist in b einwandfrei überliefert, während die Lesarten in β schwanken; es ist daher ungerechtfertigt, daß die Edd. das nur in Pep. überlieferte *not* vor *graunte* einfügen.

V. 1853 weichen die alten Texte — von denen von V. 1843 ab Pep. leider verstummt ist — voneinander ab, so daß der Wortlaut des Verses unklar geworden ist. An Stelle des in Bodl. und Caxt. fehlenden *noght* setzt Sk. daher *but*, während Will. es ganz beiseite läßt. Es kommt jedoch auf die richtige Interpunktion an, und faßt man *Though hit be noght* mit Heath als eingeschobenen Satz auf, so wird der Sinn der Stelle ganz klar, was durch die entsprechenden Worte in Chaucers Boethiusübersetzung (IV, Pr. 2, 232): *I have . . . proued . . . that yuele is naught* bestätigt wird: das Übel (die Bosheit) ist ein Nichts, ohne Wert, ohne Macht. S. auch meine Ausführungen Angl. l. c. S. 147.

V. 1883. Auch an diesem Verse, der in den Hss. ganz in Ordnung ist, müssen die Herausgeber herumdoktern, indem sie (nicht nur Gl., wie es in den Fußnoten heisst, sondern auch Sk.) *than* aus den Drucken hier hinter *here* einschieben. H. streicht außerdem *But* Ebenso bevorzugt V. 1952 Skeat grundlos  $\beta$ , indem er statt *opened* (zweisilbig) *open* schreibt.

V. 1908 ist offenbar nur ein Luckenbüfser des Schreibers der gemeinsamen Vorlage der vorhandenen Texte, wie ich a. a. O. S. 148 ausführlich nachweise. Meine Versuche, den Wortlaut des ausgefallenen Verses wiederherzustellen, teile ich in den Fußnoten mit. Kaluza hat ihn für wert genug gehalten, in seinen Text aufgenommen zu werden.

V. 1944 bietet einen ähnlichen Fall, er fehlt ganz in Bodl., auch in Willerts Text. Fairf. bringt nur die ersten Worte und bricht plötzlich ab, während die Drucke ihn in einer Form bringen, der man sogleich die Unechtheit anmerkt. Dennoch haben Sk. u. H. (dieser allerdings zweifelnd) dies Gebilde aufgenommen. Meinerseits habe ich vorgeschlagen den jedenfalls richtigen Zeilenanfang *As ful is, lo* durch *a harpe of strynges* fortzuführen, was ich a. a. O. S. 148 f. zu begründen suche, dem auch Kaluza zugestimmt hat. Andere Vorschläge (s. Fußnote) empfehlen sich m. E. weniger.

V. 1966 dagegen gebe ich der Lesart in  $\beta$  recht, da ich *byldynges* in b nur für einen Schreibfehler statt *lesynges* (Verluste) halte, das einen Gegensatz zum vorhergehenden *wynnynges* bilden soll. Naheres a. a. O.

V. 1970 gestalte ich, wie ich glaube, durch Streichung von *eke* wohl lautender; ebenso Kal. S. ebd.

V. 1972 folge ich der Korrektur Willerts, der *wenyng* (= Wahn) (desgl. Kal.) für *wynnynges* einsetzt, was ich a. a. O. begründe.

V. 1976 schliesse ich mich gleichfalls Willert, der *of* des Metrums wegen fortlässt, an, ebenso Kal. S. ebd.

V. 1995 halte ich *lete* für den von *I preye* (V. 1993) abhängigen Konjunktiv, während Sk. u. H. in *let* nach Bodl. u. Th. den Imperativ zu erblicken scheinen. S. a. a. O. S. 150 u. vgl. P. F. 423 u. LGW. 705 ff.

V. 2009 ist scheinbar zu kurz geraten, weswegen Sk. *thise* durch *swiche*, Will. durch *al thees* ersetzt. Indessen ist jede Änderung unnötig, wenn man hier das *-e* in *thise* trotz *ten*



Brinks Einschränkung (§ 257) als silbenbildend gelten läßt, wofür ich a. a. O. einige Belege anführe (C. T. 2890, LGW. 2027 u. H. F. 1894).

**V. 2020** ist *than* in Fairf. = *thee an*, eine ähnliche Kontraktion wie V. 866. S. auch Troil. V, 475 (*tan*) und ebd.

**V. 2026.** Ich verstehe nicht, warum Will., Sk. u. Kal. der Fragestellung in b *Shaltow* folgen, da der Vers doch einen Hauptsatz bildet.

**V. 2036.** Darauf, daß die Art, wie die Drucke hier eine Lücke in den Hss. ausfüllen, sinnlos ist, habe ich schon Engl. Stud. XV, 145, worauf ich a. a. O. zurückkomme, hingewiesen und vorgeschlagen, diese Aufmachung durch '*Many a thousand in a route*' zu ersetzen, welchen Vorschlag H. in einer Anmerkung wenigstens erwähnt und Kal. in seinen Text aufgenommen hat.

**V. 2042.** Zu der von mir aufgenommenen Lesart *a fotebrede* s. P. F. 337.

**V. 2044** ist mangelhaft überliefert, und so versuchen die Herausgeber ihn auf verschiedene Art in Ordnung zu bringen. Am einfachsten scheint es mir, dem Verb seine volle Endung zu geben: *Równedè*, und darauf Hiat (Sprechpause) anzunehmen. Kal. schreibt *Równeden* — aber Subjekt ist *euery wight*! In dessen ist eine solch lose Konstruktion (s. meine Bemerkung zu C. T. 11466, Engl. Stud. XLVII, 381) bei Ch. nicht ausgeschlossen. Vgl. auch Einenkel, S. 65 u. s. u. V. 2103. Bal. Pi. 1/2 bezieht sich *hur rest* auf *euery creature*.

**V. 2048** habe ich in der von Willert vorgeschlagenen Form angenommen, die ersten Worte der Überlieferung aus metrischem Grunde umgestellt (*That betyd is*) und den Rest, abweichend von meiner Bem. a. a. O., in der Fassung der Drucke angefügt: *lo right now* (vgl. Bal. Pi. 41), da sie in Fairf. — vermutlich weil unleserlich — weggelassen und in Bodl. unzutreffend wiederhergestellt sind: *late or now* (so Sk. u. H.). Denn der Fragende erkundigt sich doch nur nach Vorfällen, die kürzlich geschehen sind, nicht nach früheren.

**V. 2049** ist wieder zu kurz; Will. u. Sk. ersetzen daher *he* durch *the other*. Aber, wie ich a. a. O. ausführe, *he . . . he* ist die bei Ch. gewöhnliche Art von Gegenüberstellung: der eine . . . der andere; so z. B. LGW. 645 ff. Vgl. Bihl, S. 160, und Einenkel, S. 154. Ich empfehle hingegen *sire* nach *No* einzufügen.

V. 2061 ist anderseits zu lang; Sk. u. H. streichen daher mit Caxt. *right*, das aber der Stelle gerade den richtigen Sinn gibt: *stracks*, wie auch Th. dafür *streyght* schreibt. Verschleift man aber *to*, wie auch an andern Stellen (s. V. 2020), mit dem folgenden vokalisch anlautenden Wort, so ist alles in Ordnung.

V. 2066 hat Caxt. allein das vom Sinne verlangte *his* vor *speche*, vermutlich selbst korrigiert, während in der gemeinsamen Vorlage, wohl vom vorhergehenden *this* beeinflusst, *this* hier stand, das nur Sk. behalten hat.

V. 2069 ist in b und  $\beta$  verschieden überliefert, doch ist keine der beiden Lesarten recht verständlich; ebensowenig sind es die Emendationen der Herausgeber. So habe ich durch Vereinigung beider wenigstens eine richtige Satzkonstruktion herbeizuführen gesucht, worüber ich a. a. O. S. 151 Rechen-schaft ablege.

V. 2076 ist gleichfalls in Verwirrung; *mouth* in b ist jedenfalls durch das folgende *mouth(e)* hineingeraten, und *tydyng* in  $\beta$  verschrieben aus *thyng*, das Heath richtig verbessert hat, danach auch Kal. Die andern Konjekturen sind daher verfehlt. S. ebd.

V. 2085 lese ich, indem ich *there* zweisilbig spreche; indessen ist es auch möglich, wiewohl nicht unbedenklich, mit Sk. *myghte* zweisilbig zu messen und darauf Hiat anzunehmen.

V. 2090. Die Lesart *thrawe* der b-Gruppe verteidige ich a. a. O. S. 152, wonach auch Kal sie gutheißt.

V. 2094/5 verlangt m. E. der Sinn *myghte* in  $\beta$  statt *most(e)* in b, das jedoch nur H. aufnimmt. Überdies gehören die ersten Worte des nächsten Verses (*For other*) noch zu diesem: keines der beiden Gerüchte konnte wegen des andern (das ihm im Wege war) hinausgelangen; daher begannen sie sich zu drängen. Wie meine Vorgänger, die Semikolon oder Komma hinter V. 2094 setzen, die Stelle auslegen, ist mir unverständlich.

V. 2099. Wegen der Verschleifung von *With the nones* s. meine Bem. a. a. O. u. LGW. 1540.

V. 2105 ist abermals mangelhaft überliefert; gewiß stand *on(e) two* in der direkten Quelle aller, wie Fairf. u. Thynne schreiben (bei Caxt. fehlt dieser Abschnitt), und da dies keinen Sinn gab, änderte der Schreiber von Bodl. das in *that oon*, wodurch aber die Sache nicht viel besser wurde. Und so versuchten meine Vorgänger, den Vers auf verschiedene Art

zurechtzumachen, indem sie von der letzteren Lesart ausgingen. Ich dagegen vermute, daß zwischen den Worten *oon two* etwas ausgefallen ist, und schiebe *of vs* ein, ebenso Kaluza. Näheres s. a. a. O.

V. 2148 pflichte ich wieder einmal Heath bei, der die Worte '*I noot neuer what*' als die Antwort auf die vorhergehende Frage, nicht als eine Bemerkung des Dichters auffaßt.

V. 2152 bietet dasselbe Bild wie V. 2105: Bodl. versucht die von Fairf. u. Th. überlieferte, schon verderbte Lesart zu bessern, was dessen Schreiber aber nur z. T. gelingt. Hätte er sich mit der Korrektur von *noyse* zu *nose* begnügt, wäre alles sinngemäß geordnet gewesen. Aber er machte auch *an* (oder *on*) *highen* zu *and yen*, was nicht gemeint sein kann (s. meine Darlegungen a. a. O. S. 153), und so greifen Will. u. H. fehl, die ihm hierin folgen.

**XIII. Of Quene Anelida and fals Arcite.** Kaluza teilt daraus V. 220—280 mit. — Die Hss., wie Einleitung S. 28 dargelegt, zerfallen wiederum in zwei größere Gruppen, von denen die eine dem Oxford-Typ (B) angehört, die andere sich um die Shirley-Mss. (C) schart. Wie in der Besprechung von Pitee und Mars bemerkt, geht diese Gruppe auf eine ältere und etwas bessere Vorlage als jene zurück, ist jedoch so mannigfach entstellt, daß sie nur mit Bedenken als Grundlage des Textes gebraucht werden könnte. Hier ist aber das Verhältnis insofern etwas geändert, als in der C-Gruppe eine Strophe, V. 290—98, die für den Aufbau des Gedichtes durchaus notwendig ist, fehlt, so daß deren Vorlage nicht unbedingt den Vorzug vor der andern verdient. Außerdem bemerkenswert ist, daß die Schlusstrophe nur in der Untergruppe  $\beta$  von B erhalten ist, die in b fortgelassen sein mag, weil die darin angekündigte Fortsetzung ausgeblieben war, so daß dieser Übergang unfruchtbar erschien. Diese Umstände erschweren aber die Herstellung eines kritischen Textes, und so habe ich in jedem Falle, wo die Lesarten beider bedeutender voneinander abweichen, geprüft, welche Lesart metrisch oder dem Sinne nach als die bessere erscheint, bei zweifelhaftem Werte jedoch B, das infolge seiner regelmäßigen Schreibweise wiederum als Basis gewählt worden ist, bevorzugt. Zu verwerfen sind in der Regel nur die Varianten der Untergruppen b,  $\beta$ , c und  $\gamma$

und der Einzelhss., die nur zufällig einen empfehlenswerteren Ausdruck bieten können als die andern, namentlich da, wo die Überlieferung schwankt.

V. 25. *he* ist als Subjekt des Nachsatzes notwendig, daher *ycome*, das Sk. aus ein paar Hss. für *he come* einsetzt, unzulässig.

V. 27 würde die allgemeine Lesart nur einen ertraglichen Verstakt ergeben, wenn man *to* mit dem 4. Harl.-Ms. in *unto*, wie Sk. u. H., verlängerte. Aber ebenso annehmbar ist die Umstellung des Add.-Ms. *hit to the sterres* — welches von beiden die Überlieferung dem Original entsprechend korrigiert hat, laßt sich nicht feststellen.

V. 29 ist um eine Silbe zu kurz. wofür Add.<sup>4</sup> *his*, Harl.<sup>4</sup> *hie* vor *victorie* bietet; Sk. u. H. wahlen letzteres in der Form von *hy*, was mir aber gezwungener erscheint als das näherliegende *his*

V. 31. *and in token* in der B-Gruppe, was Sk. übernimmt, ist metrisch mangelhaft; besser *and in tokening* der C-Gruppe (so H.), doch müßte *and* fallen oder *tokening* zweisilbig lauten.

V. 53 hat in der Mehrzahl einen holprigen Ausgang: *euerich othèr to kille*; besser klingt *eche óther fór to k.*, wie H. nach Harl. 4 schreibt, ähnlich auch Caxt. Aber *euerich othèr* V. 56 scheint jenes doch als Parallelausdruck zu bestätigen.

V. 59 mangelt eine Silbe; Sk. ersetzt sie durch Zusatz von *was* hinter *slayn*, H. durch Dehnung dieses in *slawen*, welche Form wohl auch bei Ch. vorkommt, doch seltener ist, z. B. C. T. 943, 4904 (B 484), 12794 (C 853) usw. Ich nehme ohne jede äußere Änderung an, daß das *proud* angefügte -e, wie mitunter bei Adjektiven vor Eigennamen auch ohne Artikel (z. B. *false Domophon* LGW. 2398 u. *proude Bayard* Troil. I, 218), lautete.

V. 61. Die Mehrzahl schreibt *ago*, ebenso Sk. u. H.; da aber diese Form von Ch. fast nur adjektivisch oder adverbial gebraucht wird (ausnahmsweise verbal C. T. 10034 [E 2158]), habe ich *y-go* (Caxt., *ego* Harl.<sup>4</sup> u. Add.<sup>4</sup>) mit einigen C-Hss. vorgezogen.

V. 63 entspricht *fare* in C, = Geschick, Lage, besser dem Sinn der Stelle als *care* in B, das Sk. aber behält.

V. 85 scheint wieder zu kurz zu sein, weswegen Sk. *Arcite* hinter *knyght* einschiebt, worin ihm H. folgt. Aber wenn

man *cke* zweisilbig zählt (so öfter im Reim, z. B. P. F. 338, H. F. 625 und 1401) und *the* aus dem 4. Harl.-Ms., das auch sonst etwas genauer geschrieben zu sein scheint (so enthält es allein das im vorigen Verse benötigte *ne*), entnimmt, bedarf es nicht einer so gewaltsamen Kur.

V. 91 ist wohl eher *truste* als synkopiertes Präteritum (die meisten Hss. schreiben *trusted*) denn *trust* (so Sk. u. H.) als Präsens anzunehmen.

V. 98 erfordert der Sinn *Al* (= obgleich), das allerdings nur Harl.<sup>4</sup> u. Caxt. bieten, da der Satz offenbar konzessive Bedeutung hat, während *As* in den übrigen Kodizes und bei den Herausgebern einen Kausalsatz einleiten wurde.

V. 105. Wenn Harl. u. Tan. und demnach die Herausgeber *thenken* st. *thynken* schreiben, so mag das korrekter sein, doch vgl. H. F. 387 u. s. u. den Reim V. 181/2.

V. 99 habe ich *nathelees*, die Form der Minderheit, bevorzugt, da sie sich besser ins Versmaß fügt, während Skeat mit der Mehrheit *neuer-the-les* schreibt. Vgl. Pitee 111.

V. 109. Dadurch, daß Harl. u. Caxt. *that* hinter *then* (was in den Fußnoten zu vermerken vergessen ist) einfügen, worin ihnen die Edd. folgen, wird der Vers zwar vervollständigt, aber er kann auch als auftaktlos gelten.

V. 113. Da *I-sent* (statt *sent*) nur in der Untergruppe b steht, hatten es die Herausgeber unbeachtet lassen sollen.

V. 128. *hit* in der B-Gruppe ist sowohl grammatisch wie metrisch entbehrlich, daher wohl zu streichen, obgleich es auch in ein paar C-Hss. (*hir* — *hir* in Harl.<sup>4</sup> u. Add.<sup>4</sup> wohl geschrieben) erscheint.

V. 171. Nach nochmaliger Überlegung sehe ich, daß ich besser getan hatte, mich, wie meine Vorgänger, dem Harl.<sup>4</sup>-Ms. anzuschließen und zu schreiben *Al craumpissed* etc., da dieser Vers sich dann als Partizipialsatz besser dem Periodenbau einreicht. Heath ändert *Al crampissheth*.

V. 185. Das Versmaß empfiehlt die Annahme der Lesart *dredeth*, da *dred* im Harl.<sup>4</sup> u. Caxt. zu kurz ist, und *hit* in einigen B-Hss., welches Sk. u. H. hinzufügen, zu wenig gesichert ist.

V. 187 begehen die beiden einen ähnlichen Mißgriff, indem sie aus dieser Untergruppe *or* statt *and* aufnehmen, besonders da die durch diese Konjunktion verbundenen Verben, *turne* und

*wende*, synonym sind. — Dasselbe gilt von V. 198 (l. dort *Take*), wo Sk. *of* nach denselben Autoritäten fortläßt, obgleich es die Satzkonstruktion verlangt.

Mit V. 211 beginnt die Klage, und beide Gruppen erhalten hiermit Verstärkung, doch bleiben die Verhältnisse dieselben.

So lesen Sk. u. H. mit gewissen b-Hss. V. 212 *y-whet* statt *whet*; V. 227 *me had* st. *hath me*; V. 236 *That I ne* st. *For to*; V. 250 *And* am Zeilenanfang, das sonst fehlt, V. 253 *nother* st. *neyther*; V. 268 *the* st. *this*; V. 269 *And of me* st. *Allas! ye*; V. 278 *be al* st. *yit be*; ebd. Sk. u. Kal. mit  $\beta$  *turn* st. *com*; V. 279 *hath be* st. *now is*; V. 304, mit Auslassung von *that* in B *un-to* st. *to* mit  $\beta$ ; V. 313 *Who* st. *She*, V. 318 *seyd oght amys* *I preye* st. *oght seyde out of the weye*; V. 334 *this* st. *þilke*; V. 347 *singe* in Sk mit  $\beta$  st. *singen*.

In andern Fällen stehen die ganzen Gruppen einander gegenüber. Leicht ersichtlich, doch von Sk. u. H. nicht beachtet, ist, daß darunter C die bessere Lesart enthält, in V. 219 mit *til* vor Vokal gegen *to* in B (vgl. Gent. 15; häufig in den C. T. u. Troil.); V. 249 *and* gegen *in* (*so low manere*); V. 331 *and* gegen *a*, das Sk. u. H. als Artikel auffassen und daher das folgende *assure* für ein Subst. statt Verb halten. Andererseits ist es öfters zweifelhaft, welcher von beiden mehr Vertrauen zu schenken ist.

V. 241 ist in beiden Gruppen verschieden überliefert. Zunächst schreiben die  $\beta$ -Mss. *Now* für *Nay*, das merkwürdigerweise Kal. aufnimmt, obgleich es sicher falsch sein muß; im übrigen ist aber die Lesart in B einheitlich; störend ist nur *be* vor *founde*. In C dagegen lesen die Shirley-Mss. *for certes þer shall*, Pep. u. Caxt. *certes for ther shal*, was Brusendorff, S. 259, empfiehlt, statt *certes forther wol I* in B, in welcher Fassung *be* berechtigt ist. Im ersten Falle wurde der Dichter sagen: weiter will ich nicht suchen (wobei *be* zu löschen ist), im andern· denn es wird nicht gefunden werden, beides zulässige Ausdrucksweisen. Es fragt sich nur, wie jenes B zu erklären ist. Da das Verb *founde(n)* ziemlich selten ist (s. o. V. 47), mag der Schreiber der gemeinsamen Vorlage beider Gruppen es mit dem gleichlautenden Part. Prät. von *finde(n)* verwechselt und das dann folgende *be* eingefügt haben. Der Schreiber von C merkte dann aber die fehlerhafte Konstruktion und änderte die vorhergehenden Worte, denen er eine Wendung

gab, in welche *be* sich korrekt einfügte. Da sich die Entscheidung nicht mit Sicherheit treffen läßt, bin ich, diesmal mit meinen Vorgängern übereinstimmend, bei der B-Fassung geblieben.

V. 253 zeigt einen ähnlichen Fall; keine der vorhandenen Lesarten bietet einen befriedigenden Vers, und so mußte aus den verschiedenen Varianten gewissermaßen ein Mittelweg gesucht werden, den m. E. Skeat (*Alas and is ther* etc.) am geschicktesten gefunden hat. Am nächsten kommen dieser Form Pep. u. Caxt., die nur noch *now* anfügen, das H. aufgenommen hat, das aber dem Verse eine Silbe zuviel gibt. Kal. dagegen wählt die Lesart von B, der jedoch eine Silbe fehlt, weswegen das in allen C-Mss. überlieferte *and* an dieser Stelle einzusetzen ist.

V. 264/5 weichen in beiden Gruppen noch wesentlicher voneinander ab. Ich habe der B-Form, wie Sk., den Vorzug gegeben: . . *I shewed you Al that men wolde to me write*, da diese Angabe den vorhergehenden Versen 113/5 entspricht, was hier anzubringen einem ausfüllenden Schreiber schwerlich eingefallen sein dürfte. Demgegenüber schreibt C: . . *I was so pleyne . . In alle my werkes muche or lyte*, die auch Heath und Kaluza annehmen, die aber in ihrer eigentlich nichts-sagenden Ausdrucksweise weit eher eine Schreiberverfindung sein können, wobei noch zu beachten ist, daß die Verse 265 bis 269 in zwei Shirley-Mss. fehlen.

V. 266 fehlt in den C-Mss. *was*, welches dort aus der Fassung des V. 265 ergänzt werden kann, jedoch in B verlangt wird. Da dann aber das Versmaß überladen wird, habe ich *so*, das am ehesten entbehrlich ist, eingeklammert.

V. 286. *ben* B, *lye* C, welch letzteres Brusendorff für den ursprünglichen Ausdruck hält. Mir scheint es aber natürlicher zu sein, wenn man sagt. es gibt keine . . Wege als es liegen usw.; überdies kann *he(n)* leicht aus *ben* verlesen werden. Demgemäß stimmen die Herausgeber mit mir überein.

V. 300 *rather deeth then do so foul a dede* B, C *dye* für *deeth* und *creuell* für *foul*. Ersteres würde sich wohl gegenüber dem folgenden *do* empfehlen, indes klingt *deeth* kraftvoller und demgemäß origineller. Des weiteren aber, ist nicht *foul* (= übel, abscheulich) eine viel angemessenere Bezeichnung des *weyuen womanhede*, V. 399, als *cruel* = grausam, gräßlich?

Dazu käme, daß *cruel* meist zweisilbig ist, und daß *a*, welches freilich nur Add. bringt, hinter *so* kaum fehlen dürfte, wodurch der Vers überlang würde.

Ähnliche Überlegungen sind auch in den folgenden Versen zu veranstalten; V. 301 hat B *gilteles*, C *causeles*, beide ziemlich gleichbedeutend, ersteres vielleicht gestützt durch *withoute gilt* V. 298. — Stärkere Abweichung zeigt dagegen V. 303: B liest: *Yow rekketh not that knowe I*, C *Than wol yee laughe, I knowe it*. Auch hier passen beide Ausdrucksweisen in den Zusammenhang und sind metrisch tadellos. *Ye wol laughe* ist vielleicht ein Nachklang zu V. 234 *he laugheth at my peyne*, der hier aber kaum beabsichtigt erscheint, weil kurz darauf, V. 305, ein ähnlicher Gedanke folgt: *a skorn shal be my mede*, Ich füge gleich V. 316 hinzu, wo B *renne*, C *flee(n)* liest, welche Verben wiederum ziemlich gleichwertig sind.

Von den Herausgebern folgt Skeat durchaus B, während Heath zu C neigt, aber V. 300 *death* und V. 316 *renne* schreibt. Wer hat recht? Es liegt der Gedanke nahe, daß der Dichter selbst spätere Änderungen an seinen Schöpfungen vornahm, worüber ich Engl. Stud. XXVII, 4 ff. eingehender gehandelt, doch mit einem non liquet geschlossen habe. Andererseits ist nachgewiesen, daß gerade Shirley wiederholt selbst erheblichere Änderungen an den von ihm kopierten Texten vornahm, ja, daß seine Abschriften ein und desselben Gedichts durchaus nicht immer übereinstimmen (s. Pitee 24, 40, 42, 87, 91, 117; Gent. 1, 2, 4, 6, 16, Venus 8, 26, 66 usw.). Daher wird man auch im vorliegenden Falle nicht ohne weiteres die in seinen Kopien vertretenen Lesarten als die ursprünglichen ansehen und sie unbedenklich in einen kritischen Text aufnehmen. Somit habe ich auch die B-Lesarten unangetastet gelassen, soweit sich dies verteidigen liefs.

**XIV. The Legend of Good Women.** Über die Hss.-Verhältnisse dieser Dichtung habe ich ausführlich in der Anglia N. F. XXXI, 197 ff. u. XXXII, 23 ff. gehandelt, worüber ich kurz zusammenfassend in der Einleitung meines Buches, S. 30 ff. berichte. Ich war damals ohne Kenntnis von der von E. Amy kurz vorher (1918) für die Princeton University verfaßten Abhandlung über denselben Gegenstand, der, als er meine Abhandlung kennen lernte, seine, von den meinen abweichenden Auffassungen im Journ. of Engl. and German



Philol. XXI, 107 ff. zu rechtfertigen suchte. Ich will jetzt nicht weiter darauf eingehen, sondern nur hervorheben, daß ein Unterschied zwischen unsern Auffassungen darauf beruht, daß er mit andern Gelehrten die Cambridger Gg.-Hs. als die jüngere Fassung des Prologs enthaltend ansieht, während ich wiederholt<sup>1)</sup> nachgewiesen zu haben glaube, daß sie die ursprüngliche Bearbeitung des Prologs darstellt. Einen andern Punkt werde ich bei der Besprechung der Dido-Legende berühren, doch ist es um so weniger nötig, die ganze Streitfrage nochmals aufzurollen, als sich, hiervon abgesehen, in der Beurteilung der einzelnen Lesarten in den meisten Fällen Übereinstimmung zwischen Amy und mir ergibt, so daß ein Verweis darauf häufig längere Ausführungen erspart. Mitunter werden auch kurze Anführungen früherer Schriften über die Hss.-Verhältnisse der Legende, so der von J. B. Bilderbeck (London 1902), und meiner Besprechungen solcher (Engl. Stud. XV, 418 ff und XXVII, 25 ff.) genügen. Hauptsächlich kommt es aber auch hier darauf an, mein Verhältnis zu den ältern Ausgaben, der Skeats und der Globe-Edition, in der für diese Dichtung A. W. Pollard an Stelle von Heath tritt, darzulegen. — Ebenso zu Kaluza, der aus dem Prolog V. 1—39, 224—277, 310—355, 397—485 nach der Gg.-Hs. und die Legende von Thisbe aufgenommen hat, und zu Emerson, welcher dieselbe bringt.

Auf die Mängel in Pollards Textbehandlung habe ich schon im allgemeinen am zuletzt angezogenen Orte aufmerksam gemacht und werde hier nur auf solche Fälle eingehen, in denen es sich um die Feststellung der besten Lesart im Vergleiche mit Skeat handelt. Nur will ich noch daran erinnern, daß, wenn ich auch die Oxfordter Hss. oder B-Gruppe zur Grundlage meines Textes angenommen habe, ich doch in zweifelhaften Fällen der andern (C) Gruppe an deren Spitze das Cambridger Gg.-Ms. steht, den Vorzug einräume.

Bezüglich der Lesarten in V. 1<sup>2)</sup>, 5 und 6 kann ich kurz auf Amy, S. 52 f., verweisen.

V. 40. *swich a*, wie Skeat und Pollard schreiben, ist unmöglich, da nur Fairf. und Bodl. ( $\beta$ ) so lauten, aus den verschiedenen Varianten ist wahrscheinlich *eeek this* die beste.

<sup>1)</sup> s. Engl. Stud. LV, 174 ff. und Anglia N. F. XXXVIII, 62 ff. und 104 f.

<sup>2)</sup> Meine Korrektur unter den Berichtigungen ist ein Irrtum: Sk. und Gl. lesen ebenfalls *tymes*.

Ein gleicher Fall V. 152, wo dieselben Hss. *Construeth* statt *Construe* lesen; desgl. V. 183, wo jedoch nur Poll.  $\beta$  in der Wortstellung folgt (s. auch Amy, S. 154); V. 209 l. *with-in* st. *in-with* in  $\beta$  (Edd.).

V. 67. Aus ähnlichem Grunde ist *Sufficient* statt *Suffisant* in b zu wählen.

V. 98. Die Lesart der meisten Hss. *olde stories* ist un-rhythmisch, besser die Stellung *bokys olde* in Gg. 82, doch wenn dort wohl *stories* mit Rücksicht auf V. 21 festzuhalten ist, gibt Gg. einen guten Wink bezüglich der Wortfolge; ich ändere daher *stories olde*.

V. 100. Statt der unschönen Wiederholung von *men* (*man*) aus dem vorigen Verse bieten Trin. und Add.<sup>1</sup>, die eine Untergruppe, C<sup>1</sup>, bilden, *they*, das den Vorzug zu verdienen scheint, zumal diese Hss. auch an andern Stellen bessere Lesarten als die übrigen aufweisen: so V. 493, 903, 1107, 1210, 1499, vielleicht auch V. 1269, 1697, 1936, bedenklicher 2215. Es fragt sich nun, ob dem Schreiber von C<sup>1</sup> eine zweite gute Quelle zu Gebote stand, oder ob ein verständiger Korrektor alle jene Änderungen schuf. Da diese Gruppe, abgesehen von andern zweifelhaften Fällen, sicher V. 1966 fehlt, ist wohl das letztere anzunehmen, so daß nicht alle ihre Varianten unbedingtes Vertrauen beanspruchen können.

V. 124 entnimmt Sk. *ek(e)* hinter *And* unnötigerweise der von ihm sonst unbeachteten Seld.-Hs.

V. 129 gehen die Lesarten aller Gruppen und Untergruppen auseinander. Ich habe daher *it* in den B-Hss. als die grammatisch richtigste vorgezogen, während Amy für das nicht völlig gesicherte *him* der Seld.-Hs. eintritt, das allerdings nach meinen Ausführungen zu B. D. 586 auch zulässig wäre.

Zu V. 131 s. Amy l. c. (Poll. hatte *fro(m)*, nicht *of* schreiben sollen).

V. 141. Entweder ist *in* vor *preysinge*, was auch Sk. tut, zu streichen, oder mit Gg., Trin. und Add.<sup>1</sup> *worshypunge* in *worshipe* zu ändern. Vgl. Amy l. c.

V. 149 stelle ich in der Fußnote die Wahl, *humbel* auszusprechen oder *obcysaunces* funfsilbig zu zählen. Für letzteres spricht die Messung des V. 587, wo auch Amy hierfür ('quadrasyllabic' wohl 'slip of the pen') stimmt, ebenso V. 1375 und vielleicht auch 2479.

V. 192. Hier habe ich ausnahmsweise den B-Hss. mit *nam* den Vorzug eingeräumt, da im Gebrauche von *n(e)* Schwanken herrscht und es leicht abfallen kann; s. hierzu Mars 62; *never*, wie die meisten Hss. lesen, halte ich für einen gemeinsamen Schreibfehler für *neyther*, den allerdings nur drei Mss. (Trin., Seld. und Add.<sup>1</sup>) verbessert haben. Beide Edd. haben *never* ohne Vermerk behalten, was von Amy nicht beachtet ist.

V. 196. Dafs *thing* statt *stryf* nur ein Versehen in B + Pep. (s. *thing* in der vorigen Zeile) ist, bemerkt er dagegen; ebenso dafs die Wortstellung in V. 211 *loue so* statt *so loue* bei Poll. sein sollte.

V. 217 ist mit C gewifs *floures* statt *flourouns* in B (so die Edd.), zu lesen, desgl. V. 220 und 529, wo nur noch Fairf. und Thynne an der letzteren Form festhalten.

V. 261 gibt *for* in C (= wegen) einen besseren Sinn als *of* (= durch) in B und bei den Edd. Vgl. Amy a. a. O. 55.

V. 267 folgt nur Sk. blindlings seiner Quelle, indem er *Maketh* daraus aufnimmt, obgleich ein Vergleich mit V. 253 ihn hätte belehren können, dafs es *Make* heifsen müsse.

V. 299 endet in mehreren B-Hss. *beryth the wittnessynge* (so Poll.); Sk. verkürzt nach dem Tanner-Ms. das Verb in *berth* (übrigens die gewöhnlichere Form), und so würde gegen diese Fassung b nichts einzuwenden sein. Aber *the* fehlt in C, ausserdem in Bodl., und auch sonst erscheint dieser Ausdruck ohne Artikel (s. C. T. 12134 [C. 194] usw. und vgl. V. 527), so dafs gewifs der Schlufs *bereth wittnessynge* lauten sollte.

V. 302. Die Herausgeber schreiben mit B *his quene*; C hat *the qu.*, nur Gg. *this q.*: jedenfalls der passendste Ausdruck; *his* ist unmöglich, da der traumende Dichter noch nicht weifs, in welchem Verhältnis die Dame zum Liebesgott steht. Daher V. 341 auch *this lady*. So ziehe ich auch V. 306 *that* in Gg., Trin. und Add.<sup>1</sup> dem nichtssagenden *the* der übrigen vor.

Zu V. 314, wo Poll. *sire* fortläfst, s. Amy a. a. O.

V. 329 nehme ich des Metrums wegen latinisierte Form *translat* statt *translated* in allen Texten an, wie z. B. *creat* Scog. 2. Vgl. ten Brink § 180.

V. 336 ist das nur in wenigen Hss. erhaltene, doch das Versmafs ausfüllende *that* wohl in den übrigen nur zufällig ausgefallen. Amy will dagegen deren Zeugnis nicht gelten lassen und den Vers auftaktlos lesen.

V. 370 folgen die Edd. wieder der B-Gruppe und schreiben *translaten*, durch welche Form der Vers allerdings seine Vollzahl an Silben erhält, aber sein Rhythmus gestört wird, da dann *tránslatèn* betont werden müßte. Ich ziehe dagegen die Form der übrigen Hss. *translate* vor, lasse das -e verstummen und spreche den Vers auftaktlos.

V. 378 zählt eine Silbe zuviel; wie schon früher vorgeschlagen, streiche ich daher das entbehrliche *As*. Oder wäre hier eine Verschleifung mit *As* ähnlich wie mit *this* zu vermuten?

V. 401 halte ich *or* in Gg. und zwei andern Hss. für sinn- gemäßer als *of* in den übrigen, das die Edd. aufgenommen haben. Denn man kann wohl sagen: ohne Antwort *oder* Wort, aber was soll man sich bei „Antwort *von* Wort“ denken? Man kann sich wohl eine Antwort durch Zeichen vorstellen, aber warum wird hier betont, daß sie wörtlich gegeben werden sollte? *Answer or word* ist vielmehr eine der beliebten Pleonasmen Ch.'s, wie *renoun* und *fame* H. F. 1406 etc., häufig im *Melibeus wepe and crie, hool and sound, maistris and lordshipe* usw.

V. 404 bevorzugt Amy gleich mir *sorweful*, die Lesart von Gg. und Genossen, vor *drededful*, der der übrigen, und V. 415 *maked* vor *made*. Dagegen geht er nicht auf einen ähnlichen Fall ein, nämlich

V. 427, der auch derselben Korrektur bedarf. Nach der Überlieferung der meisten Hss. fehlt eine Silbe; denn *made* kann vor *also* nicht im Hiat stehen. Sk. nimmt daher die vereinzelte Variante im Seld.-Ms., das *sithen* hinter *gone* setzt, zur Hilfe, und Poll. hängt *gret* ein Flexions-e an, ohne zu bedenken, daß das Adjektiv hinter unbestimmtem Artikel flexionslos ist. Daher glaube ich auch hier mit *makedè* das Richtige getroffen zu haben.

V. 449. Die von mir angenommene Lesart *what* statt *as* (Sk.) befürwortet auch Amy a. a. O.

V. 461. Da *me* hinter *put* sich aufser in Gg. auch in Fairf. und Tan. findet, scheint diese Lesart verbürgt, obgleich *me* das Versmaß beschwert, wenn man nicht *me* mit dem folgenden *in* verschleifen will. Aber da dieses *me*, das *me* vor *holpe* wiederholend, sich leicht einschleichen konnte, kann jene Autorität, wie Amy meint, nicht maßgebend sein, und

so habe ich *me*, dem überwiegenden Ausdruck gemäß, wie auch Sk., ausgeschieden.

V. 477 *lerne that at me* schreiben Gg., Trin. und Add.<sup>1</sup>, während alle übrigen, auch die Herausgeber, *of* statt *at* setzen, wohl weil ihren Schreibern jener Ausdruck unrichtig erschien. Doch läßt er sich halten, wenn wir in ähnlichem Zusammenhang C. T. 8529 [E 653]: *axeth no reed at me* in der Ellesm. und andern Hss. finden. Ebenso Troil. II, 894 u. IV, 672.

V. 493. Den Rhythmus des Verses bessert die Variante in Trin. und Add.<sup>1</sup>: *That he his seruantz charge* etc., aber ob dies die ursprüngliche Lesart war, läßt sich nicht feststellen; s. Bem. zu V. 100.

V. 557. Da die Fassung in meiner Grundhs. (+ Bodl.) einwandfrei ist und sich von der andern im wesentlichen nur durch die Wortfolge, die in allen schwankt, unterscheidet, habe ich kein Bedenken getragen, sie zu belassen: *Haue hem in thy legende now* etc., wie auch Poll. liest. Amy meint hingegen, daß die Stellung *Haue hem now* etc. (so Sk.) besser beglaubigt sei. Doch da dieser Abschnitt in Gg., welcher Kodex den Ausschlag geben könnte, fehlt, kann keine andere Gruppierung (z. B. fehlt *now* in Seld. und Pep.) eine größere Autorität beanspruchen.

In V. 560 ist die Überlieferung abermals verworren; Sk. greift wieder den Text einer beliebigen Einzelhandschrift (Seld.) heraus und liest am Versende *that been good wommen alle*, obgleich dann eine Silbe zuviel dazukommt. Poll. macht aus einer andern (*and good w.*, Trin. und Add.<sup>1</sup>) *and ben g. w.* Aber wenn man an *good* das Plural-*e* fügt, das sich allein im stark verstümmelten Add.<sup>6</sup>-Ms. findet (von mir nicht notiert), so ist keine weitere Änderung erforderlich. Auch Amy (S. 57) empfiehlt diese einfache Lösung einer vermeintlichen Schwierigkeit.

V. 562 könnte man, statt das -*e* von *Make* verstummen zu lassen, daktylischen Versanfang (Taktumstellung) annehmen.

V. 575. Der Versschluß *listen trete* in Seld. + Add.<sup>2</sup> ist vielleicht am wohl lautendsten, wenn man die Zeile auftaktlos liest, und so hat Pollard ihn eingeführt. Aber da Trin. und Add.<sup>1</sup> hier verderbt sind, kann jene Lesart nicht mehr Wert beanspruchen, als die der B-Gruppe, die ich mit einer Kürzung aufgenommen habe. Sk. schreibt vermittelnd *listen to trete*.

**Cleopatra. V. 587.** Über die Silbenmessung von *obeysaunce* s. d. Bem. zu V. 149.

**V. 603.** Ob die Wortfolge in Gg. *to hym no thyng* oder die in den übrigen Mss. *no thing to him* die ursprüngliche war, läßt sich, wie auch Amy bemerkt, nicht entscheiden, da ja das älteste Ms. durchaus nicht fehlerfrei ist. Sk. bringt erstere, läßt aber *there*, wie derselbe sagt, unnötigerweise fort, da *thoght(e)* einsilbig gelten kann.

**V. 622.** Auch hier tritt Amy meiner Auffassung bei, daß *the* vor *effect* (*theeffect*), das Poll. mit einigen Hss. (Trin., Fairf., Tan., Thynne) streicht, nicht fehlen darf; ebenso V. 623, wo *it*, das Sk. nach der Mehrheit der Texte einfügt, überflüssig ist.

**V. 641.** Daß unter den mannigfachen Varianten dieses Verses allein *renneth* in Gg. in Betracht kommen kann, habe ich schon Engl. Stud. XV, 420 dargelegt und bin seitdem wiederholt darauf zurückgekommen. Dadurch daß meine Vorgänger aber die B-Lesart *and* gewählt haben, wird der Sinn der ganzen Stelle verdorben, indem so die Wirkung des Verbs *gooth* in V. 640 auch auf diesen Vers erstreckt wird; vielmehr gehört es nur zu *grapenel*, während *renneth* von den *sheryng-hokes* gilt. In gleichem Sinne äußert sich auch Amy, S. 58. — Ich füge hinzu, daß kürzlich Webster, Mod. Philol. XXV, 290 "Two Notes on Chaucer's Sea Fight" veröffentlicht hat, in denen er weitere Beschreibungen des mittelalterlichen Seekampfes (Schultz, Höfisches Leben, Schneider, Die Artillerie des Mittelalters, Aegidius Romanus, De regimine principum) mitteilt.

**V. 653** machen die Herausgeber den Inf. *to goo* zum Präsens eines sonst unbekannten Verb *to-go* mit der Bedeutung 'to disperse' = 'zergehen', welcher jedoch gleich die folgenden Worte *that best goo myghte* widersprechen: Seine Leute gingen eiligst von dannen, so gut sie noch gehen konnten. Ich sehe daher in diesem Ausdruck den elliptischen Infinitiv, von dem ich H. F. 896 gesprochen habe.

**V. 705.** Statt *lat* bei Sk. und Poll. l. *lete*, wie P. F. 423 und H. F. 1995.

**Thisbe.** Daß diese Legende auch von Emerson und Kaluza herausgegeben worden ist, ist bereits S. 62 bemerkt worden.

**V. 724** habe ich meinem Grundsatz gemäß mit der C-Gruppe *called* statt *cleped* in B, das alle Herausgeber be-

halten haben, eingeführt. Ein Unterschied zwischen den Bedeutungen beider besteht jedoch nicht.

V. 725 beginnt Gg. allein mit *And*, doch da dies ein willkürlicher Zusatz sein kann und weder vom Satzbau, noch vom Versmafs verlangt wird, habe ich es fortgelassen, womit Amy (S. 59) übereinstimmt, sonst nur Kal.

V. 747 lassen Poll. und Em. *that* aus, das auch in der Trin.- und 1. Add.-Hs., fehlt. Da diese allein keine genügende Autorität besitzen, habe ich den Fall nicht notiert. Streicht man es aber, so muß *tolde(n)* seine volle Form behalten. Bleibt *that* jedoch, so ist eben *tolde*, nicht *stoden*, wie Sk. und Kal. tun, zu kürzen, durch deren Maßnahme der Vers unrythmisch wirkt.

V. 750 gehen jene beiden wieder den gleichen Weg und nehmen *the o* aus dem vereinzelt Fairf.-Ms. statt *that o* auf. S. hierzu Amy a. a. O.

(Bei V. 766 bitte ich den häßlichen Druckfehler in *a-payed* zu korrigieren, und zu V. 785 bemerke ich, daß die letzten Worte auch *grauen vnder a tree* gelesen werden können.)

V. 794 lesen Gg. und zwei untergeordnete C-Hss. (Pep. u. Ff.) *haste*, alle übrigen *lkyng* (und so die Herausgeber), beides Ausdrücke, die dem Sinne nach und metrisch zur Stelle passen. Daß Gg.'s Schreiber mitunter willkürlich ändert, ist schon vermerkt; wie aber kommen die beiden andern Mss. zu demselben Worte? Da Pep. durch die Verse 960/61 (s. dort) nebst zwei andern in einer besonderen Beziehung zu Gg. steht, könnte es auch auf Umwegen zu *haste* gelangt sein. Über Ff. läßt sich jedoch nicht sicher urteilen, da dieses Ms. nur die vorliegende Legende enthält; die Möglichkeit, daß sein Schreiber Gg. gekannt habe, deutet die Lesart V. 738 an (*cop st. top*, doch auch in Tan., daher vielleicht bloß verschrieben; über *my st. thy* s. V. 890). Aber da er sonst äußerst nachlässig in seiner Arbeit gewesen ist, kann man nur vermuten, daß er oder der Schreiber seiner direkten Vorlage einen Einblick in Gg. oder einen verwandten Kodex gehabt hat. Daß verschiedene Kopisten etwa unabhängig darauf gekommen wären, *haste* für ein ursprüngliches *lkyng* einzusetzen, ist wenig wahrscheinlich; aber es ist auch wenig wahrscheinlich, daß der Schreiber von B und der der gemeinsamen Vorlage der übrigen C-Hss. unbeeinflusst darauf verfallen wären, die umgekehrte Verwandlung vorzunehmen. Somit

ist es schwer, zu einem klaren Bilde zu gelangen, und wenn Amy S. 39 die Gg.-Variante als die echte hinstellt, so hat er doch nicht alle Bedenken dagegen beseitigt. Daher bin ich bei der Lesart der Majorität geblieben.

V. 805 haben wir zwischen drei Ausdrücken zu wählen: *there* (Gg. u. Seld.), *tho* (Trin., Pep. u. Ff.) und *than* (B-Gruppe + Add.<sup>1</sup>), welch letzteren alle Edd. annehmen. Aber es fragt sich doch, ob nicht die andern beiden Varianten ebensogut in Betracht kommen. Von der zweiten mußt man wohl wegen zu geringer Autorität der Texte absehen, aber *there* scheint mir, da es durch Seld. und anderseits durch 'ecce' bei Ovid gestützt wird, vor der B-Gruppe den Vorzug zu verdienen.

V. 815 ermangelt in den meisten Hss. einer Silbe; diese ersetzt Gg. durch doppeltes (*that*) *pat*, was aber wohl nur Schreibfehler sein dürfte. Ein einzelner Kodex (Add.<sup>6</sup>) schreibt *gladde*, wodurch Poll, Em. u. Kal. ermutigt werden, *glade* in ihren Text zu setzen, ohne aber zu bedenken, daß das prädikativ gebrauchte Adjektiv im Sing. flexionslos bleiben muß (s. ten Brink, § 231). So bleibt als Aushilfe nur *of*, das Trin. vor *that* einfügt, und das auch Sk. annimmt, wenn es vermutlich auch nur eine Schreiberkorrektur ist.

V. 825 halte ich die Lesart von Gg.: & myghte wel y-see für die ursprüngliche, da hier das Personalpron. als Subjekt leicht aus dem Vorigen zu ergänzen ist (V. 824 *hee*), welche Konstruktion sich öfter bei Ch. findet. S. Einenkel, S. 130. Die Ergänzungen der andern Hss., *men* st. *and* in der B-Gruppe, der sich alle Edd. anschließen, und Einschaltung von *he* nach *and* in den übrigen, für welche sich Amy ausspricht, sind daher überflüssig; erstere besonders, weil der Dichter sich als Sehenden nur Pyramus vorstellte, wie die Pronomina *his* und *he* in den folgenden Versen beweisen; letztere, weil sie dem Vers in seiner reinen Fassung eine Silbe zuviel gibt.

V. 837. Die Schreibung *biding* in einigen C-Mss. (Seld., Pep., Add.<sup>1</sup> u. <sup>6</sup>, Ff.) statt *biddyn* habe ich als nebensächlich nicht erwähnt, doch nimmt sie Em. wohl in der Bedeutung = Verzögerung auf, was freilich zulässig wäre. Aber daß „Geheiß“ gemeint ist, zeigt deutlich der folgende Vers: *to bidde* usw., außerdem die Parallelstelle in den Metam. IV, 111: *jussi*. Da dem Verse ferner in den meisten Hss. eine Silbe fehlt, sucht sich Poll. wieder das Pep.-Ms., dessen Zeile hier



vollzähliger ist als sein Vorbild, heraus (*i-slayn yow st. yow slain*). Es ist vielmehr mit Gg. *as* vor *in this caas* einzufügen, was die übrigen Herausgeber auch tun. Näheres hierüber bei Amy a. a. O.

**V. 880.** Dafs Poll. allein den Fehler der B-Gruppe (*my* ausgelassen) hier nicht merkt und die mangelnde Silbe durch die falsche Imperativform *speke* ersetzt, ist bereits erwähnt. S. auch l. c. S. 60.

**V. 890.** Dafs es *My woful hand* heißen muß, lehrt der Zusammenhang und der Vergleich mit dem Original. Es ist nun verwunderlich, dafs nur das minderwertige Ff.-Ms. dieses *my* ursprünglich bietet, und dafs es selbst in Gg. erst nachträglich aus *thy*, wie alle übrigen schreiben, korrigiert ist. Dafs Ch. selbst dieses Versehen begangen haben soll, wie Amy meint, ist undenkbar, denkbar aber, dafs der erste Kopist der Urhandschrift sich so versah. Weitere Vermutungen gehen ins Bodenlose.

**V. 903** ist augenscheinlich mangelhaft überliefert, was die verschiedenen Abschreiber auf verschiedene Art zu verbessern suchen — wer am richtigsten? Das zwiefache *that . . . that* in Gg. kommt bei der Beurteilung kaum in Betracht, ebenso wenig Pep., dessen *togeder* den Vers überladet. Dagegen ist es zweifelhaft, ob man Seld. u. Fairf. mit *we mote bothe*, oder Trin. u. Add.<sup>1</sup> mit *I-fere we moten* den Vorzug einräumen soll, da es sich wohl um Schreiberkorrekturen handelt, wenn den letzteren auch vielleicht eine gröfsere Bedeutung beizumessen ist (s. V. 100). Ich habe mich für die erste Alternative erklärt, die andern Herausgeber für die zweite. Vgl. Amy, S. 41.

**V. 911.** Derselbe bemerkt, dafs Poll. sich wieder eine (von mir nicht notierte) vereinzelte Variante (*also* für *as*) im Add.<sup>1</sup>-Mss. herausucht, um seinen Vers vollsilbig zu machen, während er auftaktlos lesbar ist.

**Dido.** Hier kommt zu den übrigen das Rawlinson-Ms. hinzu, während Ff. für immer ausscheidet. **V. 952.** Gg. und die meisten C-Hss. haben *has* vor *destynce*, das in B und Seld. fehlt, desgl. bei Sk, der es wahrscheinlich unterdrückt hat, um das -e in *wolde* zu retten. Amy legt S. 61 ausführlicher dar, warum erstere Lesart vorzuziehen ist.

**V. 960/61** sind nur in Gg., Pep., Add.<sup>6</sup> und Rawl., worauf schon vorher hingewiesen ist, vorhanden. An ihrer Echtheit

kann kein Zweifel sein (s. Angl. I. c. § 51, 12 und Amy, S. 16 f.), aber fraglich scheint es, wie diese Zeilen auſer in Gg. nur in einigen minderwertigen Hss. erhalten bleiben konnten. Amy will daraus ſchließen, daſs alle ubrigen Texte zu einer beſonderen Gruppe gehören, allein die von ihm hierfür als Beweis angeführten Stellen (S. 17/20) laſſen auch eine andere Deutung zu, worauf ich bei den betreffenden Verſen noch zurückkommen werde. Eine beſondere Verwandtschaft jener drei Hss. mit Gg. laſſt ſich aber wegen ihrer Lückenhaftigkeit, Unvollſtändigkeit und Verderbtheit nicht nachweiſen,<sup>1)</sup> da auſer jenen beiden Verſen nur wenige Stellen (V. 1067, 1135, 1139, 1187 und 1235) dafür ſprechen würden. Dagegen gehen (s. Angl. I. c. § 38) Pep. u. Rawl. und z. T. auch Add.<sup>3</sup> auf eine gemeinſame Quelle zurück, die, wie ich ebd. § 51 ausführe, die mit Gg. übereinſtimmenden Stellen aus einem älteren und beſſeren Kodex entnommen hatte, ob aus Gg. ſelbſt oder einem andern bleibe dahingeſtellt. Anderſeits ſind aber Pep. u. Add.<sup>3</sup> auch mit der B-Gruppe kontaminiert (s. a. a. O. § 38 $\beta$  und 40b). Daſs ſie aber ſonſt zur C-Gruppe gehören, zeigen beſonders V. 1107, 1217 und 1330.

V. 994. Poll. geht wieder mit B in der Auslaſſung von *hym* zuſammen; ſ. jedoch Amy, S. 61.

V. 1053. Hier begehen beide Herausgeber den gleichen Irrtum, indem ſie mit B *hur beſeke* ſt. *to beſeke* ſchreiben. S. ebd.

V. 1067. *Sufficiunt* in Gg., Pep., Add.<sup>1</sup> u. Add.<sup>6</sup> (in Rawl. fehlt dieſer Verſ) iſt wohl Schreibfehler ſt. *suffisaunt* oder *sufficient*, würde aber auf die oben beſprochene Beziehung jener Hss. deuten.

V. 1091. Sk. neigt hier wieder zur Variante in b, muſs dann aber *messengerys* als viersilbig (ſo in Gg. u. a.) zählen: (*commaunded here*) *messengeres go*, während die Mehrheit *to* oder *for to* vor *go* einſetzt, von denen letzteres jedoch eine Silbe zuviel bringt; lies alſo *messagers to go*. Vgl. Amy I. c.

V. 1094. Hier folgt Sk. ausnahmsweiſe Gg., und hier geht dieſes Ms. gerade irre, da in ſeiner Faſſung eine Silbe fehlt, die Sk. aber nicht vermiſt, da er *beſte* für richtiger hält —

<sup>1)</sup> Pep. reicht nur bis V. 1377, die Bruchſtücke von Add.<sup>6</sup> umfaſſen V. 513—79, 580—610, 808—1102, 1156—94, 1306—1802, 1852—2110 uſw.; Rawl. enthält nur Dido.

als *beest*, wie die andern Mss. schreiben. — Ähnlich verhält es sich V. 1178, in dem das *hit* in Gg. wenigstens entbehrlich ist.

V. 1099. Diesmal muß ich Sk. gegen Poll. u. Amy in Schutz nehmen, wenn er b, dem Seld. zur Seite steht, den Vorzug gibt, da Ch. *his lyue* als adverbelle Bestimmung öfters ohne Präposition, welche die andern Hss. als gewöhnlichere Ausdrucksweise hier einfügen, gebraucht; so B. D. 247, C. T. 5974 (D 392), 9111 (E 1235) usw.

V. 1107 bietet Gg. offenbar die beste Lesart mit *ornamentz*, während die meisten Hss. beider Gruppen *pauementz* an dessen Stelle haben, nur Trin. und sein steter Begleiter Add.<sup>1</sup> (Untergruppe c<sup>1</sup>) nähern sich Gg. mit *other ornamentz*. Da von Tanzsälen nicht gut gesagt werden kann, daß sie „voll von Pflaster“ gewesen seien, ist zu vermuten, daß *parementz* in der vorhergehenden Zeile, zu *pauementz* entstellt, versehentlich in diese geglitten ist. Ob der Schreiber von c<sup>1</sup> diesen Widerspruch selbst bemerkt und ihn durch Einsatz eines naheliegenden Ausdrucks (= Schmuck) zu verbessern suchte, dem er jedoch zwei das Versmaß überlastende Silben beifügte, oder ob ihm auch ein besserer Kodex zur Hand war (s. V. 100) sei unentschieden. S. auch Amys Erklärung dieser Stelle S. 40.

V. 1109 geben Sk. u. Poll. wieder die Lesart der B-Gruppe, die auch ich behalten habe, da *that* nach *when* in dieser ebenso gut hinzugesetzt als von den andern ausgelassen sein kann. Im ersteren Falle lese ich *queen(e)* einsilbig und *hadde* zweisilbig; jene umgekehrt. Vgl. Amy, S. 62.

V. 1126 ist in allen Hss. überlang, doch haben alle Versuche, die z. T. verwirrte Überlieferung in die richtigen Bahnen zu lenken, kein völlig befriedigendes Ergebnis gehabt. Am ehesten käme noch Skeats in Betracht, der *honourable* durch *noble* ersetzen will, während Pollards Verfahren zu gewaltsam ist und Amy einen unmöglichen Vers vorschlägt. Wie ich aber Anglia, I. c. § 20 ausführe, haben wir es hier vermutlich mit einem sechshebigen Vers zu tun, wie ABC 163, auch hier V. 1338 und C. T. 6157 (D 574) usw. S. Engl. Stud. XLVII, S. 363 und Brusendorff, S. 141, Anm.

V. 1135 ist nur wegen der auffälligen Übereinstimmung (s. V. 960/61) von Gg., Pep. u. Rawl. zu notieren, die *presentis* st. *presentynge* lesen.

V. 1139, auf den vorhin gleichfalls verwiesen ist, fand sich ursprünglich nur in Gg. und war in der gemeinsamen Vorlage der übrigen Hss. ausgelassen, wofür die Schreiber nach bestem Können Ersatz zu schaffen suchten. Pep. u. Rawl. dagegen stand, wie gesagt, augenscheinlich wie bei V. 960/61 ein älteres Ms. zur Verfügung, wonach sie diese Lücke authentischer ausfüllen konnten. Ebenso stimmen sie V. 1187 mit Gg. überein, wo sie nebst Add.<sup>8</sup> *thing* st. *wight* der andern lesen. Was das Richtige ist, hängt von der Auslegung des Verses ab: „Liebe verlangt Gegenliebe, denn niemand will sie missen“ — oder: „... um nichts [in der Welt] will sie [davon] ablassen“? Die Antwort darauf ist schwer zu erteilen, da wir von der Konstruktion und dem Gebrauch des Verbs *wonden*, das nur an dieser Stelle bei Ch. erscheint, nichts weiter erfahren. Ziehen wir aber die Verhältnisse bei V. 960/61 in Betracht, scheint doch die Lesart in Gg. und seinen Begleitern die größere Autorität zu besitzen. In der Unsicherheit dieser Lage habe ich aber, wie meine Vorgänger, *wight* mit der Mehrheit aufgenommen.

V. 1145. Dafs es *take no cure*, nicht *make* etc., wie die Herausgeber nach B schreiben, heißen muß, erkennt auch Amy, S. 62; ebenso, dafs beide V. 1172 auf gleicher Basis *like* st. *newe*, V. 1202 *is fair* st. *as fair* (bright?) geschrieben haben.

V. 1202. Ob es *as bright*, wie in Gg., oder *as (is) fair*, wie in allen übrigen Texten heißen sollte, ist schwer zu entscheiden; *bright* mag der Schreiber, wie Amy meint, durch das folgende *bryghte* beeinflusst, fälschlich hineingesetzt haben. Es mag aber auch der Ausdruck des Dichters sein, der durch die Wiederholung desselben Wortes einen gewissen Nachdruck bezweckte. Denn es ist weniger wahrscheinlich, dafs der Kopist der allgemeinen Vorlage *bright* in *fair* änderte.

V. 1204. Sk. u. Poll. haben wieder mit B *starthng*, ähnlich Trin., wobei sie sich auf die Schreibung des Ellesm.-Ms. C. T. 1502 berufen können; aber Gg. nebst Pep. u. Seld. hat *stertlyng(e)*, ähnlich Rawl. u. Add.<sup>1</sup>, und da Wild, S. 141, das *e* im Simplex *sterte* als chaucerisch nachweist, habe ich letztere Form gewählt.

V. 1210 war ohne Zweifel in der Kopie, aus der alle vorhandenen Hss. stammen, verderbt. Der Schreiber der Vorlage von Pep. u. Rawl. suchte die letzten sinnlosen Worte *this lady*

*ride* zu bessern, indem er *this lady* durch *doth* ersetzte, ein Ausdruck, der Ch.'s Gebrauch widerspricht und außerdem den Vers um zwei Silben kürzt. Das Richtige dagegen traf der Korrektor der Trin.-Add.<sup>1</sup>-Gruppe, der jene Worte in *thus lat I ride* änderte, die Sk. aufgenommen hat, während Poll. sich vor dem ursprünglichen Unsinn nicht scheute. S. Amy, S. 64.

V. 1215. Obgleich die Übereinstimmung von Gg. mit der B-Gruppe den Ausschlag geben sollte, mißfiel mir die Wortstellung, *hým onès mete(n)* in diesen, die einen unrhythmischen Vers ergibt. Daher habe ich mit der C-Gruppe *ones mete hym* umgestellt, wie auch Sk., während Poll. sich an der ersteren Lesart (die nur zufällig in jenen beiden gleich lautet) nicht stößt.

V. 1217. *These bestes wilde* in Gg. verdient, wie Amy darlegt, den Vorzug vor der Stellung *These (The Pep., Rawl.) wilde* b. der C-Gruppe, während *hertes* für *bestes* in B sicherlich ein Versehen ist. Trotzdem nehmen beide Edd. diesen Ausdruck auf, Sk. jedoch stellt das Adjektiv nach und ändert *The* in dieser Gruppe in *These*.

In V. 1235 sind beide überlieferten Lesarten möglich; der Unterschied ist nur, daß Gg. zusammen mit Pep. u. Rawl. *hire* nach *chaunge* einfügt, das jedoch entbehrlich ist und auch durch Schreiberwillkür hineingeraten, allerdings auch durch Nachlässigkeit ausgelassen sein kann. Wie meine Vorgänger habe ich mich indessen für die Majorität entschieden, während Amy für Gg. und Genossen eintritt.

V. 1238 hat eine Silbe zuviel; Sk. ändert sehr willkürlich *and becam* in *to been*. Viel einfacher wäre es, das einleitende *And* zu streichen, zumal ein zweites *and* vor *becam* etc. erscheint. Die Vermutung Amys, daß Ch. den Vers in so unfertiger Gestalt hinterlassen habe, ist namentlich dem schwer glaublich, der selbst Verse verfaßt hat. S. auch V. 1538.

V. 1256 verlangt der Zusammenhang das Präsens, da von einer allgemein gültigen Erfahrung die Rede ist, daher *maketh*, nicht *maked*, wie meine Vorgänger wieder mit B schreiben.

V. 1269 liest die c<sup>1</sup>-Gruppe *plesyn*, ein Ausdruck, der neben *wayten* in Gg. wohl in Betracht kommen kann, welcher aber vielleicht nur von einem Korrektor stammt, der damit das in der gemeinsamen Vorlage fehlende Verb ersetzen wollte.

V. 1275 ist in meinem Text *tokens* hinter *lettres* durch Versehen ausgefallen.

V. 1284 ist mit Gg., Trin., Seld. u. Rawl. *wol*, nicht *wolde*, wie die Herausgeber mit den übrigen Kodizes tun, zu lesen, da hier weder von der Vergangenheit die Rede ist, noch konjunktivischer Sinn unterliegt. Vgl. B. D. 589 und hier V. 2530.

V. 1285 empfiehlt Amy *so* vor *depe* in Gg., Seld., Trin. und Rawl. gegenüber *thus* in den andern, das in Pollards und meinem Texte steht, doch ist der Unterschied zwischen beiden gering.

V. 1313. Vielleicht ist *leste gre*, wie Gg. und nach ihm Sk. schreiben, die ursprüngliche Lesart statt *lestę degree* in den übrigen, doch unsicher.

V. 1319 u. 1322 bleibt Poll. wieder einzelnen B-Mss. treu (*now me* st. *me now* und *shal I yet* st. *yt shal I*), obgleich die Wortfolge in allen andern einen glatten Rhythmus ergibt. (Übrigens hätte ich hier, wie vorher 1304 u. 1307, korrekter *wiue* st. *wife* geschrieben; doch habe ich mich von der Schreibung der weit überwiegenden Mehrzahl leiten lassen.)

In V. 1330 gehen die Lesarten wieder arg durcheinander; Gg. beginnt *Thus he hath laft*, ähnlich Sk., der jedoch *hath he* umstellt. Alle andern setzen *And* vor *thus*; dann folgt in der B-Gruppe gleichfalls das Perfekt, doch, wie Sk., in der Folge *hath he left(e)*, wodurch hier der Vers zu lang wird. Die übrigen Mss. (Trin., Seld., Add., Pep. u. Rawl.) führen das Prat. *lefte*. Mir scheint durch fast allseitige Voranstellung *And* an der Spitze gesichert und das Präteritum durch die Verwendung dieses Tempus in den vorhergehenden und folgenden Versen gestützt, wenn auch nach meinen früheren Ausführungen nicht festgelegt. So habe ich den Vers in der Fassung der C-Mss. *And thus he lefte* etc., ebenso wie Pollard, aufgenommen. Amy dagegen hält die Gg.-Fassung für die richtigere.

V. 1338 hat in den meisten Mss. abermals zwei Silben zuviel; Seld., Trin. u. Add.<sup>1</sup> allerdings nicht, da sie *swete* in den andern Texten ausgelassen haben, worin ihnen Sk. folgt. Aber es ist undenkbar, daß dieses ein zufälliger Schreiberzusatz sein kann, da Ovid, dem Ch. hier ziemlich genau folgt, den Ausdruck *dulces exuviae* gebraucht. Poll. schlägt seinerseits vor *Jupiter* in *Jove* zu verwandeln, was aber eine zu kühne Änderung wäre. Ich vermute daher, daß wir hier ebenfalls wie ABC 163 u. 1126 einen sechshebigen Vers vor uns haben, worin Amy mit mir übereinstimmt (s. l. c. 42).

V. 1345 gebe ich Amy recht, daß *a* vor *routhe*, das mehrere und demgemäß auch Poll., fortlassen, nicht fehlen darf. Dagegen glaube ich, abweichend von ihm, daß *hit*, obgleich es sich in Gg., Trin., Add.<sup>1</sup> u. Rawl. nicht findet, nicht entbehrt werden kann, da der Dichter nicht sagen will, es widerstrebe ihm überhaupt zu dichten, sondern nur, es jammere ihn von der Klage der Dido zu berichten. Dazu kommt, daß *hit* wohl eher ausgelassen als zugesetzt werden kann.

V. 1352 lesen Gg. u. Seld. *right thus*, ebenso Sk., die andern (außer Add.<sup>1</sup>, Pep. u. Rawl., wo es fehlt) *yit* st. *right*. Da aber Gg. am Anfang der Zeile *git* zwischen *But* und *as* einschiebt, halte ich es für bestätigt; denn der Kopist dieses Ms. mag *git* aus der Mitte des Verses vorweggenommen und es dann an der richtigen Stelle durch *right* ersetzt haben, während der Schreiber des Seld.-Ms. hier zufällig dieselbe Änderung vorgenommen haben mochte. S. auch l. c. 66.

V. 1353 ist nach der Überlieferung der meisten Kodizes zu kurz; zwar fügen Seld. u. Add.<sup>1</sup> *bat* nach *before* ein, und Trin. schreibt *beforn er that*, aber dieses *that*, das auch Sk. einsetzt, ist doch zu wenig verbürgt. Ich nehme vielmehr an, daß *beforen* dreisilbige Geltung haben und daher vor Vokal ein schützendes *n* erhalten muß. Vgl. C. T. 1376.

V. 1357. Da nach Vorantritt einer adverbialen Bestimmung die Inversion des Subjekts in der älteren Sprache gewöhnlich stattfindet (s. Einenkel, S. 171) und erst allmählich aufgegeben wird, ist die Stellung *make I* (so Gg.) wahrscheinlich die ursprüngliche, die auch Poll. statt *I make* hätte annehmen sollen.

V. 1362. Die natürlichere Wortfolge ist *on yow a word* or *letter* als die mit Trennung der zusammengehörigen Worte durch Verschiebung von *on yow* hinter *a word*, wie die B-Hss. und Add.<sup>6</sup>, das sich diesen jetzt nähert, und mit ihnen die Edd. schreiben.

V. 1363. Obgleich *that*, das Gg. und einige C-Hss. hinter *Al be it* einfügen, fehlen kann, ergibt seine Weglassung doch einen weniger glatten Rhythmus (*bé never the bétter*), was Poll. wohl nicht beachtet hat. Vgl. auch Amy a. a. O., S. 67.

V. 1366 hat scheinbar eine Silbe zuviel, und so streichen meine Vorgänger nach Vorgang von ein paar minderwertigen Kodizes (Tan., Pep. u. Rawl.) *so* von *who-so* (*who that* Trin.

und Add.<sup>1</sup>). Ebenso gut könnte man auch *al* mit ähnlicher Autorität fortlassen wollen, wenn nicht gerade hierauf der Nachdruck läge. Doch wenn man, wie zufällig Pep. u. Rawl., *al this lettre haue* umordnet in *haue al this lettre*, so wird nicht nur der Rhythmus gebessert, sondern *lettre* verschleift sich dann leicht mit dem folgenden *in* (*mynde*).

**Hypsipyle. V. 1370.** Von den verschiedenen Varianten dieses Verses ist die der B-Gruppe und ihrer Begleiter, die zweimal dasselbe Attribut (*gentil*) verwendet und die natürlich Poll. annimmt, sicher zu verwerfen. Von den andern Mss. setzt Gg. *tendre* vor *women* und *gentile* vor *creatures*, welche die übrigen C-Hss. vertauschen, und gewiß mit Recht, da *gentil* vorzugsweise zu *women* gehört. Ein weiteres Argument für diese Auffassung führt Amy an.

**V. 1375.** Derselbe zeigt auch, daß die nur in wenigen Mss. zu findende Wiederholung von *thy* vor *humble*, die Sk. für nötig hält, ein Irrtum ist. Über die Betonung von *obeyssaunce* s. V. 587.

**V. 1382.** Auch hier schließt sich Amy meiner Auffassung an, nach welcher unter den verschiedenen Formen des Wortes in den verschiedenen Hss. die von Gg. überlieferte und von Add.<sup>1</sup> korrigierte *sekte* die richtige ist, wogegen Sk. u. Poll. sich wieder an die nur in Fairf. u. Bødl. beliebte Schreibung *sleighte* halten. Belege von dem sonstigen Gebrauch dieses Wortes in gleichem Sinne bei unserm Dichter finden sich C. T. 9047 (E 1171) u. H. F. 1432.

**V. 1386** verläßt sich Poll. wieder auf die B-Gruppe, welche *and gretter chere* für *loue and ch.* liest.

**V. 1406** möchte ich mit meinen Vorgängern die alte Genitivform *fader* in der B-Gruppe gegen Amy unterstützen, da die Kopisten eher geneigt sein dürften, die neuere Form *fadres* (so die C-Mss.) ihrer eigenen Sprache nach als jene einzuführen, wo ihre Vorlage diese bot.

**V. 1413.** Hier halte ich den konjunktivischen Gebrauch von *myghte* in Gg. u. Seld. bei Annahme einer Möglichkeit für ausdrucksvoller als *may* in den übrigen Hss. und bei den Herausgebern, wie dieses Präteritum auch V. 1442 ff. in allen Texten erscheint, um denselben Gedanken wiederzugeben. Nur fragt es sich, ob V. 1444 *myghte* in B den Konjunktiv des Prät. darstellen soll oder nur Schreibfehler für *myghtest* ist.



V. 1423 beginnt Gg. mit *Tho*, Trin. u. Add.<sup>1</sup> mit *Now*, die übrigen mit *So*, und demgemäß die Herausgeber. Gewiß stand dieses Wort in der gemeinsamen Vorlage aller (außer Gg.), das c<sup>1</sup> (s. V. 100) wie oben änderte. Aber da diesem *So* alsbald ein zweites *so* folgt, scheint es mir zweifelhaft, ob der Dichter für diesen Mißklang verantwortlich gemacht werden kann, und habe demgemäß die Lesart in Gg. vorgezogen, die mir außerdem sinnreicher dünkt, da hier ein neues Moment in der Erzählung eintritt, nicht etwa eine Folgerung aus dem Vorigen gezogen werden soll.

V. 1427. Über die verfehltte Emendation Pollards s. Amy a. a. O. S. 68, ebenso über dessen Auslassung von *a* (nach B) V. 1443 und den Ersatz der dadurch verloren gegangenen Silbe durch eine hier unmögliche Form *suche* st. *swich*; desgl. ebd. S. 69 über Poll.'s kritiklose Bevorzugung der Lesarten einzelner B-Mss. in V. 1471, 1519, 1548, 1552, 1652, 1653, 1668, 1717, 1736, 1752, 1757, 1801, 1805, 1824, 1825, 1888, 1890, 1895, 1902, 1967, 1991, 2024, 2048, 2075 usw. Doch auch Sk. vergeht sich in ähnlicher Weise, so 1484 (*the* st. *this*), 1597, 1826, beide zugleich V. 1382.

V. 1457 ist *go* vor *rede(n)* gewiß ein müßiger Zusatz einiger C-Hss., den Sk. infolge seiner Neigung, die Verse zu normalisieren, aber aufgenommen hat. Ebenso urteilt Amy.

Bei V. 1463 wendet sich dieser gegen Skeats unautorisierte Anlassung von *of* nach *ile*, indem er behauptet, daß der Vers auch ohne dies metrisch richtig sei — ja, wenn man (wie Poll. andeutet) akzentuieren wollte: *Til in the ile of Lémnoun árryuéil hé*, mit welcher Betonung ich Ch. nicht belasten möchte. Ein ähnlicher Fall liegt V. 2155 vor; vgl. auch über das Fehlen von *of* im partitiven Verhältnis B. D. 982.

V. 1488 halte ich *lodman* in Gg., Seld. u. Add.<sup>3</sup> für gesichert, wofür auch das Metrum spricht, während *lodesman* in Trin. u. Add.<sup>1</sup> gewiß eine willkürliche Änderung ist, ebenso der Plural *lodesmen* in B, den die Edd. annehmen, obwohl das eine Schiff, von dem die Rede ist, gewiß nicht mehrere Lotsen brauchte.

V. 1517. Über die Form *leng* s. Pitee 95. (Übrigens hätte natürlich *leng-[er]* abgebrochen werden sollen.)

V. 1538 genügt metrisch die Fassung in Gg., aber was bedeutet das zweite *þat*? Bilderbeck l. c. S. 113 schlägt vor,

es in *yt* zu ändern; was soll dies jedoch hier heißen? Mehr empfiehlt sich der Zusatz von *almighty* vor *God* im Seld.-Ms., den die Edd. gutheissen, obgleich er vermutlich eine bloße Schreiberkorrektur ist, und den auch ich, wenn auch nicht ohne Bedenken, eingesetzt habe. Vielleicht ist aber, wie ich Anglia l. c. S. 237 vorschlage, *quod he* hinter *God* einzufügen, da hier die direkte Rede beginnt. Jedenfalls ist aber die Ansicht Amys, daß Ch. diesen Vers unvollendet hinterlassen habe, wie bei V. 1238 zurückzuweisen.

V. 1545. Daß der Einsatz von *mad* allein nach dem Trin.-Ms. bei Sk. ungerechtfertigt ist, gebe ich Amy zu, aber nicht, daß die Interpunktion in der Gl.-Ed. (Komma nach *les*, Ausrufungszeichen nach V. 1646) die Stelle bessere. Vielmehr halte ich diese Verse, so wie sie in meiner Ausgabe stehen, für vollständig klar und verständlich, wenn man *was* etwa mit „bestand“ ausdeutet und metrisch *here* zweisilbig gelten läßt, da es ja öfters so im Reime vorkommt, z. B. D. B. 93, 366, H. F. 1014 usw.

V. 1554 ist nach meiner metrischen Auffassung nicht anders lesbar, als wenn man *amy* in *a* verkürzt, was wohl auch dem Sinne nach besser hineinpafst.

Medea. V. 1605. Sk. läßt mit Recht den unbestimmten Artikel vor *lyoun*, wenn auch nur durch wenige Mss. — Seld., Fairf., Tan. — (Amys Angaben hierüber sind ungenau) unterstützt, fort, da der Vers nur so metrisch lesbar wird. Daß dieser Artikel zwischen *as* — *as* öfter fehlt, lehrt Einkenel, S. 168. Die Einschlebung von *a* an jener Stelle in der Mehrzahl der Mss. ist leicht als Schreiberwillkür, der gewöhnlicheren Redeweise gemäß, zu erklären.

V. 1606. Die korrekte Schreibung *familier* mit *i* in der Mittelsilbe findet sich freilich nur in Gg., Add.<sup>3</sup> und Thynnes Druck, die mit *i* in der dritten bei allen außer Gg., Fairf. u. Bodl., deren vereinzelte Form *famulere* jedoch Sk. u. Poll. aufnehmen. Indes meine ich, daß Ch. als Lateinkundiger sie wohl kannte und gebrauchte, und daß die Kopisten schrieben, was ihnen mundgerecht war. Allerdings findet sich die Schreibung *famulier* wiederholt im Ellesmere-Ms. der C. T., dagegen stets *familier* im Boethius. S. Concordance.

V. 1631 erachtet Amy die Lesarten beider Gruppen als zulässig, doch ist nach der Satzkonstruktion nur die der C-Mss.

möglich, die den Vers mit *And* einleiten, wie Sk. auch richtig erkannt hat. Denn von *The peril* ist V. 1630 bereits *of his cas* abhängig, und vor einer zweiten attributiven Bestimmung darf das verbindende *and* nicht fehlen.

V. 1649. Die Überlieferung des Verses ist recht verwirrt; *hym*, das nur Fairf. u. Bodl. und mit ihnen Poll. auslassen, scheint genug verbürgt; nicht so fest *right*, wofür Add.<sup>1</sup> *lyke* einsetzt, und das in der B-Gruppe und bei Sk. fehlt. Anderseits fehlt *a* vor *name* in Seld. u. Add.<sup>3</sup>, wofür Trin. u. Add.<sup>1</sup> *gret* schreiben, das Sk. aufgreift. Behalten wir aber *hym* und *right* mit Gg., Trin., Seld. u. Add.<sup>3</sup> bei, so erhält der Vers eine Silbe zuviel, die Amy durch die unmögliche Verschleifung von *hym a* beseitigen will. Ich glaube aber, daß *a* vor *name*, obgleich jene beiden Mss. an sich nicht maßgebend sind, entbehrt werden kann, nicht *a* vor *conquerour*, wodurch der Vers einen holprigen Rhythmus erhalten würde, da *name* mitunter ohne Artikel erscheint (*In name of Crist* C. T. 4981 (B 561), *worthier of name* Troil. I, 251). Vgl. Bihl, S. 171 ff.

V. 1657. Gg. u. Add.<sup>3</sup> haben *hire* vor *yonge children*, Trin. u. Seld. *his* (so Sk.), von welchen Zusätzen keiner erforderlich ist; denn waren es ihre (Medeas) Kinder, so waren es auch seine (Jasons), und *vice versa*. Auch metrisch ist dies Wörtchen eher störend als förderlich, und so habe ich mich, entgegen Amys Ansicht, diesmal der von Add.<sup>1</sup> u. Add.<sup>3</sup> geteilten Lesart der B-Gruppe angeschlossen, zumal die C-Gruppe ganz uneinig ist, und das Possessiv sich leicht vor dem Ausdruck „Kinder“ einschiebt.

V. 1659 gehen die Lesarten abermals arg durcheinander. Um die richtigste zu erkennen, müssen wir uns erst den Sinn der ganzen Stelle richtig klarmachen. Der Dichter will m. E. sagen: (Jason hat Medea verräterisch verlassen), da er ja immer in der Liebe ein Hauptverräter war (wie er vorher Hypsipyle verriet). Demgemäß gäbe dieser Vers den Grund des Vorigen an, so daß *As*, obgleich es nur in Gg. und den drei Add. steht, an die Spitze gehört, nicht *And*, wie in den übrigen, da dieses eine pleonastische Wiederholung einleiten würde: er verriet und war (außerdem) ein Verräter. Der zweite strittige Ausdruck ist, ob es *cheef* (*chief* etc.), wie in der B-Gruppe und im Seld.-Ms., oder *thef* (*thief* etc.), wie in den übrigen, heißen sollte. Das erstere habe ich schon vorhin

gedeutet, das andere bezeichnet bei Ch. aufser Dieb und Rauber, häufig allgemeiner einen Schurken und würde so, neben Verrater gestellt, nichts Besonderes besagen. Dazu kommt, dafs es ungewöhnlich wäre, zwei Prädikatsnomina unverbunden nebeneinander zu stellen, was auch einige Schreiber empfanden und teils *and* (Gg. *th traytour, traytour and theffe* Add.<sup>3</sup>), teils *a* (Add.<sup>6</sup>) zwischen beide setzten. Aber diese Einfügung macht den Vers zu lang, und was Amy, wie er vorschlägt, darin verschleifen will, ist mir unverständlich. Außerdem bedenke man, wie leicht die in beiden Wörtern sehr ähnlichen Schriftzeichen verwechselt werden können, und so wird man die obige Auslegung dieser Stelle als die einzig mögliche ansehen, wie sie auch Sk. u. Poll. bieten, nur dafs sie fälschlich *And* statt *As* an den Anfang stellen.

V. 1671. Bei der schwankenden Wortfolge in diesem Verse nehme ich die der Mehrzahl der Hss., ebenso wie Sk. an, während Poll. diesmal Gg. folgt.

V. 1672 mufs mit Gg. die Chaucersche Form *zelwe* statt *yellow* (so auch die Edd.) eingesetzt werden; ebenso V. 1747.

Lucretia. V. 1682. Der Satzbau verlangt eigentlich *And* als verbindende Partikel, das auch Add.<sup>3</sup> bietet. Da es aber noch *specially* hinzusetzt, sind diese Worte als Schreiberkorrektur zu erkennen und demgemäfs nicht hinreichend verbürgt. was Sk. aber nicht abgehalten hat, den Vers mit *And* (doch ohne Zusatz) einzuleiten.

V. 1696/97. Der Reim *wroughten · thoughts*, dessen *n* auffällt, in der Mehrzahl der Hss. (nur Trin, Seld., Add. 1 u. 3 haben *wrought : thought*) lafst vermuten, dafs diese Endung die ursprüngliche war, deren Subjekte also im Plural stehen müfsten. V. 1696 fehlt scheinbar ein solches, ist aber aus V. 1695 (*Romaynes*) nach Chaucerscher Art (s. u. a. V. 825) zu ergänzen. Als Subjekt wurde aber augenscheinlich von den ändernden Schreibern *sege* (V. 1696) aufgefaßt, doch kann man von einer Belagerung, einem Sachbegriff, sagen, dafs sie wenig schaffte (*wroghte[n]*)<sup>2</sup> Dazu kommt V. 1697 mit seiner persönlichen Konstruktion *So that they were half ydel*, die sich nur an ein im Vorvers zu ergänzendes *they* anschließen kann. Nun könnte sich im weiteren Verlauf dieser Zeile wohl *hem*, wie alle Hss. aufser Trin. u. Add.<sup>1</sup> lesen, auf jenes *they* beziehen; dann wäre die Form des Verbs aber falsch, welche

daher jene Gruppe in den Singular hinsetzte, den auch die Edd. annehmen (*wroughte: thoughte*), während der Kopist von *c<sup>1</sup> hem* in richtiger Beziehung auf *thoughten* in *they* veränderte, wenn nicht aus besserer Quelle schöpfte (s. V. 100), welcher Lesart ich aus den angegebenen Gründen gefolgt bin.

V. 1710 sind die Hss. in der Wortstellung gespalten, doch an und für sich verdient keine den Vorzug vor der andern; da aber die Ortsangabe eine notwendigere Ergänzung eines Zeitwortes der Bewegung ist als die Zeitbestimmung, wäre es wohl richtiger zu sagen: *Go we to Rome to nyght* (B-Gruppe, Selden und Add.<sup>1</sup>) als *Go we to-nyht to R.* in den übrigen Kodizes, denen sich Sk. anschließt, welche Lesart auch Amy empfiehlt.

V. 1716. Auf *ful* scheint ein gewisser Nachdruck zu ruhen, worauf sein Vorkommen in fast allen Mss. deutet. Nur Trin. u. Add.<sup>1</sup> lassen es aus, doch fragt es sich, ob auf Grund einer besseren Nebenquelle oder nur zufällig. Sk. hat kein Bedenken, ihnen zu folgen, zumal durch Wegfall dieses Wörtchens *priuely* seine volle Messung erhält.

V. 1721 hat man wiederum eine unter mehreren Lesarten zu wählen; gewiß ist aber die Wortfolge *our book sayth* in Trin. und den drei Add. derjenigen in der durch Seld. gestützten B-Gruppe, die *sayth* voranstellt, vorzuziehen, da dort *book*, hier das schwächere *sayth* den Hauptton erhält. So auch Amy. Bilderbeck (S. 113) schlägt vor, mit Weglassung von *that*, das in Trin. und den drei Add. fehlt, zu lesen: *And softe wolle, seyth our book, she wroughte* — was nicht übel klingt, aber ohne Autorität bleibt.

V. 1725. Über *men seyth* (*sayne* Poll) s. Bem. zu P. F. 22.

V. 1727 liest Sk. nach Gg. u. Th. *so* (von mir nicht notiert), Poll. nach den übrigen *to* vor *longe*, was auch ich vorgezogen habe, da nichts vorhergeht, worauf sich ersteres beziehen könnte. Anders Amy.

V. 1728/9: lies *so*, nicht *sore* in Gg., das Sk. annimmt, da es auf das folgende *That*, für welches beide Edd. allerdings *Right* mit der B-Gruppe einsetzen, hinweist. Vgl. Amy a. a. O.

V. 1739 machen beide Herausgeber zurecht, indem sie *in* vor *signe* in der B-Gruppe streichen, die aber, wie sonst, an Bedeutung vor der Lesart der andern Mss. (*acorden bothe*) zurückstehen muß. S. auch l. c.

V. 1749. Hier habe ich gezögert, Gg. in der Variante *nas* (so Sk.) st. *was* zu folgen, da schon zwei andere Negationen im Satze vorhanden sind; desgl. V. 1846. Vgl. Mars 62.

V. 1764 ist *now* (Gg., Seld., Add.<sup>6</sup>) gewifs besser am Platze als *newe* (B u. Add.<sup>3</sup>), ebenso die Edd., da der entsprechende Gedanke bereits V. 1760 ausgedrückt ist. Amy schwankt.

V. 1773. *alday*, wie Amy l. c. bemerkt, scheint für Ch. charakteristischer als *alway*, das Poll. nach der B-Gruppe und dem dieser nahestehenden Add.<sup>6</sup> ansetzt, und welches allerdings häufiger ist. S. Concordance.

V. 1779 habe ich Gg. und einigen Begleitern gemäß *sunne* als Feminin behandelt; allerdings scheint Ch. ihr meist das männliche Geschlecht zu geben; s. C. T. 9671 (E 1797), 11332 (F 1016), Troil. V, 661 etc. Oder bezieht sich *his* auf *day*?

V. 1791: *there*, nicht *thou* (so die Edd.) muß es heißen, nicht nur, weil ersteres durch die C-Gruppe besser gewährleistet wird, sondern weil hier durch *Or* ein Unterschied vom vorigen Verse hervortritt: wenn du ein Geräusch machst, oder jemand (anders) etwa erwacht.

V. 1795 ist *point* in C besser verbürgt als *sword* in B, das Poll. aber wieder wählt; vielleicht gilt dies auch für *vp-on*, wie Amy meint, wofür ich mit Fairf., Bodl., Trin. u. Add.<sup>1</sup> *vn-to* geschrieben habe. Doch da andere Hss. noch andere Präpositionen bringen, muß der Fall unentschieden bleiben.

V. 1803. Statt *hath* in der B-Gruppe, der sich die Edd. wieder anschließen, ist gewifs *halt*, wie Bilderbeck schon vorgeschlagen hat, zu lesen, die überwiegend von Ch. gebrauchte Form der 3. Pers. Pras. (s. Wild, S 290) worauf *hold* und *holdeth* in den C-Hss. deuten, und gewifs ist auch *hast* in Gg. aus *halt* verlesen oder verschrieben, nicht aus *hath*.

V. 1815. Die von Poll. angenommene Wortfolge in Gg., in der die grammatisch zusammengehörigen Worte *bothe wit and breth* nicht, wie in den übrigen Texten, durch *atones* hinter *bothe* getrennt werden, ist vielleicht vorzuziehen, doch nicht hinreichend verbürgt.

V. 1835. Hier sündigen beide Herausgeber in der Aufnahme der B-Lesart, wie Amy darlegt, der dagegen die von Gg., Seld. und teilweise Add.<sup>1</sup> empfiehlt, worin ich ihm beipflichte; doch halte ich *may* st. *mighte* für besser belegt (B + Trin. u. Add.<sup>3</sup>).

**V. 1839** verdient einmal Poll. Anerkennung, da er mit der C-Gruppe *an impossible* liest, welchen Ausdruck als echt chaucerisch schon Bilderbeck l. c. nachwies.

**V. 1881.** Dafs die B-Lesart *the lond* st. *That*, der beide Edd. folgen, unmöglich ist, habe ich bereits Anglia l. c. S. 243 genugsam erörtert. Vgl. auch Amy, S. 83, der gleichfalls ihren Irrtum in der Schreibung *loketh* st. *loke ye* **V. 1883** auf Grund zweier B-Hss. nachweist.

**Adriane. V. 1902.** Aus den vielfach entstellten Formen des Namens *Alcathoe*, den nur Thynne nach gelehrter Korrektur richtig wiedergibt, habe ich a. a. O. diejenige herauszufinden gesucht, die wahrscheinlich Ch. selbst niedergeschrieben hat, und demgemäß *Alcitoe* in meinen Text gesetzt. Hätte *Alcathoe*, wie meine Vorgänger schreiben, im Urtext gestanden, so waren jene Verdrehungen nicht zu erklären.

**V. 1906** gebe ich wiederum *nor* in den C-Hss. vor *Or* in B + Trin. den Vorzug.

**V. 1927.** Gegen die Versform in den B-Hss., welche die Herausgeber wieder übernehmen, ist nichts einzuwenden als die mangelnde Autorität. Folgt man aber C, das *right* einfügt, aber *after* ausläfst so fühlt man das Fehlen einer Silbe. Amy schlägt vor, statt *slayn* die zweisilbige Nebenform einzusetzen, die aber nicht *slayne*, sondern *slawe* lauten müßte. Vgl. Anel. V. 59. Ich habe dagegen mit Seld. *thus* nach *right* eingesetzt, das freilich auch nicht sicher verbürgt ist.

**V. 1928** *hadde* in der C-Gruppe statt *hath* in B + Add.<sup>6</sup> — so auch die Herausgeber — empfiehlt sich vielleicht besonders, da Präterita folgen — allerdings keine feste Stütze. S. B. D. 498.

**V. 1950** habe ich Pollards gesuchte Änderung von *cast* in *faste* (nur in Add.<sup>1</sup> u. Th.) unerwähnt gelassen; s. Amy a. a. O.

**V. 1956** ist wohl *if* als das stärker betonte Wort vor *now* zu stellen, während die Edd. mit der B-Gruppe die Folge umkehren.

**V. 1965/6** *the maystre strete Of Athenes* ist offenbar ein flüchtiger Ausdruck des Dichters, der augenblicklich nicht daran gedacht zu haben scheint, dafs die hier von ihm beschriebene Szene sich in Kreta abspielte, wie er Athen auch fälschlich H. F. 1846 nennt und in dieser selben Legende V. 2099/2100 eine andere Gedankenlosigkeit begeht, indem er von der Vermählung Phädras mit dem erst später geborenen

Sohne des Theseus, Hippolyt, spricht. *In mochel mirthe*,<sup>1)</sup> das c<sup>1</sup> an Stelle jener Worte bietet und das Sk. als beste Lesart auffaßt, ist dagegen nur Schreiberkorrektur, ebenso Thynnes *of the towne*, der augenscheinlich Ch.'s Versehen erkannte, wie er auch *Adriane* in *Ariadne* und andere Namen (s. Angl. l. c. § 12) verbesserte. Vgl. meine Ausführungen Angl. l c S. 238 u. Amy, S. 43.

V. 1971 ist in beiden Gruppen metrisch korrekt überliefert, da B die beim kürzeren *compleynt(e)* fehlende Silbe durch die zweisilbige Form *stoden* ersetzt. Aber, wie Amy darlegt, ist die Veränderung von *compleynt(e)* aus *compleynunge* wahrscheinlicher als die umgekehrte Erscheinung, weswegen C auch hier vorzuziehen ist.

In V. 1999 ist die Wortfolge wiederum schwankend; am meisten empfiehlt sich vielleicht die in Gg. (*hath bothe roum and spce*), da hier *roum* in der Hebung steht, in den andern Mss. (*húth roum ánd*) in der Senkung — aber sicher ist die Entscheidung nicht.

V. 2027 deutet Poll. die zweisilbige Aussprache von *these* an, die ich für durchaus möglich halte; s. meine Bemerkung zu H. F. 2009. Der Zusatz von *And* vor *whan* in Gg., den Sk. aufnimmt, wäre daher unnötig, selbst wenn nur. um den Vers vollsilbig zu machen.

V. 2052 ist *to* vor *guerdone* offenbar nur Schreibfehler in Gg. u. Faarf., den Sk. u. Poll. aber (dieser noch mit Bindestrich zwischen beiden Wörtern) glaubig wiedergeben, für *so* in den übrigen Hss., das auf das folgende *that* deutet. S. auch Amy, S. 81.

V. 2063 ist *so*, obwohl nur in Gg., Seld. u. Add.<sup>s</sup> belegt, da es öfter zum Ausdruck von Wünschen oder Beteuerungen dient (s. C. T. 3590, 6405 [D 823], 6412, H. F. 1135, B. D. 1119 usw.), hier richtiger als *to* in den andern Kodizes, das sich auch bei den Edd. findet. Vgl. Eitle. S 143.

V. 2068 setze ich, freilich nur mit geringer Autorität, ebenso wie Sk. den unbestimmten Artikel vor *traytour*. Vielleicht hat aber Poll. hier Recht, der *a* fortläßt und den Vers auftaktlos behandelt. Ähnlich verhält es sich mit V. 2075.

<sup>1)</sup> In der Fußnote zu diesem Verse ist hinter *Of Athenes* ein Haken zu setzen



wo sich das bei einer unbestimmten Zahlangabe übliche *a* vor *twenty* nur in Gg. (und so auch bei Sk) findet. Aber ohne dies Wörtchen hat der Vers eine Silbe zu wenig, und die Ausfüllung durch Ansatz des Flexions-*e* an *yong* bei Pollard ist ebenso unmöglich wie der Vorschlag Amys, die Zeile ohne Auftakt zu lesen: *And yong büt* usw.

Dem V. 2079 gibt Amy gegenüber Sk. dieselbe Form wie sie in meinem Texte steht.

V. 2083 u. 2086 hat man zwischen *lene* und *leue* in den Hss. zu wählen, die beide in der Schrift leicht miteinander verwechselt werden können. An erster Stelle schreibt die Mehrheit *lene*, an zweiter freilich nur eine Minderzahl (Tan., Add.<sup>6</sup> u. Th.; Seld. hat *lyve*, Trin. *grant*), aber da es in beiden Versen genau in derselben Bedeutung (verleihen, gewähren, geben) vorkommt, ist kaum anzunehmen, daß Ch. den Ausdruck wechseln wollte. Allerdings bestreitet Sk. die Richtigkeit dieser Konstruktion und setzt an beiden Stellen *leue* dafür ein, aber, wie Amy zeigt, ohne Gründe dafür anzuführen. Da *lene* auch sonst in ähnlichem Sinne erscheint (siehe C. T. 3080[82]), habe ich es daher, ebenso wie Poll., in beiden Versen verwandt.

V. 2084 schreiben die Herausgeber mit B + Add.<sup>6</sup> *grace and sleighte of herte*, Gg. *gr of sl. & hert(e)*, die übrigen *gr. of h. and sl.* Der Sinn der Stelle ist: „Gott gebe dir gnädigst Mut (Herz) und Schlaueit.“ Man kann jedoch nicht von der Schlaueit des Herzens oder Mutes, wie in B, sprechen, woran aber Amy, wie es scheint, keinen Anstoß nimmt. Ob man indessen Schlaueit oder Mut voranstellt, ist ziemlich gleichgültig; ich habe letzteres vorgezogen und mich der Lesart der Mehrheit angeschlossen.

V. 2092 hat man unter den verschiedenen Lesarten schliesslich nur zwischen *giltles yow to sterue*, die Sk. vorzieht, und *giltles yow sterue*, was Amy u. Bilderbeck empfehlen, zu wählen (denn *yow giltles* bei Poll. ist unrhymisch). Da *to* nur in Gg. und in dem ihm fern stehenden Add.<sup>3</sup> fehlt und alle *giltles* schreiben (das natürlich auch als dreisilbig gelten könnte), habe ich mich für die erstere Form entschieden.

V. 2094. Es ist klar, daß *profre* (s. V. 2079) dem Sinne der Stelle besser entspricht als *profit*, das Sk. wieder aus B entnimmt.

V. 2095. Da *nyl* einen älteren Sprachgebrauch darstellt (s. o. Mars 62) als *wol not* in B und seinem ständigen Begleiter (so Poll.), ist es ohne weiteres vorzuziehen. Doch muß dann *that*, das Gg. nur einmal setzt, verdoppelt (Demonstr. u. Relat.) werden.

V. 2134. Amy zieht die Wortfolge in Gg. *here of vs*, die auch Sk. wiedergibt, der der Vulgata (*vs here-of*) vor. Gleichfalls empfiehlt er Skeats Umstellung in V. 2138 (*performed was st. was p*), die auch ich, obgleich ohne handschriftliche Autorität, angenommen habe

V. 2155 habe ich des Metrums wegen *of* mit derselben Begründung wie V. 1463 weggelassen, obgleich keiner der Herausgeber an dem Verstakt Anstoß genommen hat. Andernfalls mußte *y* in der letzten Silbe von *Enopye* konsonantisch gesprochen und, bei Verstummung des *-e*, mit dem folgenden Vokal verschleift werden. Dagegen spricht aber die Betonung eines ähnlichen Namens, *Rodopeya* V. 2438 u. 2498 (*-eye*).

V. 2184. Das *now*, welches Gg. und danach Sk., vor *pitee* einschiebt, ist sinnlos, da ja keine zeitliche Beschränkung des Mitleids ausgedrückt werden soll, und *gret* in Trin. u. Seld. ist ebenfalls nur Ausfüllsel für eine scheinbar fehlende Silbe, die aber vorhanden ist, wenn man das *-e* in *herte* vor folgendem *h* lauten läßt, so auch von Poll. angedeutet. Vgl. Amy, S. 84.

V. 2186 schreiben die Herausgeber nach der B-Gruppe *gropeth*, was dem Sinne nach (= tastet) auch wohl paßt, und das Amy daher unbeanstandet läßt. Gewiß ist aber mit Gg. und seiner Gruppe (auch *grapud* in Seld. und *gaspeth* in Add.<sup>2</sup> deuten darauf) *graspeth* (= greift, hascht) dafür anzunehmen.

V. 2201. Warum folgen die Herausgeber den vereinzelt Kodizes Fairf. u. Trin. in der Schreibung *meyny st. meynee*?

V. 2207. Ob *Adoun*, wie in der C-Gruppe, oder *And down*, wie in B und bei den Herausgebern, zu schreiben sei, mag ziemlich gleichgültig scheinen. Aber wenn man erwägt, daß mit diesem Verse ein neuer Gedanke eintritt und daß der folgende, mit *And* beginnende sich enger an diesen schließt, so wird man jenes *And* für überflüssig halten und demgemäß der ersteren Variante zustimmen.

V. 2215. Hier gehen die überlieferten Lesarten, von Amy S. 44 besprochen, wieder sehr durcheinander; Sk. u. Poll. wählen darunter der hier nur von Trin. (Add.<sup>1</sup> hat mit V. 1985 auf-

gehört), der auch ich früher (Anglia l. c. S. 239) zustimmte, verbürgte: *ship or boot*. Auch die von mir jetzt angenommene Variante: *eny boot* stützt sich nur auf zwei Mss. (Seld. u. Add.<sup>3</sup>), gibt aber den Sinn der Stelle, dem Wortlaut der andern, die nur von einem Boote reden, entsprechend, richtig wieder und wird auch von Bilderbeck empfohlen.

V. 2218 dürfte, wie Amy rät, *more* vor *telle* nach der C-Gruppe statt dahinter nach den andern Mss., wie Sk. u. Poll. tun, der Betonung wegen zu stellen sein; ähnlich V. 2221 *I telle st tel I*, wo jedoch nur Poll. der B-Lesart anhängt.

V. 2227 ist entweder *deuel* zweisilbig zu lesen und *hym* wie in Add.<sup>6</sup> zu streichen (vgl. C. T. 5004 [B 584], P. F. 112, LGW. 1918 etc.), oder *deuel* zu verschleifen, was Sk. durch Umstellung (*the deuel hym quite*) erleichtern will. (Vgl. C. T. 7129 [D 1547], 7210 [1628], 13124 [B 1408] usw.)<sup>1)</sup>

**Philomene.** Um nicht immer wieder auf die gleichen Einzelheiten einzugehen, will ich hier kurz die Stellen zusammenfassen, an denen Amy den von mir abweichend von meinen Vorgängern gewählten Lesarten, die mehr oder weniger auch hier der B-Gruppe anhängen, zustimmt: V. 2229 *This st. The*, V. 2239 *his st. this* (Poll.), V. 2255 *ek st. ful*, V. 2272 *gan he st. and gan*, V. 2286 *she loveth st. hir longeth* (Sk.), V. 2291 *beautee st. bountee* (Sk.), V. 2346 *this st. the* (Poll.), V. 2354 *sothly st. shortly*, V. 2356 *She st. And*, V. 2360 *stamin st. stames* (Poll.), V. 2378 *hir st. herself* (Poll.).

Dann noch einige Bemerkungen zu Fällen, die anders liegen, oder in denen ich Einwendungen gegen Amys Ausführungen zu erheben habe.

Zu V. 2277 meint Amy, dafs *I* in den B-Hss. + Add.<sup>3. 6</sup> sich aus Versehen eingeschlichen habe; doch liegt vielleicht in dem Zusatz eine beabsichtigte Unterscheidung. Tereus scheint doch sagen zu wollen, Progne solle alsbald zu ihrem Vater zurückkommen, er wolle sie begleiten, dann aber (ohne sie) heimkehren, daher: *I wol bothe come and goon*. Allerdings ist diese Auffassung nicht ganz sicher.

V. 2299 fügen Hss. verschiedener Gruppen (Gg., Seld., Add.<sup>3</sup> u. Tan.) *me* hinter *grete* ein, ein Zusatz, der von Sk. und

<sup>1)</sup> Doch nicht beides zugleich, wie versehentlich in meinem Text angegeben

Poll. unbeachtet geblieben ist, der sich aber in familiärer Redeweise, wie hier, leicht einstellt oder auch fortgelassen wird. Ich habe ihn aufgenommen, ohne damit seine Notwendigkeit behaupten zu wollen.

**V. 2308.** Die B-Hss. schreiben *The ores pulleth*, die andern . . *pullen*, das ich gegen meine Vorgänger eingesetzt habe. Zwar ist die südliche Pluralendung *-eth* bei Chaucer nicht unmöglich, aber ihr Gebrauch beschränkt sich doch auf gewisse Fälle, so in dem Ausdruck *men seith* oder dergl. (s. P. F. 22), und wenn das Verb in lebhafter Schilderung dem Subjekt vorangeht, so LGW. 639 und 641. Hier aber liegt keins von beiden vor, weswegen ich der letzteren Autorität Raum gegeben habe.

**V. 2324** greift Sk. ausnahmsweise eine Lesart der Gg.-Mss. auf, doch, wie Amy zeigt, nicht mit Glück, da die von jenem wohl vermifste Silbe durch zweisilbige Aussprache von *force* vor *h* erreicht wird. Ebenso V. 2389, wo sich das von ihm vor *as* eingeschobene *so* außer in Gg. nur noch in Add.<sup>3</sup> findet. S. Amy a. a. O.

**V. 2328** hat bei Sk. eine Silbe zu wenig; Poll. will sie wieder einmal durch Anfügung eines ungrammatischen Flexions-*e* an *loud* ersetzen. Ich habe, allerdings nur von Trin gestützt, *a* vor das Adjektiv gestellt; besser klingen wurde es aber, wenn man mit Gg. *ful louā a steuene* sagen könnte, wo dann *ful* dieselbe Wirkung wie sonst *so* oder *as* haben würde. Von Amy nicht erwähnt.

**V. 2337.** Hier laßt Sk. mit Recht, wenn er auch nur Gg. und Trin. zur Seite hat, *to* vor *his store*, da es das Versmaß beschwert, fort. Ich verstehe nicht, warum Amy hierbei Bedenken äußern kann.

**V. 2353** ist wieder reich an abweichenden Formen, die sich aber auf zwei wesentlich abweichende zurückführen lassen: *woned* und *wouen*, die jedoch beide berechtigt erscheinen und von denen jede leicht in die andere verlesen werden kann. Wie aber Amy ausführlich darlegt, kommt nur die erstere ernstlich in Betracht, in deren Wahl er Sk. zustimmt.

**V. 2359.** Ob *that* nach *by*, das nur zwei Hss., Seld. u. Trin., bieten (was ich zu notieren nicht für nötig hielt), demnach die Herausgeber, hier erforderlich ist, mag zweifelhaft erscheinen. Doch s. hierüber Amy, S. 87.

V. 2388 fügen meine Vorgänger, lediglich im Verlaufs auf Gg., *his* vor *shame* ein, obgleich es weder grammatisch noch metrisch verlangt wird, was Amy entgangen zu sein scheint.

Phillis. Auch hier beginne ich mit der Zusammenstellung der Fälle, in denen Sk. u. Poll., wie Amy, mit mir übereinstimmend, nachweist, den Irrwegen der B-Gruppe gefolgt sind. So hat V. 2402 Poll. *may* mißverständlich fortgelassen; V. 2410 sollte mit *As* anfangen, außerdem hat Poll. *a sege* st. *the s.*, V. 2437 fehlt *his* vor *breeth* bei demselben; V. 2442 schreiben beide *at* st. *of*; V. 2445 *his* st. *the*; V. 2452 Poll. *quene* st. *Phillis*. V. 2470 Sk. *And* st. *As*; V. 2476 Poll. *to hir swore* st. *hath hir sworn*; V. 2477 ders. *ageyn he wolde* st. *he wolde ageyn*; V. 2507 ders. *yet* st. *yif*; V. 2517 ders. *hath wel* st. *wel hath*; V. 2519 ders. *the* st. *thy*. V. 2527 ders. *out-wronge* st. *out-ywronge*; V. 2534 beide *be now* st. *mote be* (ich ergänze das -e des Konjunktivs); V. 2561 Poll. *as in love trusteth* st. *tr as in l.* — Dazu kommen noch ein paar Stellen von unnötigen freien Textänderungen: V. 2436 Sk. *seek was he* st. *seek he was*; V. 2471 Poll. *doinges* st. *doynge*; V. 2523 Sk. *Yif that* st. *Yif*

Außerdem hatte ich aber noch folgendes zu bemerken:

V. 2408 halte ich im Gegensatz zu Amy den Zusatz von *his* vor *folk* in Gg. allein für eine Abschwächung der mit kräftiger Alliteration einsetzenden Lesart der übrigen: *Fül of fólk*

V. 2422 zählt Ch. neben den Meergottheiten Thetis und Triton *Thorus* auf (so oder so ähnlich alle Hss.), wofür Thynne allein *Chorus* bietet. Dies hält Sk. für den vom Dichter geschriebenen Namen, indem er auf dessen vermutliche Quelle hierfür, Aeneis V, 823 ff. verweist, wo dieser aus den Worten „Et senior Glauci chorus“ das letzte als Namen eines Meer-gottes herausgelesen haben soll. Aber wenn Th., dem klassische Gelehrsamkeit zur Seite stand (s. Bem. zu V. 1965/6), das ihm unverständliche *Thorus* in *Chorus* korrigierte, so folgt daraus noch nicht, daß sich diese Form in Ch.'s Text befand, der schwerlich ein so gewöhnliches Wort mißverstanden haben kann; eher denkbar wäre, daß er statt dessen in seinem Virgil wirklich *Thorus* las oder verlas. Vielleicht ist es aber ein der Alliteration zuliebe fingiertes Wort, wie des Reimes wegen der Name *Candace* P. F. 288 und N. F. angl. 16, der sich sonst schwer deuten läßt. Jedenfalls ist *Thorus* als die einhellig überlieferte Form beizubehalten.

V. 2430. Ich gebe Amy recht, daß der Vers, wie in Gg., mit dem auf das vorhergehende *also* bezügliche *That* beginnen sollte, aber in der Wortfolge stelle ich mich auf die Seite der Majorität, da Gg. mit *almost was* statt *was almost* dem ersten Wort einen dem Begriff nicht innewohnenden Nachdruck gibt.

V. 2487 ist wohl *hym*, daß sich nur in der B-Gruppe findet (Gg. hat *she* dafür) als metrisch (*faste* zweisilbig) und grammatisch überflüssig zu streichen. So auch Bilderbeck. Von Amy nicht bemerkt.

V. 2496. Die Betonung der Anfangsworte hat den Herausgebern Bedenken verursacht; auch Amy kommt nicht auf die einfachste Lösung, nämlich die Wortstellung in Gg.: (*H*)*Ostesse thyn*, die nicht nur in den entsprechenden Worten Ovids. *Hospita* . . *tua* ein Gegenstück findet, sondern auch sonst von Ch. in der zärtlichen Anrede gebraucht wird, z. B. LGW. 1170 *suster myn*

V. 2503 habe ich mich mit Sk. an die B-Hss. gehalten, deren Wortfolge *the mōnē ōnes wēnte abōūte* (wobei ich hinter *mone* in der Zäsur Hiat annehme) mir wohl lautender klingt als die der übrigen, für die Amy eintritt: *the m. wēnt onēs abōūte*. Solche Wortumstellungen kommen, wie wir gesehen haben, leicht zustande.

V. 2508. Für Ovids *Sithonis undā* setzt allein annähernd richtig Thynne (the stream of) *Scythōn*, woraus Sk. . . *Sitho*, Poll. *Sithon* macht, worüber Amy jedoch schweigt. Aber betrachtet man die verschiedenen von den Hss. überlieferten Formen *Sytoye*, *Sitoio*, *Citoye*, *Sitoy*, *Cytheys*, so ersieht man, daß diese sich schwerlich aus jenem klassischen Namen entwickeln konnten, sondern daß Ch. ein Wort geschrieben haben muß, dessen erste Silben *Sitoy* oder ähnlich lauteten. Augenscheinlich kam noch eine dritte Silbe hinzu, ob *-e* oder *-o* ist ungewiß. In meiner Fußnote vermute ich, daß er in seinem Handexemplar *Sithoia undā* las. Wie dem auch sei, die gelehrten Rekonstruktionen entsprechen jedenfalls nicht dem Urtext, und so habe ich die in Gg. Add.<sup>3</sup> u. Bodl. aufgezeichnete Form *Sitoye*, von der die übrigen nicht zu weit abweichen, in den Text gesetzt. Daß der Name dreisilbig war, dürfte daraus hervorgehen, daß fast alle Texte hernach die einsilbige Verbalform *brought* bieten; nur Trin. schreibt *y-brought*, dem vorhergehenden *Sitoy* entsprechend, welche Form dann die Heraus-

geber wegen ihres gleichfalls zweisilbigen Namens benutzen mußten.

V. 2511 wählen Sk. u. Poll wieder die B-Gruppe, von Amy unkommentiert, als Vorbild. nur daß letzterer nach den andern Hss., doch in ungrammatischer Form, den Singular *louere* einsetzt. Möglich wäre wohl jene Lesart *other(e) trewe louters*, aber die andere ist weit bezeichnender, gerade auf Demophon deutend: *as a trewe louter*, trewe besonders betonend.

V. 2530 ist besser mit der C-Gruppe *wol* statt *wolde* in B und bei den Edd. (von Amy nicht notiert) zu lesen, da hier ein gleicher Fall wie B. D. V. 1284 vorliegt.

V. 2546. Die B-Gruppe schreibt dreisilbig *souteltee* oder *sub-*, wobei dann des Verses wegen *swiche* ein flexivisches *-e* erhalten müßte, was nicht unbedenklich wäre, weswegen ich *subtiltee* in der C-Fassung vorgezogen habe. Dementsprechend habe ich mit demselben Burgen V. 2559 *subtil* geschrieben, während die Herausgeber auch hier die französische Form *sotil* aufweisen. Ähnlich verhält es sich P. F. 272, Venus 43 u. 77. Welches die Form des Dichters war, laßt sich, wie Wild, S. 21, 7 f. darlegt, schwer entscheiden; daß er beide verwandte, sei wenig wahrscheinlich. Die Concordance gibt darüber keine sichere Auskunft, doch sollte ich meinen, daß Ch. als Lateinkundiger eher zu *subtil* mit seinen Ableitungen geneigt habe. Amy schweigt hierüber.

**Hypermystra.** Wie vorher notiere ich zunächst die Falle, wo Amy ebenso wie ich den Anschluß meiner Vorgänger an die B-Gruppe mißbilligt. So schreiben: V. 2571 Poll. *in love st. of l.*; V. 2583 beide *this woman st. these women*; V. 2589 beide *And st. The*; V. 2603 beide *maken mariage st. make a m.*, V. 2620 Poll. *that day st. the d.*; V. 2631 *me st. ne*; V. 2633 Poll. *what thy fader seith st. what I thy f. seye*, V. 2640 Poll. *seyn these wyse st. in this wyse*; V. 2649 Sk. *as ash st. an asshe*, V. 2666 beide *costrel st. costet*; V. 2671 Poll. *to vor long*; V. 2709 beide *the window st. a w.*

Ferner sind aber einige Fälle zu besprechen, die Amy teils gar nicht erwähnt, teils anders beurteilt als ich.

V. 2577 ist gegen die Fassung in B mit den nötigen Ergänzungen: *to all(le) good(e) thewes born[e]* allerdings formell nichts einzuwenden, aber der eintönige Klang eines so gleichmäßig gebauten Verses muß doch gegen die C-Fassung: *to*

*alle thewes good y-born* an Wohllaut zurückstehen, eine Fassung, die schwerlich ein Korrektor zuwege gebracht hätte.

V. 2582 bringen Sk. u. Poll. nur auf die nötige Silbenzahl, indem sie apokryphe *-e* an *Pitous* und *sad* anfügen. Vielmehr lautet das erste Wort nach Gg. u. Add.<sup>6</sup> *Pietoüs*, und wenn man den Vers auftaktlos liest, können die übrigen Wörter ruhig ihre regelrechte einsilbige Form behalten, da ja auch die Edd. *and* vor *trew*e aus den C-Hss. entnehmen.

V. 2592 hat Amy zwar, übereinstimmend mit mir, in Ordnung gebracht, aber nicht V. 2593, den er gleichlautend mit den Herausgebern anführt. Da ich hierüber schon ausführlich Angl. l. c. 241 gehandelt habe, will ich hier nur kurz hervorheben, daß der in den besonders hier verderbten B-Hss. erscheinende Pseudogenitiv *Mars his* sich bei Ch. nicht nachweisen laßt,<sup>1)</sup> daß vielmehr die Lesart in Gg. vollständig richtig ist, wenn man bedenkt, daß die Setzung eines zweiten *that*, nach Unterbrechung durch einen Zwischensatz, öfter bei unserm Autor vorkommt (s. Eimenkel, ebd. S. 112ß). Mars ist dann der flexionslose Genetiv, den der Kopist von B nicht erkannte (s. ten Brink, § 226). Lies also . . *that Mars venym is adoun*.

V. 2598 habe ich die von Amy angedeutete zweisilbige Form *maked* unbedenklich in den Text gesetzt, daraus folgt, daß *to*, nicht *for to*, das sich einzig in dem hier verderbten Gg. findet, vor den folgenden Infinitiv gehört.<sup>2)</sup>

V. 2604. Wenn Sk die Lesart der B-Gruppe aufnimmt, so ergibt sich wohl ein Vers mit der nötigen Silbenzahl, aber ist es denkbar, daß Ch. *Betuix Ypérmystrá* betonte? Dagegen ergibt *Ypermystre* in den C-Hss. einen glatten Vers, wenn man die Präposition gleichzeitig zu *Betwixen* (so in Add.<sup>3</sup>) verlängert. Poll. begnügt sich, ungeachtet des Hiats mit der in andern Mss. überlieferten Form *Betwixe* (in der Note ist Gl. zu löschen). Dasselbe gilt von V. 2663. — Amy ist all dies nicht aufgefallen, auch nicht, daß beide V. 2606 mit B *witterly* st. *vtterly* schreiben.

<sup>1)</sup> Mars 31, welche Stelle Eimenkel, S. 53, dafür ansieht, ist anders zu lesen; nämlich es ist ein Komma zwischen *Venus* und *his love* zu setzen (Venus, seine Geliebte) — 2692 streiche Ad, 04 Gl. in der Note.

<sup>2)</sup> In der Fußnote ist hinter *dyen* ein Haken einzufügen.



V. 2609 nehme ich des Metrums wegen eine synkopierte Partizipform *wed* an, wie C. T. 6662 (D 1080) das Prät. *wedde*. Vgl. ten Brink § 167 $\epsilon$ .

V. 2610/11 genügt Sk. die Autorität von Tan., um *brighte* : *dighte* zu reimen, und beiden die von Fairf. V. 2626, um *loked* für *loketh* einzusetzen. — V. 2665 ist aber bei beiden das Prät. *graunted* in B für *graunteth* um so weniger angebracht, als Präsens vorangehen und folgen. Über den Wechsel der Tempora s. B. D. 498.

V. 2648. Der Sing. *aspe grene*, wie in B-Hss. und somit bei den Herausgebern zu lesen, verlangt eigentlich den Artikel, daher mit den übrigen besser der Plural *aspes*.

V. 2655 fehlt in den meisten Hss. eine Silbe; Sk. u. Poll. ergänzen diese durch die Vorsilbe *y* vor *sene*, die sie in Tan. und bei Th. fanden, eine ziemlich dünne Grundlage. Ich habe so vor *that* nach Seld. gewählt, das freilich nicht viel besser verbürgt ist, aber dem Satz einen bestimmten Ausdruck verleiht.

V. 2656. Hier hat Sk. gegen seinen sonstigen Brauch, einem schwachen End-*e* Raum zu schaffen, *ygo* st. *goo* auf Grund einer Minderheit von Hss. auf *to bedde* folgen lassen.

V. 2668 machen meine Vorgänger das Subst. *drinke* (so z. B. C. T. 345, LGW. 177, 2040 usw.), auf wenige Hss. gestützt (Seld., Add.<sup>2</sup> u. <sup>3</sup>), zum Verb *to drinke*, wahrscheinlich um eine Silbe zu gewinnen, obwohl der Vers sehr gut als auftaktloser gelesen werden kann.

V. 2676 bereitet ihnen wiederum wegen des Versmaßes Sorge; Sk. sucht aus Trin. ein nichtssagendes *sone* heraus, das er nach *ben* (dort s. *byn*) einschiebt; Poll. schmiedet selbst ein *i* zu *brought*. Doch ist diese Muhe unnötig, da *Lyno* stets auf der Zweiten betont wird (V. 2569, 2604, 2608, 2716) und daher hier *This* den ersten Verstakt tragen kann. Das ist auch bei V. 2711 wichtig zu merken, wo beide Herausgeber die als Prädikatsnomen unmögliche Form *swifte* als metrische Aushilfe benutzen. Nebenbei bemerkt, entnimmt Poll. V. 2676 das als Plur. des Indikativs nicht sicher belegte oder doch seltene *beth* st. *ben* wieder der B-Gruppe.

V. 2686 lesen die C-Hss. *this* oder *that awere*, *this* oder *that we(e)re*, woraus ich aus metrischem Grunde das erste gewählt habe; Sk. u. Poll. halten sich abermals an B und schreiben *swich a were*, ob mit größerem Recht, ist zweifelhaft.

Bei V. 2687 stellt Amy, der von den vorhergehenden Fällen nicht Kenntnis genommen hat, die Frage, ob nicht vielleicht die Lesart von Gg. u. Add.<sup>3</sup> *rist git vp* vorzuziehen sei, während ich mich hier mit Blick auf V. 2680 der B-Gruppe und meinen Vorgängern angeschlossen und *rist hir vp* geschrieben habe. Die Möglichkeit will ich zugeben, doch da bei jenen (Trin. und Add.<sup>6</sup> haben außerdem *riseth vp*) auch ein Schreibfehler vorliegen kann, wie er einräumt, mag es bei meiner Fassung bleiben, zumal kein großer Unterschied zwischen beiden Ausdrucksweisen besteht.

Bei V. 2718 erhebt sich ebenfalls ein Zweifel, ob man den Vers mit *And*, wie die meisten Texte, oder mit *To*, wie Gg., Tr. und demnach Sk. einleiten soll. Eine Entscheidung ist schwer zu treffen.

**XV. The Former Age.** Auch von Emerson aufgenommen. — V. 5 ziehe ich *ne weere* der Hss. (so die Edd.) des Metrums wegen in *neere* zusammen, wie ABC 24 usw.

V. 11. Die zweisilbigen schwachen Formen *gnodded* und *knoddyd* der Hss. belasten das Versmaß. Sweet und Heath setzen dafür das synkopierte schwache Prät. *gnodde*, dessen *e* vor Vokal verstummt, ein, Sk. u. Em. den Plural des starken Präs. *gniden*, womit aber metrisch nichts gewonnen wäre. Ich habe *gnode*, das sich den überlieferten Formen nähert, geschrieben, in der Annahme, daß der singulare Ablaut in den Plural eingedrungen sei: alles bloße Vermutungen.

V. 12, 13 und 15 reimt Heath, der nun wieder die Verantwortung übernimmt. *lond . fonde : grond*, Em. ebenso, doch auch *gronde*, gegen alle Konjugationsregeln.

V. 20 kann *is* in Ii. statt *was* in Hh, dem sich die Herausgeber anschließen, nach dem, was ich wiederholt über Chaucers Tempusgebrauch gesagt habe, ruhig bleiben.

V. 29 hat Ii. *derkenesse*, Hh. *durken*; trotzdem schreiben die Herausgeber *darknesse*, eine durchaus unchaucerische Form (s. Wild, S. 147), nach dem nur die erste gesichert ist, wie jene Herren auch zur Abwechslung Fort. 36 richtig *derke(d)* bringen.

V. 43 ist in beiden Hss. zu lang geraten; in der Fassung von Ii. habe ich daher die Worte *Ioye reste and* ausgeschieden, ebenso Sk. Heath u. Em. haben dagegen die Lesart von Hh.: *Ioy(e) and quiete* vollständig, trotz eines überschießenden Vers-

fulses beibehalten. Dafs *Ioye* hier aber nicht hineingehört, geht aus der Überlegung hervor, dafs hier nur von der vollkommen ungestörten Ruhe der Urmenschen die Rede ist, weswegen auch Sweets Emendation: *in joye and in quiete* (ohne *parfit*) nicht das Richtige trifft. Die von mir u. Sk. gewählte Versform hat aber ausserdem den Vorzug, dafs *leues* seine volle zweisilbige Geltung erhält.

V. 63 haben die Herausgeber in ihrem Drange, die Silbenzahl zu vervollständigen, ein überflüssiges *And* vorangestellt.

*Fortune*. Gleichfalls bei Emerson. V. 2. Chaucers Form ist nach Wild, S. 215, *pore*, nicht *povre* noch *poure*.

V. 22 habe ich *I knew* in meiner Grundhs., obgleich alle andern Texte *I know* schreiben, festgehalten, da der Dichter damit sagen mochte: Ich kannte schon längst oder früher Fortunas Falschheit; ebenso V. 36 *for* (= wegen), wo II. noch durch drei andere Hss. gestützt wird, gegen *from* (aus, infolge von) in den übrigen.

V. 47 schlägt Brusendorff (S. 478) vor zu teilen: *My lore is bet — than wike is the greuaunse*, wo *than* mit dann, darum zu übersetzen wäre. Aber wo bleibt dann das zweite Glied des Vergleiches nach dem Komparativ?

V. 77 beginnt in II. u. Trin.<sup>2</sup> mit *þat*, sonst mit *And* und demnach bei den Herausgebern. Da aber der vorhergehende Vers nur in II. überliefert ist, war *þat* in den andern Mss. ohne Zusammenhang und wurde daher, ausser in Trin., zu *And* geändert. Ich verstehe nun den Gedankengang des Dichters so: Ich bitte euch, diesen Mann zu unterstützen, und ich werde eure Tätigkeit auf mein Gesuch, dafs, wenn ihr ihm nicht selbst helfen wollt, ihr seinen besten Freund darum bitten möget, belohnen. Doch wäre es auch möglich, die Periode in zwei Hälften zu zerlegen und diese statt durch dafs durch und zu verknüpfen. Brusendorff (S. 200 Anm.) dagegen will auch hier die Satze anders trennen und die Worte *þat but yow lest* als eingeschobenen Satz auffassen und *as thre of yow* etc. mit *releue* etc. verbinden: eine Konstruktion, die mir noch gekünstelter erscheint.

*Trouthe*. Auch von Emerson veröffentlicht. Was zunächst den Titel anlangt, so hat man der Angabe Shirleys (s. Fussnote), dafs der Dichter diese Ballade auf seinem Sterbebett verfaßt habe, mehrfach Glauben beigemessen. Ich möchte zu

meinem früheren Zweifel hieran (s. Einl. S. 15) noch darauf hinweisen, daß Chaucer sich in seinen letzten Lebensjahren, soviel wir wissen, in glücklicheren Lebensumständen befand und kaum Ursache hatte, sich über die Feindschaft der Welt zu beklagen und Einkehr bei sich selbst zu predigen: eine Stimmung, die weit mehr seiner Lage zu Ende der 80er Jahre, wie ich in § 21 der Einleitung darlege, entspricht.

Im übrigen habe ich über den Text dieses vielfach überlieferten Gedichtes schon wiederholt gehandelt, am ausführlichsten Engl. Stud. XXVII, S. 13 ff., auch Einl. S. 34, Anm., so daß es hier nur weniger Bemerkungen bedarf über Stellen, an denen ich mich von meinen Vorgängern unterscheide.

V. 2 schreibt nur Heath *thyng* wie ich, das ich a. a. O. begründet habe, Sk. *good*, Em. *thyne owene thyng* nach dem vereinzelt Add.-Mss.

V. 7, 14, 21 halte ich *thee*, das freilich in guten Hss. und gleichfalls bei den Herausgebern fehlt, grammatisch für unentbehrlich, da sonst bei *deluier* stets ein Objekt oder eine präpositionale Ergänzung in Ch.'s Werken folgt (s. Concordance sub verbo). Außerdem kann ich auf die entsprechende Stelle der Vulgata verweisen.

V. 9. Wegen der von mir mit meiner Grundhs. in den Text gesetzten Form *trist* (die andern *trust*) berufe ich mich auf Wild, S. 65.

Über die Gründe, die mich veranlassen, die Echtheit des von meinen Vorgängern ohne Vorbehalt aufgenommenen, von mir in die Fußnoten verwiesenen Geleits zu bezweifeln, habe ich mich wiederholt (a. a. O. S. 16) geäußert, am ausführlichsten in meiner Besprechung einer neueren amerikanischen Schrift, Angl. N. F. XXXIV, S. 47 f., die sich bemüht, die Verfasser-schaft Ch.'s glaubhaft zu machen. Doch stimmt auch Brusendorff (S. 247 ff.) meiner Verurteilung, nur noch schärfer, zu.

Gentilesse. V. 1. Heath und Emerson, der ihm hier fast wörtlich folgt, schieben *and* vor *fader* ein, das sie in ein paar Shirley-Hss., welche aber sonst von allen Texten abweichen, aufgefunden haben, und das weder metrisch noch dem Sinne nach erforderlich ist.

V. 2 schreiben zwar alle Herausgeber wie ich *that claymeth*, doch tritt Brusendorff (S. 255) für *desireth* ein, das sich auch im Cotton Ms., meiner Grundhs., findet, das ich aber zugunsten

jenes Ausdrucks aufgegeben habe, der in der mit diesem Gedicht stellenweise übereinstimmenden Erzählung der Frau aus Bath gerade an den entsprechenden Stellen (s. d. Fußnoten) erscheint. Die Schreiber haben offenbar den Ausdruck des Begehrens oder Wunsches jeder nach seinem Geschmack geändert, kommt doch außer jenen beiden Verben auch *coueyteth* hier vor.

V. 3 habe ich, obwohl nur von einem Ms. gedeckt, die korrekte Präsensform *moot*, da hier eine moralische Forderung vorliegt, eingesetzt, während die Herausgeber das Prät. *most(e)* bieten. Vgl. Bal. Pi. 96.

V. 4 finden wir in den Hss. vier verschiedene Verben zum Ausdruck desselben Begriffs, die alle zur Not passen. Ich habe mich mit Cott. und andern für *to loue* entschieden, da V. 12 dieselbe Redewendung wiederholt wird, desgl. Brusendorff, während die Herausgeber mit ein paar Shirley-Mss. *suwe* gewählt haben. Allein aber habe ich *vices* gegen alle Autorität in den Singular gesetzt, da hier Laster als Gesamtbegriff der Tugend gegenübergestellt wird, ebenso V. 15, obwohl hier Cott. mit seinen beiden Gefährten abweicht, und trotz Brusendorffs Widerspruch.

V. 11 nehmen die Herausgeber aus der Mehrzahl der Kodizes die jüngere Form *Against* st. *Agains* auf; s. Pitee 65 und vgl. Wild, S. 261 ff.

V. 15. Über *til* st. *to* s. Anel. 219.

V. 16 hat man wieder die Wahl zwischen vier Ausdrucksweisen. Heath und nach ihm Em. greifen die zweier Shirley-Hss. Trin.<sup>2</sup> u. Harl.<sup>4</sup> *ye may* heraus, ohne zu bedenken, daß deren unzuverlässiger Kopist in seinen verschiedenen Vielfältigungen öfters (so z. B. Pitee 24, 40, 87, 117; Fort. 12; Gent. 1, 2, 4, 8, 16; Venus 8, 26, 66), so auch hier, von sich selbst abweicht. Ich bin bei meiner Basis geblieben und schreibe wie Sk. u. Brusendorff *men may* etc.

V. 20. Dasselbe Dilemma. Klar ist nur, daß dem Text der meisten Hss. zum Trotz wegen des *he* in V. 21 das Objekt im Singular stehen muß, aber nicht, ob das folgende Verb *wol* oder *can* (*doone* scheidet natürlich aus) sein sollte, zumal es in Cott. und einem Harl.-Kodex fehlt. „Gott macht den zu seinem Erben, der ihm gefallen will oder kann?“ Ich sollte meinen, der Dichter wollte sagen: „den, der sich bestrebt, dem Herrn zu gefallen“, nicht „der ihm zu gefallen vermag“, und

habe demgemäß erstere Wendung vorgezogen, ebenso H. u. Em. (Warum stellt übrigens H. die Worte *him his heur* um?)

**XIX. Lak of Stedefastnesse.** Hier tritt zu den Herausgebern noch Kaluza und abermals Emerson. — Einzelne Bemerkungen bei Brusendorff S. 275. Da ich die Lesarten, wo das von mir für das an und für sich beste gehaltene Ms., die Hatton-Hs., mit dem Shirley-Ms. übereinstimmt, für gesichert ansehe, habe ich die der übrigen beiseite gelassen; daher habe ich, ebenso H. u. Em.:

V. 5 *oon* st. *lyk* geschrieben;

V. 10 *For now-adays*, dagegen Sk. u. Kal. *Among us now*, wobei sie *For*, das syntaktisch an richtiger Stelle steht und nur im unmalsgeblichen Bannatyne-Ms. fehlt, unterdrückt haben, da sie sonst ihren Ausdruck nicht in das Versmaß hineingebracht hatten.

V. 28 *drue thi peple* (H. u. Em. *thy folk*), Sk., Kal. u. Brusendorff dagegen *wed(d)e thy folk*, was vielleicht poetischer klingt, aber kaum am Platze ist, da Ch. vorher den König mahnt, streng gegen die Übeltäter zu verfahren: *Shew forth thi swerd!* Vorher Löwengebrüll, dann Lammergeblök eines Poetasters.

Sonst ist noch zu bemerken, daß ich nicht verstehe, wie Brusendorff V. 11 die matte Lesart *conclusioun* der untergeordneten B-Gruppe gegenüber *collusioun* der übrigen empfehlen kann, zumal dasselbe Wort bereits vorher (V. 4) im Reime erschienen ist.

V. 12 habe ich *to vor his neyghbur*, allein auf Hatt. gestützt, eingefügt, glaube aber, daß der Rhythmus des Verses dadurch gebessert wird.

V. 17 hat H., ihm nach Em., ganz unberechtigt *man* durch *wight* nach einer vereinzelt Shirley-Hs. (Harl.<sup>4</sup>) ersetzt.

V. 27 stehen sich wiederum verschiedene Ausdrücke gegenüber, von denen ich *rightwisnesse* für den angemessensten halte, da er sich nicht nur in meiner Grundhs., sondern auch in zwei ferner stehenden, Trin. u. Bann., findet, während er in den übrigen durch *goodnesse*, meist durch *worpynesse* (so alle Herausgeber) verdrängt ist. Auch der Bedeutung nach würde *rightwisnesse* besser hierher gehören, da die Mahnung des Dichters an den König: „Fürchte Gott, handle gesetzmäßig, liebe Wahrheit und Rechtschaffenheit“, nicht „Würde“ lauten sollte. Freilich, vollständig gesichert ist dieser Aus-

druck nicht; doch lag auch kein rechter Grund vor, von dem von mir bevorzugten Gewährsmann hier abzugehen.

**XX. The Complaynte of Venus**, die, obwohl konventionell gefärbt, nicht ohne Verdienst ist, hat Herausgeber wenig angelockt; und so haben wir es hier nur mit Skeat und Heath zu tun, die wiederum die engere Oxford-Gruppe (hier Fairf. u. Tan.) einseitig bevorzugen. Dazu das Geleit bei Kaluza. So schreiben sie V. 22 *blesse wel* st. *wel to blesse* (*weele blisse* in Ff. u. Not. gäbe einen mangelhaften Rhythmus); V. 26 *bye* st. *abye*; V. 27 *fasten* st. *fasting*; V. 47 *ful* (auch Not.) st. *wel*; V. 63 *wol* (Hss. *wil*) st. *wolde* (*schal* Shirf.); V. 67 *in alle wyse* (was sie mit „auf alle Weise“ übersetzen) st. *of* (Seld. *on*) *alle w.* (d. h. von allen Weisen). — Erwähnung verdient, daß H. V. 37 *hs* vor *yeuyng* einfügt, wodurch der Vers geschickt vervollständigt wird. Denn Skeats Annahme eines Hiats hinter *loue* ergibt einen wenig wohlklingenden Vers. — Wegen der Formen *sotel* (V. 43) und *soteltee* bei Sk. s. Bem. zu LGW. 2546. — In der Anrede des Envoy gehen beide zu den Shirley-Mss. über, indem sie mit *Princess(e)* beginnen, während die andern *Princes* lesen. Aus dem ersteren Ausdruck würden wir folgern, daß der Dichter diese Verse einer fürstlichen Gönnerin, nach Shirley der Herzogin von York, überreicht habe, wie ich in der Einl. § 19 u. 44 ausführe. Hinzufügen möchte ich nur, daß aus dem Inhalt und dem Tone des Geleits keine persönliche Beziehung dieser Art herauszulesen ist, noch weniger eine Anspielung auf Mars oder Venus, so daß man zweifeln kann, ob jene Nachricht des im Hofklatsch bewanderten Kopisten auf Wahrheit beruht. Es ist daher ratsamer, das Geleit als eine Widmung des Gedichts an mehrere fürstliche Persönlichkeiten aufzufassen, was dem Charakter der Schlusstrophe besser entspricht. So auch Kal.

**XXI. Lenvoy de Chaucer a Scogan**, auch in Emersons Text. — Da ich wieder Fairf. zur Grundlage genommen habe, und die Verhältnisse der andern Hss. nicht durchsichtig genug sind, um daraus weitere Folgerungen zu ziehen, bin ich bei den Lesarten jenes geblieben, wenn auch möglicherweise die der andern den Vorzug verdienen können, zumal kein wesentlicher Unterschied zwischen beiden besteht. So schreibe ich V. 8 *yschape* gegenüber *it schape* der andern (so Sk. u. Em.; H. will es beiden recht machen und sagt *it y-shape*); V. 28

nor gegenüber *ne*;<sup>1)</sup> V. 35 *tholde* (so nur Sk.) gegenüber *olde*. Nur V. 16 konnte man wegen der zu wählenden Wortform im Zweifel sein, ob *rekelnesse* in Fairf., *reklesnesse* in Pep. u. Caxt. oder *rechelesnesse* in Gg. H. u. Em. haben sich für die erste, ich für die letzte entschieden, die ich mit „Unbedachtsamkeit“ übersetze, während Sk. *rakelnesse*, d. h. Voreiligkeit, daraus macht, was wohl auch einen brauchbaren Sinn ausdrückt, doch eine unnötige Änderung ist.

**XXII. Lenvoy de Chaucer a Bukton**, das auch Kal. aufgenommen hat, gibt zu keinen besonderen Bemerkungen Anlaß.

**XXIII. The Compleynte of Chaucer to his Purse**, auch bei Em. u. Kal.

V. 4. Das Add.<sup>5</sup>-Ms., dem Brusendorff (s. S. 254) den Vorzug einräumen will, beginnt den Vers mit *That*, das auf so V. 3 bezogen, Beachtung verdient. Ebd. nehmen die Herausgeber die Lesart *but* des Pep. u. Add.<sup>5</sup>-Ms. an, die metrisch eine kleine Besserung bringen mag, doch nicht genug verbürgt ist, um *but if* der andern zu verdrängen.

V. 19. *is a*, st. *eny*, das H. u. Em. aufnehmen, ist auf Fx. beschränkt und daher wertlos.

V. 25. Aus den verschiedenen Lesarten nehme ich *alle oure harmes* (vgl. Brusendorff) heraus, da m. E. der Dichter sagen will: „Der du alle unsere Leiden bessern kannst, gedenke auch meiner Bittschrift“, eine Auffassung, der nur Sk. mit *al our harm* nahekommt; die andern haben *myn* st. *our*.

---

<sup>1)</sup> Im selben Verse der Druckfehler *Whe* st. *We*.



## DAS „ARGUMENT“ ZU SHAKESPEARES „LUCRECE“.

---

Das Argument zur „Lucrece“ ist das Stiefkind unter den schriftstellerischen Zeugnissen des Dichters William Shakespeare. Mit Recht, wenn in dieser nüchternen Zusammenstellung von Tatsachen sich keine Spur von Genialität, keine Spur von persönlicher Anteilnahme offenbarte, wie z. B. in dem Stratford Testament! Oder vielleicht auch dann nicht einmal mit Recht, weil die Betrachtung eines solchen durchaus prosaischen Dokuments als Folie zur Farbigkeit der Dichtungen von der größten Bedeutung sein könnte?

Es sollte genügen, daß Sir Sidney Lee, der als einziger, meines Wissens, das Argument als Kunstwerk in Betracht gezogen hat, von ihm in der Einleitung zu seiner Faksimileausgabe der „Lucrece“ das knappe, aber in seinem Doppelsinn erschöpfende Beiwort „lucid“ gebraucht.

### Stil.

Das Argument verdient in der Tat schon deshalb eine besondere Beachtung, weil es den Prosastil des Dichters in Reinkultur zeigt. In „Reinkultur“, denn ganz eigenartige Umstände veranlaßten ihn hier, selbst das geringe Maß von persönlichem Schwung zurückzudrängen, das z. B. in der Widmung der „Lucrece“ noch zu spüren ist. Eine Reihe von historischen Tatsachen, die der Dichtung als Grundlage dienen, bringt er in gedrängter Kurze zu Papier. Die Form ist die einer Klassenarbeit im Geschichtsunterricht. Und doch, trotzdem sich der Dichter hier niemand gegenüber in Pose zu setzen hat, trotzdem er weiter nichts als eine praktische Vorarbeit für seine Dichtung, sozusagen ein Konzept in Gestalt

einer Zusammenfassung der ihm vorliegenden Quellen Livius und Bandello zu seinem eignen Gebrauch anfertigt, kann er sich nicht anders ausdrücken als ein großer Dichter, ein großer Schriftsteller.

Nüchternste Prosa! Kein „schmückendes“ Beiwerk! Scharf umrissene Perioden! Keine Nebensätze den Hauptsätzen voran- oder nachgesetzt, sondern alle Nebensätze in lateinischer Manier, möglichst als Partizipialkonstruktion (*participium conjunctum* oder *ablativus absolutus*) in den Hauptsatz einbezogen! Fast jeder Satz als „relativer Anschluß“ angefügt, was der Erzählung eine unglaubliche Geschlossenheit, Strenge und Atemlosigkeit gibt! Das Ganze ein Prosagegenstück zu den Versen des Dichters im Sonett 60:

Like as the waves make towards the pibled shore,  
So do our minutes hasten to their end,  
Each changing place with that which goes before,  
In sequent toile all forwards do contend.

### Komposition.

Der ungeheuren Spannung innerhalb der engsten stilistischen Formen entspricht eine Erzählungskunst, die alle durch die Quellen gegebenen Momente in haarscharfer Zeichnung vorübergleiten läßt. Die Umreifung des Tarquinius Superbus, der nicht nur der Vater des Missetaters, sondern letzten Endes auch der Vater des politischen Umschwungs ist, veranlaßt zwar eine etwas breitere Ausgestaltung des Auftaktes, als es die Familientragödie erfordert hätte. Hier muß sich Shakespeare erst aus dem Banne politischer Interessen lösen, in die er durch die Arbeit an den englischen Königsdramen eingetaucht ist. Die Beziehung zwischen übermütigen Thronräubern hier wie dort war eine zu unabweislich gegebene Ablenkung für die darstellende Phantasie des Dichters. Aber bereits die Situation im Zelte des Sextus Tarquinius ist mit voller Scharfe hingestellt, ohne daß dabei nicht Raum bliebe für das Aufleben der Stimmung bei dieser abendlichen Zusammenkunft. Die Stimmung des „pleasant humour“ der jungen Männer scheint sogar den Dichter so zu packen, daß er ihren improvisierten Ritt nach Rom bringt, bevor er berichtet hat, warum sie eigentlich hinreiten. Erst von dem tugendhaften Verhalten Lucretias und dann von dem Versagen der andern Gattinnen

in einem angehängten selbständigen Satz zu berichten, wäre ein zweiter erzählerischer Fehler Shakespeares, wenn er nicht durch Livius verleitet wäre. Livius sagt nämlich liber I, cap. 57: „citatis equis avolant Romam. quo cum primis se intendentibus tenebris pervenissent, pergunt inde Collatiam, ubi Lucreciam haudquaquam ut regias nurus, quas in convivio luxuque cum equalibus viderant tempus terentes, sed nocte sera deditam lanae . . . inveniunt.“ Livius berichtet ganz ungehörigerweise von Rom nichts als die Tageszeit, in der sie ankamen, nur um Lukretias Tugend durch die Untugendhaftigkeit der andern Gattinnen effektiv kontrastieren zu können. Bei Shakespeare hinkt „the other Ladies were all found dauncing and revelling, or in severall disports“ bedenklich nach, und den Ritt von Rom nach Collatia vergißt er (hat er doch sogar den Namen „Collatia“ vergessen und „Colatium“ geschrieben), so daß der unkundige Leser meinen muß, Lukretia befinde sich ebenfalls hier in Rom. Er macht hiermit denselben Fehler wie Chaucer, der allerdings so grundsätzlich alle zeitlichen und örtlichen Abstände verwischt, daß er schon aus diesem Grunde als Quelle für Shakespeare nicht in Frage käme.

Die Vorgeschichte ist also von Shakespeare kompositorisch sehr unfrei und zum Teil sogar verworren dargestellt. Nachdem sie aber abgeschlossen ist, setzt die Entwicklung des tragischen Konfliktes selber mit packender Gewalt ein. Wie vorhin das übermütige Unternehmen der jungen Männer bildhaft auftaucht, so wird jetzt die seelische Situation des Sextus Tarquinius durch das eine Wort „yet smothering his passions for the present“ blitzartig beleuchtet. Auch sein heimliches Sichwegstehlen vom Heere kennzeichnet zur Genüge die Seelenverfassung des sexuellen Freibeuters. Das Bild des unfrohen Lüstlings, wie es die Dichtung noch weiter entwickelt, ist hier bereits in den Grundzügen gegeben. Gründe für diese vorgeschrittene Entwicklung eines Motivs werden sich aus meiner Abhandlung dann ergeben.

Die Untat selbst wird in ihren drei Etappen: Vorbereitung, Geschehen, Rückzug, rasch abgetan. Dagegen entfaltet der Dichter die Maßnahmen Lukretias breiter und gestaltet die politische Folge zu einem wuchtigen Ausklang, der in schönstem Einklang mit der Einführung des Tarquinius Superbus im

Anfang steht und ihr so noch nachträglich einen weiteren Schein von Berechtigung verleiht.

### Entstehung.

Die Erzählerkunst Shakespeares im Argument erweist sich an der klaren Zusammenfassung des Stoffes im ganzen wie an der Lebendigkeit und Treffsicherheit der Einzelheiten. Um so deutlicher heben sich von dieser Meisterschaft die erwähnten Unsicherheiten ab. Sie wurden in der Tat eine Einschränkung für unsere Bewunderung bedeuten, wenn sie nicht auf die Entstehungsweise des Arguments wie der „Lucrece“ zurückzuführen wären. Shakespeare war nämlich nicht nur von seinen Quellen beeinflusst, sondern, wie ich annehmen möchte, sogar von ihren Eigenheiten und selbst von ihren Fehlern positiv angeregt.

Die Annahme, daß Shakespeare zur Dichtung der „Lucrece“ durch den Gedanken, ein Gegenstück zur Erotik von „Venus and Adonis“ zu liefern, veranlaßt sei, ist ja sehr naheliegend. Wenn aber beim Dichter eine Absicht wirklich vorlag, dann konnte sie sich ebensogut gegen die vergrößerte Erotik von Marlowes „Hero and Leander“ gewandt haben, durch den der Dichter ja ebenfalls nachgewiesenermaßen beeindruckt ist. Es ist aber angebrachter, bei einem wirklichen Dichter an unbewußtere und tiefer liegende Anregungen zu denken als an derartige Absichten. Solche tiefer liegenden Anregungen gaben ihm aber seine Vorbilder, seine Quellen.

Der Stoff im allgemeinen scheint dem Dichter schon aus dem Schulunterricht und zwar dem Geschichtsunterricht bekannt gewesen zu sein. In „Titus Andronicus“, einem wüsten Gebräu aus allen möglichen geschichtlichen Namen und Motiven, wie sie einem halbwüchsigen Gymnasiasten im Kopfe herumspuken, kommt unter andern Bezugnahmen auf die Lukretia-Geschichte folgende Stelle vor:

IV, 1, 61—64:

Titus: Give signs, sweet girl, — for here are none but friends, —  
What Roman lord it was durst do the deed:  
Or slunk not Saturnine, as Tarquin erst,  
That left the camp to sin in Lucrece' bed?

Diese Stelle ist insofern wichtig, als das Verlassen des Heeres ein Zug ist, der bei Ovid sehr wenig deutlich hervortritt.

Vielleicht veranlafte das den Lehrer, wenn der Dichter überhaupt in diesem Stadium schon die „Fasti“ des Ovid las, was nicht anzunehmen ist, da diese Geschichtsdarstellung des Ovid schulpädagogisch nicht praktisch ist, gerade diese undeutliche Seite in den „Fasti“ durch Erörterung des zweimaligen Besuches bei Lukretia darzustellen, oder aber der Schüler bekam den Stoff nur erzählt. Später einmal muß nach meiner Auffassung Shakespeare die „Fasti“ des Ovid gelesen haben, wie das auch Sir Sidney Lee nachweist, und zwar nehme ich an, nicht lange, bevor er mit der Dichtung der „Lucrece“ begann. Glaube ich doch sogar, daß er durch zwei kompositorische Eigentümlichkeiten bei Ovid zu seiner Neudichtung mitveranlaßt ist.

Eine wesentliche Ausschmückung, die Ovid der Erzählung des Livius, auf die er wie die meisten als die erste bekannte Quelle zurückgreifen muß, zuteil werden läßt, ist die, daß Lukretia, während ihr Gatte und seine Kameraden sie beim Spinnen antreffen, den Mägden von den Gefahren ihres Gatten im Felde erzählt und sich dabei in einen Zustand hineinredet, aus dem sie die Stimme des anwesenden Gatten auf dramatische Weise befreit. Diese Szene ist von Ovid erfunden, um Lukretia in einer recht schönen Pose zu schildern, wenn sie aufatmend in den Armen ihres Gatten liegt. Eine effektvolle und dramatische, aber eben auch eine theatralische und für die Begebenheit selbst ziemlich überflüssige Szene! Das mag Shakespeare gefühlt haben, und in seiner kompositorisch alles wandelnden und richtigstellenden Phantasie rückte sich dies Bild eines Sprechens von Collatin an eine Stelle, wo es für die Handlung viel wichtiger ist, nämlich an die Stelle, wo Sextus Tarquinius am Abend seiner Untat Lukretia von den Heldentaten ihres Gatten berichtet.

Es ist klar, daß an dieser Stelle das Sprechen von Collatin eine ganz andere dramatische Bedeutung gewinnt. Psychologisch von größter Wahrheit, daß der Einbrecher in die Ehe Gesprächsstoff von dem abwesenden Gatten holen muß, ist dieser Zug gleichzeitig mit ungesuchter tragischer Ironie erfüllt, und das Bildmäßige der beiden einander Gegenübersitzenden bei Shakespeare steht gewiß nicht hinter der sentimental Pose zurück, in die Gattin und Gatte bei Ovid fallen.

Eine weitere Ausschmückung bei Ovid ist die Schilderung der Liebesgedanken des Sextus Tarquinius. Gewiß kann sich auch hier der Dichter der „Ars amandi“ nicht verleugnen, aber gerade an diesem Punkte von Ovids Dichtung ist alles so gestaltet, daß es unaufhaltsam auf den tragischen Konflikt zusteuert. Shakespeare jedoch überbietet Ovid, indem er die Erwägungen des Tarquinius in die Spanne zwischen der abendlichen Bewirtung und die Tat drängt. Darin verrät sich die Technik dramatischen Exponierens; einen künstlerischen Vorzug gegenüber Ovid kann man an dieser Stelle dagegen Shakespeare um so weniger zuschreiben, da Ovids knappe Fassung, auch wenn man noch so viel Sympathie für Shakespeares grandiose Dialektik hat, auf alle Fälle passender ist.

Diese beiden Weiterentwicklungen von Zugen, die Ovid nicht bei Livius fand, weisen darauf hin, daß Shakespeare vor allem in künstlerischer Hinsicht durch Ovid angeregt ist. Eine etwas weiter zurückliegende Ovid-Lektüre kann daher, meine ich, Shakespeare die Anregung zur Dichtung der „Lucrece“ überhaupt gegeben haben.

Gestaltet Ovid in seinen Versen die Prosaerzählung des Livius überall poetisch aus, so ist die Paraphrase des Bandello in seiner Novella (XXI im parte secondo) im allgemeinen nur eine Verbreiterung desjenigen, was im Livius weit plastischer gegeben ist. In einem Punkte aber ist Bandello, der Geistliche, in ganz auffallendem Maße über den Rahmen der Erzählung hinausgegangen. Bevor Lukretia den Selbstmord begeht, diskutiert sie mit ihrem Gatten die Angemessenheit dieses Selbstmordes. Die ganz unmögliche Einflechtung, die außerdem den gleichen Umfang hat wie die ganze übrige Erzählung, ist sozusagen eine Auseinandersetzung Bandellos mit der Stellungnahme des Augustinus in „De civitate Dei“ (liber I, caput XIX) zu dem Verhalten der Lukretia.

Diese literarhistorischen Zusammenhänge muß man eingehend studieren, um zu verstehen, wie Shakespeare, der von diesen Zusammenhängen sicher nichts wußte, dazu kam, aus seinem eigenen moralischen Bewußtsein die große Reflexion der Lukretia 764—1078 aufzutürmen. Auf der Bühne kam seine Redekunst in lebendigen Fluß, so daß wir die rhetorischen Grundlagen vergessen. Bei der Abfassung einer langatmigen Versdichtung dagegen drängte sich ihm das, gewiß

oft über Gebühr, hervor, was an grandiosen Gedankenoperationen und Wortbildungen in seinem Hirn schwelte und brodelte. Eine gewaltige Scholastikerseele ist es, was sich anfangs mit Shakespeare in eine Zeit stellt, die für solche schwere Fracht keinen Raum mehr hatte. Einem Kritiker aber ist es nicht gemäß, solche Eigenheiten als Ballast zu empfinden. Wer vor Shakespeares Dialektik in der „Lucrece“ einen Horror hat, kann ihn vertreiben, wenn er es einmal unternimmt, sich durch die erwähnten Paradereden bei Bandello hindurchzuwinden. Denn läßt man alle sprachlichen und menschlichen Kriterien bei einem solchen Vergleich außer acht, so bleibt wiederum auf Shakespeares Seite das Verdienst, die Reflexionen an die richtige Stelle gesetzt zu haben. Ist es doch widerwärtig, eine Frau ihrem Manne gegenüber den beabsichtigten Selbstmord verteidigen zu lassen, während die Reflexionen der Lukretia bei Shakespeare durchaus in der Situation begründet sind. Das ist ein Gesichtspunkt, unter dem das dichterische Unternehmen durchaus gerechtfertigt ist, wenn auch der ästhetische Erfolg für den nicht vorhanden sein mag, der an Gedankenwortkunst keine Freude hat.

\*            \*            \*

Breiter, als es eigentlich die Behandlung des „Arguments“ gestattet, habe ich entwickelt, daß Shakespeare wesentliche Anregungen für seine „Lucrece“ durch kompositorische Fehler zweier seiner Vorbilder, des Ovid und des Bandello, empfangen haben mag. Aber es kann nur so verständlich werden, wie ich die Entstehung der Dichtung und damit im Zusammenhang die Entstehung des „Arguments“ auffasse. Weitergehende Untersuchungen, die im einzelnen darzustellen hier nicht der Ort ist, haben mich darauf geführt, daß Shakespeare die „Lucrece“, vielleicht verleitet durch die erwähnte Undeutlichkeit bei Ovid, da begonnen haben mag, wo Tarquinius seine beabsichtigte Tat, auf dem gastlichen Bette liegend, in Gedanken erwägt, ohne die lange Vorgeschichte in Betracht zu ziehen. Im Weiterdichten mag dann Shakespeare seine mangelnde Kenntnis des Stoffes bewußt geworden sein. Er muß nun aber nicht mehr den Ovid, sondern nur den Bandello und den Livius zur Verfügung gehabt haben, denn in dem Argument, das ich als einen Versuch ansehe, nach der Lektüre dieser beiden Quellen

den ganzen Stoff in eine übersichtliche Form zu fassen, stützt er sich im Wortlaut eigentlich nur auf diese beiden Quellen. Eine ganz dünne Reminiszenz an die Ovidlektüre könnte man höchstens in einer (bei Shakespeare durchaus möglichen) Umbildung des „Dicta placent“ bei Ovid in das „pleasant humor“ im Argument erblicken: Klangähnlichkeit bei starker Sinnumwandlung spricht für eine weiter zurückgreifende Reminiszenz. Dagegen ist die Nachwirkung von Bandello und Livius so stark, daß das Argument als ein Zusammenfluß unmittelbar vorhergegangener Lektüre dieser beiden Quellen erscheint. Dies möge im einzelnen belegt werden.

### Vergleichung mit den Quellen.

Die einleitenden Angaben über Lucius Tarquinius Superbus finden sich in Bandello. Es ist möglich, daß dies gerade Shakespeare dazu veranlafte, auch noch Livius zu Rate zu ziehen.

Livius gab keinen Anlaß, das bei Shakespeare nur noch einmal vorkommende, von Lafeu gesprochene Wort „*excessive*“ zu verwenden, da es kein lateinisches ist. Bei Bandello kommt anderwärts „*eccessivo*“ vor. Letzten Endes kommt aber auch Shakespeares Quelle für die englischen Königsdramen, Hall, als Anregung in Frage.

„*contrarie to the Romaine lawes and customes*“ setzt sich wohl aus „*neque iussu populi*“ und „*Lucio Tarquinio . . . che per i suoi cattivi costumi fu da' romani cognominato superbo*“ zusammen; das Wort „*Romaine*“ hat aus Bandello das danebenstehende Wort „*costumi*“ an Shakespeares „*lawes*“ herangezogen, trotzdem „*customes*“ so in einen ganz andern Sinnzusammenhang kommt.

„*not requiring or staying*“ weist in der Konstruktion wie im Sinn auf Livius.

„*suffrages*“ dürfte dagegen aus „*Titus Andronicus*“ stammen.

„*accompanied with*“ findet sich in „*Titus Andronicus*“, „*Richard III.*“, „*Heinrich VIII.*“ und „*Coriolanus*“, ist also dem Dichter geläufig. Zu „*went accompanied*“ wird er aber angeregt durch eine spätere Stelle bei Bandello: „*Arriverano il padre ed il marito . . . con i compagni . . .*“, ein Anzeichen dafür, daß das Argument nach vollständiger Lesung des Bandello geschrieben wurde.



„*with his sonnes and other Noble men*“ ist eine Kontraktion von „tra gli altri figliuoli suoi“ und „tra gli altri signori e gentiluomini“.

Diese beiden Ausdrücke folgen kurz nacheinander, man sieht also, daß Bandello schrieb, wie er sprach, nicht als stilisierender Schriftsteller. Den stilistischen Fehler macht dann Shakespeares Gedächtnis wieder gut, denn wenn er in den Text gesehen hätte, wäre er schwerlich zu einer Verschweifung der beiden Ausdrücke gekommen.

„*to besiege Ardea, during which siege*“. Hier wiederholt also Shakespeare den stilistischen Fehler des Bandello. — Für „*to besiege Ardea*“ findet sich in beiden Quellen kein direktes Vorbild, die ganze Phrase ist aus „Durando questo assedio“ herausgezogen.

„*the principall men of the Army*“ ist ein gutes Beispiel für flachere Anwendung eines in der Quelle sachlich notwendigen Ausdrucks. Denn Livius sagt aus guter Kenntnis des (Livius) zeitgenössischen Kriegswesens heraus: „in his stativis (Standlager), ut fit longo magis quam acri bello, satis liberi commeatus (Urlaube) erant, primoribus tamen magis quam militibus“. Die „convivia et comisationes“ laßt Livius richtig zwischen den „regii iuvenes“ stattfinden. Vielleicht hielt Shakespeare wie ein mittlerer Lateinschüler die „commeatus“ für „meetings“, denn dies abstrakte Wort steht in gar keinem Verhältnis zu den drastischen Wörtern „convivia, comisationes, potare, cenare“ bei Livius — das „desinare“ bei Bandello kommt überhaupt nicht in Betracht.

„*one evening at the Tent of Sextus Tarquinius*“ erinnert zunächst an „Julius Caesar“ III 2, 176. Es ist eine neue Farbmischung, denn weder Livius noch Bandello, weder Ovid noch Chaucer halten es für nötig, schon an diesem Punkt der Erzählung auf die Tageszeit Bezug zu nehmen. Auch wird nirgends geradezu von einem „Zelt“ gesprochen. Es gibt allerdings eine Assoziationsmöglichkeit, nämlich die Erinnerung an das bei Bandello viel später vorkommende, sehr anschauliche „Giunsero a Roma ne l'imbrunir de la notte“, das dann auch gut von den „meetings“ zum „one evening“ überleiten würde.

„*Tent of Sextus Tarquinius the Kings sonne*“ — „forte potentibus his (regii iuvenes) apud Sex. Tarquinium, ubi et Collatinus cenabat Tarquinius Egerii filius“.

„*in theyr discourses after supper*“ Wohl geben die Quellen Anhalte für die „discourses“, so Bandello „*di varie cose ragionando*“. Aber nichts ist in ihnen von einem Abendessen gesagt und am allerwenigsten davon, daß sich das Gespräch nach dem Essen entwickle. — Der Ausdruck dürfte nicht der freien Phantasie des Dichters, sondern einer bestimmten Situation in seinem Leben entsprungen sein. Denn in H<sub>6</sub>A II 4 haben wir folgende Situation: Verschiedene Lords diskutieren die juristischen Probleme der Thronfolge. Im Saal des „Temple“ konnten sie sich nicht frei genug darüber aussprechen, im „Temple-Garden“ können sie das besser. Diese Situation ist so merkwürdig deutlich, die Lokalität scheint so wenig durch eine Quelle bedingt, daß man an ein entsprechendes Erlebnis des Dichters denken möchte. Verstärkt wird dieser Eindruck dadurch, daß in einer parallelen Situation im Drama, in H<sub>6</sub>B II 2, wiederum Lords auftreten, die wiederum in einem Garten einen Spaziergang machen, um dieselbe juristische Frage zu diskutieren. Diesmal tun sie das nach einem „simple supper“. — Wenn ich ganz kuhn und präzise sein durfte, ist der Dichter scheinbar einmal dabei gewesen, als man nach einem einfachen Abendessen sich in den Garten begab, um diese Frage zu diskutieren. In der Dichtung verlegt er die Diskussion mit dem juristischen Gegenstand das erstemal in den „Temple Garden“, das drittemal, im Argument, wird die Situation in H<sub>6</sub>B in der sprachlichen Formulierung „discourses after supper“ in Anwendung gebracht.

„*every one commended the vertues of his owne wife*“

„*incidit de uxoribus mentio; suam quisque laudare*“

„*cominciò ciascuno di loro la sua moglie a laudare . . . volendo ciascuno che la sua fosse la più bella, la più gentile, la più costumata e quella che*“ etc. Durch das übereinstimmende „*incidit*“ und „*cominciò*“ wäre ein „*commenced*“ geboten gewesen. Es geht unter in „*commended*“. Die langatmige Aufzählung der Tugenden bei Bandello faßt Shakespeare einfach in „*the vertues*“ zusammen.

„*among whom Collatinus extolled*“ ist auch Zusammenfassung.

„*the incomparable chastity*“. Später in den Liebesgedanken des Tarquinius, und zwar bei Livius „*castitas*“, bei Bandello „*incredibile bellezza*“ und „*indicibil beltà*“.

„*in that pleasant humor*“ entweder das erwähnte „dicta placent“ bei Ovid oder doch wohl besser „ab iuvenali *ludo* in castra redeunt“ bei Livius.

„*they all posted to Rome*“. Bei Livius stimmen „omnes“ dem Vorschlag Collatins zu, dann „citatis equis avolant Romam“. Dies „avolant“ bedingt das „posted“ weit mehr als Bandellos „a la gagliarda cavalcarono“.

„posted to Rome, and *intending*“

„avolant Romam. quo cum primis se *intendentibus* tenebris pervenissent . . .“ — Ein krasses Beispiel von Klangverbindung bei völligem Fehlen einer Sinnverbindung.

„*by their secret and sodaine arrival*“ — „pervenissent“ und „Elle . . . di questa nostra controversia alcuna cosa *non sanno*. Noi l' *accoglieremo a l' improvviso*“

„*to make triall of that which every one had before avouched*“

„a l' improvviso andiamo a . . . far gli occhi nostri giudici di quello che disputiamo“. Durch das „sodaine arrival“ ist „accoglieremo a l' improvviso“ wiedergegeben. Kurz vorher kommt aber in der Rede des Collatino ebenfalls „a l' improvviso“ vor. Dadurch wird das „far giudici da quello che disputiamo“ mitgerissen, was bei Shakespeare in der Verbreiterung „*which every one had before avouched*“ eine für seine Erzählung recht unzuträgliche Nachholung herbeiführt.

„*onely Colatinus finds his wife*“. Die Quellen haben Plural, Livius „inveniunt“, Bandello selbst da „*ritrovammo*“, wo Collatino in der Erinnerung an das Geschehnis spricht.

„*(though it were late in the night)*“. — „*nocte sera*“. Bandello bringt recht wirkungsvoll diese Zeitangabe schon da an, wo die jungen Leute erst von Rome nach Collazia abreiten: „Vedute queste, essendo già notte sicura e a cavallo rimontati“. Shakespeare hält also die Stelle des Livius fest, bringt aber Wortlaut und Konstruktion des Bandello: wiederum bezeichnend für seine mischende Gedächtnistätigkeit.

„*spinning amongst her maides*“. Hier ist Shakespeare kürzer als selbst Livius: „*deditam lanae inter lucubrantis ancillas*“. Ist die Knappheit durch Ovid angeregt, der sehr schön und einfach „nebat“ sagt?

„*the other Ladies*“ heisst es bei Shakespeare im Gegensatz zu Lucrece, bei Bandello aber „*le proprie moglie . . . videro insieme con altre donne loro equali*“ als Übersetzung

von Livius' „cum aequalibus“: Wortgleichheit in anderem Sinnzusammenhang!

„were all found“. Livius und Bandello haben an dieser Stelle „viderant“ und „videro“, Bandello erst in der großen Rede des Collatino das schon erwähnte „ritrovammo“.

„dauncing and revelling or in severall disports.“

„in convivio luxuque . . . tempus terentes“

„in giuochi, in feste, in mangiare e bere scherzevolmente il tempo e in lascivia consumare“ und zweitens: „non in suoni, non in balli, non in mangiar or bere, non in altri lascivi giuochi o giovenili trastulli ritrovammo“. Die Auswahl, die Shakespeare unter den „severall disports“ trifft, ist sittengeschichtlich bezeichnend. Bemerkenswert scheint mir ferner, wie über alle Beeinflussung durch die Quellen hinaus der Dichter Shakespeare einen stilistischen Ausdruck für den Gegensatz zwischen Schlichtheit und Zerstreutheit findet: hier „spinning amongst her maides“, dort „dauncing and revelling or in severall disports“.

„whereupon the Noble men yeelded Collatinus the victory, and his wife the Fame“

„muliebris certaminis laus penes Lucretiam fuit“ (ein Satz dazwischen, dann:) „victor maritus . . .“

„perchè . . . i tre fratelli . . . da Collatino vinti se confesserono e la lode . . . unicamente a Lucrezia diedero“.

Bei Ovid fällt dies Motiv ganz unter den Tisch.

„At that time“ — „ibi“ — „Quivi“ — Ovid: „interea“.

„being enflamed“. Hier Ovid „furiator ignes concipit“. Bei Livius erst später „amore ardens“. Bandello ähnlich wie Livius.

„with Lucrece beauty“

„cum forma tum spectata castitas incidat“

„Sesto Tarquinio la somma ed indicibil beltà di Lucrecia riguardando“.

„yet“ — „ma“.

„smoothing his passions for the present“. Bei Livius ist von keinem Unterdrücken der Leidenschaft die Rede, beim sentimental Ovid kann er sie nicht unterdrücken:

„Ut solet a magno fluctus languescere flatu,

Sed tamen a vento qui fuit, unda tumet:

Sic quamvis aberat placitae praesentia formae,

Quem dederat praesens forma, manebat amor“.

Der gewiegte Liebesabenteuer-Erzähler Bandello läßt Tarquinio alles erwägen, „*per adempir il suo dishonesto appetito*“, bis er schliesslich dazu kommt, „*a saziar il suo sfrenato appetito*“. Erst kurz vor der Tat ist von einem „*aspettar che ciascuno fosse a dormir*“ die Rede, im übrigen folgt Bandellos Tarquinio seinem Triebe besinnungslos.

Weniger die Wortverbindung (ohne Sinnverbindung) zwischen „*for the present*“ und der durch die Verdoppelung sich allerdings dem Gedächtnis gut einprägenden Folge von „*praesentia*“ und „*praesens*“ bei Ovid als das Aufgreifen des Nicht-unterdrücken-könnens und die geniale Umwandlung in absichtliche Unterdrückung bei Shakespeare beweisen, daß hier Ovid nachgewirkt hat. — Im übrigen kann man auch hier Studien über den Unterschied zwischen romanischer und germanischer Auffassung machen.

„*departed . . . backe*“ — „*redeunt*“ — „*se ne tornarono*“.

„*with the rest*“ — „*tutti*“.

„*to the Campe*“ — „*in castra*“ — „*a l' oste di Ardea*“, später „*si parti dal campo*“.

„*from whence he*“. Shakespeare schließt also Rückkehr und abermaligen Wegrift stilistisch dicht aneinander.

„*shortly after*“ — „*paucis interiectis diebus*“ — „*Passati adunque alcuni pochi giorni*“. Shakespeare noch knapper als Livius!

„*privily*“ — „*inscio Collatino senza far molto ai fratelli nè ad altri*“. Man sieht, wie Shakespeares erzählerische Überlegenheit immer mehr durchbricht.

„*withdrew himselfe*“. Livius sieht nur das Ziel „*Collatia*“, Bandello sagt trocken: „*si parti*“, Shakespeare zeichnet das Bild des Bösewichts weiter, das er mit dem „*smothering*“ begonnen hat.

„*and was (according to his estate) royally entertayned*“. Livius, Ovid und Bandello haben das Motiv der Verwandtschaft. Dies zu unterdrücken, ist von Shakespeare sehr weise. Der Konflikt ist viel schärfer, wenn Tarquinius und Collatinus miteinander befreundet sind. Übrigens dürfte Shakespeare diese verwandtschaftlichen, wie so manche anderen Beziehungen, als er mit der Dichtung begann, einfach vergessen haben, wobei es dann doch bei unbewulster künstlerischer Weisheit bliebe. Dagegen unterstreicht er den Königssohn, ebenso wie

Bandello: „facendogli tutto l'onor . . . che a figliuolo di re era conveniente.“ Da weder Livius noch Ovid diesen Zug haben und das Aristokratische von Shakespeare durch die Klammer außerordentlich unterstrichen wird, so hat diese Stelle wohl einige Bedeutung in der Kontroverse, ob bei Shakespeare demokratische Gesinnungen möglich sind.

“*entertayned and lodged*”

„post cenam in hospitale cubiculum deductus“

„Lucrezia alquanto dopo cena quello a la camera accompagnò“.

Jetzt hinkt endlich die Ortsangabe für den Wohnsitz der Lucrezia bei Shakespeare nach: “*by Lucrece at Collatrum*” (für „Collatia“), sicher, weil der Name ihm jetzt erst ungefähr einfällt, und zwar in Gedächtnisanlehnung an die vorhergehende Stelle bei Bandello: „si parti dal campo e dritto se n' andò a Collazia a dismontar in casa di Collatino, ove Lucrezia sua moglie dimorava.“

Der nächste Satz, der entscheidende der ganzen Erzählung: “The same night he tretcherouslie stealeth into her Chamber, violently ravisht her, and early in the morning speedeth away” ist fast durchweg Shakespeares eigene Prägung.

\*            \*            \*

Wie in ein Sammelbecken ist das sprachliche und inhaltliche Ergebnis der Lektüre zweier Quellen für „Lucrece“ in das Argument zusammengefloßen. Nur wenige Bestandteile aus anderen Quellen sind mitgerissen. Dafs sich das so Gesammelte als ein kleines Kunstwerk, trotz der sehr verständlichen Mängel darstellt, das ist schon besprochen worden. Es ist eine Quelle des Genusses, deren Wert, trotz des Wortes von Sidney Lee, noch nicht genügend gewürdigt ist. Übrig bleibt noch, zu verfolgen, wie aus diesem Sammelbecken nunmehr der inhaltliche Stoff und der Sprachschatz in die Dichtung selbst abströmt.

### Nachwirkung des Argument-Wortschatzes in der Dichtung.

Auf die Behandlung der inhaltlichen Beziehungen zwischen „Lucrece“ und ihrem Argument möchte ich in diesem Zusammenhang nicht zu nahe eingehen. Die literarischen Zusammen-

hänge der „Lucrece“ sind trotz eingehender Untersuchungen wie der von Wilhelm Ewig<sup>1)</sup> und Sidney Lee noch lange nicht in dem Grade geklärt, daß nicht bei einem solchen Versuch schliesslich aus einer Spezialarbeit über das Argument eine umfassende Arbeit über die literarischen Grundlagen der „Lucrece“ werden mußte. Ich will mich daher auf die leicht überschaubaren Ergebnisse der Wortstatistik stützen, um dabei allerdings dann doch das in diesem Zusammenhang Notwendigste über den literarischen Ursprung einiger Eigentümlichkeiten der „Lucrece“ zu sagen.

Bei der ausgeprägten Neigung des Dichters, nicht nur andere Dichter, sondern auch sich selbst sprachlich zu kopieren, sollte man erwarten, daß der im Argument gesammelte Sprachschatz womöglich ganz in die Dichtung eingeflossen wäre. Das ist aber nur in einem so beschränkten Mafse der Fall, daß ich geneigt bin, daraus den Schlufs zu ziehen, daß der Dichter, nachdem er durch Niederschrift des geschichtlichen Vorgangs, soweit er ihn aus Bandello und Livius ermittelt hatte, sich denselben vergegenwärtigt hatte, nun nicht sofort an die Weiterdichtung der „Lucrece“ herangegangen ist. Man könnte sich vorstellen, daß er aus einer Bibliothek sich nacheinander den Bandello und dann den Livius ausgeliehen hat, um sich über die genaueren Grundlagen seiner Dichtung, mit der er bereits, vielleicht angeregt durch Ovid, begonnen hatte, zu vergewissern. Nachdem er aus Livius und Bandello die genügenden Aufschlüsse bekommen hatte, mag er, um das falsche Bild, das ihm Ovid vermittelt hatte, zu überdecken und das richtige für seine Dichtung sozusagen als Stütze jederzeit parat zu haben, den Stoff in Form eines Aufsatzes, vielleicht auf einen großen Bogen Papier, niedergeschrieben haben. Dies wäre dann das „Argument“, das beim Druck der „Lucrece“ überflüssigerweise und sehr unschön zwischen Widmung und Dichtung, nachdem das übrige bereits gesetzt war, hineingefercht worden ist: ein Zeichen, welchen Wert man schon an diesem Zeitpunkt jeder Zeile des Dichters beimafte. Er braucht aber nun nicht sofort an die Weiterausgestaltung der Dichtung auf Grund des neuen Bildes gegangen sein. Je genauer man das Schaffen des Dichters gerade in dieser Periode

---

<sup>1)</sup> Anglia XXII (1899).

untersucht, desto deutlicher wird es, daß er mit mehreren Arbeiten nebeneinander beschäftigt war.

Annähernd 50 Worte des Arguments finden in der Dichtung keine Verwendung. Bei den Eigennamen „Superbus, Servius Tullius, Publius Valerius“ wie dem Vornamen „Junius“ des Brutus und „Sextus“ des Tarquinius ist dies nicht weiter verwunderlich. „excessive, surnamed, father-in-law, noblemen, principal, spin, dance, disport, kingdom, family, consuls“ sind Worte in aktuellen Zusammenhängen, die in der Dichtung nicht vorkommen. Eine Ausnahme bildet „stabd“, das durch die künstlerische Antithese (1723, 4):

Even here she sheathed in her harmless breast  
A harmful knife, that thence her soul unsheathed

ersetzt wird. Die relativen Anschlüsse „whereupon, where-with, from whence“ kommen in der Dichtung natürlich auch nicht vor, ebenfalls „during, according, after“ (Konjunktion) nicht. „demanded“ ist ein Wort, das durch Bandellos „demandò“ bedingt ist.

Es bleibt immerhin eine Reihe von Worten, die bei größerer Nähe der Abfassungszeit kaum in solcher Anzahl unverwendet geblieben wären: „evening, discourse, pleasant, treacherously, royally, privily, deal, accompany, require, avouch, withdraw, dispatch, stay for, custom, amongst“.

Einige Worte des Arguments klingen allerdings in ähnlichen der Dichtung nach. „inflame“ in „flame“ (6), „extol“ in „exceed“ (81, 229), „excel“ (191), „acclamation“ in „plausibly“ (1855). „doer“ ist nur ein Ersatzwort für das vorhergehende „actor“, ist da aber in viel stärkerem Zusammenhang mit den Stellen in den vorhergehenden Dramen.

### Nachwirkungsschichten des Argument-Wortschatzes.

Die Nachwirkungen sind vielfach derart, daß sich die betreffenden Worte nur ein- oder zweimal in der Dichtung wiederholen. Dadurch wird eine bequeme Kontrolle möglich, auf welche Partien sich die Nachwirkung besonders erstreckt, d. h. vor welchen Partien der Dichter das Argument zu Rate gezogen haben dürfte.



Die erste Schicht reicht von Vers 1—125.

1 besiege	76 army	121 intending
2 flame	88 secret	122 after supper
15 tent	92 estate	125 every one
50 arrive	110 victory	

Bei dieser Reihe sind folgende Beobachtungen zu machen:

1. Der Anstofs zu einer neuen Gedankenbildung durch eine Reminiszenz wird vielfach im Strophenanfang gegeben (1, 15, 50, 92)
2. In der Mitte der Reihe wird die Beziehung loser: armies, secret, estate, victory.
3. In Strophe 120—126 setzen wieder ganz entschiedene Beziehungen ein, so daß man geradezu an einen Blick des Dichters auf seinen „Zettel“ denken könnte.

Bezeichnenderweise bricht mit Vers 125 die Beziehung auf lange Zeit ab. Nur vereinzelte Stellen weisen vielleicht noch auf eine Nachwirkung hin.

283 Away he steals

(eine Verbindung von „stealeth into her Chamber“  
und „speedeth away“,  
durch den Gleichklang herbeigeführt).

326 The doors, the wind, the glove that did delay him,  
He takes for accidental things of *trial*

467 withal	743 depart	926 post
587 moved	781 arrive	1086 reveal
608 actor	808 chastity	1150 whole
640 exiled	893 bitter	1301 people
692 chastity	894 violent	
729 he stealeth	924 general	

Nachdem sich nach einigermaßen Dichte zwischen 608 und 926 die Nachwirkung noch mehr abgeschwächt hat, scheint sich der Dichter, bevor er das geniale Ritardando der Gemäldetrachtung einfügte, mit dem Argument abermals befaßt zu haben. Vielleicht wollte er bereits die Dichtung dem Schluß zuführen, als er auf den Einfall kam, diese Episode einzuschieben.

1373 lamentable	1484 general	1690 plight
1397 manner	1530 lodged	1744 mourning
1400 government	1558 contraries	1801 early
1410 several	1595 acquaintance	1814 habit
1428 whole	1601 attired	1825 humour
1454 changed	1635 found	1844 rest
1460 bitter	1667 violent	1854 consent
cruel	1683 sudden	

Es ist wohl zu ersehen, daß die Nachwirkungen in dieser letzten Reihe von 1373 bis zum Schluß ziemlich durchlaufend sind. Zu beachten ist, mit welchem Nachdruck die Worte sich bisweilen in einen ganz andern Sinnzusammenhang hineindrängen, z. B. „manners, government, lodged, contraries, acquaintance, attired in discontent, plight, early, habit, childish humour (iuvenali ludo?), the rest“. Jedenfalls sind diese Nachwirkungen nicht nur durch aktuelle Zusammenhänge bedingt, die außerdem von 1373—1558 ja noch gar nicht vorhanden sind.

Eine entsprechende Frage ist auch in bezug auf die erste Reihe (1—125) zu stellen. Wo liegt der Grund dafür, daß diese Reihe mit solcher Betonung abbricht, ebenso wie die Reihe am Schluß ganz klar mit 1373 einsetzt? — Die Antwort habe ich bereits angedeutet. Die aus den Quellen gezogenen, im Argument festgehaltenen Erkenntnisse über die (Ovid gegenüber) richtigen Zusammenhänge der Lukretia-geschichte befähigten den Dichter, sein „pamphlet without beginning“ mit dem Anfang zu versehen, den wir jetzt haben. Darüber hinaus mußte er verschiedene Partien einflechten, um der gegenüber dem abgekürzten Verfahren bei Ovid ganz neuen Situation gerecht zu werden. Solche Interpolationen, die sich schon durch die ständigen Wiederholungen gewisser Worte, Bilder und Gedanken dem ästhetischen Instinkt des aufmerksamen Lesers peinlich bemerkbar machen, kommen eine ganze Reihe vor. Doch ist hier nicht der Ort, sie nachzuweisen.

#### Colatinus — Colatine, Lucretia — Lucrece.

Das Argument selbst gibt Anlaß, auf eine Erscheinung hinzuweisen, die eine gute Stütze beim Aufsuchen von Interpolationen bietet.

Abgesehen von der Art, wie Shakespeare mit dem Namen des Collatin und der Stadt Collatia umspringt, indem er Colatine und Colatium schreibt (nach den ersten Druckabzügen scheint er freilich den Fehler in der Dichtung an der zweiten Stelle, Vers 50, bemerkt, ihn aber Vers 4 und im Argument stehen gelassen zu haben), geht er auch im Argument von der lateinischen Schreibung der Namen Colatinus und Lucretia zu der englischen „Colatine“ und „Lucrece“ über. Dieser ganz harmlose Wechsel — warum soll ein Dichter nicht zu einer mundgerechteren Schreibung eines Namens übergehen, vor allem ein so überlegener Sprachmeister wie Shakespeare? — spiegelt sich in der Dichtung auf höchst befremdliche Weise. Das Befremdende wird aus folgender Zusammenstellung ohne weiteres ersichtlich:

Lucretia	317,	510,
Lucrece	7, 36, 123, 182, 301,	381, 384, 512, 1084,
	1217, 1261, 1268 usw.	

Nach sechs Stellen Lucrece folgt also 317 Lucretia, dann wieder zwei Stellen Lucrece. Auf das zweite und letzte Lucretia folgt unmittelbar 512 Lucrece und von da an achtzehnmal nur noch Lucrece. Überblickt man also unbefangenen die Dichtung, wie wir sie haben, von Vers 1 bis 1855, so könnte man denken, daß hier nicht, wie im Argument, die lateinische Schreibung durch die englische überwunden wird, sondern dem Dichter einfach zufällig oder aus einem nicht ohne weiteres zu ermittelnden Grunde, etwa einem phonetischen, der Ruckfall in die unbequemere lateinische Schreibung untergelaufen sein. Merkwürdig ist aber, daß das Entsprechende bei Colatinus — Colatine stattfindet, indem auch da die lateinische Schreibung erst später einsetzt:

Colatinus	132, 156, 218,
Colatine	7, 10, 33, 82, 108, 289, 381.

Hier hat sogar die Colatinusgruppe ein sehr geschlossenes Gepräge, so daß hier ein Zufall nicht mehr leicht anzunehmen ist.

In der weiteren Fortführung dieser Reihe tritt allerdings eine Erscheinung ein, die den Blick für den wahren Sachverhalt trüben könnte. Colatinus bricht noch zweimal (829 und 817) in die sonst ununterbrochene Kette von achtzehnmal

Colatine (289—1821) ein. Es handelt sich aber hier um die beiden einzigen Genetive in dieser Kette. Meiner Meinung nach hat der Dichter, nachdem er eben (822) im Versfuß 1 und 2 den Genetiv „Colatine's“ verwendet hat, gefühlt, daß er zum mindesten im dritten und vierten Fuß zu einem häßlichen Rhythmus führt, wie man das an 108 beobachten kann, und hat deshalb ganz folgerichtig auch 1817 wieder „Colatinus“ geschrieben. Jedenfalls nimmt das spätere Auftreten der lateinischen Schreibung Colatinus nicht die Möglichkeit, darauf hinzuweisen, daß die lateinischen Schreibungen der beiden Namen Colatine und Lucrece erst in der Spanne 218 bis 510 eintreten.

Hiermit wäre, glaube ich, eine ungezwungene Erklärung für eine nicht unkomplizierte Erscheinung gegeben. Der Dichter, der ursprünglich nur von dem lateinischen Lautbild aus seiner früheren Beschäftigung mit dem Stoff beeindruckt war, konnte nach der Vergleichung des Livius und des Bandello beim Niederschreiben des Arguments dieselbe Freiheit gewinnen wie der Italiener, nämlich die lateinischen Namen in der Lautgebung seiner Muttersprache zu schreiben. Mir scheint sogar ersichtlich, daß dieser befreiende Umschwung in Shakespeare durch den Genetiv „enflamed with Lucrece' beauty“ herbeigeführt wurde. Noch vorher hatte Shakespeare ganz breit „LUCRETIA“ geschrieben. Sollte er, im lateinischen Stil bleibend, in dessen Banne er sich offenbar im Argument sehr stark befindet, jetzt „Lucretiae“ schreiben? Oder „Lucretia's“, wie er es noch 317 getan hatte? — Eine merkwürdige Parallele übrigens, wenn ebenfalls Schönheitsgründe Shakespeare veranlaßt haben sollten, 829 auf den lateinischen Genetiv zurückzugreifen, 106 aber, wie anzunehmen wäre,

And decks with praises Collatinus' name  
durch das jetzt zu lesende

And decks with praises Collatine's high name  
zu ersetzen.

\*            †

Durch das hier teilweise in recht aphoristischer Form Entwickelte soll mehr einiges Anregende als etwas Abschließendes über das Argument gesagt sein. Immerhin glaube

ich, daß meine Ausführungen nicht nur die durch Sidney Lee begründete Kenntnis über die Quellenverhältnisse um einiges vertieft, sondern auch gezeigt haben, in welcher dichterischen Weise Shakespeare trotz gedächtnismaßig ziemlich getreuer Nachbildung den Text der Quellen an einigen Stellen weitergebildet hat.

Über die Funktionen des Gedächtnisses bei Shakespeare habe ich einige auch sonst bei ihm zu machende Beobachtungen verzeichnen können, die für die Sprachpsychologie wie für die Untersuchung poetischer Technik nicht ohne Bedeutung sein mögen.

Für die Frage nach Shakespeares philologischer Bildung glaube ich nebenbei den Beweis erbracht zu haben, daß er die italienische wie die lateinische Sprache mit einiger Sicherheit las. Außerdem hat er, wie der Stil des Arguments zeigt, ein ähnliches Verwandtschaftsverhältnis zum lateinischen Sprachgeist wie etwa unser deutscher Dichter Heinrich von Kleist.

Im Interesse der Kenntnis von Shakespeares Dichtkunst habe ich darauf aufmerksam machen wollen, daß selbst aus diesem Dokument Shakespeareschen Geistes, das gewiß an der Peripherie des Dichtwerks liegt, Anregungen zu holen sind, die schließlich sogar bis zu einem bescheidenen Grade von der Peripherie her in die Fülle seiner Schöpfung zurückwirken.

— — — Man glaubte sich im Anfang der Shakespeareforschung im Zentrum des Shakespeareschen Geistes, wenn man die Dramen der Folioausgabe studierte. Erst allmählich bekamen die Sonette eine entsprechende Bedeutung. „Lucrece“ und „Venus and Adonis“ werden mittlerweile als zuverlässigste Stützen der Shakespeare-Erkennung geachtet, wenngleich noch lange nicht dementsprechend beachtet und ausgewertet. Von diesem vorläufig noch immer recht isolierten Posten bis zu dem nüchternen, unpersönlichen Argument vorzustofsen, heißt eine Exkursion unternehmen, von der man denken könnte: Entscheidendes kann man sich von ihr nicht versprechen, aber machen kann man sie ja, da sie am Wege liegt. — Ich glaube gezeigt zu haben, daß man auf alle Fälle mehr heimbringt, als man erwarten würde.

## SUSO'S HOROLOGIUM SAPIENTIAE IN ENGLAND

### NACH HANDSCHRIFTEN DES 15. JAHRHUNDERTS.

---

Suso hat sein Buchlein der ewigen Weisheit selbst ins Lateinische übertragen und ihm die Bezeichnung *Horologium Sapientiae* gegeben. Ich zitiere es als *hor. sap.* Dieses Werk hat Joseph Strange nach 11 Mss. kritisch herausgegeben.<sup>1)</sup> Mir hat die 2. Auflage vom Jahre 1861 zur Verfügung gestanden, die ein genauer Abdruck der 1. Auflage von 1856 ist, nur das Titelblatt weicht ab. Die kritische Ausgabe zitiere ich als A, wie ich alle lat. Mss. mit großen Buchstaben bezeichne. Ein unbekannter Geistlicher hat das *hor. sap.* ins Englische übertragen; seine Arbeit wird bezeichnet als *Tretys of þe sevene poyntes of trewe love 7 everlastyng wisdam*. Ich zitiere den Traktat als 7 poyntes. Das unbekannte Original dieser Bearbeitung nenne ich x. Die englischen Mss. bezeichne ich mit kleinen Buchstaben.

Die Entstehungszeit dieser Bearbeitung laßt sich nicht so genau angeben wie die des *hor. sap.* Bihlmeyer<sup>2)</sup> weist nach, daß Suso die lat. Fassung 1334 geschrieben, bzw. vollendet hat. Danach hat sie sich über das ganze Abendland verbreitet und ist im Auslande zu einem ebenso gelesenen Andachtsbuche geworden wie das BdeW. in Deutschland. Bihlmeyer nennt es das am meisten gelesene Andachtsbuch des Mittelalters. Anfang des 15. Jhs. finden sich die ersten erhaltenen Kopien der englischen Übersetzung. Diese ist also zwischen 1334 und 1400 entstanden, wohl eher gegen Ende

---

<sup>1)</sup> Bihlmeyer. Heinrich Seuse, Deutsche Schriften, 1907, S. 108\*, weist darauf hin, daß dieser Text seine Mängel hat. In Ermangelung eines besseren habe ich ihn benutzt. In den 3 englischen Bibliotheken habe ich ihn nicht vorgefunden.

<sup>2)</sup> a. a. O. S. 108\*f.

als am Anfang dieses Zeitraums. Die älteste erhaltene französische Übersetzung<sup>1)</sup> ist vom Jahre 1389.

### Kap. I.

#### Beschreibung der englischen Mss. und Aufstellung des Handschriftenstammbaumes.

1. Folgende Mss. enthalten 7 poyntes ganz
 

b = Ms. Douce 114	}	Oxford, Bodl.
g = Ms. Tanner 398		
h = Ms. e Museo 111		
i = Caius College M. 390/610	}	Cambridge
k = Caxton Incunabel <sup>2)</sup> Univ. Libr. AB 4, 64		
2. Das 4. Kap. des Traktates findet sich außerdem in
 

d = Add. Ms. 37049	}	London, Brit. Mus.
p = Add. Ms. 37790		
3. Das 5. Kap. ist getrennt überliefert in
 

c = Harl. Ms. 1706	}	London
d = s. o.		
e = Douce Mss. 322		Oxford
l = Fr V 45		Cambridge
4. Übersetzungen aus dem hor. sap., unabhängig von 7 poyntes, finden sich in
 

f = Bodl. Ms. 798	Oxford
d = s. o.	

l und f sind Mss. aus dem Anfang,  
d aus der ersten Hälfte,  
p aus der Mitte des 15. Jhs.,

alle übrigen Mss. sind aus dem 15. Jh., die Inkunabel ist undatiert, wahrscheinlich 1490.<sup>3)</sup>

Zu Neudrucken benutzt sind, soweit mir bekannt ist, nur b und e. Karl Horstmann druckte b<sup>4)</sup> in Anglia X, 324 ff.

<sup>1)</sup> Bihlmeyer, a. a. O. S. 158\*.

<sup>2)</sup> Diese habe ich herangezogen, weil Horstmann sie für seinen Neudruck in Anglia X bereits benutzt hat.

<sup>3)</sup> Vgl. Anglia X, 323.

<sup>4)</sup> Er beschrieb das Ms. in Anglia VIII im Jahre 1885, nicht 1875, wie in Anglia X verdruckt ist.

Er zog k heran und wies auf i und e hin. Miss Comper benutzte e in ihrem Büchlein *The Book of the Craft of Dying* 1917; sie legte es ihrer Texterneuerung zugrunde, die wissenschaftliche Zwecke nicht verfolgt. Ihr danke ich den Hinweis auf c und f.<sup>1)</sup>

Quétif et Echard: *Scriptores Ordinis Praedicatorum* I, 658 zitieren (anno 1719) 4 Fassungen des Traktates, von denen ich 3 identifizieren konnte:

T. I P. I 3620 = h

P. III 1199 = i

wie aus dem *Catalogus librorum manuscriptorum Angliae etc., Oxoniae* 1697 ersichtlich wurde, der in der Bodleiana die neuen Signaturen handschriftlich neben den alten zeigt.

T. II P. I 6853 fol. 13 = c

Nach neuer Zahlung steht die *ars moriendi* auf f20—24; doch stimmt die Angabe von Quétif mit der alten Foliozahlung überein. Gewissheit hierüber verdanke ich einer besonderen Auskunft des Brit. Mus.

Die vierte, eine frz.<sup>2)</sup> Inkunabel von 1483, interessiert in diesem Zusammenhange nicht.

In andern Bibliotheken habe ich noch keine Nachforschungen angestellt. Bei der großen Beliebtheit des hor. sap. wäre zu erwarten, daß noch Abschriften und Exzerpte des lat. Textes wie auch Kopien des me vorhanden sind; doch glaube ich, daß die Schicksale des hor. sap. im mittelalterlichen England durch die bisherigen Funde in den Grundzügen charakterisiert sind.

Ich möchte an dieser Stelle der Verwaltung jeder der 3 großen Bibliotheken meinen ergebensten Dank aussprechen für die Bereitwilligkeit, mit der ich an die Handschriftenschatze herangelassen und bei ihrer Benutzung unterstützt wurde. Ganz besonders verpflichtet fühle ich mich dem Keeper of Western Mss. in der Bodleiana, der mir sogar bei der Feststellung von Lesarten seine Hilfe hat zuteil werden lassen.

<sup>1)</sup> Sie datiert f in den Anfang des 14 Jhs zurück, was wohl verdruckt ist für 15. Jh. Sie wußte nicht, daß f eine selbständige Übersetzung ist.

<sup>2)</sup> Bihlmeyer a. a. O 157\* nennt sie falschlich einen englischen Druck, obgleich der Titel französisch gegeben ist: *L'Horloge de Sapience*, und folgt darin der ungenauen Angabe von Quétif.



Die Bibliothekare von Merton College, Oxford, und Gonville and Caius College, Cambridge, waren so liebenswürdig, mir die betreffenden Mss. in den öffentlichen Bibliotheken zur Benutzung zu überlassen, wofür ich auch noch einmal danken möchte.

### 1. b

Der Neudruck von b hat bisher noch keinen Bearbeiter, also auch keinen Kritiker gefunden. Die vielen Fehler, die auf Grund der Lesarten in ghik verbessert werden mußten, bestätigen den Eindruck, den einige Kritiker von Horstmanns Tätigkeit an anderer Stelle gewonnen haben, daß er Material ohne die nötige Verarbeitung gibt,<sup>1)</sup> und daß seine Textänderungen manchmal willkürlich und unüberlegt sind.<sup>2)</sup> Der Zufall wollte es, daß er in dieser fehlerhaften Hs. den Vertreter einer ungeglätteten, vielleicht dem Original nahestehenden Überlieferung veröffentlichte, so daß ihr ein gewisses Interesse nicht abzusprechen ist. (Weitere Kritik von Horstmanns Ausgabe siehe bei den Lesarten.)

### g

Im Katalog der Tanner Mss. beschrieben. Folio, Pergament, 65 Blätter. Jede Seite hat 2 Kolonnen mit 28 Zeilen. Initialen blau und rot gemalt, einige durch Feuchtigkeit verdorben. Der Text hat nicht gelitten. Der Kopist gibt am Schluß zweimal seinen Namen an: Johannes P.

Das Ms. enthält nichts weiter als 7 poyntes. Es hat weniger Flüchtigkeitsfehler als b, und seine Schreibung ist weniger schwülstig. Aus diesem Grunde wäre es wünschenswert, g zur Grundlage des kritischen Textes zu machen. Der Dialekt ist ein südlicher, er hat kentischen Einschlag.

g zeichnet sich durch die vielen Hinweise auf das hor. sap. aus. Nicht alle Stellen, wo neue Kapitel des hor. sap. beginnen, sind gekennzeichnet; doch beginnt da, wo ein Hinweis steht, tatsächlich stets ein neues Kapitel. Die Zählung stimmt nicht mit A überein. Vielleicht ist das die Ungenauigkeit einer längeren Überlieferung, vielleicht kann es helfen, den Typus der lat. Hs. zu bestimmen, die dem Exzerpisten vorlag. In

<sup>1)</sup> Vgl. Gustav Binz in Anglia Beiblatt 1895, S. 354.

<sup>2)</sup> Vgl. Konrath im Archiv Bd. 96, S. 368 ff. und Bd. 99, S. 158 ff.

den für den Stammbaum wichtigen Stellen zeigt G eine Glattung des englischen Stils, wo b sich dem lat. Text sehr genau anschließt.

## h

ist im Summary Catalogue of Western Mss. nicht beschrieben. Einer handschriftlichen Notiz von Dr. Craster entnahm ich, daß die Pergamenths. aus dem 15. Jh. stammt. Gekauft wurde sie 1658. Sie besteht aus 34 Quartblättern,  $9\frac{7}{8}$   $7\frac{1}{2}$  in., die roh zusammengeheftet sind. Ein doppelt gelegtes Pergamentblatt dient als Deckel. Ihre Lagen sind ungleich, ff. 1—8, 9—18, 19—28, 29—34. Sie enthält nur 7 poyntes, aber ohne Widmung und Proheme. Der Text beginnt: *sentite de domine* = *Anglia X*, 326.25. Eine Hand hat das Ganze geschrieben, mit Ausnahme von f. 25, wo charakteristische Merkmale der ersten Hand fehlen. Auf f. 25 findet sich kein *p*, nur *th*, ein anderes Zeichen für 'and', nicht die Abkürzungen  $\frac{y}{y}$   $\frac{6}{6}$ . Der Dialekt enthält südliche Formen neben nördlichen, die Hs. scheint wie b aus dem Mittellande zu stammen.

h steht in der Überlieferung g nahe.

## i

ausführlich beschrieben 1908 im 2. Bande des Katalogs der Hss. des Gonville and Caius College in Cambridge. 82 Quartblätter, Papier,  $8\frac{1}{4}$ :6 in. Leider sind die Blätter noch nicht numeriert. Der untere Rand der ersten 4 Bl. hat sehr gelitten, der Text wird hier lückenhaft. Inhalt: 1. 7 poyntes, 2. Life and Martyrdom of St. Katherine, unvollständig.

Der Dialekt ist stark gemischt. Südliche Formen: *wisdom*, *understandyng*, *com* = *came*.

Verbalformen auf *-eth*.

*moch*, *mych*, *such*, *swech*.

*it*, nicht *hit*.

Nördliche Formen: *them*, *ther*, nicht *hem*, *hir*

Sg. des Verbs *sais*, *semes*.

Pl. *loves*, *worshippes*.

*mykyll*, *seke*.

Außerdem fällt auf, daß *d*, *th* nicht streng geschieden sind: *worthes* = *words*, *oder* = *other*.

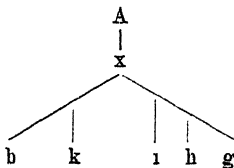
Die Mischung der Formen scheint mir zu stark für einen Mittelländdialekt, vielleicht liegt hier der Fall der schlechten

Übertragung eines Dialekts in einen andern vor. Welches der ursprüngliche Dialekt war, wage ich nicht zu entscheiden.

Der Inhalt ist sorgfältig überliefert. Der Kopist zeigt seine Lateinkenntnisse in Formen wie *mediatrix* 387, 11 und dem Schlusssatz: *eterna sapiencia vindicat et custodiat corda et corpora nostra. amen.* Seine Bibelfestigkeit zeigt er in besonders liebevoller Behandlung der Sprüche; er vermehrt die Zitate um eins: *misericordias domini in eternum cantabo* 381, 14. Die Durcharbeitung des Textes mit Hinweisen am Rande oder im Texte ist ebenso sorgfältig: *ad primum etc.* *i* ist am ausführlichsten in den Zwischenreden, die Angaben *Wisdom, Disciple* genügen dem Kopisten nicht. Die Aufschwellung zeigt sich in der Wahl der längeren Partikel *unto, forto*, ebenso wie in der Einfügung von Adj. und Adv.: *glorious passion, best beloved, ask devoutely*, und in der Verdopplung von Begriffen: *stone and flint, say or trust, clip and hals.* Es steht *g* und *h* nahe, aber es ist auf dem Wege zur Anschwellung von *cek.*

k

von Horstmann beschrieben *Anglia X*, 323. S. 1—186 7 *poynes*, wobei die Widmung und das Proheme nicht mitgezählt sind, die genau 6 Seiten füllen. Ich möchte mir die Schlusssbitte zu Herzen nehmen: *Qui legit emendet pressorem non reprehendat*, und diesem ehrwürdigen Produkt keinen Vorwurf aus seinen zahlreichen Fehlern machen. Es ist nicht fehlerhafter als *b*, mit dem es ebenso deutlich verwandt ist wie *hi* mit *g*. Kap. 4 und 5 zeigen enge Zusammengehörigkeit mit *ce*. Die Aufschwellung ist in der Methode die gleiche wie in *i*, doch sind die gewählten Worte und Stellen verschieden. Es herrscht die Tendenz, Fremdworte und Dialektausdrücke zu ersetzen. Die Aufschwellung ist nicht ein Zeichen später Verderbnis, ein Manuskript aus dem Anfang des 15. Jhs., 1, zeigt sie bereits.



## 2. d

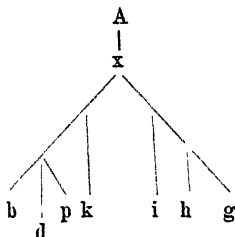
ist eingehend beschrieben<sup>1)</sup> im Catalogue of Additions to the Mss. in the Brit. Mus. 1900—1905, S. 324. Papier mit Ausnahme der beiden Anfangsblätter. 96 Bl.  $10\frac{3}{4}:8$  in. Viele Illustrationen in sehr primitiver Art, aber durchaus anschaulich und lebendig. ff. 43b—44b formula compendiosa vite spiritualis. Er umfaßt den Text von b nur bis 355, 37 und bewahrt die Erinnerung an die Herkunft in der Schlufsnotiz: *hec in horologio divine sapientie. deo gratias*. Der Dialekt ist nördlich: *mykil, swylke, ay* = *ever*; *cumes, standes*, aber niemals das part. präs. auf *-and*.

## p

ist im Bande desselben Katalogs für 1906—1910 beschrieben. S. 153. Pergament, 2 + 238 Bl.,  $10\frac{3}{4}:6\frac{3}{4}$  in. Theologische Sammelhs.<sup>2)</sup> ff. 135b—136b enthält denselben Text wie d, in einem ganz nördlichen Dialekt, insofern alle part. pras. auf *-and* endigen. *wham, ilke*. Es hat keinen Hinweis auf das hor. sap. dp stehen sich nahe,

1. im Dialekt: sie gebrauchen z. B. *myrke* für *dirke, speryng* für *closyng*;
2. in der Kürze des Textes;
3. in zahlreichen gemeinsamen Abweichungen von bghik;
4. in der Tendenz, gelehrte Worte zu ersetzen, z. B. *hame-lynes* statt *famyliarites*, *bysynes* statt *diligence*, nur d: *mynde* statt *memoryal*.

Die Überlieferung dieses Kapitels ist in b besser als in g. hi sind besser als k. p ist besser als d. Es ergibt sich das Verhältnis:



<sup>1)</sup> Vgl. Archiv Bd. 126, 58, wo W. Hubner ein Gedicht aus dieser Hs abdruckt.

<sup>2)</sup> Versehentlich steht im Katalog *rite* statt *vite spiritualis*

## 3. c

beschrieben im Catalogue of the Harleian Mss., Bd. II. Pergament. Folio. 215 Bl. Im Gesamtinhalt wie in der Überlieferung der *ars moriendi* eng verwandt mit e. f. 20a—24c *Here seweth the fyfte chapytle of a trefyse called Orilogium sapiencie*. Es ist interessant, daß der Traktat nicht 7 poyntes genannt wird, obgleich Übersetzung und Kapitelzählung aus diesem stammen. c ist sehr fehlerhaft überliefert, es stellt die schlechteste mir bekannte Überlieferung dieses so zahlreich kopierten Traktates dar. Der Dialekt ist sudlich.

## d

enthält auf f. 39a—43b die *ars moriendi*. *It is written in þe boke þat is cald horologium divine sapiencie how a man sal lerne for to dye*. Also auch hier keine Erwähnung der 7 poyntes. d teilt auffällige Fehler und Auslassungen mit b, sie stehen sich näher als b k. Auch in diesem Kapitel ersetzt d Fremdworte:

<i>techyng</i>	für <i>doctrine</i>
<i>gone aboute</i>	„ <i>circued aboute</i>
<i>mery</i>	„ <i>iocunde</i>
<i>unhappily</i>	„ <i>unprofitably</i>
<i>overmykil takyng hede</i>	„ <i>superflue cure</i>
<i>happynes</i>	„ <i>felicite</i>
<i>ugly</i>	„ <i>horribil</i>
<i>dyenge</i>	„ <i>obyte</i>
<i>undedlynes</i>	„ <i>immortalte</i>

Er hat eigne Dialektausdrücke:

<i>snare</i>	für <i>grenne</i>
<i>wax derke</i>	„ <i>dasewe</i>
<i>paynes</i>	„ <i>iwes</i>

Nur in 2 Fällen tauscht es die Rolle mit ce, d behält *reprehensyouns*, *veniabil*, wo ce *blamyng*, *peynfull* einsetzen.

Auch in diesem Kapitel sind keine Part. auf *-and*.

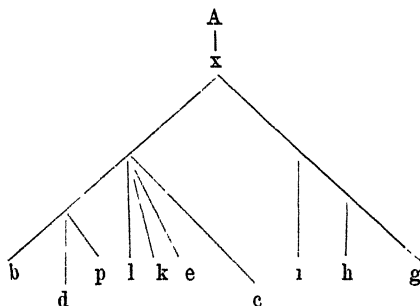
## e

ist beschrieben und benutzt von Miss Comper. Perg. Folio. Es steht c sehr nahe. Wenn es auch besser ist als c, so sind diese beiden doch in der Aufschwemmung, die schon bei k

erwähnt wurde, am weitesten gegangen. Sie stehen dem ursprünglichen Text am fernsten. Der Dialekt ist südlich.

1<sup>1)</sup>

schließt sich mit *cek* zu einer Gruppe zusammen. Pergament, Quarto, 72 Bl. mit 24 Zeilen. ff. 14a—22b. *Here sueth a tretys cleped Orilogium Sapientie*. l ist besser überliefert als *ce*. Der Dialekt ist südlich.



4. f

1922 neu beschrieben in dem Summary Catalogue of Western Mss. Pergament. 9×6 in.<sup>2)</sup> 2 + 164 Bl. Jede Seite hat nur 18 Zeilen. Das ganze Buch ist von einer Hand geschrieben, es hat illuminierte Initialen und zeugt in jeder Hinsicht von großer Sorgfalt. Es enthält religiöse Traktate in lat. und engl. Sprache. Die Orthographie der engl. Stücke zeichnet sich durch Doppelschreibung langer Vokale aus. Die Interpunktion ist sehr sorgfältig: Komma, Doppelpunkt, Strich, Klein- und Großschreibung. Randnoten als Hinweis auf den Inhalt finden sich bei den meisten Stücken.

f. 123a—139b *The moost profitable (science)<sup>3)</sup> to deedli men in the whiche thei moun learne for to knowe to deie*.

Die 6 Blätter 121—126 bilden eine Lage, während alle andern Lagen aus 4 Bogen gebildet sind.<sup>4)</sup> Wie der Inhalt

<sup>1)</sup> Horstmann, Library of Early English Writers II, 406 druckt einen Traktat über das Sterben, der auch in FF V45 enthalten ist.

<sup>2)</sup> Der Katalog sagt 6<sup>1/2</sup>, nach meiner Messung sind es 6.

<sup>3)</sup> Berichtigt nach dem Kolophon. In der Überschrift steht fälschlich *sentence*.

<sup>4)</sup> Dies ist im Katalog nicht vermerkt.

erweist, fehlt der Mittelbogen, dessen Text die Übersetzung von A 156,30—158,13 enthielt. Es ist in der Kopie keine Erinnerung an die Herkunft dieses Traktates aus dem hor. sap. bewahrt. Der Dialekt ist gemischt, aber die südlichen Elemente überwiegen. Merkwürdig ist die Schreibung *ee* für *i*: *leekness* einmal neben *lyk*, *lyknesse*. *gelefulnesse* einmal für *guilefulness*.<sup>1)</sup>

f ist eine selbständige Übersetzung, unabhängig von allen andern Mss. der *ars moriendi*, doch geht sie nicht direkt auf A zurück, sondern sie ist die Übertragung einer lat. Bearbeitung. Diese ist uns in M<sup>2)</sup> erhalten. Um den Stammbaum der engl. Mss. jetzt abschließen zu können, nehme ich die Besprechung der Verwandtschaft fM vorweg.

1. Sie übergehen die gleichen Stellen von A.
2. Sie ändern die gleichen Worte.
3. Sie fügen die gleichen Worte in den Text ein.
4. Sie ändern in gleicher Weise den Inhalt, indem sie mehrere Personen an Stelle des Discipulus einführen.

Die lat. Vorlage von f stand A näher als M. f ist eine sehr wörtliche Übersetzung und laßt deshalb erkennen, ob sie M oder A folgt.

1. M hat viele Flüchtigkeiten, es steht am Ende einer nicht sehr sorgfältigen Überlieferung.

2. In M fehlt mehr als in f, z. B. der Anfang A 156,14—17.

3. f hat nicht Stellen, die bis zur Sinnlosigkeit entstellt sind wie M.

4. M nimmt fol. 208b = A 158,10—27 eine Umstellung von Sätzen vor, die sich nicht in f findet.

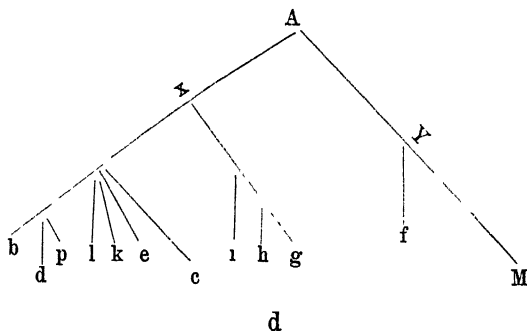
Ich nenne die lat. Bearbeitung von A Y.



<sup>1)</sup> Über dieses Merkmal des kentischen Dialekts vgl. Flasdieck in Kolbings Engl. Studien 58, 7.

<sup>2)</sup> M = Ms. Merton 204; siehe das Kap. über die lat. Mss.

Das Gesamtbild des Abhängigkeitsverhältnisses ist



bringt f. 89b—91a eine Abhandlung '*agayne despayre*', in der verschiedene Autoren zitiert werden.<sup>1)</sup> f. 91a wird das hor. sap. angeführt. Die Stelle ist eine Übersetzung aus I 4, S. 40, 15—26. In den 7 poyntes ist dieser Passus nicht benutzt:

*Also in horologio diuine sapiencie oure lord sayd to his discypul þus: I boght þe not with gold ne with sylver, bot with my precios blode 7 þerfore sen I purchesyð þe with so mykil travell 7 passion, trewes þou not þat I salbe glad 7 hafe mykil roy of þi hele 7 woundyr light<sup>2)</sup> to forgyf al þat is mysdone. ȝis sothly: ffor o thyng I say þe þat is sothe þof it be wondyrful. Bot þou sal hald it in þi faythe withouten any dowte, þat if þer war a byrnyng fyer als mykel as þis warld 7 into þe fyer wer castyn a handful of hardes or towe, gitt suld not þis hardes receyfe byrnyng of þe lowe so redely ne so sodanly as þe mykilnes of my mercy receyfes to grace a synner þat is repentand 7 redy for to turne hym to me. ffor why in byrnyng of þe hardes is sum maner of taryng, be it never so litel, bot betwix þe repentand 7 god þat forgyfes, betwix þe sorowand<sup>3)</sup> 7 þe sorows herand, is no maner of tarynge.*

Es fällt auf, dafs in diesem Abschnitte die Part. auf *-yng* und *-and* wechseln. Er muß ja auch aus einer anderen Vorlage als die beiden Kapitel der 7 poyntes genommen sein.

<sup>1)</sup> Royal Ms 7 B VII f 300 tractatus contra desperationem ist nicht identisch mit dem obigen, aber doch ähnlich. Er zitiert auch Augustin, aber nicht hor sap.

<sup>2)</sup> = et ad veniam esse facilis

<sup>3)</sup> = inter gementem et gemitus exaudientem

(Schluß folgt)



## NIETZSCHE IN ENGLISCH-AMERIKANISCHER BEURTEILUNG BIS ZUM AUSGANG DES WELT- KRIEGES.

---

Es ist bezeichnend für das Wesen britischer Kultur, daß ein Denker wie Nietzsche im angelsächsischen Schrifttum schwer Eingang gefunden hat. Schon Ibsen, der unter der Agide Edmund Gosses und in der Gewandung von William Archer im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts seinen Einzug auf die Londoner Bühne gehalten hatte, mußte daselbst einen so schweren Kampf bestehen, daß sich Bernhard Shaw zu dem scharfen Ausdruck veranlaßt fühlte: "And it is certainly astonishing how long British stupidity can stave off foreign genius".<sup>1)</sup>

Mit Nietzsche sich jedoch abzufinden, ist selbst Shaw schwer geworden, obwohl er für sich in Anspruch nimmt, dessen kritische Gedanken über „Moral und Idealismus“ schon in seinem kleinen Werk „The Quintessence of Ibsenism“<sup>2)</sup> als Gedanken erkannt zu haben, die den Stücken Ibsens zugrunde liegen und mit seinen eigenen Ideen übereinstimmen. Er lobt Nietzsches Schärfe; seine Geschicklichkeit, die reinsten Plati-tüden in erregenden, aufrüttelnden Paradoxien zu formulieren; seine Art, moralischen Vorschriften auf den Grund zu gehen; aber kommt zu dem Schluß, all das sei leicht für einen geist-reichen Mann, der einmal von Schopenhauer gelernt habe, „daß der Intellekt allein ein bloßes Stück toter Gehirn-maschinerie darstelle und unsere Moralsysteme bloße punktierte Karten, die man auf diese Maschinerie lege, wenn man gewisse Melodien gespielt haben wolle“. Soweit stimmt er mit Nietzsche

---

<sup>1)</sup> Dramatic Opinions II, 1907, S 157.

<sup>2)</sup> 1. Aufl., 1891.

uberein; aber nicht für einen Augenblick wolle er mit ihm als Kritiker der Geschichte, der Musik, des Sozialismus oder des Christentums verglichen werden. In bezug auf diese Dinge habe es nie „einen tauberen, blinderen, sozial und politisch unfähigeren Akademiker“ gegeben.

Shaw hat ein ähnlich scharfes Urteil später, als er mit Nietzsches Gedankengängen näher vertraut wurde, nicht wiederholt, im Gegenteil verschiedene Aussprüche des Philosophen mit Zustimmung angeführt, wenn er auch eine etwaige direkte Beeinflussung durch Nietzsche stets energisch abgelehnt hat. Bei der erwähnten Kritik handelt es sich um eine im Jahre 1896 verfaßte Rezension des ersten Bandes einer englischen Nietzscheübersetzung, die merkwürdigerweise mit „Nietzsche contra Wagner, ‘Götzendammerung’ und ‘Antichrist’“ ihren Anfang nahm, also den englischen Leser ganz unvorbereitet vor die extremsten Gedankengänge Nietzsches hinstellte. Wie Shaw selbst war das gebildete englische Durchschnittspublikum infolge seiner Unkenntnis der deutschen Sprache in bezug auf Nietzsche bisher ganz auf Zeitungs- und Zeitschriftenkritiken angewiesen gewesen; und es ist verständlich, wenn die Übersetzung zunächst wenig Beifall fand, ja zum Teil Entsetzen hervorrief.

Die Geschichte dieser Übersetzung ist nicht ohne Interesse, indem sie einige Schlaglichter wirft auf den beharrlichen Grundzug britischer Geistigkeit, die sich langsam und schwer fremdem Denken erschließt, insbesondere wenn es ihr in so umwälzender Art wie in der Philosophie Nietzsches entgegentritt.

Wir werden darum nicht fehlgehen, wenn wir zunächst diese Geschichte der Übersetzung verfolgen.

Die erste Übersetzung wurde von dem deutschen Professor an der Universität in Glasgow, Alexander Tille<sup>1)</sup>, in die Wege geleitet. Tille selbst übersetzte den „Zarathustra“ (London 1896). In demselben Jahr erschien der schon erwartete zweite Band, der in tadellosem Englisch von dem schottischen Privatgelehrten Thomas Common hergestellt worden war. Ein dritter Band brachte W. A. Hausmanns und John Grays Übertragung der „Genealogie der Moral“ im Jahre 1897. Hiermit kam

---

<sup>1)</sup> Verfasser des Buches „Von Darwin bis Nietzsche“, Leipzig 1895.

das tapfere Unternehmen zu Ende. Der Verleger mußte es einstellen.

In den Jahren 1898—99 übersetzte Thomas Common noch einmal den ersten Teil des „Zarathustra“. Diesen ersten Teil gab er revidiert heraus in Edinburgh im Jahre 1905, den zweiten Teil 1907 und den dritten 1908. Die „Morgendämmerung“, von Johanna Volz übersetzt, erschien in London 1903. Vier Jahre später gab Thomas Common dort Helen Zimmerns Übersetzung von „Jenseits von Gut und Böse“ heraus. „Menschliches, Allzumenschliches“ wurde in Chicago 1908 in amerikanischer Übersetzung veröffentlicht.

Ein neuer und diesmal erfolgreicher Versuch, eine vollständige englische Nietzscheübersetzung zu liefern, wurde von einem deutschen Arzt in London, Dr. Oscar Levy, in den Jahren 1909—11 gemacht. Tatsächlich erschienen die ganzen Werke in achtzehn Bänden unter Levys persönlicher Leitung.<sup>1)</sup> Zehn Übersetzer sind daran beteiligt; drei davon — Hausmann, Common, Zimmern — hatten, wie schon erwähnt, einzelne Bände bereits übersetzt. Die meisten von ihnen haben ihre Übersetzungen mit Vorworten oder Einleitungen versehen. Zwei Bände, 4 und 18, bringen eine Einleitung des Herausgebers. Der 18. Band besteht aus einem Sach- und Namenverzeichnis von Robert Guppy<sup>2)</sup> und einer Übersetzung von Zitaten und erschien 1913.

Fragen wir nun nach dem Charakter der Übersetzung und den Persönlichkeiten der Übersetzer, so zögern wir nicht festzustellen, daß die ungeheuer schwere Aufgabe als eine gelungene zu bezeichnen ist. Die Übersetzung ist mit wenigen Ausnahmen wort- und sinngetreu ausgeführt worden. Der Schmelz der Sprache, die Stimmungsnuancen, insbesondere in den Gedichten, haben sich freilich als unübertragbar erwiesen. Die Übersetzer selbst sind meist keine philosophisch geschulten Fachmänner, sondern populär-wissenschaftliche Schriftsteller und Journalisten; aber sie sind alle, jeder in seiner Weise, Nietzscheenthusiasten. Dies geht aus ihren Vorreden und

<sup>1)</sup> Von dem „Nachlaß“ allerdings hauptsächlich nur der „Wille zur Macht“.

<sup>2)</sup> Guppys Index steht freilich in bezug auf Vollständigkeit und systematische Anordnung hinter Richard Oehlers Nietzsche-Register weit zurück.

Zeitungsartikeln sowie aus den Werken, die sie zur Einführung Nietzsches in England geschrieben haben, deutlich hervor.

Als einer der ruhrgsten und gewissenhaftesten Übersetzer ist Anthony M. Ludovici hervorzuheben, der allein fünf Bände übertragen hat. Helen Zimmern<sup>1)</sup>, die Nietzsche selbst rühmend in zwei Briefen erwähnt, hat zwei Bände mit großer Klarheit und starkem Sprachgefühl übersetzt. Thomas Common, der schottische Privatgelehrte, und M. A. Mugge<sup>2)</sup> sind als Philosophen anzusprechen. J. M. Kennedy ist durch seine „English Literature 1880—95“ bekannt (London 1912).

Der Herausgeber Oscar Levy<sup>3)</sup> ist eine Persönlichkeit für sich. Viele Jahre ein angesehener Arzt in London, zugleich Journalist und Nietzscheenthusiast, hat er nach dem Fehlschlag des Unternehmens von Tille die Übersetzung aus eigenen Mitteln finanziert. Er war sich der Schwierigkeiten seines Unternehmens voll bewußt und hat mit Humor und Zähigkeit kein Mittel gescheut, um ans Ziel zu gelangen, d. h. für die Philosophie Nietzsches Stimmung zu machen und Geltung zu erlangen.

Levys Stellung zu Nietzsche ist eine ganz persönliche. Nietzsche ist ihm Seher, Prophet, Heiliger. Er ist auf ihn gleichsam eingeschworen und betrachtet Welt und Leben von rein Nietzscheschem Standpunkt, oder was er für diesen hält. Schon im Jahre 1904 hat er ein Buchlein „Das neunzehnte Jahrhundert“ veröffentlicht, das, wenn auch nicht in Deutschland, so doch in England unter dem Namen „The Revival of Aristocracy“ einige Beachtung gefunden hat.

Entgegen Houston Stewart Chamberlains Lobpreisung des Germanentums wird das Vordringen der Germanen in Europa als das Unglück des neunzehnten Jahrhunderts angesehen und „der mittelmäßige und anarchistische Charakter“ derselben durch Aussprüche und Haltung von Männern wie Napoleon, Goethe, Stendhal, Nietzsche zu erweisen gesucht. Die Germanen repräsentieren nach Levy das demokratisch-christliche, gleichmacherische, zum Sozialismus führende Prinzip in der Weltgeschichte, die Romanen dagegen das aristokratisch-individua-

<sup>1)</sup> An Peter Gast, 26. 7. 86; an Mutter und Schwester, 14. 10. 86.

<sup>2)</sup> „Nietzsche, his life and work“, 4 A. London 1914

<sup>3)</sup> Die Verfasserin ist Dr. Levy für freundliches Entgegenkommen und Materialbeschaffung zu Dank verpflichtet

listische und heidnische Element. Nietzsche, auf dessen Verherrlichung das Buch hinausläuft, habe dies klar erkannt und ausgesprochen. Wie Stendhal und Goethe habe er eine große Verachtung für die deutsche Zivilisation gehabt.

Die Juden, den Deutschen in manchen Beziehungen verwandt, seien ebenfalls eine sehr mittelmäßige Rasse und hätten im 19. Jahrhundert den Mammon auf die Tagesordnung gesetzt. Noch hielten sie in frommer Verblendung Ausschau nach dem Messias, ohne zu sehen, daß der Erlöser des 19. Jahrhunderts Baldur-Nietzsche mit seinem Evangelium der Irreligion und des Immoralismus schon lange da sei. So klingt das letzte Kapitel geradezu auf einen biblisch-dichterischen Hymnus auf Nietzsche aus. Dem Buch ist ein witziges, frivol-verwegenes längeres Vorwort an „Dear Englishmen“ mitgegeben, in welchem den Engländern manches Kompliment gemacht, aber auch mancher Hieb versetzt wird.

In ähnlichem, wenn auch etwas gewählterem Ton und Stil sind Levys Einleitungen zu Band 4 und 18 der englischen Übersetzung gehalten.

In der ersteren sucht er sich und seinen „Dear Englishmen“ klarzumachen, warum er in England so wenig Verständnis für Nietzsche gefunden habe. Der Grund hierfür sei zum Teil in Nietzsches eigener ablehnenden, ja beleidigenden Haltung gegenüber den Engländern zu finden, zum Teil aber auch in der Tatsache, daß England noch nicht die Verwüstungen des Demokratismus und Sozialismus so am eigenen Leibe erfahren habe wie andere europäische Länder. Wie die Juden das Christentum in die Welt gesetzt hätten, ohne es selbst anzunehmen, so hätten die Briten, obwohl der Demokratismus in einer englischen Wiege geboren wäre, sich weislich gehütet, ihn selbst anzuwenden, sondern wären das exklusivste, feudalste und konservativste Volk in Europa geblieben. Außerdem hätte Nietzsche in England eigentlich keinen geistigen Vorfahren oder Wegbereiter gehabt, wie Goethe in Deutschland oder Stendhal in Frankreich.

Allerdings könne man vielleicht Benjamin Disraeli als einen solchen ansprechen. Ja, die Romane Disraelis bildeten die beste und einzige Vorbereitung für diejenigen, die allmählich mit dem Geiste Nietzsches bekannt zu werden wünschten.

Sowohl Disraeli wie Nietzsche nähmen ihren Ausgangspunkt von derselben pessimistischen Diagnose der wilden Anarchie und des drohenden Nihilismus im modernen Europa, denn beide erkannten die Gefahr des Zeitalters hinter seinem lauten Gerede von Fortschritt und Entwicklung, das nur ein Ausfluß von Schwäche und Verzweiflung sei. Beide hätten den Weg zur Heilung gewußt, denn sie hatten beide in sich den Geist ihres Zeitalters überwunden. Aus diesem Grunde waren sie so heftig gegen die utilitaristische und materialistische Haltung der englischen Wissenschaft einerseits und so ironisch gegen die phantastischen Ideale der deutschen Philosophie andererseits angegangen.

Allerdings muß Levy zugeben, daß Disraeli sein Leben lang dem Christentum aufrichtig ergeben war. Er habe eben nicht den engen Zusammenhang zwischen Christentum und Demokratismus klar erkannt; und wenn er in seinem späteren Leben die Unruhe im Leben der Völker auf „den gewaltigen Angriff der Deutschen auf die Göttlichkeit der semitischen Literatur“ zurückführte, so habe er doch nicht gesehen, wie auch der liberale Protestantismus durchaus demokratischen Charakter habe, ja wie die französische Revolution im Grunde nicht, wie er meinte, „eine keltische Empörung gegen semitische Gesetze“ gewesen sei, sondern vielmehr ein Produkt der christlichen Überzeugungen von Gleichheit und Brüderlichkeit.

Der Vergleich mit Disraeli, dem Schriftsteller, wenn auch reichlich gewagt, verdient Beachtung.

Disraelis GroÙe als demokratisch-konservativer Politiker und romantischer Imperialist steht zweifellos fest; nicht so befestigt ist sein Ruhm als sittliche Persönlichkeit oder als Künstler, obwohl sein Verdienst, den politischen Roman in England zur Geltung gebracht zu haben, unverkennbar ist. Levy kommt es aber vor allem darauf an, Nietzsche den Engländern näherzubringen, und so greift er alle möglichen Berührungspunkte auf.<sup>1)</sup> Er hat mit der Übersetzung und

---

<sup>1)</sup> Levy hat auch die „Renaissance“ von Gobineau ins Englische übersetzen lassen und mit einer Einleitung versehen, in der er eine enge geistige Verwandtschaft zwischen Nietzsche und dem französischen Grafen festzustellen sich bemüht und dessen „Renaissance“ als Illustration zu Nietzsches Herrenmoral im Gegensatz zum Christentum, Demokratismus etc.

Einführung Nietzsches in England ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden gehabt und ist, wie er offen in seiner Einleitung zu Band 18 bekennt, weder in seiner Tonart noch in der Wahl seiner Mittel ängstlich verfahren.

„Wir haben unsere Sache gefordert durch alle möglichen Mittel, offene oder geheime, gesetzliche oder ungesetzliche, moralische oder unmoralische — darüber gibt es keinen Zweifel, das bekenne ich offen, und ich sage es sogar mit Stolz, denn unser Handeln war nicht ohne Gefahr für uns selbst, und unser Mangel an Vorsicht beweist wenigstens das eine: daß wir einen wirklichen Zweck, ein wirkliches Ziel verfolgten, — ein Ziel, welches uns die gewöhnlichen Gesetze der Vorsicht und Behutsamkeit, die sonst der literarischen Welt so teuer sind, vergessen machte.“

Obwohl also ihre Mittel oft zweifellos unsittliche gewesen wären, hätten die Übersetzer nie ihr sittliches Ziel aus dem Auge verloren, und er selbst sei wahrscheinlich der einzige, der von vornherein die tiefe Religiosität betont habe, die Nietzsches Philosophie zugrunde liege. Ja, er sei in langen Jahren der Betrachtung zu dem Schluß gekommen, daß Nietzsches Lehre eigentlich gar nicht die Verneinung des Christentums, sondern dessen logische Folge sei. Nietzsches Angriff auf das Judentum wie auf das Christentum sei das Produkt seines ehrlichen intellektuellen Gewissens. Aus Moral, aus Frömmigkeit habe er der Moral den Todesstoß versetzt. Darum sei das Neue, der Menschentyp, den er erstrebt habe, von so ungeheurer Wichtigkeit für die kommenden Zeiten.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, uns mit Levys versuchter Rechtfertigung seiner Methoden, mit der er sich freimütig zu dem Grundsatz bekennt, daß in gewissen Fällen der Zweck die Mittel heilige, näher zu befassen. Aufzuwerfen wäre nur die Frage, die auch in englischen Fachkreisen zum Ausdruck gekommen ist, ob nicht doch eine weniger feuilletonistische und sachlichere Art der Einführung Nietzsche in England zum mindesten ebensoviel, wenn nicht mehr genützt hätte, als die zur Anwendung gekommene.

Die Nietzscheübersetzung, die infolge großer Nachfrage zu Anfang des Krieges bald erschöpft war, ist 1924 in neuer verherrlicht, ein Versuch, den die gebildete englische Presse (*Observer*, Sept. 14th, 1913, *Guardian*, Sept. 29th, 1913) mit Entschiedenheit ablehnt.

Auflage herausgekommen; einige Bände in dritter und vierter. Eine Taschenausgabe von „Ecce Homo“, wiederum mit einer Vorrede des Herausgebers, erschien 1927. Ein Band ausgewählter Briefe, von Ludovici übersetzt, ist 1921 veröffentlicht worden. In seinem Vorwort dazu betont Levy die völlige geistige Gesundheit, die fast bis zuletzt aus den Briefen spreche; ebenso greift er noch einmal den englisch-amerikanischen Vorwurf auf von Nietzsches Mitschuld am europäischen Kriege, der durch „die Briefe“ völlig widerlegt werde. Ja, er versteigt sich zu der Bemerkung, daß während der Genius Deutschlands dem Barbarismus vorgearbeitet habe, der Nietzsches der Kultur den Weg bereiten werde; eine journalistische Entgleisung, die hoffentlich aus der zweiten Auflage verschwinden wird.

Auch verschiedene Nietzschebiographien sind unter Leitung von Levy übersetzt worden; z. B. D. Halévys „La vie de F. Nietzsche“ von J. M. Kennedy (London 1911), ein lebenswürdiges, freilich nicht ganz zuverlässiges Werk, zum großen Teil auf Bernouilli basierend; ebenso Henry Lichtenbergers Buch unter dem Titel „The Gospel of Superman“ von demselben Übersetzer. Eine zweite Auflage dieses Werkes erschien 1926 mit einer neuen Vorrede, in welcher der französische Professor Nietzsche lebhaft gegen den Vorwurf, durch seine Lehren den Boden zum Kriege vorbereitet zu haben, verteidigt.

Leider ist von der großen deutschen Nietzsche-Literatur außer Frau Förster-Nietzsches „Leben“ noch so gut wie gar nichts übersetzt worden. Erst wenn dies geschehen sein wird, wenn Werke wie die von Raoul Richter, Simmel, Zeitler, Joel, Bertram, Römer in der angelsächsischen Welt bekannt sein werden, wird das Studium des Philosophen und Künstlers Nietzsche aus der journalistischen Sphäre in ein neues Stadium treten und in höherem Sinne befruchtend und anregend wirken.

Inzwischen wird es von Interesse sein, die Aufnahme der Nietzsche-Übersetzung und die mit ihr verknüpften Bücher über Nietzsche in der englischen Presse zu verfolgen.

Zunächst die Tageszeitungen.

Die Aufnahme der Übersetzung in der Presse vom sprachlich-literarischen Standpunkt war im allgemeinen eine günstige, wenn auch die verschiedenen Einleitungen zum Teil abgelehnt wurden.



Man lobt die fließende Sprache der Übersetzung, die zugleich etwas von der lebhaften, dehnbaren und krampfigen Art des Originals beibehalten habe, ja, man könne sogar herausfühlen, daß wie Heine in französischem Stil geschrieben habe, die Sprache Nietzsches dem Englischen zuneige. (Westminster Gazette, 8. 5. 09.) Man hebt hervor, wie beschämend es für den stolzen Briten sei, daß ein Deutscher Nietzsches Werke auf eigene Kosten habe übersetzen und veröffentlichen lassen. Levys Einleitung zu Band 4 wird wegen der darin enthaltenen „elefantenhaften Scherzhaftigkeit“ als peinlich empfunden. (Daily Mail, 8. 5. 09.)

Auch der Spectator (4. 12. 09) lobt die Übersetzungen als „kompetent, ja teilweise glänzend“, während er die Einführungen wegen ihres Mangels an Scharfsinn und Perspektive für überflüssig erklärt. In der „North American Review“ (Nov. 1912) vermißt eine Dame die dichterische Schönheit in der Übersetzung der Lieder im Zarathustra und findet die Sprache der Genealogie schwer verständlich ohne Heranziehung des Originals. Wenn dies Urteil auch zu weit geht, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß das genannte Werk keinen so geschickten Übersetzer wie die meisten anderen gefunden hat. Auch die Londoner Nation (2. 1. 09) übt scharfe Kritik an den englischen „Schülern und Exponenten Nietzsches“ und behauptet geradezu, man nehme Nietzsche in England nicht so ernst wie in Frankreich, weil er hier in die Hände von Enthusiasten gefallen sei, die ihn ohne Maß und Diskrimination lobten und all seine Ungereimtheiten angenommen und gar noch übertrieben hätten.

Hierzu liefse sich bemerken, daß die Fachgelehrten und sonstige dazu berufene Vertreter sich eben mit Nietzsche fast gar nicht beschäftigten und offenbar dessen Bedeutung überhaupt noch nicht zu würdigen wußten, als die Übersetzungen mit ihren ein wenig naiven, wenn auch aufrichtig begeisterten Einleitungen herauskamen.

Was nun die Aufnahme von Nietzsches Philosophie selbst betrifft, so lassen sich gewisse gemeinsame Grundzüge in der Beurteilung derselben je nach der nationalen, sozialen, politischen und religiösen Einstellung der Beurteilenden und der von ihnen vertretenen Richtlinien beobachten, so daß hier eine deutliche Heteronomie der Urteilsbildung

innerhalb einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne in Erscheinung tritt.

Fast alle Rezensenten sind willens, Nietzsche als Künstler gelten zu lassen. Er wird als großer romantischer Dichter gewertet, der Philosophie in Prosa geschrieben habe. Das Gedicht vom „Lebensmittag“ im Zarathustra wird anerkannt als „vollkommen in seiner regelmäßigen Schönheit“, „befriedigend wie ein Fragment aus der griechischen Anthologie“ (Times Literary Supplement, 18. 11. 09). Es wird darauf hingewiesen, daß einige britische Schriftsteller, z. B. G. B. Shaw, die Nietzschesche Haltung freimütiger und furchtloser Gegnerschaft gegen konventionelle ethische Maßstäbe unabhängig und von sich aus angenommen hätten. Shaw habe insbesondere die Sache Nietzsches dadurch gefördert, daß er den „Overman“ der ersten Übersetzer, der zu sehr an den „foreman“ einer Fabrik erinnere, durch „superman“ ersetzt habe (Daily Chronicle, 14. 5. 09).

Die liberalen Zeitungen und Zeitschriften nehmen Stellung gegen Nietzsches rein individualistischen, antidemokratischen Standpunkt. Der Kernpunkt aller Philosophie liege in der Frage, ob der Mensch nach Aristoteles ein geselliges Lebewesen (*ζῷον πολιτικόν*) oder ein einsamer Jäger sei. Die gesamte Welt habe bisher den ersten Standpunkt vertreten und die ganze Zivilisation sei auf ihm aufgebaut. Nietzsche dagegen nehme den Menschen als isoliertes Individuum auf einer primitiven Entwicklungsstufe und mache ihn zur Basis seiner Lehre, die daher für die zivilisierte Menschheit nicht gelten könne. Ein Begriff wie „der Wille zur Macht“ führe ohne Zweck oder Ziel direkt zur Anarchie, und der Philosoph vermeide diese nur dadurch, daß er seine auserwählten Übermenschen auf eigener Stufe absondere. Kein Wunder daher, daß er den modernen Staat als ein Idol ablehne und den Demokratismus hasse. Hiermit setze er sich aber besonders in einen Gegensatz zu dem englischen Geist mit seinen rationalistischen, utilitaristischen und humanitären Bestrebungen in Vergangenheit und Gegenwart (Westminster Gazette, 8. 5. 09).

Eine ähnliche Kritik übt H. B. Samuel, der Übersetzer der „Genealogie der Moral“ in The English Review, August 1911. Nietzsche lege zu wenig Gewicht auf die Universalität und den Wert des sozialen Instinkts und vergesse die un-

umstößliche soziologische Tatsache, daß nicht der Mensch als Individuum, sondern die Familie oder der Stamm die grundlegende Einheit des menschlichen Lebens bilde.

Die konservative Pall Mall Gazette (18. 5. 09) dagegen findet „es erfrischend, die ungestüme Luft des Nietzscheschen Individualismus mit seinem wagemutigen und glänzenden Begriff von der königlichen Rasse der Zukunft zu atmen inmitten einer von sozialistischen und anderen sentimental Theorien geschwängerten Atmosphäre, die allen bekannten Tatsachen der menschlichen Natur zuwiderliefen“. Auch der Observer erkennt in einem langen Artikel an, daß Nietzsches „systemloses System der Philosophie“ ein ganzes Jahrhundert falschen Scheins bloßgelegt habe, und wenn er auch nur einen Torso hinterlassen habe, so habe er uns doch den großen Anreiz seiner Persönlichkeit gegeben, „viel, das merkwürdig edel und schön ist, und eine Philosophie, die eine bleibende Dichtung ist“.

Nietzsches einseitig biologischer, oft in zynischer Form dargebotener Standpunkt der Frau gegenüber wird in dem Lande der tüchtigen „old maids“ mit Schärfe zurückgewiesen. Man vergleicht den Philosophen mit dem amerikanischen Dichter Walt Whitman, der nicht nur den wahren Übermann, sondern auch die wahre Überfrau vorausgesagt habe, während Nietzsche mit tiefer Vulgarität die Frau eine schöne, aber gefährliche Katze nenne, die man mit der Peitsche behandeln solle (Times, 22. 5. 12). Die amerikanische New York Times bemerkt in noch schärferer Tonart, „daß Nietzsches Schwester die einzige Frau gewesen sei, die eine wichtige Rolle in seinem Leben gespielt habe, und die er anscheinend nicht mit der Peitsche habe traktieren wollen“, ein Wunsch, der sich übrigens nur bei Dekadenten finde (19. 7. 12).

Das Problem der Umwertung und des Immoralismus findet eine eingehende Behandlung erst in den philosophischen Zeitschriften, die, wie wir sehen werden, es meist mit Bestimmtheit ablehnen. Doch haben zwei Nietzsche-Enthusiasten, Thomas Common, der Übersetzer, und Erwin McCall (Pseudonym für J. B. Barnhill) eigene kleine Zeitschriften zur Verbreitung seiner Gedanken gegründet. Common liefs in den Jahren 1903—1909 zehn Nummern einer Zeitschrift erscheinen, die er verschiedentlich „Notes for Good Europeans“ und auch „The Good European's Point of View“ nannte, und deren

Zweck er dahin definiert, „die beste und wichtigste Kenntnis, die die menschliche Wohlfahrt betrifft, unter denjenigen zu verbreiten, die sie zu empfangen wert sind, mit der Absicht, diese Kenntnis in die Praxis umzusetzen, nachdem ein gewisser Grund von Übereinstimmung erreicht worden ist . . . Da Nietzsches Werke trotz einiger Begrenztheiten, Übertreibungen und kleinerer Irrtümer den vornehmsten Gedanken des Zeitalters verkörpern, wird es unser besonderes Anliegen sein, diese Werke unsern Lesern bekanntzugeben“.

Erwin McCall liefs sein Journal „The Eagle and the Serpent“ in ungleichen Zeiträumen von einem, drei und auch mehreren Monaten erscheinen (1898—1902) und versah es mit der folgenden Widmung: „Der Lebensphilosophie gewidmet, wie ihr Nietzsche, Emerson, Stirner, Thoreau und Goethe Ausdruck gegeben haben, erstrebt der Eagle and Serpent die Anerkennung neuer Ideale in der Politik und Soziologie, Ethik und Philosophie, Wissenschaft und Kunst.“ Ganze Nummern bringen nichts anderes als Aussprüche von Nietzsche oder Emerson; hier und da findet sich ein Artikel über Themen wie „Nietzsche als Sozialreformer“ oder „Der Darwinismus und Nietzscheanismus in der Soziologie“, der letztere von dem Gelehrten Alfred Russel Wallace, der gegen Nietzsches „extremen Individualismus“ Stellung nimmt. Auch mehrere charakteristische Briefe von Shaw sind in den verschiedenen Nummern verstreut. Ein allgemeiner Erfolg blieb jedoch dem tapferen Unternehmen versagt, und das kleine Journal scheint über seine neunzehnte Nummer nicht hinausgekommen zu sein.

Von Interesse ist die Stellungnahme der kirchlich-religiösen Zeitschriften, deren Kreise durch die Verbreitung von Nietzsches Schriften stark beunruhigt waren. Ihrer Ablehnung geht meist eine höflich-objektive Auseinandersetzung mit seinen Hauptgedanken voraus; man befeilsigt sich einer offensichtlichen Toleranz, die erst nach Ausbruch des Krieges einer wilden Parteilichkeit Platz machte.

Die Sunday Times and Sunday Special lobt die Übersetzung, ist aber nicht willens, auf Befehl eines Philosophen einen ganzen Stofs von Tugenden, welche in der Konsolidierung der Menschheit gute Dienste geleistet haben, auszukehren. Man möge die Übermenschen gewahren lassen, aber sie dürften nicht zu Barbaren werden . . . (27. 1. 09).

The St. Andrews Church Magazine bringt sogar eine von einem toleranten, sympathischen Geiste beseelte Predigt über Nietzsches Philosophie (Aug. 1909). Das Hauptorgan des englischen Freikirchentums, The Christian World (21. 11. 09) empfiehlt Nietzsche nur den „sittlich Robusten und denen, die mit Geduld und Weitherzigkeit sehr umwalzende Gedanken zu betrachten wissen“. Des Philosophen Angriffe auf das Christentum werden aus seiner Überzeugung hergeleitet, daß alles, was im kirchlichen Sinn für christlich gelte, gerade das am meisten Antichristliche darstelle.

Die unitarische Wochenzeitung The Inquirer schließt sich Professor Eucken in der Beurteilung Nietzsches an und weist darauf hin, daß, während seine Werke wertvolle Winke religiöser und ethischer Art enthielten, sein wirksamster Einfluß mehr in dem liege, was er leugne, als was er bejahe. Die Antithese von Herren- und Sklavenmoral wird nach Professor Pringle Pattison aus seinem Hals gegen das Christentum erklärt, und sein Anspruch auf Originalität mit der Begründung abgewiesen, daß sein wesentlicher Standpunkt im Grunde konservativ und reaktionär, also nichts Neues sei. Schließlich pflichtet der Schreiber einem ungenannten französischen Kritiker bei, der mit viel Wahrheit behauptet habe, daß Nietzsche einfach alle Herdenvorurteile eines auch in der Mitte des 19. Jahrhunderts feudalen Deutschland zu einem einzigen Haufen gesammelt und sie mit entsprechenden Gedanken aus dem Altertum, Mittelalter und der Renaissance verbunden habe (8. 10. 11).

Das den Unitariern nahestehende Hibbert Journal (1. 1. 11) sucht im Einklang mit seinen ausgleichenden religiös-philosophischen Tendenzen den umwalzenden Charakter der Philosophie Nietzsches möglichst zu verwässern und gelangt schließlich zu einem Resultat, das dieser in keiner Weise gerecht wird. Wenn Nietzsche noch nicht zu den großen Philosophen gerechnet werden könne, so sei er doch unter die großen gegen den falschen Schein predigenden Reformatoren zu stellen. Freilich komme dieser Reformator zu uns in einer etwas fragwürdigen Gestalt, als Immoralist und Antichrist, aber es gelte, die Verkleidung zu durchdringen und ihn in seinem wahren Charakter als eifrigen Arbeiter und unbezähmbaren Kämpfer für die Sache der Menschheit zu erkennen.

„The Jewish Chronicle“ (6. 8. 09) zollt Dr. O. Levy grofse Anerkennung für die Übersetzung und freut sich, dafs eine Judin, Helen Zimmern, sich unter den Mitarbeitern finde. Nietzsche sei für judische Leser von besonderem Interesse, einmal, weil er eine hohe Meinung von der jüdischen Rasse habe, und dann, weil er die Juden für die sogenannte Sklavenmoral verantwortlich mache. Er habe aber zweierlei übersehen, nämlich, dafs nicht nur in Judaa, sondern auch in andern Landern, wie z. B. Indien, die Nachstenliebe, also die Sklavenmoral, geherrscht hätte; ferner, dafs, welches Moralsystem sich auch durchgesetzt habe, in diesem zwanzigsten Jahrhundert die Selbstsucht, Tyrannei und alle anderen Herrschereigenschaften stark verbreitet waren.

Die „Ethical World“, Organ des „Vereins für ethische Kultur“, nennt Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse“ einen Sprung ins Licht und sagt voraus, dafs andere und noch gröfsere Denker als Nietzsche erstehen würden und eine „aufbauende Welt“, einen neuen Positivismus auf der sturmdurchfegten Fläche seiner Philosophie errichten würden. Heute aber stelle Nietzsche eine grofsartige und unentbehrliche Macht dar (15. 7. 09).

Die rationalistische Wochenzeitung „The Literary World“ (jetzt „Literary Guide“) erklärt die Apathie des englischen Publikums einmal aus dem äufseren Grunde des zu hohen Preises der bisher einzeln übersetzten Bände und dann aus dem inneren und schwerwiegenderen der englischen Gleichgültigkeit gegen Ideen überhaupt und insbesondere gegen solche, die mit dem Leben in Beziehung gesetzt seien. Nietzsche wolle gerade die Gedanken von ihrer akademischen Isoliertheit befreien und zu einer persönlichen Macht gestalten. Die Engländer aber betrachteten diesen Willen zur Macht wie einen ausgestopften Vogel, der mit dem Leben nichts zu tun habe (Juni 1909).

Einige Zeitungen versuchen bereits, Nietzsches Philosophie politisch zu verwerten, d. h. von seinem Immoralismus Rückschlüsse auf den Charakter des deutschen Volkes zu machen.

So findet die schon genannte Pall Mall Gazette (18. 5. 09) es für Deutschland charakteristisch, dafs „sein berühmtester Philosoph ein so harter Materialist und grimmiger Egoist“ gewesen sei. Das Aberdeen Journal (14. 5. 09) fragt, in-

wieweit dieser verherrlichte Machiavellismus in den nationalen und internationalen Bestrebungen von Nietzsches Landsleuten verkörpert sei.

Der belgische Professor Sarolea von der Universität Edinburgh widmet Nietzsche, in dessen Gedanken er viel Ähnlichkeit mit denen von Montaigne findet, zwei längere Artikel in *Everyman* (16. und 25. 5. 13). Er hebt mit Anerkennung Nietzsches Vorliebe für die französische Kultur hervor, kann aber nicht umhin, in ihm den geistigen Vater des modernen deutschen Imperialismus und Materialismus zu sehen, eine Meinung, die er bestätigt zu finden glaubt in dem Zitat aus Nietzsche, welches General Bernhardt seinem in England viel gelesenen Buch „Deutschland und der nächste Krieg“ vorgesetzt habe.<sup>1)</sup> Hier finden wir wahrscheinlich zum erstenmal in der englischen Presse Nietzsche die Verantwortung für die Militarisation Preußen-Deutschlands zugeschrieben, ein Gedanke, der während des Krieges außerordentlich breitgetreten wurde.

Mit dem Ausbruch des Krieges tritt das Interesse für Nietzsche in ein neues Stadium ein. Man sucht nach einer geistig-sittlichen Ursache für den Krieg, nach einem Schuldigen. Die Ursache meint man von Anfang an in der deutschen gewaltpolitischen, unsittlichen Einstellung zum Leben zu finden, kraft deren die Regierenden in ihrem Streben nach Welt-herrschaft sich über Verträge wie dem mit Belgien ohne Skrupel hinwegsetzten und den Krieg mit besonderer Roheit und Grausamkeit führten.

Im letzten Grunde aber verantwortlich für diese Entartung eines früher großen Volkes sei die neudeutsche Philosophie und deren Hauptvertreter Friedrich Nietzsche. Nietzsche mit seiner jenseits von Gut und Böse stehenden Moral, mit seinem „Willen zur Macht“ habe nicht nur die Jugend Deutschlands in seinen Bann geschlagen, sondern auch das ganze Volk, vor allem aber die Politiker, Geschichtsschreiber und Militärs.

Heinrich von Treitschke, von dessen Werken bis zum Kriegeausbruch nichts ins Englische übersetzt war, wird zum

---

<sup>1)</sup> „Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge getan als die Nächstenliebe. Nicht eurer Mitleiden, sondern eurer Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten. „Was ist gut?“ fragt ihr Tapfer sein ist gut“ Zarathustra I, 10 Rede.

Typ des deutschen machtlüsternen Historikers gestempelt. General von Bernhardis Buch „Deutschland und der nächste Krieg“ mit dem bekannten Motto aus Nietzsche zeige, wie die deutschen Militärs den Krieg nicht nur als eine biologische Notwendigkeit, sondern als etwas Großes und Erhebendes betrachteten.

Eine interessante Darstellung von Treitschkes Persönlichkeit und Werk hatte der englische Geschichtsprofessor (von Queens College, London) J. A. Cramb schon vor dem Kriege in seinem kleinen Werk „Germany and England“ gegeben, das aus einer Reihe von im Anfang des Jahres 1913 gehaltenen Vorträgen besteht.

Die Rezensenten machen Cramb zu „einem englischen Nietzscheaner“, denn aus seinen Vorträgen spreche eine unverkennbare Bewunderung deutschen Machtwillens, wie er ihn sich in der preussischen und deutschen Geschichte entwickeln sehe. Cramb ist kein Pazifist, er prüft die verschiedenen Argumente zugunsten des Friedens und schiebt sie beiseite. Er findet im Krieg etwas Heroisches, das den bloßen Verstand übersteige. In Deutschland, meint Cramb, erschienen jährlich fast 700 Bücher, die den Krieg vom wissenschaftlichen Standpunkt behandelten, dagegen in England kaum zwanzig.

Dem deutschen Standpunkt, wie Treitschke, der große Lehrer der deutschen Jugend, ihn vertrete, nach dem die militärische Tüchtigkeit eines Volkes der genaue Koeffizient seines Idealismus sei, stimmt Cramb freudig zu. Wenn Deutschland seine Heeresstärke vergrößere ungeachtet aller Friedensvorschläge von Seiten Englands und Rußlands, so sei das eine großartige und männliche Antwort, würdig eines Menschen, dessen Aufrichtigkeit in bezug auf die Wirklichkeit der Dinge so groß sei wie die Carlyles.

General von Bernhardi habe eine ähnliche Ansicht; den Krieg sehe er einfach als Pflicht an, und nichts finde er schlimmer als eine Beherrschung des Starken durch die Schwachen. Die jüngeren deutschen Dichter, wie Liliencron, dachten ähnlich. Liliencrons Schlachtskizzen von 1870 wären von Ruhm und Glanz erfüllt; und überhaupt lasse sich der Geist des neuen Deutschland in Euphorions Vers zusammenfassen:



„Träumt ihr den Friedenstag?  
 Traume, wer träumen mag!  
 Krieg ist das Losungswort!  
 Sieg! und so klingt es fort.“

Und was bedeute dieser deutsche Kriegsgeist für England? Ein Kampf auf Leben und Tod, ein Sieg, der alle Siege der Vergangenheit übertreffen werde.

Der dritte Vortrag ist Treitschke als Mensch und Historiker gewidmet. Treitschke lasse sich mit Carlyle vergleichen in bezug auf seinen hohen Ernst, seine Aufrichtigkeit und tiefe moralische Kraft. Während Treitschke aber Politiker sei und als solcher einen ungeheuren Einfluß auf seine Zeitgenossen ausgeübt habe, hätte Carlyle überhaupt keine Politik gehabt, und England habe jedenfalls seine politischen Schriften ignoriert.

Der Verfasser geht dann Treitschkes Antagonismus gegen England nach und findet den Grund dafür in dessen sittlichen und patriotischen Gefühlen. Er führe Englands Welterfolg zurück einerseits auf dessen Materialismus, Unaufrichtigkeit und Zweideutigkeit und andererseits auf Deutschlands intensivere Beschäftigung mit höheren geistigen Dingen.

Aber Deutschland erstrebe nicht nur Weltmacht seit den Tagen Friedrichs des Großen, sondern es wolle auch einen neuen Weltglauben, eine neue Religion der Welt schenken. Vom 14. bis zum 19. Jahrhundert habe der deutsche Intellekt nicht nur gegen Rom, sondern gegen das Christentum gekämpft, und jetzt, nachdem die großen Theologen ihre Arbeit getan hätten, erscheine Nietzsche und räume den aufgehäuften Schutt von zwölf Jahrhunderten hinweg und wolle die deutsche Einbildungskraft zurückversetzen in die Zeit Alarichs und Theodorichs, damit sie, stark gemacht durch die Erfahrungen von zwölf Jahrhunderten, der Dunkelheit allein begegnen könne, ununterbrochen, siegreich, groß und frei. Es sei eine Religion von Napoleonischem und Nietzscheschem Charakter, „the religion of valour“, „the amor fati“.

Die Idee vom Übermenschen möge ein Wahn sein, doch würde niemand die Deutschen hindern können, einen neuen Weg zu bahnen für eine schöpferische, allbeseelende, allumfassende Weltvision. Bisher sei alles (d. h. bei Nietzsche) negativ gewesen und habe zum Chaos geführt, aber was für einen

neuen und wunderbaren Kosmos werde die deutsche Phantasie vielleicht gerade aus diesem Chaos erschaffen?

Das Weltreich, das Deutschland erträume, werde es vielleicht auf materieller Grundlage nicht erlangen, aber wer sei sein Nebenbuhler in dem Wettlauf um geistige Herrschaft, um das mächtige Reich menschlichen Denkens? Wer sei auch nur Deutschlands Mitbewerber? England sicher nicht, denn in jener Region nehme das England des zwanzigsten Jahrhunderts einen fast ebenso rückwärtigen Platz ein als Österreich oder Spanien; nicht Amerika, nicht Rußland, nicht Japan mit seinen geschmacklosen, ubereifrigen Anstrengungen, der europäischen Völkergemeinschaft beizutreten.

Nach diesem begeisterten Hymnus auf den deutschen Geist findet sich der Verfasser oder vielmehr der Redner in sein eigenes Land, das britische Weltreich, zurück, zu dessen Ansporn er, wie seinerzeit Tacitus, seinen Lobgesang angestimmt hat. Eines habe England doch voraus — und das sei die jahrhundertealte Überlieferung kultureller und politischer Freiheit; und um diese zu bewahren, werde das junge demokratische England, wie einst die Barone gegen König Johann auf der Wiese von Runnymede, im vollen Bewusstsein der Tragik dieses Bruderkampfes aufstehen, um sich mit dem deutschen Kriegsvolk zu messen. — Dann werde es ein Ringen geben nach der Art der großen griechischen Kämpfe: „Helden in der Schlacht mit Helden und über ihnen die zornigen Gotter“. Und dazu könne man sich die alte mächtige Gottheit der Teutonen als über den Wolken thronend denken, heiter dem Streit ihrer Lieblingskinder zuschauend, der Briten und Germanen, im Todeskampf begriffen; lachend über das Heldentum, das Heldentum der Kinder Odins, des Kriegsgottes.

Professor Cramb hatte seine Vorträge frei ohne Manuskript gehalten; sie sind von Zuhörern auf Grund von Notizen rekonstruiert worden, und es finden sich verschiedene Lücken in der Ausarbeitung, wie überhaupt die fehlende Hand des Vortragenden überall stark vermisst wird.

Das Buch ist auch in New York 1915 gedruckt worden mit einer Vorrede des früheren Gesandten in London, Joseph H. Choate, der die Jugend Amerikas zur Kampfbereitschaft aufruft; denn es sei nicht zu leugnen, daß die Sympathien und Hoffnungen der großen Masse englisch sprechender

Menschen auf seiten Englands und ihrer Alliierten zu finden seien, obgleich Amerika als Ganzes noch ein warmer und treuer Freund beider großen Nationen und zu absoluter Neutralität verpflichtet sei. (8. Oktober 1914.)

Prof. Cramb hat den Krieg nicht mehr erlebt. Zweifellos würde er bei Kriegsausbruch von dem allgemeinen Begeisterungstaumel ergriffen worden sein, und seine edel-romantischen Gefühle für Deutschland würden ihn nicht daran gehindert haben, nach dem deutschen Einfall in Belgien in den Chorus von Verwünschungen gegen die „Hunnen“ einzustimmen. Später würde aber auch er ernüchtert mit den anderen führenden geistigen Größen des Inselreichs zur Erkenntnis gelangt sein, daß die Realitäten der modernen Kriegführung und ihre verheerenden Folgen doch anders sind, als er sie sich in seinem Studierzimmer hatte träumen lassen.

Auch einige Dozenten der Universität Oxford haben Broschüren über die geistigen Voraussetzungen des Krieges verfaßt, die unter dem Titel „Oxford Pamphlets“ 1914 gesammelt herausgegeben worden sind. Unter ihnen befindet sich eine von Ernest Barker (Fellow of New College) betitelt „Nietzsche and Treitschke. The Worship of Power in Modern Germany“.

Barker weist zunächst auf Kant zurück, der dem Moralgesetz im Leben des einzelnen wie dem des Staates und der zu schaffenden europäischen Staatengemeinschaft Geltung zu verschaffen wünschte. Hegel dagegen habe den Einzelstaat zu einer Art absoluter und transzendenter Majestät erhoben; bezeichnend für ihn sei, daß er in seiner Philosophie dem internationalen Gesetz kaum eine Seite widme.

Nietzsche, den er 1834 geboren sein läßt, gibt Barker zu, sei keineswegs ein aggressiver Nationalist gewesen, ja er habe sogar von den Vereinigten Staaten Europas geträumt, dennoch habe er durch seinen „Willen zur Macht“ den nationalen Machtinstinkt bei den Deutschen lebhaft angefeuert. Seine Werke seien in vielen Tausenden von Exemplaren erschienen, und seine Philosophie, wenn auch oft mißverstanden, hätte tiefe Spuren hinterlassen. Bernhardi unter anderen wandle auf Nietzsches Pfaden, wenn er den Krieg als biologische Notwendigkeit preise.

Auch Treitschke mache ohne Umschweife das Machtprinzip zur Grundlage des Staates. Für ihn sei der Nationalismus Anfang und Ziel, und es sei eine exklusive nationalistische Kultur, die der Staat durch seine Macht stützen solle. 1866 habe Treitschke gesagt, daß ein deutscher Soldat, der einen Kroaten niedergeschlagen, mehr für Deutschland getan hatte, als der feinste Kopf mit der besten Feder. So habe er den Krieg mehr und mehr verherrlicht.

Solche nationalistische Tendenz habe sich im Laufe der Jahre zu einer schweren Gefahr für Europa ausgewachsen.

Ein Mann wie Mommsen hatte das wohl erkannt, wenn er seine Landsleute davor gewarnt hatte, daß in ihrem Staat, der bisher eine Macht in Waffen und in Intelligenz gewesen sei, schliesslich die Intelligenz verschwinden und nur der Militarismus übrigbleiben würde. Man könne nur hoffen, daß Deutschland bald den falschen Wert seiner militaristischen Machtideale erkennen und zurückkehren möge zu dem wahren Ideal einer gemeinsamen Kultur des Geistes, von Nietzsches „Willen zur Macht“ zu Luthers „Rechtfertigung durch den Glauben“, von Treitschkes Lob des Krieges zu Kants Vision vom ewigen Frieden.

In Barkers Ausführungen wie in denen der übrigen Vertreter der Oxford University sind keine neuen Gedanken enthalten. Es sind immer wieder dieselben — deutscher Macht hunger und militarischer Absolutismus, genährt durch deutsche Philosophie. Hier und da findet man einen leisen Versuch, auch dem deutschen Standpunkt gerecht zu werden; im großen Ganzen aber ist der Gesamteindruck, daß man es mit bestellter Arbeit zu tun hat, der sich die Verfasser unter dem Druck der Kriegsstimmung nicht entziehen konnten. Anzuerkennen ist der gemäßigste Ton und die nicht unvornehme Art der Behandlung.

Auch die Oktobernummer der religiös-philosophischen Vierteljahrsschrift *The Hibbert Journal* bringt verschiedene Beiträge, die sich mit Nietzsche beschäftigen.

Der erste Artikel von Feldmarschall Earl Roberts handelt von „der obersten Pflicht des Bürgers in der jetzigen Krise“ und sucht die Tatsache zu begründen, daß der Krieg den Briten und ihren Verbündeten aufgezwungen wurde durch die „alldeutschen Ratgeber des deutschen Kaisers“. Die gesamten

Hilfsquellen des deutschen Volkes zu Wasser, zu Lande, auf militärischem, finanziellem, politischem, journalistischem und dem Unterrichtsgebiet seien mit teutonischer Gründlichkeit für diesen Krieg vorbereitet worden. Von Schriftstellern, die die nationalistisch-kriegerischen Neigungen in den Deutschen genährt und aufgeputscht hatten, werden Bernhardi, Clausewitz, Treitschke und Nietzsche genannt. Nietzsche scheint der englische Feldmarschall nur aus dem Werk „von einem englischen Bewunderer, Herrn Chatterton-Hill“ zu kennen. Aus diesem Werk zitiert er frei nach dem Gedächtnis; auch Stellen, die sich gar nicht belegen lassen. Nietzsches berauschte Lehre sei den Deutschen, die schon an einem durch plötzliche Wohlhabenheit erzeugten Stolz gelitten hätten, seit Jahren gepredigt worden und habe ihre Wirkung nicht verfehlt.

Zum Schluss fordert Roberts als Soldat und Mann von Ehre die Leser auf, nicht die Vorwürfe gegen die deutschen Truppen zu glauben, sondern dessen eingedenk zu sein, daß man unwahre Behauptungen gegen die britischen Soldaten im südafrikanischen Krieg geschleudert habe. Auf jeden Fall aber solle man seine eigenen Hände rein halten und so kämpfen, um sowohl Neigung wie Achtung von seiten der Deutschen zu gewinnen.

Der Herausgeber selbst, Dr. Jacks, bringt einen Artikel, überschrieben „Mechanism, Diabolism and the War“.

Die mechanistische Auffassung des menschlichen Geistes und der menschlichen Gesellschaft, meint er, habe eine künstliche Kultur hervorgebracht, deren Früchte man in der deutschen „Realpolitik“ und dem daraus sich ergebenden „militärischen Despotismus, der in diesem Augenblick die Hölle auf Erden schaffe“, erkennen könne.

Seine Auffassung vom deutschen „Diabolism“ gründet Dr. Jacks auf Professor Crambs „Germany and England“ (London 1914), aus dem hervorgehe, daß der deutsche Geist das Geschick der Nation entworfen habe, wie man allenfalls den Bau eines Kriegsschiffes vorsehe. Treitschke habe die Theorie geliefert, Bernhardi die Anwendung, und ihre vereinten Kräfte hätten zu der Aufstellung eines ungeheuren Weltherrschaftsplanes geführt.

Eine rein intellektuelle Kultur könne wohl Grundsätze, Entwürfe und Maschinerie liefern, aber den guten Willen zur

rechten Anwendung könne sie nicht geben, noch jene Grundsätze vor Vergewaltigung durch schlaue Verschwörer schützen. So wurden philosophische Lehren in gefährlicher Weise mißbraucht, wenn sie in die Hände von falschen, selbstsuchtigen und auch bloß beschränkten Menschen gerieten. Und von „der Moralität Nietzsches“ bis zum Blutbad von Louvain sei es nur ein Schritt. — Mit diesem Hinweis auf Nietzsche will Dr. Jacks offenbar sagen, daß, wenn auch mißverstanden, er dennoch einen schlimmen Einfluß auf die deutschen Soldaten ausgeübt habe.

Auch Bernhardis Buch „Deutschland und der nächste Krieg“ wird herangezogen, seine Vorzüge gelobt, aber das Bedauern ausgesprochen, daß „the whole sum of these vast spiritual resources is placed at the mercy, and at the services of an immoral obsession“. Sie seien die Werkzeuge eines verrenkten Gewissens, eines schlechten Willens.

Dr. Jacks ist Rektor und Philosophieprofessor des von der unitarischen Religionsgesellschaft gegründeten Manchester College in Oxford. Die schöne reichhaltige Bibliothek dieser akademischen Studienanstalt strotzt von deutschen theologischen und philosophischen Werken in der Originalsprache und in englischer Übersetzung, sowie von den großen deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften. Man fragt sich kopfschüttelnd, warum Dr. Jacks seine Beobachtungen über „die deutsche Kultur“ und ihre Entartungserscheinungen nur auf die von ihm genannten unbedeutenden Werke gründete, da er doch so nahe an den wahren und tiefen Quellen der echten Kultur Deutschlands sich befand.

Auch Sir Henry Jones, Philosophieprofessor an der Universität Glasgow, liefert einen Artikel: „Warum wir kämpfen“.

Jones ist wohlbekannt mit der deutschen Philosophie, insbesondere mit Hegel (nach Edward Cairds Buch über Hegel) und beklagt tief den allgemeinen moralischen Niedergang in der politischen Entwicklung der zivilisierten Völker, sein eigenes nicht ausgenommen.

Vor allem aber mache sich dieser in Deutschland bemerkbar, und es sei jetzt Englands Pflicht, den Deutschen zu helfen, sich von der Gewalt der Illusion, daß „might is right“ frei zu machen. Die Deutschen hätten ihren Kaiser und ihren Nietzsche verdient; und auch das Volk als solches sei ver-

antwortlich für das jetzige Gemetzel infolge seiner schuldhaften Passivität und geringen Liebe zu innerer Freiheit. Die ethischen Lehren des Christentums habe man verworfen und an ihre Stelle den „Übermenschen“ gesetzt. Trotzdem enthielten die Lehren Nietzsches eine gewisse Wahrheit, z. B. die Leugnung der Tatsache, daß es ewige und unveränderliche sittliche Regeln und Ideale gebe, wie den Hinweis, daß die Moral eher in Selbstverwirklichung als in Selbstentäußerung bestehe. Allerdings müsse dies eine Selbstbehauptung auf der Basis einer unbegrenzten Selbstverleugnung sein. *Corruptio optimi pessima* ist der Schluß, den Jones nicht ohne Bedauern aus Deutschlands politischer und kultureller Entwicklung zu ziehen sich gezwungen sieht.

Gilbert Murray, Professor des Griechischen an der Universität Oxford, schreibt als überzeugter Pazifist voll echter Trauer seine Gedanken über den Krieg nieder. Ihm ist es vor allem darum zu tun, schon jetzt die Grundlinien für einen rechten Frieden aufzuzeichnen, den er mit heißer Inbrunst ersieht. Nicht Rache oder Demütigung oder Landerdiebstahl dürfe Platz greifen, wenn auch gewisse Grenzveränderungen vorgenommen werden mußten. Allerdings müsse ein Sieg Deutschlands verhindert werden, nicht weil die Deutschen schlecht seien, sondern weil ein deutscher Sieg im gegenwärtigen Zeitpunkt einen Sieg für „Blut und Eisen“ bedeuten würde.

Bismarck, Nietzsche und Bernhardt werden verantwortlich gemacht für militärische Befehle wie den, Nichtkämpfern die größte Summe von Leiden zu verursachen; den Frauen und Kindern nichts als ihre Augen zum Weinen zu lassen (Belegstelle wird nicht angegeben).

Auch selbst, wenn solche Befehle ausgeführt wurden, meint Gilbert Murray, dürfe man das deutsche Volk nicht hassen. Wer wisse, wieviele geheime Taten der Barmherzigkeit, selbst auf Gefahr des eigenen Lebens und gegen höheren Befehl in Louvain und Dinant getan worden seien? Die Deutschen seien keine Teufel; sie seien von Natur feine und gute Menschen, und einmal wurden sie aus ihrem ublen Traum erwachen.

Auch T. W. Rolleston in seinem Artikel über „Die Literatur und Politik im modernen Deutschland“ geht an Nietzsche nicht vorüber. Er nennt ihn einen Schriftsteller

„von titanischer Kraft“, dessen Botschaft vom „Gefährlich Leben“ gerade eine Antithese zu dem minutiösen bürokratischen Despotismus Preußen-Deutschlands gebildet habe. Seine Sozialphilosophie hatte in einem heftigen Individualismus bestanden; die Unterordnung des einzelnen unter die enorme politische Maschine in seinem Vaterland hatte er verabscheut. Trotzdem habe man aus seinen Ideen alles hervorgesucht und assimiliert, was in das Programm des deutschen Imperialismus hineinpaßte, das übrige beiseite lassend, so daß er doch eine Macht in Deutschland geworden sei; er, der sich selbst so gern für einen Slaven gehalten habe.

Der Philosophieprofessor in Cambridge, G. Dawes Hicks, der vier Jahre an einer deutschen Universität studiert hat und diese Zeit als „die fruchtbarste seines Lebens“ erachtet, schreibt über „Die deutsche Philosophie und die jetzige Krise“. Mit großer Begeisterung behandelt er Fichtes Tätigkeit zur Zeit der Franzosenherrschaft in Berlin, konstatiert mit Bedauern die Reaktion gegen den Hegelschen Idealismus in dem immer mehr Platz greifenden Materialismus und bedauert mit Windelband, daß das Zeitalter Bismarcks keine große Dichtung und keine adäquate Philosophie hervorgebracht habe. Das alte Ideal eines Kulturstaates sei mehr und mehr in den Hintergrund getreten, und Bismarcks Glaube an die brutale Macht hatte statt dessen Geltung gewonnen.

Lotzes ethischer Idealismus wäre einsam verhallt, während der pessimistische Voluntarismus Schopenhauers und von Hartmanns mehr mit ihrem Zeitalter im Einklang gewesen waren. Das Evangelium rastloser Anstrengung, eigensinnigen Entschlusses als der einen rettenden Grundtugend hatte sich ohne Schwierigkeit der Lehre vom blinden Willen, auf den das Prädikat „gut“ unanwendbar wäre, angepaßt.

In den Schriften Nietzsches sei der Voluntarismus in unmißverständlicher Weise von der Moral getrennt. Das Leben, als Wille zur Macht aufgefaßt, lasse als einzigen objektiven Wertmaßstab die Vitalität oder Stärke. Mitleid, Geduld, Demut, Hilfsbereitschaft würden als die Tugenden von Sklaven, die Werte der Erschöpften, dargestellt. Nietzsche, der „Immoralist“, erstrebe die Wiederherstellung des Egoismus der Menschheit; der Herrentugenden Stärke, Macht, Vorwärtsdrängen, Schönheit, Grausamkeit. Denn das Ziel der Menschheit sei nicht



das Durchschnittswohl der Menge, sondern Lebensfreude und Lebensstolz, erreichbar nur für die, welche nicht zögern, hart und skrupellos sich selbst bis zum äußersten zu erheben.

Allerdings, meint Hicks, seien die akademischen Philosophen keineswegs verantwortlich für „die narrischen Einfälle“ von Nietzsches „Dilettantismus“; viele von diesen hatten keine Mühe gescheut, die groben Widersprüche und Absurditäten desselben aufzuzeigen. Deutschland leide keinen Mangel an fähigen und glänzenden Männern von Geist. Dennoch bedeute der preussische Militarismus für die Bevölkerung die Erdrosselung und Stagnation der Kultur. Gehemmt und gehindert durch staatliche Oberaufsicht und Kontrolle, sei der einzelne der Freiheit und Initiative beraubt, die für die Entfaltung selbständiger Reflexion erforderlich seien. Dies ginge deutlich hervor aus den Schriften Euckens, Windelbands, Paulsens. Wenn der gegenwärtige Krieg, wie er hoffe, den ungeheuren militarischen Despotismus Deutschlands zertrummere, so würde doch die wahre Stärke und Macht des Volkes bestehen bleiben, und möchte es dann einen zweiten Fichte finden, der es zuruckrufe zu der Aufgabe, die es noch für den Fortschritt und das geistige Wohl der Menschheit zu erfüllen habe!

Es ist ersichtlich, daß Hicks, der aufrichtige Verehrer deutscher Philosophie und deutschen Geisteswesens, gerade Nietzsche nur flüchtig kennt und infolgedessen seine Philosophie stark unterschätzt, während er deren Einfluß wiederum zu hoch anschlägt. Anerkennenswert bleibt es, daß er in der Zeit der ersten Kriegsbegeisterung solche warmen und herzlichen Worte findet für „die freundliche Hilfsbereitschaft, die unermüdliche Unterstützung und Ermunterung“, die er von seiten deutscher Akademiker genossen habe. „Erfahrungen“, fügt er hinzu, „durch welche mein Leben unermesslich bereichert worden ist, und ohne welche es unendlich ärmer gewesen wäre.“

Der letzte Nietzsche-Artikel im Hibbert Journal ist aus der Feder des amerikanischen Professors William Mackintire Salter und behandelt Nietzsches Gedanken über Liebe und Mitleid. Der Verfasser geht in streng objektiver Weise ohne jegliche Bezugnahme auf Krieg oder Zeitgeist vor. Er erweist sich als gründlicher Kenner seines Gegenstandes und stützt seine Ausführungen auf die Werke Nietzsches selbst;

ja, die Zahl seiner Hinweise, die er zum Schlufs seines Artikels angibt, beläuft sich auf 111.

Wir finden diesen Artikel später in Salters Werk „Nietzsche the Thinker“ (London 1917) als XXII. Kapitel wörtlich wieder. Da dieses Werk aber, wie Salter im Vorwort mitteilt, in seinen wesentlichen Bestandteilen schon vor dem Kriege entstanden war, hat er das Kapitel offenbar aus dem Ganzen für das Hibbert Journal herausgenommen.

Unter den Männern, die schon vor dem Kriege eine öffentliche Rolle spielten und die sich mit Eifer an der sogenannten „Aufklärungsarbeit“ während des Krieges beteiligten, sind Sir Oliver Lodge, Professor der Physik und seinerzeit Rektor der Universität Birmingham, und Lord Cromer, der frühere Vizekönig von Ägypten, zu nennen.

Ogleich Naturwissenschaftler, hat Sir Oliver sich seit Jahren mit ethisch-religiösen Fragen beschäftigt und verschiedene Werke zum Zwecke der Versöhnung zwischen Wissenschaft und Religion veröffentlicht; auch gehört er der „Society for Psychical Research“ an und hat bekanntlich nach dem Verlust seines Sohnes Raymond im Kriege ein Buch geschrieben, in dem er behauptet, mit dessen Geist in psychischen Kontakt gekommen zu sein.

Im August 1915 veröffentlichte Sir Oliver sein Kriegsbüchlein „The War and after“, das bis Mai 1916 acht Auflagen erlebte. Dieses Buch beschäftigt sich vorwiegend mit Deutschland und sucht die Ursache und die Unvermeidlichkeit des Krieges in der materialistisch-militaristischen, unsittlichen und antichristlichen Haltung des deutschen Volkes, das sich durch seine falschen Propheten, d. h. seine Historiker und Philosophen, habe verführen und verderben lassen. Der Verfasser stützt sich bei seinen Darlegungen auf Werke wie „The Anglo-German Problem“ von Dr. Charles Sarolea, dem belgischen Professor an der Universität Edinburgh (1912), und auf Professor Crambs „Germany and England“ (1913). Aus eigener Anschauung oder eigenem Studium scheint er weder Land noch Leute zu kennen, auch verrät er mit keinem Wort eine Kenntnis der deutschen Sprache.

Die schädliche Wirkung von Nietzsches Philosophie wird in einem besonderen Kapitel durch Zitate aus „Die fröhliche Wissenschaft“, „Zarathustra“ und „Jenseits von Gut und Böse“

darzutun gesucht. Anders wie die Engländer, die „ihren eigenen, glänzenderen Nietzsche-Propheten“ mit Diskrimination zu lesen wußten (gemeint ist G. B. Shaw), schienen die Deutschen das Gesunde in Nietzsche beiseite gelassen und das Falsche und Verrückte angenommen zu haben. Die Hauptschuld liege bei dem Volke selbst, das aus diesen wahnwitzigen Ideen Nahrung gesogen habe, weil sie eben seinen unsittlichen Neigungen entgegengekommen seien.

Zwei Ideale stunden sich in diesem Kriege gegenüber, das englische Ideal einer Gemeinschaft befreundeter Staaten, die zusammenwirkten für das Wohl der Menschheit und den Fortschritt der Welt, und das preussische Ideal eines einzigen glorifizierten Staates, der alle andern beherrschen und ihnen despotisch seinen Willen, seine Gewohnheiten, seine Gelehrsamkeit und Kultur aufzwingen wolle. Jetzt heiße es nach den Worten des Propheten Elias die Wahl treffen: „Wenn der Herr Gott ist, so folget ihm; wenn aber Baal, dann folget ihm“; Frieden könne es nicht geben, bis die Propheten Baals ausgerottet und die Falschheit ihres Glaubens dargelegt sei.

Lord Cromer schreibt in der Wochenschrift „Spectator“ (20. 11. 15) einen Artikel über Nietzsche, betitelt „Ein ethischer Bilderstürmer“. Er legt demselben Professor Stewarts Buch „Nietzsche und die Ideale des modernen Deutschland“ (London 1915) zugrunde. Zunächst findet er es höchst befriedigend, daß Nietzsche gemäß dieser „hohen Autorität“ ein unfähiger Metaphysiker sei. Er besäße alle die Tugenden des Amateurs, insbesondere die der Raschheit sowohl wie die, ein Grundprinzip zu suchen, aus dem sich das ganze menschliche Betragen erklären liefse. Die Psychologie seiner Motivierungen sei ganz falsch. Selbst aus einer richtigen Psychologie, wie Stewart meine, könne keine Ethik automatisch folgen.

Es sei klar, fährt Lord Cromer fort, daß Nietzsches Lehren zu dem höchst merkwürdigen moralischen Zusammenbruch in Deutschland geführt hatten. Nur frage er sich, wo dieser seine Grenzen erreicht habe; sei die schamlose Verlogenheit der deutschen gelehrten Klassen und die Grausamkeit deutscher Soldaten darauf zurückzuführen? Einer der Zwecke dieses Krieges für England sei es, zu verhüten, daß die Philosophie Nietzsches eines der Hauptprinzipien würde, auf die

sich der Fortschritt und die Zivilisation der Menschheit gründen mußten.

Aus Obigem geht deutlich hervor, daß Lord Cromer ohne eigene Kenntnis Nietzsches und der deutschen Kultur überhaupt bloß Stewarts oberflächliches und leidenschaftlich einseitiges Buch zur Grundlage seiner Ausführungen gemacht hat, um den Krieg zu rechtfertigen.

In ähnlicher, nur noch viel heftigerer und gehässigerer Tonart sind die meisten Presseartikel während der ersten Kriegsjahre gehalten. Neben Wilhelm II. erscheint auch in ihnen überall Nietzsche als der Hauptschuldige. Nennenswert sind einzelne Aufgeklärte, die, wenn auch vergebens, dagegen ihre Stimme erheben. Professor A. E. Taylor im Glasgow Herald (4. 9. 14) weist darauf hin, daß Nietzsches Übermensch zweifellos nichts mehr als ein schöner Traum gewesen sei, und das Ideal des Zarathustra habe nichts mit dem preussischen Junker aus Blut und Eisen gemein. Seinen Kampf gegen die Herde habe er jedenfalls nicht mit Mordwaffen geführt, und wenn er Härte gefordert hätte, so habe er immer zuerst die Härte gegen sich selbst betont. In einem zweiten Brief eine Woche später fragt Professor Taylor, wenn man falsche Propheten züchtigen wolle, warum nicht Carlyle, der doch Friedrich II. irrthümlicherweise für einen Helden gehalten habe. Man hatte aber noch nicht gehört, daß die Brutalität des preussischen Junkers durch das Studium von Carlyles Rhapsodien zur Verherrlichung des Kriegshandwerks gezüchtet worden sei. Er selbst, weder ein Schüler von Nietzsche noch Carlyle, wisse, daß beide ein Studium erforderten und nicht durch leichtsinnige unnütze Anklagen erledigt werden könnten.

Der Freethinker (4. 10. 14) wendet sich scharf gegen ein in der Times (13. 9. 14) erschienenenes Gedicht, in dem Großbritannien und seine Verbündeten als eine Verkörperung Christi angesehen würden und Deutschland vermutlich als eine solche Nietzsches und des Antichrists. Nietzsche, der ein Pole gewesen, hätte seiner Herrenmoral einen individualistischen und nicht nationalen Charakter gegeben. Seine geringschätzige Meinung von der deutschen Kultur würde jedenfalls von den Lesern des Freethinker nicht geteilt, die sich der ungeheuren Schuld bewußt wären, die sie der deutschen Kunst, Wissenschaft und Philosophie verpflichte.

Im Manchester Guardian (9. 10. 14) protestiert Thomas Beecham, der bekannte Orchesterdirigent, dagegen, daß man Nietzsche, „diesen Gladiator wahrer Kultur“, der Deutschlands geistigen und moralischen Abstieg während der letzten Generation erkannt und gegeißelt habe, mit Mannern wie Bernhardi und Treitschke zusammenstelle. Auch er weist auf Carlyle hin, der doch solche starken amoralischen Typen wie Friedrich II., „den Zerbrecher von Bündnisverträgen, den verharteten Skeptiker, den unverbesserlichen Banditen“, als Helden verherrlicht habe.

Dagegen stimmen zeitgenössische Schriftsteller wie Hardy, Archer usw. in das allgemeine Verdammungsurteil über Nietzsche ein. Thomas Hardy drückt seine Meinung über Nietzsche und den Krieg in einem Brief an die Daily Mail vom 27. 9. 14 aus.

Wenn er vor drei Monaten gewußt hätte, daß irgendwelche Bewohner Europas ein solches Meisterstück wie die Kathedrale in Rheims unter irgendwelchen Umständen beschädigen wurden, wurde er es für unglaublich gehalten haben.

Vielleicht sei die angerichtete Verwüstung doch nur versehentlich oder gegen die Befehle der höheren Offiziere angerichtet worden. Dies sollte man unwiderleglich feststellen, denn davon hänge die Frage ab, ob „die deutsche Zivilisation“ für immer ein Sprichwort werden sollte. Würde es sich herausstellen, daß es eine vorher beschlossene Zerstörung als Anschauungsunterricht für den „Willen zur Macht“ der herrschenden Klasse gewesen wäre, so ginge daraus hervor, was für ein unheilvoller Schaden der einst an Ruhm und Adel großen Nation durch die Schriften Nietzsches und seiner Schüler (sic) Treitschke und Bernhardi zugefügt worden sei.

Es gäbe offenbar in der Weltgeschichte kein anderes Volk, das so durch einen einzigen Schriftsteller demoralisiert worden sei, dazu noch einen, der gar kein echter Philosoph gewesen, sondern an Megalomanie gelitten habe. Es sei schwer zu verstehen, wie die tieferen Denker in Deutschland und sonstwo durch die bombastische Dichtung — eine Art poetischer Prosa — geblendet worden seien, um nicht die Irrtümer und aus dem Stegreif gegriffenen Voraussetzungen Nietzsches als solche zu erkennen. Seine Postulate über das Leben hätten

keine Beziehung zur Wirklichkeit; dennoch hatten sie die folgerichtige Philosophie von Kant und Schopenhauer wenigstens für die Gegenwart verdunkelt.

Der bekannte Literaturhistoriker William Archer schreibt am 3. 10. 14 einen nicht unedlen öffentlichen Brief an Gerhart Hauptmann, den er immer als Meister verehrt habe. Es bereite ihm tiefen Schmerz, Hauptmann unter den Verteidigern des deutschen Treubruchs gegenüber Belgien zu finden. Der üble Geist Zarathustras scheine ihn und seine Volksgenossen ergriffen zu haben und lasse ihnen die Invasion Belgiens als die höchste Form der Nietzscheschen Nächstenliebe erscheinen. Der Romanschriftsteller Israel Zangwill schreibt, an Milton anknüpfend, über „Deutschlands Sünde des Ungehorsams“ in der Daily Chronicle (6. 10. 14). Deutschlands Größe habe bisher auf geistigem Gebiet gelegen, und auf diesem habe es England stets geschlagen ... Warum wolle es denn die Welt herausfordern zu einem Wettkampf auf einer viel niedrigeren Stufe? Stolz auf seine Pseudophilosophie habe es „man's first disobedience“ wiederholt, und es wurde für die Menschen kein Paradies wieder geben, bis sie gelernt hätten, einem echteren Philosophen als Nietzsche zu folgen.

Auch der 'Poet Laureate' St. Bridges ermunterte in einem Briefe an die Times (9. 9. 14) seine Volksgenossen zum Krieg gegen die Deutschen, die von ihren geistigen Führern, insbesondere Nietzsche, belehrt worden seien, daß das Gesetz der Liebe albern und nutzlos, dagegen brutale Kraft und Grausamkeit nützlich zur Erreichung des vorgesetzten Zieles seien ...

Ihm tritt Levy in einem Eingesandt an The New Age (24. 9. 14) mit unverfrorenem Mut und boshafem Humor entgegen. Es wäre freilich etwas spät am Tage, den lorbeergekronten Dichter über seinen ungekrönten Kollegen, den Dichter von Weltrang, den unsterblichen Nietzsche, zu belehren. Offenbar hätte St. Bridges durch Levys Übersetzung eine so merkwürdige Meinung von Nietzsche erhalten, bei deren Bildung freilich seine eigene Geistesart mitgewirkt haben mußte. Diese wolle er, Levy, keineswegs ändern, aber wenn der lorbeergekrönte Dichter wirklich meine, daß die Engländer für die heilige Sache der Menschlichkeit und die Deutschen für den Teufel und all seine Werke

kämpften, so müsse er doch die Frage stellen, ob der Dichter als guter Christ überhaupt kämpfen dürfe. Nietzsche werde verurteilt, weil er klar erkannt habe, daß das Christentum den Krieg verbiete und damit den Soldaten, Richtern, Patrioten, und habe aus diesem Grunde auf solche unmögliche Religion verzichtet. Tolstoi, den St. Bridges Nietzsche als Gegenpapst gegenüberstelle, habe wohl denselben Antagonismus zwischen Krieg und Religion erkannt, aber den Krieg verworfen und den Frieden und Christus erwählt. Der 'Poet Laureate' wolle aber beiden sich widersprechenden Werten gleichzeitig dienen, "to eat his cake and have it". Er solle sich seinen Standpunkt daher noch einmal überlegen, und Levy zweifle nicht, daß er als braver Patriot das Christentum aufgeben und zu den Nietzscheanern übergehen werde, die ihn mit offenen Armen zu empfangen bereit wären.

Am 5. 4. 1917 bringt auch das Times Literary Supplement einen Brief von Levy, und zwar aus Genf, wohin er sich 1915 als Staatenloser begeben hatte. Diesmal macht er es sich zur Aufgabe, nachdem die Agitation gegen Nietzsche verebbt ist, auch Treitschke gegen den Vorwurf des einseitigen Nationalismus zu rechtfertigen. Dieser habe in einem Brief an Dr. Hans Blum nach Empfang von dessen Buch über Bismarck am 6. 12. 1893 geschrieben: „Ich stimme herzlich allem, was Sie sagen, zu. Obwohl ich in einigen Dingen vielleicht noch konservativer bin als Sie, so muß ich doch bekennen, ich urteile über die jetzige geradezu herostratische Regierung noch viel härter.“

Seinem übernationalen Standpunkt während des Krieges hat Levy in einem kleinen Aphorismenbuch<sup>1)</sup>, in dem sich Ironie und Witz, Scharfsinn, Bosheit und Unverfrorenheit die Hand reichen, Ausdruck zu geben versucht. Das Buch erhielt eine starke Abfuhr im Berner Bund (15. 4. 17). Auch seit Beendigung des Krieges hat er verschiedene Gelegenheiten ergriffen, durch Briefe an englische Zeitungen das Interesse für Nietzsche wachzuhalten. Eine Auswahl von Nietzsches Briefen hat er, wie schon erwähnt, 1921 erscheinen lassen und eine neue Ausgabe der Werke 1924. Auch in Zukunft

---

<sup>1)</sup> Kriegsaphorismen für Europäer oder solche, die es werden wollen. Ein Versuch zur geistigen Mobilisierung Zürich 1917.

wird er zweifellos weitere Übersetzungen veranlassen. Eine gewisse, wenn auch noch so oberflächliche „Popularität“, wie während der ersten Kriegsjahre, wird Nietzsche voraussichtlich nie wieder in den angelsächsischen Ländern erlangen. Wie wenig er selbst damals von dem Durchschnittspublikum gelesen wurde, zeigt die Zeitschrift *Nation and Athenaeum* (4. 3. 22) durch eine Benutzungstabelle einer Londoner öffentlichen Bibliothek.<sup>1)</sup>

Allerdings flammte das öffentliche Interesse für den Philosophen noch einmal auf in dem sogenannten Affenprozefs in Dayton, Tennessee, U S. A., in dem der frühere Staatssekretär Bryan mit ungeheurer Leidenschaftlichkeit sowohl gegen die Evolutionslehre wie den verderblichen Einfluß Nietzsches plädierte und großen Widerhall fand mit dem Hinweis, daß seinerzeit der Anwalt der jungen Millionärssöhne, die einen Mord begangen hatten, diese durch die Lektüre der Werke Nietzsches zu entschuldigen suchte.

Wir haben also im letzten Grunde das plötzliche und heftige Interesse für Nietzsche in der englisch sprechenden Welt, wie auch in minderem Grade in Belgien und Frankreich, als das Produkt einer Kriegspsychose anzusehen, die in der Presse zu einem ganz bestimmten Zweck künstlich entfacht und genährt wurde, und zwar insbesondere in den ersten beiden Kriegsjahren, bevor der Militärdienstzwang Gesetz geworden war. Im Verein mit den Berichten über deutsche Greueltaten in Belgien dienten die Angriffe auf Nietzsche dazu, das englische Publikum von der deutschen Unmenschlichkeit zu überzeugen. Daß die britischen Philosophen und Psychologen, die doch zum mindesten Nietzsche manche Anregung verdankten, mit wenigen Ausnahmen diesem Unfug nicht ernsthaft zu steuern versuchten, ist wohl nicht so sehr ihrem Mangel an gutem Willen als dem Umstand zuzuschreiben, daß sie aus ungenügender Kenntnis der deutschen Kultur und fast gänzlicher Unkenntnis der deutschen Sprache die Bedeutung Nietzsches noch selbst keineswegs erfaßt hatten. Daß aber seitdem diese Erfassung im Wachstum begriffen ist, geht aus den verständnisvollen Rezensionen hervor, die den ersten Banden

<sup>1)</sup> Im Jahre 1914 sind Nietzschebücher achtmal entliehen worden, 1915: 21mal, 1916: 6mal, 1917: 6mal, 1918: 7mal, 1919: 1mal, 1920: 2mal, 1921: 5mal.



von Charles Andlers großem Werk »Nietzsche, sa vie et sa pensée« zuteil geworden sind.

### Aufnahme Nietzsches in philosophischen Fachkreisen.

Wenden wir uns jetzt zu der Vorkriegszeit zurück, um die Aufnahme Nietzsches in philosophischen Fachkreisen zu betrachten, so finden wir die erste wertvolle Auseinandersetzung mit ihm in einer längeren Abhandlung von A. Seth Pringle-Pattison, der Professor der Philosophie an der Universität von Edinburgh war.

Die Schrift, betitelt "The Life and Opinions of Friedrich Nietzsche", erschien in ihrem ersten Teil zuerst in Blackwoods Magazine, Oktober 1897, in ihrem zweiten Teil in "The Contemporary Review", Mai 1898. Dann ist sie in dem Gesamtwerk "Man's Place in the Cosmos" im Februar 1897 und im Oktober 1902 erschienen.

George Saintsbury (früher Professor der englischen Literatur an der Universität zu Edinburgh), erteilt dem Essay ein hohes Lob im dritten Band von seiner "History of Criticism", p. 581 (Edinburgh 1906), indem er behauptet, daß es wahrscheinlich keinen gesünderen und gerechteren Beitrag „zu der Umnietzschung Nietzsches aus einem Verhängnis zu einem verständlichen Phänomen“ gebe als besagten Essay.

Pringle-Pattison hat den Vorzug vor den meisten britischen Gelehrten, ein genauer Kenner der deutschen Sprache und Philosophie zu sein. Er ist vertraut mit dem einstigen Nietzschekult in Deutschland und Frankreich und stellt demgegenüber fest, daß die Kenntnis Nietzsches in England noch recht gering sei und auf den ersten beiden Bänden der Übersetzung von Alex. Tille (die bekanntlich nicht weitergeführt werden konnte) beruhe, sowie auch auf den krassen Ausfällen von Max Nordau.

Es wäre aber ein letzthin öfters behandeltes Thema des landläufigen Journalisten geworden, und aus diesem Grunde fühle er sich bewogen, das Thema selbst, und zwar mit größerrer Präzision zu bearbeiten, "in the belief that, however preposterous Nietzsche's theories may be his conclusions and the steps by which he reached them form an instructive chapter of the history of ideas".

Es folgen dann kurze Angaben über Nietzsches Leben, die auf den zwei ersten bis dahin erschienenen Bänden der Biographie von Frau Förster-Nietzsche beruhen. Sie werden mit der Bemerkung eingeleitet, daß schwesterliche Liebe für einen angebeteten Bruder als Entschuldigung für die Menge der angeführten Einzelheiten einer keineswegs bemerkenswerten Kindheit und Jugend anzusehen sei. Die erste Bekanntschaft des Funfzehnjährigen mit Sternes „Tristram Shandy“ und seine Notiz darüber im Tagebuch wird als „rather quaint“ bezeichnet.

Nietzsches zunehmende antidemokratische Haltung wird auf eine physische Verwöhntheit, Eigenheit und Überempfindlichkeit des Geruchssinnes zurückzuführen gesucht.

Sein Verhältnis zu Wagner, gekennzeichnet durch die wundervollen Worte in „Ecce Homo“ und die im selben Jahre geschriebene wilde Schmahschrift „der Fall Wagner“ machten es klar, daß Maß und kritische Gerechtigkeit Eigenschaften seien, die wir nicht zu erwarten hätten von einem Menschen, der solcher heftigen plötzlichen Umschläge von unmäßiger Liebe zu sprühendem Haß fähig wäre.

Die „Unzeitgemäßen“ werden mit Anerkennung behandelt.

In Nietzsches zweiter Schaffensperiode wird dessen Bekanntschaft (durch Paul Rée vermittelt) mit den englischen Utilitariern, Evolutionisten und Psychologen hervorgehoben und die Tatsache festgestellt, daß er sie einmal in einem Brief an Rée als den einzigen guten philosophischen Umgang nenne, den es jetzt gebe, und daß das Wort Englisch für ihn noch einen durchaus lobenswerten Sinn habe, welchen er sogar auf Schopenhauers „harten Tatsachensinn, seinen guten Willen zu Helligkeit und Vernunft“ anwende.

In der Beurteilung von „Menschliches Allzumenschliches“ pflichtet der Verfasser Frau Andreas-Salomés Urteil bei, daß das Buch einerseits zeige, was Nietzsche in seiner neuen Schule gelernt habe, andererseits seine persönliche Entwicklung aufdecke durch die bitteren Angriffe auf seine früheren Idole. Auch Frau Wagners abfällige Beurteilung des Buches wird mit Zustimmung erwähnt. Die „Morgenrote“ und „Fröhliche Wissenschaft“ werden hauptsächlich mit Rücksicht auf ihren Stil behandelt.

Dem „Zarathustra“ steht der Kritiker mit sehr geteilten Empfindungen gegenüber.

Zu dem Ausspruch: „Wenn es Götter gäbe, wie könnte ich es ertragen, kein Gott zu sein? Darum gibt es keine Götter“, bemerkt er ironisch, daß Nietzsches wahnsinniger Willensstolz vielleicht einen unübertroffenen Ausdruck in diesem Syllogismus finde, der ein logisches Juwel sei. Er habe darin halb trotzig, halb unwillkürlich den intensiven und grenzenlosen Egoismus offenbart, der ihn später in Stücke zerschmetterte.

Ogleich der Rezensent die prachtvolle Sprache einiger Stellen ruht, will er das Werk nicht als künstlerisches Ganzes gelten lassen. Die Menge direkter Ermahnungen und Diskussionen ständen in keinem Verhältnis zu dem sie umschließenden Rahmenwerk von Episode und Allegorie. Zarathustra selbst werde zur bloßen Gliederpuppe, und der Archaismus und die dichterische Höhe der Sprache hörten schließlich auf angemessen zu sein und würden monoton. Außer diesen künstlerischen Fehlern würden die meisten Leser noch einen Mangel an Gesundheit und Kohäsion bemerken.

Dennoch zeige der Zarathustra noch Maß und Selbstbeherrschung, wie sie die späteren Werke vermissen ließen, in denen Anklage zu schändlicher Schmähung würde, und in denen die hysterische Heftigkeit, mit der er sich auf die größten Namen und Ideale der menschlichen Geschichte stürze, nichts so sehr ähnele als der kraftlosen Wut eines ungezogenen Kindes.

Die Überschriften der verschiedenen Bücher seines geplanten Magnum Opus seien allein dem Stile nach ein Stück anmaßender Herausforderung. Und was für ein wahnsinniger Egoismus stecke in den letzten Urteilen des „Antichrist“!

Schließlich bringt der mehrfache Gebrauch des Wortes „Verachtung“ für Nietzsches Verhältnis zur Mitwelt den Verfasser zu der Überzeugung, daß solche zerrütteten Äußerungen als die Vorläufer und Symptome der wachsenden zerebralen Spannung anzusehen seien, die zuletzt sich in geistiger Umnachtung entladen sollte.

Im zweiten Abschnitt seines Aufsatzes wendet sich Pringle-Pattison einer Gesamtkritik von Nietzsches Philosophie zu.

Er gibt deren Entwicklung in klarer, sachgemäßer Weise, um zum Schluß zu einer völligen Ablehnung zu gelangen.

Der Gedanke von zwei diametral entgegengesetzten Moralsystemen sei gänzlich unhaltbar. Die beiden Gattungen von Tugenden, insoweit sie überhaupt moralische Eigenschaften darstellten, zerstörten nicht, sondern ergänzten einander. Das neuzeitliche Ideal strebe soweit wie möglich nach einer Verbindung der Vorzüge heidnischer und mittelalterlicher Tugend. Nietzsche aber halte fest an der abstrakten Antithese der beiden Systeme, bis er, angestachelt durch seinen Haß des Christentums damit ende, die Raubgier des Raubtieres als die Basis, wenn nicht als das Wesen aller „edlen“ Tugend zu feiern.

Wenn dieser Punkt erreicht sei, dann könne freilich ein fundamentaler Gegensatz nicht mehr geleugnet werden, aber es sei der Gegensatz zwischen einem moralisch beherrschten (d. h. menschlichen) Leben und dem bloßen Tierleben von Instinkt und Kraft. So werde der biologische Maßstab grundlegend für Nietzsche, die Physiologie das Kriterium des Wertes für alles Menschliche, ob Kunst, Kultur oder Religion.

Aber gerade das Gegenteil entspreche den Tatsachen. Das menschliche Leben bedeute in erster Linie die Befreiung von dem Zwang der Instinkte; die Beherrschung und Leitung der Instinkte durch ein seiner selbst bewußtes Wesen zugunsten eines größeren und mehr dauernd befriedigenden Zieles. Wenn auch Dr. Alexander Tille in der Einleitung zu seiner Zarathustra-Übersetzung und in seinem Buch „Von Darwin bis Nietzsche“ (Leipzig 1895) nachzuweisen gesucht habe, daß Nietzsches neue Moral eine folgerichtige Anwendung der Darwinschen Theorie von der natürlichen Auslese auf die ethische und soziale Wissenschaft sei, so habe ja Nietzsche selbst, der in seiner späteren Zeit der Selbstvergötterung sehr ungern irgendwelche geistigen Verpflichtungen anerkannte, die Lehre Darwins kritisiert und deren Urheber wie sein ganzes Volk intellektuelle Plebejer gescholten. Freilich hätte der „Kampf ums Dasein“ wie der „Wille zur Macht“ das eine gemeinsam, nämlich die Selbstbehauptung der Starken auf Kosten der Schwachen als Natur- und Moralgesetz. Nietzsche könne daher das seltene Verdienst der Folgerichtigkeit (wenigstens der logischen) für sich in Anspruch nehmen.

Hand in Hand mit dieser Raubtierethik gehe die Leugnung der Gültigkeit des Unterschiedes zwischen dem Wahren

und Falschen. Die Wahrheit sei nach Nietzsche die letzte Illusion des Metaphysikers, das letzte zu überwindende Vorurteil. Der Glaube an die Wahrheit sei ein Hilfsmittel der Natur zur Erhaltung eines lebenden Wesens oder zur Vervollkommnung der Gattung. Was also physiologisch nötig sei zur Erhaltung des Lebens, nannten wir wahr.

Man müsse es Nietzsche hoch anrechnen, daß er die intellektuelle Einsicht und den Mut zu diesem Schluß besessen habe. In Wahrheit aber sei es eine „*reductio ad absurdum*“, denn wo es kein Kriterium der Wahrheit gebe, höre alles Philosophieren auf. Nietzsches Erkenntnistheorie aber sei schon in den Lehren des Protagoras vorweggenommen, die von Plato im Theätet bekämpft wurden, ebenso wie seine Ethik im Gorgias.

Professor Pringle-Pattisons Essay, der für den Nietzschekenner nichts Neues bringt, gilt in England noch heute als eine der besten Darlegungen von Nietzsches Philosophie. Sie hat das große Verdienst, dem gebildeten englischen Publikum zum erstenmal einen objektiven Einblick in die Lehren Nietzsches ermöglicht zu haben.

Freilich haftet der Darstellung eine gewisse Nüchternheit an. Nietzsche wird weder als Künstler noch als Denker in seiner Tiefe erfaßt. Ebensowenig als Mensch. Dies liegt zum Teil daran, daß, wie schon erwähnt, dem Verfasser noch nicht der dritte Band von Frau Förster-Nietzsches Leben zur Verfügung stand, ebensowenig die Briefe. Und die größeren deutschen Werke über den Philosophen waren noch ungeschrieben.

Die heftigen, zum Teil unbilligen und maßlosen Ausfälle des deutschen Philosophen beleidigen das puritanische Empfinden des britischen Professors, weil ihm niemals der ganze Nietzsche gegenwärtig ist; der Zartempfindende, der sich im prophetisch-priesterlichen Wahrheitseifer Verzehrende, der in der Agonie seiner physischen und geistigen Leiden täglich Sterbende!

In der elften Auflage der „*Encyclopaedia Britannica*“ (London 1910—11) findet sich eine Behandlung Nietzsches in einem längeren Artikel über Ethik von dem Dozenten der Philosophie und Pfarrer H. H. Williams, der auf Grund seiner religiös-ethischen Einstellung zu einer bündigen Ablehnung gelangt.

Nietzsche wird zu dem ersten europäischen Denker gemacht, der die evolutionistischen Grundsätze in der Ethik auf ihre logischen Schlüsse gebracht habe. Ihm sei es klar gewesen, daß die evolutionistische Ethik eine Umwertung aller Werte, eine Entmoralisierung der gewöhnlichen Moralität bedeute. Er habe freimütig die Verherrlichung animalischer Stärke, überlegener Schlaueit und aller für den erfolgreichen Kampf ums Dasein nötigen Tugenden anerkannt. Als Physiologe habe er seine Wertmaßstäbe der Physiologie entnommen, und obgleich er damit die altruistischen Tugenden einerseits aus der Welt geschafft habe, verlange er doch wiederum Selbstverleugnung zur Wegbereitung für den höheren Menschen der Zukunft. Die christlichen Tugenden sollten aufgehoben werden, weil sie ihrem Charakter nach antisozial seien und der Hervorbringung des stärksten menschlichen Typus entgegenwirkten. Es liege aber ein Widerspruch darin, einmal die Abschaffung aller altruistischen Tugenden zu fordern und trotzdem an den sittlichen Instinkt in den Menschen zu appellieren, der sie willens mache, ihre engen Selbstinteressen dem höheren Wohle der Gesellschaft zu opfern.

So liefere Nietzsches System seine eigene Widerlegung. Denn keine Philosophie, welche den Lauf der Geschichte travestiere und die moralischen Fakta verzerre, werde trotz allen Glanzes sich dem gesunden Urteil der Menschen empfehlen.

Auch entpuppten sich die Begriffe von Stärke, Macht und Herrschertugend bei näherer Betrachtung als ebenso relativ und unbefriedigend als andere von evolutionistischen Grundsätzen abgeleiteten Kriterien sittlichen Handelns, denn die Menschen erstrebten Stärke und Macht nicht als Endziele, sondern als Mittel zu solchen. Am überzeugendsten wirke Nietzsche, wenn er den Übermenschen als Idealmenschen nicht näher definiere. Sobald er dies jedoch tue, sinke der Übermensch zum Tier herab, und die Trennungslinie zwischen der Menschen- und Tierwelt, aus welcher der Mensch sich erhoben habe kraft seiner Macht des Selbstbewußtseins und der Selbstkritik, werde ausgelöscht.

Einen gehaltvollen Artikel von einem Philosophen von Fach bringt viele Jahre später die „Quarterly Review“ (Januar 1913) aus der Feder des Oxford-Pragmatisten F. C. S. Schiller. Er beginnt damit, festzustellen, daß der deutsche Philosoph

die Aufnanme seiner Werke durch Selbstüberschätzung und Maßlosigkeit präjudiziert hatte. „Ecce Homo“ sei ein toller Versuch, sich selbst zu annoncieren, mit Anzeichen von Megalomanie. Als psychologische Autobiographie lasse es das Rätsel seiner Persönlichkeit ungelöst.

Wenn man Nietzsche als Philosophen ernst nehmen wolle, müsse man seinen Beitrag zur Moral und Erkenntnis prüfen. Der erstere sei mehr berühmt, der letztere aber mehr bedeutend und sichere Nietzsche einen permanenten Platz in der typischen Entwicklung modernen Denkens.

Als Antichrist könne man Nietzsche zwar nicht ernst nehmen, denn Religionen könnten nicht durch Dialektik aus der Welt geschafft werden, da sie in den Notwendigkeiten des Lebens verwurzelt seien.

Sein Immoralismus sei sehr übertrieben worden. Er stelle eine Seite seiner Umwertungstheorie dar, und diese sei eine wertvolle Idee, mit der uns vertraut gemacht zu haben, Nietzsches Verdienst sei. Die Entdeckung des Wertproblems wäre wahrscheinlich die größte philosophische Errungenschaft des 19. Jahrhunderts; seine Entwicklung interessant, indem der Pessimismus und sein Konflikt mit dem Optimismus zu der Frage geführt hätten, wie dieselben Tatsachen durch unsere Haltung beeinflusst würden.

Dies habe zur Erkenntnis der Antithese von Tatsache und Wert geführt, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland entstanden und in der Theologie von Ritschl Ausdruck gefunden habe. Es wurde erkannt, daß die Tatsache etwas anderes sei als ihre Bewertung. Dieselben Tatsachen könnten verschieden gewertet werden und so ihre menschliche Bedeutsamkeit ändern. Solches Werten aber sei Schaffen, wie Nietzsche erkannt habe (Zarath. p. 67). In der Kunst, Moral und Religion sei die menschliche Bewertung das Wichtigste.

Aber diese Antithese von Tatsache und Bewertung ist für Schiller zuletzt doch nicht haltbar, weil die Tatsachen der Wissenschaften auch von Werturteilen durchdrungen seien, welche man als besondere menschliche Beifügung ansehe. Aber jede Beurteilung einer Tatsache müsse zur Würde der Tatsache vor andern erhoben worden sein, weil sie für wertvoller als die andern gehalten wurde. Eine menschliche Bewertung

sei also in jedem Urteil verborgen und daher ende das Argument in einem gründlichen „Humanismus“.

Nietzsches Analyse wäre nicht ganz soweit gegangen. Er habe zwar eine Umwertung in der Kunst erlebt, denn Wagners Musik hatte sich als Musik der Zukunft durchgesetzt, und er möge den Begriff der Umwertung daher bekommen haben, aber er habe seine eigenen Kräfte überschätzt und die Häufigkeit solcher Umwertungen unterschätzt. Umwertungen fanden rings um uns immerfort statt; in diesem sozialen Kampf sich widersprechender Werte gingen immer Veränderungen vor sich.

Dies sei wahr sogar innerhalb einer bestimmten Sphäre von Werten, z. B. im Christentum, das die Askese und das Mönchsleben nicht mehr so hoch werte wie einst. Dazu komme, daß nach vielen, nicht formulierten Werten gehandelt werde, während andere wieder nur dem Namen nach geschätzt würden. Der stärkste Beweis der Aufrichtigkeit aber liege im Handeln gemäß einer erkannten Wertschätzung.

Nietzsches Lehre von der Umwertung sei daher wahrer als er es selbst gedacht habe. Es sei leichter und auch zugleich schwerer, Werte umzuwerten, weil es ihrer so viele gäbe, moralische, ästhetische und prudentielle, und viele Handlungen könnten in verschiedener Weise klassifiziert werden.

Die chinesische Ethik erscheine bloß als eine Sammlung von Etikettévorschriften, während die griechische mehr auf dem Gefühl für das Schöne als auf dem Pflichtgefühl beruhe. Die Ethik des Übermenschen hätte darum nicht nur einen Feind, sondern eine bestimmte Menge von Feinden zu bekämpfen, je nach den verschiedenen Menschentypen. Die christliche Moral sei nie die einzige gewesen, sondern hätte immer mit anderen kämpfen müssen.

Wäre es Nietzsche klar gewesen, wieviele Ehren- und Eigentums- und Etikettévorschriften es bei den verschiedenen gesellschaftlichen und militärischen Kasten gäbe und was für wechselnde Regeln in Geschäfts- und Berufsmoral, so hätte er nicht zuviel Hoffnung auf den Erfolg seiner besonderen Umwertung gesetzt. Auch sei seine Umwertung nicht so neu, wie er meine, Kraft und Gewalt wären immer im Handeln angewendet worden, ohne viel Redens davon zu machen. Es sei ein Wahn des akademischen Intellektualismus, daß nichts wirklich sei, was nicht im Druck erschienen.



Man dürfe aber vom Theoretiker, also von Nietzsche, eine deutliche Erklärung seines Begriffs der „Stärke“ fordern, d. h. der Herrentugenden, für die das Glück von Millionen geopfert werden solle. Sei diese Stärke physisch oder auch moralisch? Seien die Starken diejenigen, die die Macht haben, oder die, die sie haben sollten?

Diese Frage werde schon in Platos „Republik“ behandelt, wo Thrasymachus darauf hinweise, daß die Moral den Schwachen von den Starken auferlegt werde in ihrem eigenen Interesse. Auch der Darwinsche Begriff von Tauglichkeit sei strittig. Seien die tatsächlich Überlebenden tauglich oder die, welche in einem idealen Leben sich durchsetzen würden? Im ersteren Falle wäre das Überleben der Tauglichsten eine Tautologie; in letzterem Falle suchten wir von der Natur eine heimliche Zustimmung zu unserem menschlichen Ideal von Tauglichkeit zu erlangen. Der Darwinismus entziehe sich dieser Dialektik dadurch, daß er auf dem konkreten Studium wissenschaftlicher Tatsachen bestehe und frage, vermöge welcher Tatsachen erhalte sich etwas am Leben, also die biologische Analyse von der ethischen trenne.

Diese Trennung mache Nietzsche nicht. Er habe die volle Bedeutung des Darwinismus nicht verstanden, welcher nur langsam in die literarischen Kreise Deutschlands eingedrungen sei.

Er setze seinen Willen zur Macht dem Kampf ums Dasein entgegen und mißverstehe die natürliche Auslese, die er mit Entwicklung verwechsle, und begreife nicht die Grundtatsache, daß morphologische Degeneration gerade eine bessere Anpassung sein könne, wie z. B. in dem Parasitismus von *Sacculina* (W. z. M., Aph. 684—85). So gebe er keine unzweideutige Erklärung, was er unter „Stärke“ verstehe. Zum Teil sei es physische, zum Teil intellektuelle Stärke (z. B. die Schlaueit des Priesters).

Nach Aph. 864 im W. z. M.: „Warum die Schwachen siegen“, heiße es: „Die Starken sind hinterdrein schwächer, willenloser, absurder als die durchschnittlich Schwachen“. Dies lasse nicht viel übrig von Nietzsches Verteidigung des Starken. Man solle daher Nietzsche korrigieren durch eine wissenschaftlichere und Darwinsche Definition von Stärke. Stärke sei jede Eigenschaft, die zum Überleben beitrage, selbst die Lenksamkeit

und Dummheit der Massen. Also moralische Eigenschaften könnten nicht ausgeschlossen werden aus dem Begriff Stärke, und in jedem Moralsystem wurden die Werte anerkannt, die zum Allgemeinwohl beitragen. Christliche Demut aber helfe mehr zum Überleben als zu großer Stolz.

Nietzsche aber habe eine noch konkretere Beweisführung. Er behaupte, Demut und Mitleid seien vom biologischen Standpunkt aus gefährlich als Phänomen der Dekadenz. Hierfür habe aber Nietzsche ja ein Allheilmittel gezeigt, der Übermensch, der ideale menschliche Typus, werde entstehen, wenn der Mensch wissenschaftlich und systematisch sich der Entwicklung zuwende (Eugenik).

Nietzsches Vorliebe für die Aristokratie sei biologisch zu rechtfertigen, da der Fortschritt durch die wenigen komme, die Neues zu schaffen imstande sind. Dies bedeute nicht, daß demokratische Institutionen aufzugeben seien, sondern wolle nur sagen, daß die Menschen ungleich seien in verschiedener Weise.

Nietzsches Antwort auf Schopenhauer sei um so instruktiver, weil sie zunächst gar keine zu sein scheine. Nietzsche leugne weder den Willen zum Leben, den er zum Willen zur Macht umdeute, noch das Schmerzvolle des Lebens. Trotzdem bejahe er das Leben und stempelte die verneinenden Tendenzen zu Beweisen von Dekadenz.

Dies sei zwar keine rationelle Widerlegung, aber um so besser. Nietzsche habe gesehen, daß der Glaube an das Leben das Produkt des Instinkts sei, des Willens zum Leben, und der Optimismus sei daher nicht eine reine Reflexion über Dinge, sondern eine Haltung des Willens. Der Pessimismus bedeute Schwachung des Instinkts und sei daher ein Anzeichen von Degeneration; ihn zu bekämpfen, müsse der Wille gestärkt werden. Dies Mittel möge nicht genügen, aber es bestätige die moderne Kritik des Rationalismus in scharfster Weise. Die Biologie habe es klargemacht, daß der Verstand ein verhältnismäßig später Ankömmling im Reich des Lebens gewesen sei, das bis dahin ganz vom Instinkt beherrscht war; und im Grunde lebten wir noch von uneren Instinkten, und der Verstand sei nur das Instrument, mit dem wir die Mittel zu unserem Zweck berechneten und verfeinerten, und sei wie all unsere Fähigkeiten dem Gesetz der natürlichen Auslese

unterworfen. Er würde nie entwickelt worden sein, wenn er nicht eine nützliche Waffe im Kampf ums Dasein gewesen wäre. Die Wissenschaft scheine also Hume recht zu geben, wenn er erklärte: "Reason is, and ought to be the slave of the passions".

Mit dieser Behauptung Humes beginne die bedeutsamste Entwicklung der modernen Philosophie, in der Nietzsches Erkenntnistheorie einen bestimmten und wichtigen Platz einnehme. Hume habe eine große Entdeckung gemacht, als er gesehen habe, daß die Kausalität etwas von uns den Erscheinungen Hinzugefügtes sei. Hier sei zum erstenmal daran gezweifelt, daß die Funktion des Geistes bloß in der Wiedergabe der Wirklichkeit bestehe. Kants Ausdeutung von Humes Entdeckung, daß die Kausalität eine apriorische Kategorie sei, wurde Humes Skrupeln nicht beseitigt haben. Durch Kant sei, wie Nietzsche in der zweiten „Unzeitgemäßen“ sage, die Wahrheit selber zum Problem geworden. Nietzsche schreibe diese seine eigene Beobachtung zu unrecht Schopenhauer zu, der wie alle Nichtkantianer ein dogmatischer Metaphysiker gewesen sei, denn er selber habe entdeckt, daß die intellektuellen Werte ebenso angreifbar seien wie die moralischen, und habe deshalb die islamische Formel zitiert: „Nichts ist wahr, alles ist erlaubt“.

Erst im „Willen zur Macht“ entwickle Nietzsche eine bestimmte Erkenntnistheorie aus zwei Beobachtungen: 1. daß die Wahrheit der Fiktion verwandter sei als der Reflexion, und 2. daß sie mehr Verbindung mit dem Leben haben müsse. Die daraus resultierende Theorie sei nie vollendet worden, und zwei deutliche und sogar unvereinbare Entwicklungsphasen seien zu bemerken, je nachdem die lebenerhaltenden Erkenntnisse als wahr oder falsch bewertet wurden. Nietzsche habe seine Einschätzung der Funktionen des menschlichen Intellekts nicht absolut bewiesen, aber er stehe nicht allein damit. Wenn Bergson von der Anpassung der Wirklichkeit an die Forderungen der Praxis rede, so sage er dasselbe in milderer Form. Noch näher stehe Nietzsche Professor Vaihinger, der durch sein tiefes Studium der Kantischen Philosophie zu denselben Schlüssen gekommen sei. Und schließlich stellten die verschiedenen Formen des amerikanischen und englischen Pragmatismus eine konvergierende Entwicklung dar, obgleich

sie selbständig und in engerem Kontakt mit den Tatsachen der Psychologie, Biologie und Logik angefangen hätten.

Wenn es aber Tatsache sei, daß Kenntnis, Wahrheit, Logik, ja sogar Perzeption nicht Reproduktionen eines Gegebenen, sondern nur umwandelnde Auffassungen desselben seien, müsse man daraus schließen, daß die Wahrheit falsch und die Erkenntnis eine Verfälschung sei? Sei keine andere Wertung zulässig? Nietzsche scheine an eine gedacht zu haben, wie aus dem Nachlaß Band XIV hervorgehe.

Diese Umwertung aber vollziehe der humanistische Pragmatismus. Dieser stelle fest, daß die Wahrheit allerdings wesentlich sei, die Erkenntnis aktiv und eine Bedingung von Leben und Macht, keineswegs eine passive Aufnahme von „Eindrücken“ und Wiedergabe einer fremden Wirklichkeit. Machte diese Feststellung aber nicht die Wirklichkeit auch „hoffnungsvoll menschlich“ für uns? Würde so nicht unsere Erfahrungswelt kommensurabel mit unserer Intelligenz? Warum solle die Wahrheit nicht alle Prozesse, die sich als notwendig und nützlich innerhalb unserer Erkenntnistätigkeit auswirkten, einschließen und bekräftigen?

Nietzsche sei dieser Auffassung nahe gekommen und im Willen zur Macht § 516 formuliere er sogar das pragmatische Erkenntniskriterium. („Der fundamentale Hang, gleichzusetzen, gleichzusehen wird modifiziert; im Zaum gehalten durch Nutzen und Schaden, durch den Erfolg.“) Häufiger freilich habe er sich nicht von seinem Vorurteil befreien können, daß das, was auf unserer Tätigkeit beruhe, notwendigerweise falsch sein müsse. Darum sei er nicht in strengem Sinn ein Pragmatist. Er bemerke die pragmatische Natur der „Wahrheit“, aber er schätze sie nicht als wahr, sondern als falsch ein.

Diesen feinen Unterschied hätten die Kritiker des Pragmatismus aber absichtlich übersehen, um behaupten zu können, daß die Pragmatisten skrupellose Menschen seien, die jede beliebige passende Lüge als wahr hinstellten, während der Pragmatismus gerade feststelle, daß eine Behauptung nicht für denselben Menschen zugleich wahr und falsch sein könne, und daß der Glaube eines jeden ihm für die in Frage kommende Zeit wahr sei, daß die Wahrheit also pluralistisch sei, wie es auch Nietzsche erkannt habe, W. z. M. 541 („und folglich gibt es vielerlei Wahrheiten“), obgleich der Pragmatismus

nicht daraus schliesse, daß es keine Wahrheit gäbe, sondern daß sie im Werden begriffen sei.

Nietzsches Erkenntnistheorie sei darum lehrreich als eine Übergangsform. In dieser sowie in seiner Moraltheorie sei er höchst anregend, und gerade durch seine Irrtümer treibe er zu weiterem Fortschritt an. Sein Werk sei überall unvollständig und manchmal unreif, aber es sei glänzend und höchst lebendig, und seine Laufbahn sei zu Ende gegangen, grade als seine Kräfte im Reifen begriffen gewesen seien.

Aus Schillers Ausführungen spricht, wie wir sehen, eine gründliche Bekanntschaft mit den von Nietzsche aufgeworfenen Problemen und dessen Versuchen einer Lösung. Er ist sich völlig klar über das, was der Erkenntnistheorie Nietzsches und dem Pragmatismus gemeinsam ist, wie über das, was sie scheidet.

Wenn daher Leon Kellner (Literarisches Echo, 1. Juni 1914) glattweg behauptet, „die ganze pragmatische Wahrheitstheorie ist Nietzsche entnommen“, so erscheint dies reichlich zweifelhaft, einmal aus chronologischen Gründen (Der Wille zur Macht erschien erst in Deutschland 1906, William James' „Psychologie“ aber schon 1890 und sein „Pragmatismus“ 1894), und dann wegen der oben erwähnten grundlegenden Verschiedenheit.

Auch Max Scheler („Die Wissenformen und die Gesellschaft“, Leipzig 1926) stellt die Andersartigkeit des amerikanischen Pragmatismus und des durch Nietzsches „Willen zur Macht“ angeregten deutschen klar heraus, wenn er sagt, daß Nietzsche „nicht die Wahrheitsidee pragmatisch umzudeuten suchte, sondern die alte kontemplative Wahrheitsidee als einzig mögliche festhaltend, den Wert der Wahrheitsidee in Frage zieht“. Die „ehrlich-kynische“ deutsche Abart des Pragmatismus will Scheler scharf getrennt wissen von dem Pragmatismus der Arbeit und des Nutzens, denn jene gestatte sich nicht den *cant*, die Wahrheitsidee im Sinne eines praktischen Interesses und Brauchbarkeitswertes umzudeuten.

Lassen wir es dahingestellt, ob das Wort *cant* auf den englisch-amerikanischen Pragmatismus zutrifft, so bleibt doch die eingehende Auseinandersetzung Schillers mit der Nietzscheschen Philosophie eine beachtenswerte Leistung und stellt einen deutlichen Fortschritt in der Bewertung Nietzsches dar.

Vom individuell-psychologischen Standpunkt sucht die Schriftstellerin Vernon Lee (Pseudonym für Violet Paget) Nietzsche als Persönlichkeit zu erfassen. Sie bringt einen längeren Aufsatz über ihn in ihrem Buch betitelt: „Gospels of Anarchy and other Contemporay Studies“ (London 1908). Sie will darin, wie sie sagt, Nietzsches Philosophie als den Ausdruck geistiger und körperlicher Ungesundheit behandeln, d. h. als den Ausdruck der Art von Wahnsinn, die Nietzsche selbst in das Gebet gekleidet habe: „Ach, so gebt doch Wahnsinn, ihr Himmlischen, daß ich endlich an mich selber glaube!“

Sie will den Grund von Nietzsches Weltanschauung erforschen, um beurteilen zu können, ob das Leben dieser Art von Philosophie und dieser Art von Philosophen Recht geben wird oder nicht.

Im Lauf ihrer Untersuchung lehnt sie „den Willen zur Macht“ als Vorherrschaft des Selbstbewußtseins und der Selbstbehauptung ab; denn der Wille zur Macht existiere nur als individuelles Phanomen und sei als solches dem Willen der Spezies unterworfen, welcher seiner Natur nach der bloße Wille zum Dasein sei. Nietzsche aber bleibe überall im Individualismus stecken.

Auch sei der lebendige Kern seiner Lehren nicht ein Gedanke, sondern ein organischer und permanenter Gefühlszustand. Unter all den Argumenten und Theorien, die aus diesem hervorgegangen seien, könnten wir eine chronische Irritation entdecken, die sich in immer wiederkehrenden Sätzen der Abneigung und des Hasses Luft machte, das hypertrophische, hypersensitive Ich, welches die Berührung mit dem Leben nicht aushalten kann; das kranke Ego mit seinen fieberhaften Impulsen, konvulsiver Anstrengungen fähig, die das Maß gesunder Kräfte übersteigen, — unfähig jedoch der normalsten täglichen Geduld, — dies sei der lebendige Kern von Nietzsches Philosophie.

Trotz seines außerordentlichen Genius seien ihm die ungeheure Größe und Kompliziertheit des Universums und die Kraft des Lebens entgangen, bis die Welt für ihn zusammengeschrunpft sei zu einer leblosen, fast unechten Bühne, die er mit seiner eigenen, eingebildeten Größe und Stärke ausgefüllt habe. Sein Ja zum Leben sei in Wahrheit eine Verneinung der Neigungen und Abneigungen der normalen Seele.

Nietzsche werde immer hinter anderen Denkern von Plato oder Lukrez bis Spinoza und Schopenhauer zurückbleiben, weil er trotz all seiner „Liebe zum Unvermeidlichen“ keine wirkliche Liebe gekannt habe, das heiße nicht persönliche Liebe zu Menschen, sondern die Fähigkeit, im Fühlen und Denken mit der Welt eins zu werden, zu schtzen, zu bewundern, zu verehren. Er mache das Leben schließlich zum Synonym für die Verwirklichung und Behauptung seines Ichs.

Selbstverwirklichung sei aber ein ganz unnötiges Ziel, im Grunde die unfruchtbarste Übung eines trgen Dilettantismus.

„Glaube an uns selbst! Warum ist es nicht genug, daß wir an die Gegenstände unserer Liebe und unseres Hasses glauben, an die Ziele unserer Impulse und Handlungen? Und hängt das Leben wirklich ab von dem Befehl zu individueller Selbstverwirklichung? Was bedeutet diese kindische Spielerei vom Jasagen zum Leben, vom Lieben des Unvermeidlichen? „Mensch, das Unvermeidliche kann ohne deine Billigung existieren! Und das Leben hat Dich sicher in seinen Klauen — das Leben, der Tod — und auch der Wahnsinn, den Du anrufst.“

Zuletzt erklärt die Verfasserin noch, warum sie anstatt die gesunden und fruchtbringenden Ausdrücke Nietzsches zu sammeln, soviel Zeit auf die Analyse seiner Person verwendet habe, „dieser unglücklichen, morbiden und sterilen Persönlichkeit“.

Einmal, weil eine etwaige Nachahmung von Nietzsches Haltung eine wirkliche, obwohl vorübergehende Gefahr bedeuten könne, und dann, weil diese Haltung uns gerade helfen könne, eine direkt entgegengesetzte Stellung zum Universum einzunehmen und in Demut und Vertrauen zu rufen: „Gebt uns, Ihr Götter, Gesundheit, so daß wir glauben können an alles, was nicht bloß unser eigenes Selbst ist.“

Aus dem Aufsatz geht hervor, daß die Verfasserin sich selbständig mit Nietzsche beschäftigt hat. Sie hat den Gedanken Nietzsches, daß die Systeme eines Philosophen ganz von seiner Persönlichkeit abhängen, in bezug auf ihn selbst und seine Ethik durchzuführen gesucht. Sie sagt manches Wahre über diese Persönlichkeit, wenn sie sich auch die Analyse derselben aus rein pathologischen Gesichtspunkten etwas zu leicht gemacht hat. Ähnliches gilt von ihrer Beurteilung seiner Ethik, die

keineswegs ein Produkt von Willkürlichkeiten ist, wie sie anzunehmen geneigt ist.

Eingehendere Darstellungen der Philosophie Nietzsches bietet uns eine Reihe von Biographien, die zum Teil von Nichtfachmännern herrühren. Wir nennen zuerst das fleißige und grundlegende Werk von M. A. Mügge, betitelt „Friedrich Nietzsche, His Life and Work“.<sup>1)</sup>

In einem Vorwort bemerkt der Verfasser, daß er für die Nietzsche-Gelehrten nicht viel, wenn überhaupt etwas Neues biete. Die charakteristischen Merkmale seines Buches faßt er in vier Punkten zusammen:

1. Es sei die erste detaillierte Biographie von Nietzsche seit der Veröffentlichung von Frau Förster-Nietzsches ausgezeichnetem, aber etwas schwesterlichem Buche.

2. Es gebe die erste englische chronologische Skizze von allen Werken Nietzsches.

3. Es suche die strenge Methode der historischen und unvoreingenommenen Kritik auf Nietzsche anzuwenden.

4. Es liefere die vollste Nietzsche-Bibliographie, die bisher veröffentlicht worden sei. Die Hauptquellen des Buches seien neben Frau Förster-Nietzsches Biographie die Werke von Bernoulli, Hollitscher, Joel, Landsberg, Lichtenberger, Richter, Seillière und Zocchi.

Dem Vorwort folgt eine Einleitung, in welcher zum Ausdruck gebracht wird, daß Nietzsches Philosophie sich besonders für die Engländer eigne, denn kaum lebe ein anderes Volk außer dem englischen schon in Gemafsheit mit dem besseren Teil von Nietzsches Philosophie. Der granitne Wille, Selbstvertrauen, physische und geistige Stärke und Macht — Nietzsche fordere diese römischen Tugenden. Und seien diese nicht das Geheimnis von Englands Erfolg?

Das Buch ist von einem anglierten Deutschen geschrieben und zeichnet sich durch eine gewissenhafte und objektive, obwohl etwas nüchterne Darstellungsweise aus.

Der erste Teil bringt das Leben Nietzsches; der zweite eine Besprechung seiner Werke.

Der dritte Teil behandelt: a) Nietzsche, den Philosophen; b) Nietzsche, den Dichter, und zwar: seinen Stil, seine Stellung

<sup>1)</sup> London 1908, dritte Ausgabe 1911.



in der Geschichte, in der Kunst; seinen Einfluß in Deutschland, Schweden, Italien, Spanien, Frankreich, England; c) Nietzsche, den Propheten. In diesem Abschnitt werden Nietzsches Lehren kurz vom kosmologischen, anthropologischen, ethischen und soziologischen Standpunkt behandelt.

Zum Schluß wird auf die Schwierigkeit hingewiesen, Nietzsche richtig zu klassifizieren und die gegebene Klassifikation wird nur als ein „approximate result“ bezeichnet. Sie ist von Interesse durch die in ihr verkörperte etwas schwerfällige Gründlichkeit des Verfassers.

„A. As a Philosopher, Nietzsche was a philosophical writer of the second European Renaissance, a pessimistic idealist indulging in a kind of Dionysian hedonism. More specifically he was —

1. In Epistemology a Sceptic, with a critical-transcendental Method, and a biological formula on a metaphysical basis.

2. In Ethics a Naturalist with an egoistical-aristocratic formula.

3. In Metaphysics an optimistic Voluntarist, with a mystical Dionysian formula of stoical-teleological origin, — sometimes termed a Neo-Heracitean.

B. As a Poet, Nietzsche was a Neo-Romanticist, with a classical tendency, best termed an Illusionist.

C. As a Prophet, Nietzsche was an Evolutionistic Utopian, with a radical-oligarchical formula.“

Herr Mugge ist ein gründlicher Kenner der Nietzsche-Literatur. Die Abfassung seines Werkes war ihm Herzensbedürfnis. Denn er wünschte vermittle dieses Buches Nietzsche gegenüber eine Dankeschuld abzutragen. Er hat dem englischen Publikum zum erstenmal die Gelegenheit geboten, sich in einem wohldurchdachten, faßlichen und übersichtlichen Werk grundlegende Kenntnisse über Nietzsche zu verschaffen.

Mit dem ernstesten Bemühen, Nietzsches Philosophie geistig zu durchdringen und ihre Schwierigkeiten und Widersprüche zu überwinden, hat der Ire Georges Chatterton-Hill sein Werk „The Philosophy of Nietzsche“<sup>1)</sup> geschrieben.

---

<sup>1)</sup> The Philosophy of Nietzsche. An Exposition and an Appreciation by Georges Chatterton-Hill, Privatdozent an d. Universität Genève. With an Introduction by Dr. Oskar Levy. London 1912—1914.

In seinem Vorwort teilt der Verfasser mit, daß das Buch schon 1905 geschrieben sei, und daß sein Standpunkt sich seitdem nicht geändert habe. Das Buch sei so objektiv wie möglich, d. h. er habe die Philosophie Nietzsches mitgeteilt, ohne seine eigenen Ansichten in den Vordergrund zu stellen. Er drückt Professor Henri Lichtenberger seinen Dank aus, der sein Buch im Manuskript gelesen habe.

Das Werk zerfällt in zwei Teile, der „Kritischen Philosophie“ und der „Positiven Philosophie“.

Hill findet den Hauptwert der Nietzscheschen Philosophie jedoch in der Persönlichkeit Nietzsches, in seiner Mannlichkeit und Stärke, in seinem Idealismus, in dem er uns einen mächtigen Antrieb gebe gegen den Materialismus, Merkantilismus, Pessimismus, Sozialismus, Anarchismus und Pazifismus.

Er sei ein Erwecker. Wenn wir Nietzsche gelesen hätten, fühlten wir uns besser und starker; wir bewunderten in ihm den tapferen und unnachgiebigen Apostel der Wahrheit; und unsere Hoffnungen, für einen Augenblick überwolkt durch die Kleinlichkeit des modernen Lebens und die Unsauberkeit moderner Politik, wurden wieder gestärkt, wenn wir bedächten, daß die Menschheit fähig sei, einen Nietzsche hervorzubringen.

Wir bemerken, daß der Verfasser besonders im letzten Teil seines Buches ein wenig der Rhetorik zuneigt und sich auch öfter Wiederholungen, zuweilen fast wortliche, gestattet. Auf Nietzsches Gedanken über Kunst, Musik und Erziehung ist er fast gar nicht eingegangen, gibt aber dafür ein längeres, interessantes Kapitel über Stirner.

Von propagandistischem Eifer beseelt und nicht ganz ernst zu nehmen ist das Werk J. M. Kennedys: „The Quintessence of Nietzsche“ (London 1909). Kennedy, einer der Übersetzer, der sein Buch Oscar Levy widmet, ist mit den Werken von Frau Forster-Nietzsche, Deussen, Bernouilli, Lichtenberger und Mugge (dessen Formulierungen er als „übergelehrt“ ablehnt) bekannt.

Nietzsche ist ihm Philosoph, Psycholog und Literat von überragendem Genie; der Übermensch seines Zeitalters, der in sich „die größte Versatilität mit der größten relativen Stärke jeder Eigenschaft“ vereinigt habe. Dem Leser wird geraten, falls er sich zu den Aristokratisch-Starken rechne, „Systeme wie Kants kategorischen Imperativ“ etwa als Ersatz für die

Religion seiner Kindheit zu übergehen ... und sich statt dessen mit der Gewißheit, praktische Resultate zu erlangen, der Philosophie Nietzsches zuzuwenden.

Nietzsches Ethik gilt dem Verfasser als selbstverständlich für alle Denker außer stockblinden Demagogen. Der Übermensch scheint ihm physisch und geistig möglich und leicht realisierbar; „die ewige Wiederkunft“ wenigstens so plausibel wie der Himmel, den die Offenbarung Johannis verspreche.

Der Hauptbestandteil des Buches besteht in einer wörtlichen Wiedergabe des Inhalts der Schriften Nietzsches. Dessen Polemik gegen die deutschen Erziehungsanstalten wird mit Nachdruck auf die britischen angewendet, die nur fachwissenschaftliche Einzelheiten, aber nicht den lebendigen Geist des Altertums zu vermitteln verstanden.

Seine Ansichten über den Sozialismus werden aus den Nachlaßnotizen mit großem Eifer polemisch verwertet; auch seine Äußerungen über die Frau en bloc vertreten und insbesondere den Sozialisten empfohlen, bevor sie der feministischen Bewegung weiteren Beistand leisteten.

Anerkennung verdient vom rein menschlichen sowie vom philosophischen Standpunkt das kleine Werk von dem Londoner Professor A. Wolf „The Philosophy of Nietzsche“.<sup>1)</sup> Das Buch entstand aus einer Reihe von Vorlesungen, die Professor Wolf inmitten der tumultuarischen Kriegsstimmung 1915 in der Universität von London hielt. In einem Vorwort hören wir, daß der Zweck der Vorträge gewesen sei, die Hauptideen Nietzsches in einer unparteiischen und zusammenhängenden Weise mit möglichst wenigen technischen Ausdrücken darzustellen.

Der erste Vortrag behandelt das Thema: „Nietzsche und der Krieg“ und verteidigt Nietzsche gegen den Vorwurf, den europäischen Krieg verschuldet zu haben.

Es werden die einschlägigen Stellen angeführt, in denen Nietzsche scharf jeden Chauvinismus, am scharfsten aber den deutschen geißelt und das Ideal vom guten Europäer aufstellt.

Der Paragraph 284 aus dem „Wanderer und sein Schatten“ wird mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, in dem Nietzsche die Möglichkeit voraussieht, daß ein kriegerisches

---

<sup>1)</sup> London, 1915 und 23.

Volk aus idealer Selbstbestimmung freiwillig sein Schwert zerbreche.

Auch habe Nietzsche trotz seiner Antipathie gegen den Sozialismus und Demokratismus, so weit er diese Bewegungen verstanden habe, mit warmer Billigung die Tendenz dieser Bewegungen zur Entfernung von nationaler Feindschaft und zur Förderung der Annäherungen der Völker anerkannt. Auch das Zitat, welches General v. Bernardi seinem Buche: „Deutschland und der nächste Krieg“ vorgesetzt hat, sowie der Aphorismus von dem guten Kriege, der jede Sache heilige, werden aus ihrem Zusammenhange heraus erklärt als sich auf den Kampf der Ideen beziehend.

Die übrigen Vorträge behandeln Themen wie „Nietzsche's Method“, „The Motive of his Philosophy“, his „Theory of Knowledge“ his „Theory of the Universe“; und der letzte über „Life and Conduct“ kommt auf den Lieblingsgedanken des Redners zurück, nämlich die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen Nietzsches Ideen und denen des heutigen Demokratismus, der ja nicht eine öde Gleichmacherei erstrebe, sondern größere Gelegenheiten für eine extensivere Pflege der Individualität.

Das Buch von Wolf ist mit Beifall aufgenommen worden, weil es, auf gründlicher Sachkenntnis beruhend, in klarer und eindentiger Weise die Hauptgedanken der Nietzscheschen Philosophie herausarbeitet, ihre Zusammenhänge aufzeigt und zu einem Ganzen zusammenzuschließen sucht. Sein Erfolg ist aber auch zum Teil auf den Umstand zurückzuführen, daß der Verfasser in echt englischer Weise das Umwälzende und Problematische der Gedanken möglichst herabzumindern, die Gegensätze zu überbrücken und alles der Gegenwart möglichst anzupassen sich bemüht.

Von einem keineswegs versöhnlichen Standpunkt, vielmehr zu Zwecken der Kriegspropaganda hat H. L. Stewart, Professor der Philosophie in Halifax, Nova Scotia, sein Buch „Nietzsche and the Ideals of modern Germany“ geschrieben. (London 1915).

Der Verfasser weist in einer Einleitung darauf hin, daß die geschulten Lehrer der Ethik Nietzsche zum größten Teil übergangen hätten und so die Aufgabe der Erläuterung seiner Schriften meist den Eiferern für seine Denkweise zugefallen sei. — Mit seinen eigenen Ausführungen macht er keinen

Anspruch darauf, eine adäquate Würdigung der Nietzscheschen Philosophie zu geben, vielmehr habe er sich auf Herausarbeitung der Gedanken beschränkt, welche auf die sich im gegenwärtigen Kriege enthüllende soziale Struktur und Ideologie Deutschlands Schlaglichter würfen. Er biete daher weder ein Buch über den Krieg, noch über Nietzsches Philosophie, sondern „it is an effort to assist those who wish to correlate the moral outlook of Germany with one personal influence by which, beyond doubt, it has been in part directed“.

Das Buch, das aus sieben Vorlesungen besteht, macht denn auch keinen ernsthaften Versuch, in die Nietzschesche Philosophie einzudringen, vielmehr wiederholt es, wenn auch in malsvollerer Sprache, all die Argumente, die Nietzsches verderblichen Einfluß auf das Denken des deutschen Volkes erweisen sollen und welche schon von den englischen Zeitungen und Zeitschriften in den verschiedensten Variationen vorgebracht waren.

Schließlich faßt der Professor seine Argumente in folgenden Hypothesen zusammen:

Nietzsches „Immoralismus“ habe der Selbstsucht und Skrupellosigkeit, welche seinem Land in der Vergangenheit Erfolg gebracht hätten, die philosophische Weihe verliehen.

Nietzsche habe die Ansicht vertreten, daß Gesellschaften wie Individuen einen oberen oder unteren Rang in der Skala der Kultur einnehmen, und daß die „oberen“ das Recht und die Pflicht hätten, die „unteren“ auszubeuten. Solch ein Ausspruch in der einen oder anderen Gestalt liege den meisten amtlichen Verteidigungen deutscher Politik zugrunde.

Nietzsche habe mit Enthusiasmus den Standpunkt vertreten, daß der Krieg ein unentbehrlicher Faktor für den Fortschritt der Rasse sei.

Schließlich habe er die christliche Religion und die christliche Ethik leidenschaftlich bekämpft.

So werde auch der Krieg jetzt ausgefochten zwischen zwei Parteien, von denen die eine die brutale Gewalt, d. h. den Nietzscheschen Immoralismus vertrete und die andere die christliche Selbstbeherrschung. Der Verfasser gründet seine Kenntnis Nietzsches auf Levys englische Übersetzung, scheint die deutschen Ausgaben nicht zu kennen und der deutschen

Sprache nicht mächtig zu sein, denn in dem ganzen Buch von 232 Seiten findet sich kein deutsches Wort.

Ein anderes noch während des Krieges geschriebenes Werk ist „The Will to Freedom“<sup>1)</sup> von John Neville Figgis, auf einer Serie von Vorträgen basierend, welche der anglikanische Geistliche im Jahre 1916 an der Lake Forest University, Illinois, gehalten hat. Hier wird Nietzsche gegen den Vorwurf verteidigt, für den europäischen Krieg verantwortlich zu sein, und es wird darauf hingewiesen, daß er selbst die Deutschen nicht geliebt und Deutschland außerst scharf kritisiert habe.

Seine Ethik wird zusammenfassend als „eine Erhöhung des Mutes und ein Sinn für den Wert von Unterschied und Individualität“ formuliert.

Im wesentlichen sei sein Standpunkt der des Naturalismus, und auf diesen habe er eine religiöse Haltung aufgepfropft in den Maximen von der Bejahung des Lebens und der ewigen Wiederkehr.

In dem Vortrag: „Nietzsche und das Christentum“ wird nach einer eingehenden Darstellung von Nietzsches Standpunkt dieser aus verschiedenen Mißverständnissen des Philosophen zu erklären gesucht. Die Kulturfeindlichkeit, die Nietzsche dem Christentum zuschreibe, sei aus seiner Unwissenheit des Mittelalters zu erklären, was um so erstaunlicher wäre, da er doch Venedig gekannt habe.

Als große menschliche Typen könne die christliche Kirche Männer nennen, „wie Alfred den Großen, den heiligen Ludwig, Karl den Großen, Gregor den Großen, ebenso wie den britischen König Eduard I. mit seinem Motto „Pactum serva“, der sich nicht gesamt habe, vor seinem Volk in Tränen auszubrechen und sein Unrecht einzugestehen.

Hatte Nietzsche selbst diese Mißverständnisse korrigiert, so wäre doch sein Ideal von der Erlösung durch den Übermenschen wesentlich antichristlich; ja der Übermensch, wie Nietzsche ihn predige, sei unaussprechlich vulgar. Denn die Auffassung von der Gewalt ohne Direktive wurde schließlich die Kultur, welche selbst Nietzsche wunsche, zerstören.

---

<sup>1)</sup> The Will to Freedom or The Gospel of Nietzsche and the Gospel of Christ by John Neville Figgis, London 1917.

Nietzsches Originalität wird auf ein Mindestmafs zurückzuführen gesucht, der Reiz seiner Persönlichkeit und seines Stils jedoch in hellstes Licht gesetzt, zugleich aber vor den sittlichen Gefahren gewarnt, die seine Philosophie in sich berge.

Dennoch sieht der Verfasser Nietzsches Auffassung von der tragischen und furchtbaren Gröfse des Lebens, die man erkennen und auch willkommen heifsen müsse, um wahrhaft frei zu werden, als etwas Großes an. Er bewundert geradezu Nietzsches Forderung, dafs man mit Mut und lächelndem Antlitz den Schmerz nicht nur ertragen, sondern verklaren solle, Freude haben an einem Weltall, das eine Schreckenskammer sei und das Leben lieben, obwohl der Tod hinter jedem Fußtritt lauere. Mit englischem Optimismus und fast kindlichem Selbstgenügen empfiehlt er schliefslich die praktische Nutzenanwendung „We shall do well if we take from this bitter tonic its goodness, the sense of the greatness of things, the need of courage and a free soul, the worth of discipline, the futility of mere comfort-worship, and the vanity of all security that has any other anchor than our own soul“.

Der unausgesprochene und nur im Vorwort angedeutete Zweck der dem Buch zugrunde liegenden Vorträge war, wie bei Stewarts Buch, die Feststellung der Tatsache, dafs Nietzsche „eine Macht in seinem Volk“ gewesen sei; ja lange vor dem Krieg, sagt der Verfasser, habe er sagen hören, dafs „der Nietzscheismus“ die Deutschen in den Krieg treiben werde. Durch Nietzsches persönliche Antipathie gegen Preussen-Deutschland sei die Tatsache seines Einflusses keineswegs widerlegt.

Wir sehen, dafs der Verfasser trotz ernstestrebens nach Objektivität schliefslich der Überzeugung sehr nahe kommt, die er anfangs bestritt, nämlich Nietzsche zum Schuldigen des Weltkriegs zu machen.

Im übrigen verrät das Werk trotz Figgis' Vertrautheit mit der einschlägigen englischen und deutschen Nietzsche-Literatur kein tieferes Eindringen in die in Frage kommenden Probleme. Eine lebenswürdige Rhetorik vermag nicht über eine gewisse Oberflächlichkeit hinwegzutäuschen.

Seit dem Kriege ist eine psycho-kritische Studie über „Nietzsche und das moderne Bewußtsein“ von Janko Lavrin

erschienen.<sup>1)</sup> Herr Lavrin hat es sich zum Ziel gesetzt, gewisse psychologische Verbindungslinien zwischen Nietzsches Persönlichkeit und seiner Philosophie aufzusuchen.

Er behandelt zunächst Nietzsches „schöpferische Kränklichkeit“, deren Wesen er aus den eigenen Aussprüchen des Philosophen herleitet und kommt zu dem Schluss, daß Nietzsche nicht nur einen großen Teil seiner verblüffenden „intellektuellen Empfindsamkeit“, sondern auch die allgemeine Richtung seiner Werke hauptsächlich seiner Morbidität verdanke. Dies bedeute aber keineswegs, daß seine Schriften auch morbide oder pessimistisch sein mußten. Im Gegenteil, gerade weil sie seine einzige Medizin gewesen seien, atmeten sie eine Vitalität und Lebensfreude entsprechend den Tiefen der Verzweiflung, aus denen sie als eine bewusste Reaktion hervorgewachsen seien.

Freilich sei seine Philosophie ein doppelseitiges Schwert gewesen, mit dem er nicht nur seine eigene, sondern auch die Krankheit seines Zeitalters zu bekämpfen suchte. Als ein Entwurzelter habe er das getan. Als Pragmatist habe er das Kunststück der Selbsterhaltung inmitten seiner Kämpfe gelernt. Seine Leiden habe er so umgewertet, daß sie ihm immer wieder ein Ansporn zum Leben wurden. Der Körper sei ihm das Maß aller Dinge geworden, weil seine Kränklichkeit ihn zwang, die ungeheure Bedeutung derselben zu erkennen. So ruhe seine ganze Ethik auf biologischer Grundlage, und sein biologischer Idealismus habe in ihm eine Manie erzeugt, überall Symptome von Dekadenz zu suchen. Manchmal scheine es, als wenn der kranke Nietzsche seine persönliche Tragödie als ein Symbol für die Krankheit und Dekadenz des ganzen Europa angesehen habe. Mit seinem biologischen Maßstab habe er dann die ganze Religion und Moral umgewertet. Sein Immoralismus sei in der Tat einer der kühnsten individuellen Versuche, die Moral zu retten. Er zerstöre Moral und Religion aus Moral und Religion.

Schließlich aber sei er der Gefahr erlegen, die von einem so individualistischen moralischen Maßstab unzertrennlich sei, — der Gefahr der Selbstverherrlichung, die ihn an den Abgrund des Größenwahns geführt habe.

---

<sup>1)</sup> London 1922



Am Ende seines Buches summiert der Verfasser seine Ergebnisse zu dem Schlufs, dafs im letzten Grunde der entscheidende Faktor in Nietzsches Philosophie der leidenschaftliche Wunsch eines „von dem Tod umfangenen Kranken“ gewesen sei, sein eigenes Dasein vom Standpunkt eines aufsteigenden Lebens zu rechtfertigen.

Fraglich aber bleibe es, ob man das Leben auf eine rein biologische Weltanschauung basieren könne.

Angenommen, dafs Geist und Seele wirklich „nur der Name für etwas im Körper“ seien, so könnten wir doch nicht die wichtige Tatsache umgehen, dafs dieses Etwas gegen den Körper 2000 Jahre lang rebelliert habe, und dafs es jetzt zu spät sei für eine rein biologische Versöhnung.

Das Buch ist eine sympathische und anregende Studie, deutlich und anschaulich geschrieben. Neues bringt es nicht. Auch scheint der Verfasser nicht genügend mit der deutschen Nietzscheforschung vertraut. Sonst würde er sich nicht auf Halévy verlassen und ihm z. B. nacherzählen, dafs Nietzsche in Liebe zu Lou Salomé entbrannt sei, aber aus Schüchternheit sich Paul Rée zum Brautwerber bestellt habe.

Um diese Übersicht über englisch zugeschriebene Nietzschewerke zu vervollständigen, wollen wir jetzt einen Blick nach den Vereinigten Staaten von Amerika werfen, wo die Aufnahme Nietzsches in ähnlicher Weise vor sich gegangen ist wie in England.

Vor dem Kriege zunächst grofse Zurückhaltung von seiten der Philosophen von Beruf, dann Einführung durch ein populäres Werk eines Deutschamerikaners, ein oder zwei kleinere Darstellungen von wenig Belang; während des Krieges allgemeine Verfehmung, zum Teil von England importiert; dann ein tiefer schürfendes Werk von einem Fachphilosophen, und schliesslich Beginn ernsterer Studien an den Universitäten, wodurch die zweite vollständige Ausgabe der Levyschen Übersetzung ermöglicht wurde.

Die erste wissenschaftliche Arbeit über Nietzsche wurde von Grace Neal Dolson<sup>1)</sup> als Dissertation zur Erwerbung des philosophischen Doktorgrades der Cornell University geliefert.

---

<sup>1)</sup> The Philosophy of Friedrich Nietzsche (Cornell Studies in Philosophy), New York 1901.

Die Arbeit, die sich auf eine gründliche Kenntnis der einschlägigen deutschen Literatur stützt, zerfällt in drei Hauptteile gemäß den drei Schaffensperioden des Philosophen, die als die ästhetische, die intellektuelle und die ethische bezeichnet werden. Ein Schlusskapitel behandelt Nietzsches Beziehung zu anderen Philosophen und seine eigene Bedeutung. Diese findet Mifs Dolson in der neuen Bewertung, welche er den egoistischen Instinkten gibt, indem er sie nicht nur psychologisch betrachtet, sondern als das ethische Lebensziel bildend. Hierin liege die Berechtigung seines Anspruchs auf Originalität. Eng, willkürlich, unvollständig wie sein System sei, so biete es eben eine neue Form des Egoismus, die sich ganz deutlich von ihren Vorgängern abhebe.

Das erste popular-wissenschaftliche Werk über Nietzsche in den Vereinigten Staaten stammt aus der Feder des amerikanischen Kritikers und Journalisten von offenbar deutscher Abstammung, Henry S. Mencken, der sich als enthusiastischer Verehrer des Philosophen entpuppt.<sup>1)</sup> Während des Krieges wurde er, wie er selbst erzählt, von der amerikanischen politischen Polizei belästigt, weil ihn jemand denunziert hatte als Freund „des deutschen Ungeheuers Nitsky“. Er hat viel für die Verbreitung der englischen Nietzscheübersetzung in Amerika getan, auch eine Sonderausgabe vom „Antichrist“ herausgebracht. Als Zweck seines Buches gibt er seinen Wunsch an, Nietzsche in eine allgemeinverständliche Terminologie zu übersetzen, den genauen Zusammenhang seiner Philosophie mit Dingen zu zeigen, über die jedermann jeden Tag sich zu entscheiden habe, den Nachdruck habe er freilich bei seiner Darstellung auf die Gesichtspunkte gelegt, die die beiden großen Länder englischer Sprache besonders interessierten.

In Verfolg dieser Absicht betont der Verfasser in seinem Werk Nietzsches Stellung zum Christentum, zur Zivilisation, zu Erziehungsfragen, zur Frau, zu sozialen und politischen Problemen.

Zum Schluss sucht er Nietzsches Quellen sowohl wie seine Schüler und Nachfolger festzustellen, beides freilich in etwas flüchtiger Weise. In der Reihe der ersteren führt er Karl Marx auf, dessen materialistische Geschichtsauffassung Nietzsche

<sup>1)</sup> The Philosophy of Nietzsche, London 1908

zweifellos beeinflusst habe. Von Stirner habe er vieles gelernt, und nicht das Geringste davon sei Stirners Beispiel unnachgiebigen und trotziges Mutes gewesen.

Von Schülern Nietzsches nennt Mencken an erster Stelle den Präsidenten Roosevelt, der mit der deutschen Literatur sehr gut bekannt gewesen sei und in seinem Essay „Das tatkräftige (strenuous) Leben“ einer Fülle von Nietzscheschen Gedanken Ausdruck gegeben habe. Zwar hätte Herr Roosevelt ein Gestühl in der christlichen Kirche gehabt, aber seine Gemütsverfassung sei wesentlich und leidenschaftlich unchristlich gewesen.

Mencken geht zweifellos mit dieser Behauptung zu weit. Die Stellen, die er zitiert (z. B. Roosevelts Aussprüche wie: „Viele unserer Landsleute sind der Selbstregierung gänzlich unfähig“, „Gott sei gedankt für das Eisen im Blut unserer Väter“ . . .) sind keineswegs beweiskräftig. Was er von Bernhard Shaws Beeinflussung durch Nietzsche sagt, die er in den einzelnen Dramen aufzuzeigen sucht, ist nicht viel stichhaltiger. Shaws eigene Einwendungen gegen solche Beeinflussung in seinem Vorwort zu „Major Barbara“ übergeht Mencken allerdings kurzer Hand mit der Erklärung, daß Shaw seine Dramen erst geschrieben habe, nachdem Nietzsches „Tag“ schon aufgegangen sei und zudem die Gedanken Nietzsches in allen Shawschen Dramen im Vordergrund ständen.

Mencken selbst ist ein begeisterter Anhänger der Philosophie Nietzsches. Er ist fest überzeugt von der Notwendigkeit einer Umwertung ethischer Werte. In Nietzsches Ausspruch im „Antichrist“, daß jeder Schritt zur Wahrheit erkämpft werden müßte auf Kosten von allem, was menschliche Herzen und menschliche Liebe werthielten, sieht er den Eckstein der Philosophie Nietzsches und den Kern zu jeder künftigen Philosophie.

Nur eines habe Nietzsche übersehen, und dieses eine bilde den einzigen unausrottbaren Fehler seiner Lehre. In der Behandlung der Geschichte des Christentums habe er nicht bedacht, daß Fortschritt ja nur durch Widerstand komme, und daß sowohl die Religion wie die Moral der Vergangenheit dem Starken gerade die Gelegenheit geboten hätten, mit dem Schwerte gegen das Alte, Überwundene anzurennen —, „es zu bekämpfen, zu verwunden, zu hassen“.

Als das Werk eines Mannes, der nicht philosophischer Fachgelehrter ist, müssen wir Menckens Buch als eine tüchtige Leistung anerkennen. Es spricht Verstandnis und Liebe, ehrlicher Wille und Tatkraft aus ihm, und dem amerikanischen Publikum hat er die Möglichkeit gegeben, sich über Nietzsches Philosophie klar und eingehend zu unterrichten.

Drei Jahre nach dem Erscheinen von Menckens Buch veröffentlicht Emily S. Hamblen ihr kleines Werk „Friedrich Nietzsche and His New Gospel“ (Boston 1911). Die Verfasserin glaubt, daß Nietzsches Philosophie, oberflächlich betrachtet, wahrscheinlich den formulierten Idealen und Institutionen der Vereinigten Staaten mehr entgegengesetzt sei als denen irgendeines anderen zivilisierten Volkes. Tiefer gesehen aber näherten sich „die amerikanischen Werte“ denen Nietzsches mehr als in andern Ländern, da die amerikanische Tendenz sich immer weiter fort von den historischen und anerkannten Idealen bewege. Seit Anfang des Jahrhunderts seien Nietzsches Lehren in den Vereinigten Staaten vielfach besprochen und mißverstanden worden. Um so mehr müsse man im Interesse geistiger Gesundheit, Heiterkeit und Gerechtigkeit den heroischen Versuch machen, die Tiefen dieses bezwingenden Genies zu ergründen.

Dies zu tun unternimmt die Verfasserin in ihrem kleinen Werk von 200 Seiten. Mit feinem psychologischen Verstandnis sucht sie in das Wesen der Persönlichkeit und Philosophie Nietzsches einzudringen. Dies wird besonders deutlich in dem Kapitel über die Frauenfrage. Hier wägt sie Nietzsches lobende und tadelnde, ja oft brutale Äußerungen sorgsam gegeneinander ab, prüft ihren biologischen Untergrund, ihren figurativen Sinn. Der Stelle von der Peitsche geht sie nicht aus dem Wege (wie es manche englische und amerikanische Schriftsteller tun), sondern erinnert daran, daß Nietzsche ja wolle, daß auch der Mann fortfahren solle, in Gegenwart des Weibes in Furcht zu leben, d. h. in beständiger Achtung und Ehrfurcht vor den Mysterien des menschlichen Daseins. Habe Nietzsche doch auch gesagt, daß die Frauen dieselben Züge und Eigenschaften wie die Männer hätten, nur in verschiedenem Tempo. Seine schönste Metapher aber besage, daß die Wahrheit eine Frau sei, denn sie liebe nur einen Krieger.

Die Lehre von der ewigen Wiederkunft lehnt die Verfasserin ab als im Widerspruch mit Nietzsches eigenen psychologischen und biologischen Voraussetzungen. Sonst kommt sie zu dem Schluß, daß Nietzsche in allen Fragen, die auf biologischer oder psychologischer Grundlage beruhen, ein vertrauenswürdiger Führer von ernster, strenger und vollkommener Ehrlichkeit für unsere moderne Zeit sei.

Aufmerksamkeit verdient der Versuch der Verfasserin, dem Stil Nietzsches, d. h. der sich ändernden Bedeutung der von ihm angewendeten philosophischen Termini im Lauf seiner Entwicklung nachzugehen.

Zu einer gänzlich ablehnenden Beurteilung Nietzsches gelangt Paul Carus in seinem kleinen Buch, betitelt "Nietzsche and other Exponents of Individualism" (Chicago 1914).

Der Verfasser sieht in der alten nominalistischen Schule den Vater der Nietzscheschen Philosophie, die er als extremen Partikularismus und Nihilismus definiert. Er gibt lange Auszüge aus dem Zarathustra, um zu beweisen, daß Nietzsche mit seinen ethischen Lehren in einen Widerspruch mit sich selbst geraten sei. Auch seine Gedichte, von denen „Ja, ich weiß woher ich stamme“ in mittelmäßiges Englisch übertragen wird, seien, obwohl eigenartig, meist künstlicher Natur. Überhaupt sei die große Popularität Nietzsches dem Umstand zuzuschreiben, daß er den extremen Egoismus zum Grundsatz erhoben und alle moralischen Maximen fortgefeßt habe.

Wichtiger als das Suchen nach dem Übermenschen sei die Umbildung des heutigen Gottesbegriffes, der dahin zu erweitern sei, daß ein überpersönlicher Gott als Norm für wissenschaftliche Wahrheit und als ethischer Maßstab anerkannt werde. Als andere Exponenten des Individualismus werden Max Stirner und der englische Dichter George Moore behandelt.

Es ist keine philosophische Vertiefung in dem kleinen Werk, doch macht der Verfasser immer wieder den Versuch, den Philosophen irgendwie zu fassen; dieses merkwürdige Genie, das er doch nicht ganz als solches gelten lassen will, auf eine greifbare Form zu bringen, was ihm jedoch nicht gelingt.

Im Gegensatz zu Nietzsche vielen unkritischen Bewunderern beansprucht Paul Elmer More, eine kritische Studie in seinem Werk „Nietzsche“ (Boston und New York

1912) zu geben. Zunächst gesteht er, daß er die Lektüre von Nietzsches Leben mit einem Gefühl des Widerwillens angefangen, sie aber beendet habe nicht ohne Mitgefühl für dessen tragische Mißerfolge und nicht ohne Bewunderung für seine stürmische Hingabe an Ideen.

Die wachsende Popularität des Philosophen erklärt More aus der beträchtlichen Anzahl von spasmodischen Gemeinplätzen in dessen Schriften, die die Halbgebildeten entzuckten und sie glauben machten, sie hätten eine tiefe philosophische Basis für ihre ungezügelten Gefühle gefunden.

Wie bei dem Dichter Poe könnten in der Tat drei Fünftel an ihm Genie und zwei Fünftel bloße Aufschneiderei gewesen sein.

Dennoch müsse man zugeben, daß er den endgültigen Ausdruck gefunden habe für eine Seite des Konflikts zwischen den Prinzipien der Selbstsucht und der Sympathie, welcher mehr als zwei Jahrhunderte in der Welt der Moral ausgekämpft worden sei.

Der Verfasser gibt darauf einen langen Überblick über die historische Entwicklung der beiden Prinzipien (Egoismus und Altruismus), mit den Moralisten des 17. Jahrhunderts beginnend und mit „der modernen Ethik des Humanitätsprinzips“ endend.

Diese, der direkte Sproßling von Rousseau und der deutschen Romantik sei, wie Nietzsche gesehen, die tatsächliche Religion der heutigen Welt; und gegen sie, gegen die Vergangenheit als die Quelle derselben, seien seine Angriffe hauptsächlich gerichtet. Es sei ein Protest gegen „die Sympathie für die Niedrigen und Leidenden als Maßstab für die Erhöhung der Seele“. Nietzsche habe alle Ideale und allen Glauben als ein Produkt der Dekadenz angesehen und geglaubt, daß, wenn die Menschen, anstatt in die idealistische Quelle des Übels zurückzufallen, den Blick kühn auf die Tatsachen des Daseins richteten, so würde die Umwertung aller Werte Platz greifen und die Wahrheit auf die nackte und unzerstörbare Wirklichkeit gegründet werden.

Es gebe keine ewige Ruhe in dem Mittelpunkt dieses sich bewegenden Universums. Alles sei im Flusse; es gebe nichts Wirkliches als unsere Wünsche und Leidenschaften „und wir könnten weder sinken noch uns erheben zu einer

anderen Wirklichkeit als gerade der Wirklichkeit unserer Impulse — denn das Denken selbst sei nur eine Beziehung unserer Impulse zueinander.

Wenn ein Mensch diese Wahrheit ruhig und tapfer erkannt habe, dann sei er jenseits von Gut und Böse. Die Menschheit werde so von den Herdengesetzen, d. h. den falschen Werten befreit. Aber wo finde sie ihre neuen Werte?

Nietzsche finde die Antwort darauf im Darwinismus, indem er dem Entwicklungskampf um das Dasein neue Bedeutung verleihe. Er nenne es den Willen zur Macht.

Nietzsches Begriff vom Willen zur Macht scheine uns auf einem Umwege zu Hobbes zurückgebracht zu haben.

Doch liege im Grunde der Nietzscheschen Philosophie ein kolossaler Selbstbetrug, welcher kein Gegenstück im Hobbismus habe, und für welchen wir keine Lösung finden würden, wenn wir nicht die lange und regelmäßige Entwicklung der Ideen von Locke bis auf den heutigen Tag bedächten.

Nicht ohne Grund hätte sich Nietzsche die höchste Autorität in bezug auf die Frage der Dekadenz genannt.

Aber das Heilmittel, welches er vorschlage, sei selbst ein Teil der Krankheit, in andern Worten: der Übermensch sei ein Produkt desselben Naturalismus, welcher die Krankheit hervorbrachte, der er entgegenwirken sollte; er sei der letzte und heftigste Ausdruck des Egoismus oder Eigeninteresses, welches Hume und alle seine Nachfolger ausgeglichen hatten durch die Sympathie als den andern Beweggrund der menschlichen Handlungen.

Zum Schluß stellt der Verfasser einen Vergleich an zwischen „Zarathustra“ und Walt Whitmans „Leaves of Grass“, ein Werk, welches jenem im Grundton ähnlich sei. Nietzsche tadele alle nivellierenden Vorgänge und proklamiere eine menschliche Gesellschaft, auf Machtunterschieden basierend. Walt Whitman dagegen leugne alle Unterschiede und glorifiziere eine absolute Gleichheit. Wie aber beide vom reinen Fluß des Naturalismus ihren Ausgang nähmen, so verleugneten sie beide den Unterschied von Gut und Böse, der auf den alten Idealen basiere und endeten in einem Egoismus, welcher Aristokrat und Demokrat in eine seltsame und unerwünschte Gemeinschaft bringe.

Die große Tragödie von Nietzsches Dasein ruhe daher, daß er, obwohl er die Gefahr bemerkte, in die er geraten war, durch seine Versuche, ihr zu entgehen, sich nur um so tiefer in ihr Netz verstrickt habe. Denn seine gerühmte Umwertung aller Werte sei in Wirklichkeit eine vollständige Entwertung, die ihn nur tiefer in den Nihilismus gerissen habe, den er als das Hauptübel der modernen Zivilisation zu entlarven gesucht habe.

Ein richtiges „Kriegsbuch“ der Philosophie haben wir in „Egotism in German Philosophy“<sup>1)</sup>. Der Verfasser, G. Santayana, einstiger Professor der Harvard Universität, ist auf den für seine Sache zweifellos glücklichen Einfall gekommen, ein Buch über den „Egoismus in der deutschen Philosophie“ in London, Toronto und New York zu veröffentlichen. Seine „Sache“ ist es, den Egoismus als den Grundzug des deutschen Wesens wie der deutschen Philosophie klar herauszustellen und damit der Entente einen Dienst zu erweisen, wie auch ein zeitgemäßes, gut verkäufliches Buch zu lancieren.

In einem Vorwort erklärt er, daß er in seiner zwanzigjährigen Lehrtätigkeit sich zwar mit der deutschen Philosophie habe fortwährend beschäftigen müssen, daß diese aber nie sein Hauptinteresse gebildet habe und daß er darum „freimütig“ als ein Außenstehender, ohne professorale Ansprüche schreibe. Nur das „Aroma“ der deutschen Philosophie wolle er sozusagen geben.

Dieses „Aroma“ erregt dem Professor ein Gefühl des Unheilvollen, das der deutschen Philosophie anhafte, und das Gefühl verdichtet sich zu der Überzeugung, daß beide, d. h. Aroma wie Gefühl, von dem Egoismus herrührten — dem Subjektivismus im Denken und der Willkür in der Moral —, welche die Seele der deutschen Philosophie ausmachten.

Dieser glorifizierte und zähe Egoismus der Deutschen sei jetzt der ganzen Welt offenbar geworden. Nicht, daß die germanischen Philosophen direkt für den Krieg verantwortlich seien, doch teilten und rechtfertigten sie jenen Geist unnachgiebiger Anmaßung und metaphysischer Eingebildetheit, welchen das deutsche Volk jetzt in seinen Taten zur Schau stelle. Es sei ein schreckliches Ding, eine falsche Religion

---

<sup>1)</sup> London and Toronto 1914.



zu haben, um so schrecklicher, je tiefer die Quellen derselben in der menschlichen Seele lägen, wie es bei den Deutschen der Fall sei.

Für diese Hauptgedanken sucht der Professor nun die passenden Beispiele auf dem ganzen Gebiet der deutschen Philosophie. Er findet sie bei Leibniz, Kant, Hegel, Stirner, Schopenhauer und vor allem natürlich bei Nietzsche. Philosophen, die nicht in sein Schema passen, werden übergangen.

Nietzsche, dem er einen gewissen biologischen Scharfsinn zugesteht, hält er für „zu fragmentarisch, poetisch und unreif“, um ihn als Philosophen gelten zu lassen. Der Egoismus seiner Ethik sei teils mystischer, teils romantischer Art; mystisch in der Überzeugung, daß das Übel im Grunde gut sei, und romantisch in dem Gefühl, daß das gegenwärtige Übel an sich gut sei. Das gefährliche Leben sei ihm das allein wahre, und wie das materielle Leben in der Assimilation von Giften bestehe, so die wahre Tugend in der Kraft, Verbrechen zu begehen und zu überstehen. Wie die Utopien und Ideale anderer Satiriker sei der Übermensch keine Möglichkeit, sondern nur ein Protest gegen die allgemeine Dekadenz. — Das Schlußkapitel handelt von dem Egoismus in der Praxis und stellt die Behauptung auf, daß der Egoismus in der Philosophie ein ziemlich sicheres Symptom übermässiger Pedanterie und zugelloser Anmaßung sei.

Das Times Literary Supplement (21. September 1916) sieht in dem Buch ein durchaus nicht vollkommenes Stück Arbeit; aber weitschweifig und vage, wie es sei, hole es aus zu guten Schlägen für die Sache der wahren Freiheit und zur Bekämpfung von bösen Mächten und Aberglauben, wie dem „Idol des absoluten Staates, das sich von Blut nährt“. Als Kriegspagandamittel hat das Buch demnach Wert für die Times, und als solches ist es in der Tat originell, indem es die Verderbnis Deutschlands nicht auf Nietzsche allein, sondern auf die ganze deutsche Philosophie zurückführt.

Sympathischere und zugleich objektivere Behandlung findet Nietzsche in einem längeren Artikel von Otto Heller, dem Professor der modernen europäischen Literatur in Washington University, St. Louis. Der Artikel findet sich in dem Buch „Prophets of Dissent“ (New York 1918) und trägt den Titel „The Exaltation of Friedrich Nietzsche“.

Während des letzten Kriegsjahres schreibend, ist es natürlich, daß Professor Heller zunächst auf die Stellung Nietzsches zu dem Gedanken der Vorherrschaftsbestrebungen des Deutschtums eingeht. Da hat er leichtes Spiel nachzuweisen, daß der „degallizierte“ Gobineau, der germanisierte Houston Stewart Chamberlain oder H. v. Treitschke allenfalls solcher Tendenzen angeklagt werden könnten, daß aber gerade Nietzsche, der vollendete Individualist, der gute Europäer, der schärfste, bissigste und gehässigste Kritiker deutschen Wesens, der Liebhaber französischer Kultur, Idealen wie Anarchie, Revolution und Krieg nie gehuldt habe.

Nietzsches Verdienst aber bestehe in einer neuen Erleuchtung des menschlichen Bewußtseins in bezug auf Zweck und Ziel des Daseins. Seine Auffassung vom Leben habe auf unsere Generation wie ein ethisches Rauschmittel von unüberschätzbarer Stärke gewirkt. Dennoch sei er weder in seiner Ethik noch in seiner Erkenntnistheorie ursprünglich.

Daß Nietzsche Emerson anerkennt, dem er sich kongenialer gefühlt habe als irgendeinem Schriftsteller seines Jahrhunderts, wird besonders betont. Emersons extremer Individualismus und Immoralismus trete klarer in seinen Gedichten als in seinen Prosaschriften hervor, besonders in dem Gedicht „The World Soul“, aus dem der Vers angeführt wird:

“He serveth the servant,  
The brave he loves amain.  
He kills the cripple and the sick,  
And straight begins again,  
For gods delight in gods,  
And thrust the weak aside, —  
To him who scorns their charities  
Their arms fly open wide.”

Die biologische Orientierung Nietzsches basiere weniger auf Darwin als auf W. H. Rolph und dessen Werk „Biologische Probleme, zugleich als Versuch einer rationalen Ethik“ (Leipzig 1882). der für Darwins „Kampf ums Dasein“ den „Kampf um Überfluß“ gesetzt habe mit Berücksichtigung der Tatsache, daß der Kampf weitergeführt werde, auch nachdem die Existenzbedingungen gewonnen seien. Nach einer näheren Besprechung des „Zarathustra“, der eine Geisteshöhe atme, die in der Weltliteratur ihresgleichen suche, kommt der Autor

zu dem Schlufs, dafs die „Leitmotive“ von Nietzsches Philosophie romantischer Art seien. „Die Verherrlichung heftiger Leidenschaft, die Suche nach innersten Geheimnissen, grenzenlose Ausdehnung des Selbstbewufstseins, Visionen einer Zukunft von transzendenter Erhabenheit, und trotz heifser Anbetung der Wirklichkeit ein donquixotisch-unpraktisches Sich-absondern von der konkreten Grundlage des bürgerlichen Lebens — diese charakteristischen Merkmale Nietzschescher Philosophie lieferten den unmißverständlichen Beweis für die zentrale treibende romantische Inspiration.

Der Philosoph sei zu sehr Dichter, als dafs man seine sozialen und politischen Ideen ernst nehmen könne. Jedenfalls würde es äufserst schwierig sein, den latenten Wert der Nietzscheschen Ethik in ihrer Anwendung auf einzelne soziale Probleme zu bestimmen. Schliesslich, meint Heller, würde Nietzsches Philosophie, wenn als Ganzes verschluckt, eine vergiftende Wirkung ausüben; in grofsen Zügen genossen, berausche sie; aber in vernünftigen Dosen wirke sie stärkend und anregend.

Als neusprachlicher Lehrer macht Heller keinen Anspruch auf eine tiefe oder scharfe Erfassung der philosophischen Tragweite Nietzsches. Bescheiden nennt er selbst seinen Aufsatz „eine unfertige Darstellung“. Den Zweck aber, den er damit verfolgte, hat er sicher erreicht, indem er gegenüber den Verleumdungen der amerikanischen Kriegsliteratur Nietzsche als Menschen und Genius seinen Volksgenossen näherzubringen verstanden hat.

Das selbständigste und am tiefsten schurfende amerikanische Werk über Nietzsche ist „Nietzsche, The Thinker, A Study by W. M. Salter“.<sup>1)</sup>

Der Verfasser erklärt im Vorwort, dafs er nicht nur versucht habe, die Gedanken Nietzsches wiederzugeben, sondern sie auch wiederzudenken und in seine eigene Sprache zu kleiden. Wenn er mit einigen anderen Schriftstellern über Nietzsche nicht übereinstimme, so gelte dies hauptsächlich in bezug auf die Auffassung der Schwierigkeit und Zartheit des Unternehmens. Wenige schienen es der Mühe wert gehalten zu haben, Nietzsche ernsthaft zu studieren. Die Behandlung,

---

<sup>1)</sup> London 1917.

die ihm gewöhnlich zuteil werde, sei durch das deutsche Wort „plump“ zu kennzeichnen.

Sein eigenes Buch sei im wesentlichen vor dem europäischen Kriege geschrieben und ohne eine Ahnung von solcher monströsen Möglichkeit. Er würde es für überflüssig halten, wenn Nietzsche uns selbst eine Systematisierung seiner Philosophien gegeben hätte, oder wenn Raoul Richters Werk über Nietzsche ins Englische übersetzt worden wäre oder Lichtenbergers Buch, welches übersetzt sei, ein wenig eingehender und gründlicher abgefaßt wäre.

Das Werk von Salter, das fast 500 Druckseiten umfaßt, fußt auf einer gründlichen Kenntnis der deutschen, englischen und amerikanischen Nietzsche-Literatur, und nimmt besonders zu der letzteren eine kritische Stellung ein. So wird Henry S. Mencken, von dem die Majorität der Amerikaner ihre Kenntnis von Nietzsche erhielten, einmal wegen seiner „Vulgarisierung“ von dessen Ideen getadelt und dann eines gröblichen Irrtums geziehen, indem er behaupte, Nietzsche habe Wunsch und Wille des Einzelnen zur Richtschnur des Handelns erhoben. Ebenso wird Paul Carus eines Mißverständnisses überführt, wenn er Nietzsches „extremen Individualismus“ dem Stirners gleichsetze; und Dr. Dolsons Darstellung von Nietzsches Auffassung des Sozialen wird als inadäquat bezeichnet.

Salter selbst gibt sich die größte Muhe, dem deutschen Philosophen in jeder Beziehung gerecht zu werden, geht seinen Gedankengängen bis ins Kleinste nach, sucht Widersprüche möglichst zu glätten und ein harmonisches Ganzes herauszukristallisieren. Sein Verdienst besteht darin, vermöge gründlicher Sachkenntnis die landläufige amerikanische und englische Nietzsche-Literatur auf eine höhere Ebene gehoben zu haben und damit bis zu einem gewissen Grade gleichsam wieder gutzumachen, worin sich mehr religiöses Vorurteil und philosophische Oberflächlichkeit als böser Wille in den angelsächsischen Ländern an dem Philosophen versündigt haben.

Jetzt bleiben noch einige populär-philosophische Werke zu erwähnen, die in Anlehnung an Nietzsche entstanden sind, und deren Verfasser mit englisch-amerikanischem Sinn für das Tatsächliche meist praktische Nutzenwendungen aus seinen Gedankengängen zu ziehen suchen.

So hat Anthony M. Ludovici, einer der ruhigsten und tüchtigsten Mitarbeiter der englischen Übersetzung und Verfasser einer kurzen Nietzsche-Biographie<sup>1)</sup>, selbst Künstler und Engländer italienischer Abkunft, 1911 ein originelles und kühnes Werk über Nietzsche und die Kunst („Nietzsche and Art“) erscheinen lassen. Im Vorwort gibt er selbst die Kühnheit seines Unternehmens zu. Er habe Nietzsches allgemeine Lehre von der Kunst auseinandergesetzt und mit der Absicht, sie zu illustrieren und näher zu erklären, auf einen Zweig der Künste (die Bildhauerkunst) angewendet. Da etwas Ähnliches bis dahin weder in England noch auf dem europäischen Festland unternommen worden sei, werde sein Werk gewiß nicht von der Unfertigkeit und den Fehlern einer Pionierarbeit frei sein, dennoch hege er das feste Vertrauen, daß selbst, wenn der waghalsige Geist des Ganzen später noch modifiziert werden müßte, die Zukunft seine Hauptthese rechtfertigen werde.

Im Einklang mit Nietzsches Ästhetik habe er zu zeigen gesucht, daß die höchste Kunst oder Herrscherkunst (Ruler Art) und damit die höchste Schönheit nur das Produkt einer aristokratischen Gesellschaft sein könne, welche in ihren Traditionen und ihrem tatigen Leben die drei aristokratischen Prinzipien — Kultur, Auslese und Einfachheit — beobachtet habe und beobachte.

Dieser aristokratischen Kunst, dem Produkt inneren Reichtums habe er, Nietzsche folgend, die demokratische Kunst oder den Realismus, welche aus innerer Armut stamme, gegenübergestellt. Er habe gezeigt, wie die demokratische Kunst in sklavischer Weise von ihrer Umgebung abhängig sei und entweder hinter der Wirklichkeit zurückbleibe (Incompetence), mit derselben auf einer Ebene sich befinde (Realismus) oder sich von dieser auf phantastische Weise abhebe (Romantizismus).

Im Demokratismus seien die drei Vorbedingungen für diese niedere Art von Kunst zu finden, nämlich das Recht des Sich-selbst-durchsetzens für jeden mittelmäßigen Einzelnen, ferner der Glaube an eine allgemeine Wahrheit, die allen zugänglich sei, und die Abneigung, eine besonders wesentliche

---

<sup>1)</sup> Nietzsche, His Life and Work, London 1910.

Macht anzuerkennen und damit die vom Menschen unberührte Rückkehr zur Natur.

Die Voraussetzungen der aristokratischen Kunst des höheren Menschen Nietzsches seien eine lange Tradition unter der Herrschaft edler und unverletzlicher Werte, reichliche Mufse, Mißtrauen gegen die Freiheit als solche ohne Zweck und Ziel; eine Rangordnung, in der Autorität und Achtung bewahrt bleiben.

Freilich habe er einen gewissen Realismus — er nenne ihn „den kriegerischen Realismus“ — auch bei der aristokratischen Kunst, z. B. im Mittelalter, in der späteren Renaissance wie sogar im Griechentum feststellen müssen, dieser aber sei, wenn auch ein Mangel, über den „Armutsrealismus“ der demokratischen Kunst durchaus erhaben.

Der Verfasser ist sich bewußt, daß er die vielen im Laufe seiner Arbeit auftauchenden Fragen nur in ungenügender Weise habe beantwortet sowie auch kaum ein Drittel seines gesammelten Materials verwenden können, so daß er sich schließlich genötigt sieht, seine Leser zu bitten, in der Arbeit mehr eine vorbereitende Prüfung des Bodens als ein fertiges Gebäude auf den Grundmauern der Nietzscheschen Philosophie zu sehen. Mit seiner Wahl der ägyptischen Kunst als des besten Beispiels für die aristokratische Kunst habe er nicht etwa sagen wollen, daß er in einer Rückkehr zu den Typen Ägyptens die einzige Heilsmöglichkeit für die bildenden Künste sehe. Aber es sei der Geist dieser ägyptischen Kunst, den er für notwendig halte zur Hervorbringung aller großen Erzeugnisse, auf welchem Gebiete oder in welchem Lande es auch sei. —

Mit dieser Einleitung hat der Verfasser schon den Hauptinhalt seines aus drei Vorträgen bestehenden Buches gegeben.

Im ersten Vortrag geht er näher auf die völlige Anarchie und das Ermangeln jeden Maßstabes in der modernen Kunst ein. Die Ursache dafür findet er in der morbiden Reizbarkeit des heutigen Menschen, den irreführenden ästhetischen Systemen, hauptsächlich aber in unserem „Erbe des Christentums“, insbesondere im nivellierenden Einfluß des Protestantismus, in der Philosophie der englischen Empiriker und Utilitarier, und schließlich in der Evolutionshypothese nach Darwin und Spencer.

Im zweiten Vortrag wird das Wesen der wahren Kunst nach Nietzsches Äußerungen im „Willen zur Macht“ als die Funktion des Herrschers definiert. Ihr Wesen ist Reichtum, ihre Tätigkeit das Geben und Vollenden.

Der Gegenstand der aristokratischen Kunst ist der Mensch. Ihr Ziel ist die Schönheit innerhalb eines gewissen Volkes, denn der Wille zur Macht ist ihr treibender Instinkt, und die Schönheit, welche als das Schwerste zu erreichen ist, ist zugleich der stärkste Beweis der Macht. Die Form, deren sich der aristokratische Künstler bedient, ist die des Befehlshabers, der es verachtet zu gefallen — und nur auf das Wesenhafte geht. Das Hauptkriterium jedes Kunstwerkes ist aber in dem Grunde seiner Herkunft zu suchen, ob der Hunger oder die Fülle des Reichstums sie hervorgebracht habe. Der größte Teil des modernen Realismus ist ein Produkt der künstlerischen Armut.

Im dritten Teil seines Buches macht Ludovici die historische Anwendung seiner These. Da findet er die vollkommensten Verkörperungen der aristokratischen Kunst in den Denkmälern Ägyptens, vor allem in dem Standbild von König Khephren, dem Erbauer der zweiten Pyramide in Gizeh, das selbst über die griechische Kunst des perikleischen Zeitalters erhaben sei. Ähnliches gelte von dem realistischen Denkmal der Frau Nophret, das zwar neben dem von Khephren schwach erscheine, aber in der einfachen Modellierung der Figur künstlerische Eigenschaften zeige, durch die es jedes realistische Kunstwerk der alten Griechen oder des modernen Europa übertreffe. Die Pyramide vom König Khephren aber, welche all die höchsten Eigenschaften großer Kunst verkörpere, bedeute die größte künstlerische Großtat, die man bis jetzt kenne. In ihrer Synthese der drei großen Hauptregeln — Einfachheit, Wiederholung und Wechsel — sei sie unübertroffen; in ihrer mystischen Darstellung der Grundlagen des idealen Staates, in dem jeder seine Stelle ausfülle und schließlich den höchsten Menschen am höchsten und am nächsten der Sonne gelangen lasse, habe sie nirgends ihres gleichen. Auch in ihrer heiligen Offenbarung, daß der Mensch zur Höhe gelangen könne, wenn er wolle; daß er an den Gottmenschen, den priesterlichen und den prophetischen Menschen glauben könne, wenn er wolle; und daß er edel, glücklich, dauerhaft und mächtig in diesem Glauben sein könne — in der dreifachen Anwaltschaft dieser

erhabenen Ideale, ständen die Pyramide und die Ägypter ganz allein in der Geschichte der Welt. —

Das Buch Ludovicis hat in der englischen Presse im allgemeinen eine günstige Aufnahme gefunden, obwohl seine Hauptthese abgelehnt wird. *Times Literary Supplement* (8. Juni 1911) spricht von „der kraftvollen und treffenden Weise“, in der Nietzsches Gedanken dargestellt seien; zugleich aber von dem düsteren „deprimierenden Eindruck“ derselben. Um jedoch die Kunst des alten Ägypten als die Hauptverkörperung der aristokratischen Kunst zu schätzen, erklärt sich der Kritiker für „zu degeneriert“. Und wenn diese Kunst, wie Ludovici meine, in unserem anarchistischen Zeitalter keine Stätte finde, so brauchten wir uns dadurch nicht entmutigen zu lassen. Denn im Gegensatz zu Ludovicis Meinung von dem dekadenten Einfluß des Protestantismus sei gerade dieser ein gesundes Heilmittel für Stagnation und Obskurantismus. Inzwischen täten wir gut, während wir auf die Herstellung der nötigen Bedingungen für das Inkrafttreten der „Herrscherkunst“ warteten, die Welt zu nehmen, wie sie sei und einen künstlerischen Maßstab zu suchen, der alle Arbeit willkommen heiße, in welcher individuelles Denken aufrichtigen Ausdruck suche und sich nicht in Widerspruch befinde mit dem demokratischen Geist, der die menschliche Natur doch wahrhafter zu verkörpern scheine als Ludovicis Buch.

In der *Daily News* vom 21. 6. 1911 wendet sich Edward Garnett energisch gegen Ludovicis Herleitung des Realismus oder der „demokratischen Kunst“ aus seelischer Armut (Nietzsches „Hunger“) und behauptet, daß wie Prokrustes nach der Sage einst seine Opfer verstümmelte, um sie seinem Bette anzupassen, so verfolge Ludovici rücksichtslos seine Hauptthese, bis sie ihn zur Ablehnung der besten griechischen Kunst des perikleischen Zeitalters führe.

In der Beurteilung des Buches von Ludovici können wir nicht umhin, uns dem obigen Standpunkt anzuschließen, indem wir die leitende These von der Zerteilung der Kunst ablehnen, wohl aber den Gedanken von der engen Verknüpfung mit ihrem sozialen Unterbau festhalten und im übrigen dem Verfasser für die kühne und konsequente Art, in der er Nietzsches „Wille zur Macht“ angepackt und zu verwerten gesucht hat, unsere Achtung nicht versagen.



In den Spuren Nietzsches wandelt auch das populärwissenschaftliche Werk eines Arztes „The Mastery of Life“ von G. T. Wrench (London 1911).

Er dehnt den Lieblingsgedanken Ludovici von der „Ruler Art“ oder aristokratischen Kunst auf das ganze Welterleben der Völker aus.

Er beginnt mit der Baukunst der alten Ägypter, die ihm wie Ludovici durch „Ruler qualities“ ausgezeichnet und das Werk eines zufriedenen, freudigen Volkes zu sein scheinen. Auch schließt er sich Prof. Flinders Petries Urteil an, daß die langjährige Arbeit an den Pyramiden wahrscheinlich während der sommerlichen Überschwemmungen stattgefunden habe und darum weder „zerstörend für das Gedeihen des Volkes noch für das Volk drückend gewesen sein werde“. Auch die Kultur der alten Griechen und Römer wird mit demselben Maßstab gemessen und alles Heil der Tätigkeit der Herrscherkaste zugeschrieben.

Dann geht es durch das Mittelalter, in dem der katholischen Kirche wegen ihrer papstlichen Herrschernaturen Lob gespendet wird. Die germanische Kultur wird gerühmt, soweit sie patriarchalischen Herrschereinflüssen entsprang. Mit dem Vordringen des Demokratismus und der Verallgemeinerung von Kunst und Wissenschaft gehe sie der Verflachung und dem Untergang entgegen.

Das Heilmittel für die moderne Welt sieht der Verfasser „in der Wiederherstellung der positiven patriarchalischen Grundlage der Gesellschaft mit all ihren Folgen, Gebräuchen und Werten“. Der Herrschertypus könne niemals das Produkt des demokratischen Systems sein.

Diese Erkenntnis sei es, welche die Philosophie Nietzsches zu den wertvollsten Gaben der modernen Zeit mache und sein Meisterwerk „Also sprach Zarathustra“ zu dem größten Geschenk, das jemals ein Europäer Europa gemacht habe. Denn darin beschreibe der Dichter-Philosoph in beredter Sprache die harte Disziplin und die Werte, welche den Aufbau einer neuen Aristokratie ermöglichten.

Das merkwürdige und interessante Buch von über 500 Seiten stellt unleugbar ein gewagtes Unternehmen dar für einen jungen Mediziner; Dr. Wrench aber wandelt mit hellen Augen durch die Jahrtausende und unternimmt es, im Geiste Nietzsches

die Gesamtenwicklung der „Jetztzeit“ auf den Kopf zu stellen Zweifellos können die Fachkenner ihm manche Fehler nachweisen; was scheren aber Fachkenner einen, der aufs Ganze geht und den Schlüssel gefunden zu haben meint zu einer neuen großen Weltauffassung! Ja, nicht nur Nietzsche, sondern auch Goethe hat er sich zum Führer erkoren, seinem Werk ein Zitat aus „den Wahlverwandtschaften“ voransetzend über die Schwierigkeit der Heilung von Übeln und des sich Ratholens bei den Massen, die in täglichen Dingen praktisch genug seien, aber selten weiter als bis morgen sahen. Nun, Dr. Wrench hat sich jedenfalls nicht bei den Massen Rat geholt. Er folgt dem Licht, das er in Nietzsche gefunden hat und versucht, mit ihm sich die dunkeln Tiefen der Kulturgeschichte zu erhellen und einen neuen Weg in die Zukunft zu bahnen.

Ein kleines Werk von ethischen Maximen, in Form und Inhalt sich auf Nietzsche stützend, ist Edward Moores „We Moderns: Enigmas and Guesses“ (London 1918). Das Büchlein ist Herrn A. R. Orage,<sup>1)</sup> dem Herausgeber der Wochenzeitung „The New Age“ gewidmet.

Moore leitet seine „Enigmas and Guesses“ mit der Bemerkung ein, daß er kein System darbiete, aber der Leser würde eine Grundhaltung, und zwar eine vollkommen deutliche, in dem Buche finden.

„Ja“, sagt der Rezensent in „The Times Literary Supplement“ (1. 8. 18.), „der Leser findet die Haltung Nietzsches und all seine irritierendsten Eigenheiten. Wenn Herr Moore nur diese ablegen könnte, so würde er viel besser schreiben.“

Der Rezensent hat eine sehr schlechte Meinung von Nietzsche, eine so lächerlich schlechte, daß es sich nicht lohnt, darauf einzugehen.

Anders Herr Moore. Er hat von Nietzsche gelernt. Manche seiner Aphorismen sind über Nietzsche selbst, andere über dessen Gedanken. Allerlei Treffendes ist in ihnen enthalten.

So zeigt z. B. Aphorismus 135, betitelt „Super-Art“, eine feine Empfindung für das Künstlerische in Nietzsche:

„In den Werken einiger Künstler findet sich alles auf einer etwas übermenschlichen Stufe. Ihre Figuren füllen uns

<sup>1)</sup> Herr Orage ist auch der Herausgeber und Verfasser eines Büchleins über Nietzsche Friedrich Nietzsche, the Dionysian Spirit of the Age. London 1906

mit Staunen; wir können nicht verstehen, wie solche unvergleichlichen Wesen entstanden sind. Wenn wir sie betrachten in den Werken von Michelangelo oder von Nietzsche, so entstehen unwillkürlich in unseren Seelen erhabene Träume von dem, was der Mensch erreichen kann. Unsere Gedanken fliegen in das Unmessbare, das Unentdeckte, und die Zukunft wird uns fast zu einem Rausch.“

„In Nietzsche besonders findet sich der Versuch, die Kunst das Unmögliche vollbringen zu lassen, in jedem Buch, fast in jedem Wort. Er strengt die Sprache an bis zum Äußersten, das sie ertragen kann; seine Worte scheinen danach zu streben, aus den Banden der Sprache zu entweichen, die Sprache zu übersteigen . . .“

Die Gliederung der Aphorismen in sechs Abschnitte scheint etwas willkürlich. Sie handeln vom Alter, von der Erbsünde, vom Wesen des Modernen, von Kunst und Literatur, von der schöpferischen Liebe, vom Tragischen; und doch besteht ein gewisser Zusammenhang. Die Auffassung ist immer modern, d. h. sie lehnt sich an nichts Überkommenes an und sucht nach Nietzsche jedem Gedanken und jedem Gefühl auf den Grund zu gehen. Freilich ist es kein Philosophieren mit dem Hammer, es ist eine sehr milde Übertragung Nietzscheschen Denkens. Es wird niemand mit Keulenschlägen verletzt. Nur mit dem Lächeln der Resignation, als ob eine schmerzlose Operation ausgeführt werden sollte, wird das Alte abgetan und das Neue ans Licht gezogen. Auch werden meist treffende Urteile gefällt über zeitgenössische englische Schriftsteller.

So über Chesterton, von dem es heisst, daß das Dogma der Erbsünde das Zentrum seiner Philosophie bilde, um das alle seine Ideen kreisten, z. B. seine Neigung zur Vergangenheit, zur Tradition.

Galsworthys Kunst leide unter seinem sozialen Reform-eifer. Man fühle, er würde das Leben selbst abschaffen, wenn er könnte. Die Humanität suche unbewußt die Vernichtung des Lebens, denn zum Leben gehöre eben das Leiden.

George Moore sei gelehrt in den Sinnen, er kenne sie in allem außer ihrer Reinheit. — Was Nietzsche über Sokrates gesagt habe, sei in einem höheren Maße wahr von Shaw; nämlich daß sein Verstand stärker als seine Instinkte sei und die Stelle seiner Instinkte usurpiert habe; ohne Liebe bejahe

er doch die Welt ... Warum tue er es? Vielleicht aus demselben Grunde, aus dem der Christ das lobe, was er nicht ist. Und seine Liebe zur Liebe wäre dann etwas Pathetisches, gegründet auf „Selbstlosigkeit“, und er selbst ein Romantiker?

Zum Schluß wird noch einmal das hohe Lied Nietzsches gesungen.

„Was war Nietzsche, jenes feinste moderne Ratsel? Erst, ein großer tragischer Dichter: ein göttlicher Zufall wollte es, daß er auch zugleich ein tiefer Denker und der tiefste Psychologe war. Doch seine tragische Bejahung war der Kern seines Werkes, von dem Gedanke und Zergliederung nur Sprößlinge waren. Ohne jene wurde seine Gedankenreinheit ihn vielleicht zu einem zweiten Pascal gemacht haben. Der Wille zur Macht, welcher das Leiden zum Wesenstil des Lebens macht; die Rangordnung, durch welche die Masse der Menschheit zur Sklaverei verurteilt wird; der Übermensch selbst, dieses erhabenste Kind der Tragik, und die letzte Bejahung, die ewige Wiederkunft: dies sind die Begriffe eines tragischen Dichters. In der Tat ist es vermittelt seiner tragischen Lebensansicht, daß Nietzsche für uns eine Macht von solchem Wert geworden ist. Denn nur durch sie konnte das moderne Dasein, das in Skeptizismus, Pessimismus und das größte Glück der größten Zahl versunken war, erneuert werden ...“

Auch für den Sozialismus hat man versucht, diesmal in den Vereinigten Staaten (von Amerika), die Nietzschesche Ethik fruchtbar zu machen.

William English Walling hat in seinem Werk „The Larger Aspects of Socialism“ (New York 1913) ein Kapitel Nietzsche und der „neuen Moral“ gewidmet.

Die Hauptthese des Buches gipfelt in der Feststellung, daß der Sozialismus in dem humanistischen Pragmatismus, wie er von John Dewey formuliert sei, seine beste philosophische Stütze finde<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Den Unterschied zwischen William James und Dewey erklärt der Verfasser dahin, daß während James versucht habe, eine Metaphysik aus dem Pragmatismus zu machen, Dewey immer strenger Realist bleibe, indem er freilich darauf bestehe, daß die Wahrheit einer Idee durch das Ereignis bewiesen werde, dies aber immer nur in bezug auf den speziellen Zweck und die spezielle Situation, aus der die Idee entstanden sei, wahr haben wollte.

Dies gelte auch insbesondere für die Ethik des Sozialismus, die in einem steten Entwicklungsprozesse begriffen sei.

Wie der neue Pragmatismus von der Psychologie, also vom Menschen ausgehe, so sei es auch eine große zentrale Frage für den Sozialismus, was für eine Art von Menschen man erstreben solle. Niemand aber habe dieses Problem klarer erfaßt und formuliert als Friedrich Nietzsche.

Obwohl Nietzsche nicht völlig mit der pragmatischen Philosophie übereingestimmt habe, so sei doch seine fundamentale Art zu denken durchaus pragmatisch gewesen (z. B. wenn er behaupte, daß der größere Teil bewußten Denkens zu den instinktiven Funktionen gehöre, oder wenn er die Erkenntnis um ihrer selbst willen als den letzten Fallstrick der Moral bezeichne).

Wenn seine Umkehrung der Ethik zunächst rein negativ erscheine, so laufe sie doch auf ein positives Prinzip hinaus, nämlich das Bewußtsein der Verantwortung gegen sich selbst und damit gegen die Rasse. Der stärkste Mensch nach Nietzsche sei der verantwortlichste, weil befreit von der Moral der Gewohnheit und autonom. Sein Glück bestehe in der Tüchtigkeit, und dieses Wort drücke Nietzsches zentralen Gedanken besser aus als der „Wille zur Macht“, der andere Menschen brauche, mit oder ohne ihre Kenntnis und Einwilligung, während in dem Begriffe der Tüchtigkeit mehr der Wille liege, jene wohlthuende Macht über andere auszuüben, die wir durch unsere Fähigkeit erlangt haben.

Außer dem „Willen zur Macht“ lehnt Herr Walling auch den Begriff des Übermenschen ab und ist der Überzeugung, daß wenn die neuen ethischen Prinzipien nicht nur von einzelnen oder einer Klasse, wie Nietzsche es wollte, angenommen sein würden, sondern von der Allgemeinheit, so würde diese, von keiner Macht der Welt mehr unterdrückt, in den Stand gesetzt sein, jene Umwälzung in der Zivilisation hervorzubringen, welche allein die höchste Entwicklung der menschlichen Rasse ermöglichen könne.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß der Pragmatismus dem Standpunkt Nietzsches zweifellos verwandt ist, wenn auch selbständig entstanden und entwickelt. Die Nietzschesche Umwertung ethischer Begriffe jedoch für den Sozialismus fruchtbar zu machen, scheint zunächst ein etwas gewagtes Unternehmen angesichts der Todfeindschaft des Philo-

sophen dieser Bewegung gegenüber. Britische Sozialisten wie Bernhard Shaw haben dies auch von vornherein abgelehnt. In Deutschland hat der Kulturphilosoph G. Burckhardt unter anderen gemeinsame Grundzüge, freilich auch zugleich Gegensätze zwischen Nietzsche und dem Sozialismus festzustellen gesucht. (Weltanschauungskrise und Wege zu ihrer Lösung. Leipzig 1925.)

Treten wir jetzt von der philosophischen und philosophisch interessierten Welt in die Sphäre der Literatur und Literarhistorik, so werden wir nach den bisher gemachten Beobachtungen uns nicht wundern, wenn wir auch hier gemäß dem traditionell-religios und -ethisch orientierten Grundzug britischen Wesens einer tieferen Erfassung des Philosophen selten, wenn überhaupt begegnen. Da ist das Urteil von George Saintsbury, dem Altmeister britischer Literarkritik. In seinem Buch „The Later Nineteenth Century“ (1907) bespricht er den „Zarathustra“ in höchst anerkennender, ja begeisteter Weise in bezug auf die Sprache, während er für den Inhalt keinerlei Verständnis aufzubringen weiß, ja diesen in unschöner Weise immer wieder mit Nietzsches späterer Erkrankung in Beziehung setzt. Man brauche nicht mehr als ein paar Seiten zu lesen, um die Atmosphäre zu empfinden und zu verstehen, daß abgesehen von etwaiger Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung mit den Gedanken, man diese mit all der Magik der größten literarischen Phantasmagorie vor sich entfaltet sehen werde. Zu diesem Zwecke habe Nietzsche sich ein Instrument deutscher Prosa geschmiedet, welches sogar nach Heine und Schopenhauer staunenerregend und fast unbegreiflich sei. Alle wohlbekannten Defekte des Instruments seien verschwunden — seine Umständlichkeit, Undeutlichkeit, Ungeschicklichkeit und Mangel an Anmut.

Alle Schönheiten des deutschen Versstils, seine Musik, seine geheimnisvolle Macht, seine wunderbare Suggestionskraft hätten sich vereinigt, die schlichtere Schwester auszustatten; und diese habe sich noch dazu geschmückt mit den besten Gaben und Reizen fremder Prosa — der englischen, italienischen, französischen.

Nietzsche selbst müsse zu den von ihm genannten vier größten Meistern des Prosastils des 19. Jahrhunderts <sup>1)</sup> gezählt

<sup>1)</sup> Leopardi, Mérimée, Emerson, Landor.

werden, obgleich es ihm an Gedankenzusammenhang und dauerhafter Architektur ermangle.

Die Ironie der Tatsachen aber habe es gefügt, daß es „einem Wahnsinnigen“ gelungen sei, der deutschen Sprache Schönheit zu verleihen.

Außer der Form widmet Saintsbury einige Zeilen der Betrachtung der Stimmung, die Nietzsche, Ibsen, Tolstoi und bis zu einem gewissen Grade Zola sowie die meisten Schriftsteller des 19. Jahrhunderts charakterisiert habe. Diese habe Ausdruck gefunden in dem Bestreben, „anders zu sein“, geltende Lehren und Meinungen auf den Kopf zu stellen.

Nietzsche insbesondere habe die Gaben seines Genies angewendet in diesem „Aufdenkopfstellen“ (topsy-turvification), in diesem Anderssein; anders als die Lehren des Christentums, der Moral, anders als seine ersten beiden Lehrer, anders als er selbst. Nähme man dieses Anderssein fort, so bleibe schließlich nichts übrig, als seine Ausdrucksweise, die freilich auf alle Fälle „anders“ sei.

Naher betrachtet, bestehe diese Ausdrucksweise in dem Kunstgriff der Umkehrung durch die Parodie, eine Fertigkeit, die in Frankreich schon lange abgeschmackt sei und nur noch in England und Deutschland einem Schriftsteller den Anschein von Klugheit verschaffe.

Dennoch bleibe als Nietzsches größter Ruhm die Vollkommenheit der Form, deren Einfluß auf den deutschen Stil bereits zu spüren sei. Den deutschen Schriftstellern aber solle man den Rat geben, nicht das zu sagen, was Zarathustra sagte, sondern wie er es sagte.

Nietzsche als Kritiker hat Saintsbury in seinem mehrbändigen Werk „A History of Criticism“ (Vol. III, 1906), das ein Jahr vor dem „Later Nineteenth Century“ erschien, behandelt. Er geht zunächst auf die „Unzeitgemäßen Betrachtungen“ ein und empfiehlt die Geißelung deutscher Kultur in der ersten derselben denjenigen seiner Landsleute, die wie Arnold und Haldane immer Lobgesänge auf alles Deutsche anstimmten, zur näheren Betrachtung. Im übrigen erlaubt er sich die wunderliche Bemerkung, daß die „Unzeitgemäßen“ wahrscheinlich die letzten Schriften seien, die ihr Verfasser bei völliger geistiger Gesundheit geschrieben habe.

Die aphoristische Art der „Frohlichen Wissenschaft“ erinnert ihn an Ben Johnson's „Discoveries upon Men and Matter“. Von § 82 an mit seiner Gegenüberstellung von französischem esprit und griechischer Einfachheit findet Saintsbury allerlei Lobenswertes. Im Aphorismus (98) über Shakespeare wundert er sich, diesen gar nicht als „Dichter“, sondern als den Verfasser von Hamlet und den Schöpfer von Brutus behandelt zu sehen.

„Jenseits von Gut und Böse“ und die „Genealogie der Moral“, die er beide schon als „krank“ ansieht, sind ihm beweiskräftig für Nietzsches Sucht, alles auf den Kopf zu stellen. Seine „topsy-turvyfication“ nennt er es auch hier und verteidigt das Wort als von Thackeray herstammend und als besonders treffend für das „Ethos“ von Nietzsche. Denn trotz all seiner Ursprünglichkeit in der Form sei er tatsächlich parasitisch. Er könne nur Bestehendes leugnen, verdrehen und auf den Kopf stellen.

Den Aphorismus über die englischen Utilitarier (§ 228), die Nietzsche „schwerfällige, im Gewissen beunruhigte Herdentiere“ nennt, erklärt Saintsbury aus der Tatsache, daß der Philosoph einmal von ihnen, wie von Wagner gelernt und das als einen genügenden Grund des Hasses angesehen habe.

Die „Götzendämmerung“ ist das letzte Werk, mit dem sich der Kritiker befaßt. Die nachgelassenen Schriften habe er noch keine Zeit gehabt zu prüfen, auch habe eine sehr kompetente Stelle sie ihm einmal als „rubbish heaps raked together by abject adorers“ bezeichnet.

Man dürfe kein vorschneller Richter sein, sondern mit einer Art von „ruthless toleration“ die Urteile der Götzendämmerung gelten lassen. Dem Ausspruch, daß Dante eine Hyäne sei, die in Gräbern dichte, könne man entgegensetzen, daß Nietzsche ein Irrsinniger sei, der das Irrenhaus anzünde und auf seinen brennenden Mauern singe und tanze. Im ganzen jedoch sei die Kritik Nietzsches hier sowohl folgerichtig als auch charakteristisch. Er zeige sich als Literaturkritiker in potentia, wie Deutschland keinen seit Novalis hervorgebracht habe.

Leider verderbe er wieder das Meiste durch seine immer wiederkehrende rücksichtslose, unbeherrschte, unbeherrschbare Laune. Und wenn man den schroffen Wechsel seiner An-



sichten über Wagner und Schopenhauer innerhalb eines Zeitraums von ein paar Jahren betrachte, so könne man nur mit dem Kopf schütteln. Kein Mensch könne solche Umwälzungen durchmachen und ein Kritiker bleiben. Dennoch müsse man gestehen, daß die Geschichte der Kritik in gewissen Beziehungen keinen edleren Geist, keine stärkere oder schärfere Begabung habe zu Grunde gehen sehen.

Es ist wohl kaum zuviel gesagt, daß die Kritik Saintsburys noch heute in der englischen Literarkritik einen maßgebenden Einfluß ausübt. Sie leidet aber, wie schon erwähnt, an dem Irrtum, den der Kritiker begeht, indem er die geistige Gesundheit des Philosophen mit der Abfassung der „Unzeitgemäßen“ ihr Ende erreichen läßt und überhaupt Form und Inhalt meint derart trennen zu können.

Saintsbury, der kühle und etwas trockene schottische Literarhistoriker, sowie Pringle-Pattison, der ruhige abgeklärte schottische Philosoph stehen beide ihrem Temperament nach dem leidenschaftlichen Denken Nietzsches zu fern, um seine scharfen, oft brutalen Formulierungen verstehen oder verzeihen zu können. Sie sind sich wohl dessen bewußt, daß sie es hier mit etwas Großem und Neuem zu tun haben, aber in ihren gelehrten Bahnen fest gewurzelt, zeigen sie weder Lust noch Mut, sich davon loszumachen und das Glatteis der Nietzsche'schen Dialektik zu betreten.

Ganz ablehnend Nietzsche gegenüber verhält sich G. K. Chesterton, ein geistvoller Repräsentant modernen englischen Literatentums. Chesterton, Katholik und unermüdlicher Anwalt orthodoxen Christentums (Verfasser von „Heretics“, „Orthodoxy“ und „Tremendous Trifles“), dem das Leben als ein großes Paradoxon voller Wunder und Rätsel erscheint, ein Mann von grillenhaften Einfällen und lebensfreudigem Humor, hat sich verschiedentlich mit Nietzsche beschäftigt.

In seinem Buch „Orthodoxy“<sup>1)</sup> gibt er zu, daß Nietzsche ein poetischer und anregender Denker gewesen sei, aber man müsse ihm sowohl Starke wie Kuhnheit absprechen. Denn er habe seine Gedanken nie in kahlen abstrakten Worten vor sich hingestellt, sondern habe sie immer wie ein fröhlicher

---

<sup>1)</sup> London 1908, S. 192.

„minor poet“ mit einer physischen Metapher umkleidet. So habe er „jenseits von gut und böse“ gesagt, weil er nicht den Mut hatte „mehr gut als gut und böse“ oder „mehr böse als gut und böse“ zu sagen. Wäre er seinen Gedanken ohne Metapher gegenübergetreten, so hatte er ihren Unsinn erkannt. Ebenso, wenn er seinen Helden beschrieben, wage er nicht zu sagen, „der reinere“ oder der „glücklichere“ oder „traurigere Mensch“, denn darin lägen Ideen, und Ideen seien stets beunruhigend. Er sage statt dessen der „obere Mensch oder Übermensch“, so eine physische Metapher von Akrobaten oder Alpenkletterern anwendend.

Nietzsche sei in Wahrheit ein sehr schüchterner Denker. Er wisse nicht im mindesten, was für eine Art Mensch die Entwicklung hervorbringen solle. Und wenn er es nicht wisse, wüßten es die anderen Evolutionisten, die von „höheren“ Dingen sprächen, erst recht nicht.

Der wahre Fortschritt sollte eine Umgestaltung der Welt nach einem Ideal erstreben, nicht, wie es heute geschehe, einen fortwährenden Wechsel der Ideale herbeiführen. Er sollte den langsamen, aber sicheren Sieg von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit bedeuten, aber nicht, wie heute, uns zum schnellen Anzweifeln dieser Tugenden selbst führen, wie es schon eine wilde Seite irgend eines preussischen Sophisten tue, (a wild page from any Prussian sophist makes men doubt it).

In seinem Buch über G. B. Shaw (London 1910) kommt Chesterton noch einmal auf Nietzsche zurück und sucht dessen Einfluss auf Shaw festzustellen. Wiederum laßt seine Auseinandersetzung mit dem Philosophen auf eine sehr flüchtige Bekanntschaft mit dessen Schriften schließen.

Zunächst stellt er fest, daß „dieser beredte Sophist“ von Abstammung ein Pole und wahrscheinlich ein polnischer Edelmann gewesen sei. Er habe einen wundervollen poetischen Geist gehabt und sei einer der besten „Redner“ der modernen Welt gewesen. Nietzsches Lehre könne in dem einen Wort „valour“ zusammengefaßt werden. Dieses bedeute ursprünglich Wert und sei in diesem Sinne aufzufassen. Mit dieser Behauptung habe Nietzsche aber nur an dem großen protestantischen Schaukelspiel teilgenommen, welches seit dem 16. Jahrhundert das Amusement von Europa sei.

Nietzsche habe sich eingebildet, daß er gegen die alte Moral rebelliere, tatsächlich habe er sich nur gegen die neue Moral, die halbausgebackene Frechheit der Utilitarier und Materialisten empört. Er habe geglaubt, er rebelliere gegen das Christentum; wunderbarerweise habe er aber nur dessen Gegner, Herbert Spencer und Edward Clodd, getroffen. Das historische Christentum habe immer an die Tapferkeit des heiligen Michael als Vorreiters der *ecclesia militans* geglaubt und an ein letztes und absolutes, nicht indirektes oder utilitarisches Vergnügen (pleasure), nämlich die Berausung des Geistes, den Wein des Blutes Gottes.

Freilich seien einige Lehren Nietzsches nicht christlich, aber zufälligerweise seien diese auch nicht wahr. Sein Haß gegen die Mitleidsmoral sei nicht christlich, aber dieser stamme aus seiner Krankheit, da bekanntlich Kranke oft hart gegen ihresgleichen seien. Shaw sei auch von diesem Haß nicht beeinflusst worden. „Es würde mehr als zehntausend verrückte polnische Professoren erfordern, um Shaw zu etwas anderem als einem großmütigen und barmherzigen Menschen zu machen.“

Leider habe Shaw gerade die eine Lehre, oder vielmehr den einen „Wahn“ von Nietzsche angenommen, der verspreche, der Hauptwahn der dunkeln Zeiten zu werden, denen wir möglicherweise entgegengingen, nämlich die Idee vom Übermenschen. Wenn aber der Übermensch durch die natürliche Auslese kommen solle, so könnten wir ihn derselben überlassen. Komme er jedoch durch menschliche Wahl, was für eine Art von Übermensch sollten wir wählen? Wenn er einfach gerechter, tapferer, barmherziger sein solle, und wir desgleichen, so sinke Zarathustra zu einem bloßen Sonntagsschullehrer herab. Wenn er jedoch etwas anderes sein solle, warum sollten wir ihn wünschen? — Solche Fragen seien schon öfter an die Nietzscheaner gestellt worden, ohne daß sie je versucht hätten, eine Antwort darauf zu geben. —

Wir sehen, daß Chesterton in Wirklichkeit keine Ahnung hat von dem Ernst der Nietzscheschen Philosophie. Er ist wohl mit den englischen Übersetzern in journalistischen Kreisen hier und da in Berührung gekommen, hat auch mit Dr. Oscar Levy, dem Herausgeber, zuweilen eine Lanze gebrochen in Sachen Nietzsche, aber Gegenwarts- und Genußmensch, der er ist, ein großes Kind und ein Lebenskünstler, entbehrt er der

Empfänglichkeit für Nietzsches umwälzendes Denken, hat weder Verständnis für den todernsten Sinn und das titanenhafte Ringen des Philosophen, noch für die schöpferische Kraft des Künstlers.

Wie der Mehrzahl seiner Landsleute, ist diesem genialen Literaten der deutsche Kulturwille, der in immer neuen Formen sich Bahn zu brechen sucht und in Nietzsches Denken blitzartig in Erscheinung trat, etwas durchaus Fremdartiges, ja Gefährliches, dem man am besten aus dem Wege geht.

Somit ist es nicht zu leugnen, daß Nietzsche auch auf dem Gebiete der englischen Literatur im großen Ganzen wenig Beachtung gefunden hat, um gar nicht von einer ihm angemessenen Würdigung zu sprechen.

Offen zu ihm bekannt hat sich nur John Davidson<sup>1)</sup>, und der war ein Schotte, eine ihm im Innersten verwandte Natur, gleich ihm von dusterer Tragik umschattet.

Bernhard Shaw hat nach seinem eigenen Geständnis den deutschen Philosophen nie in der Muttersprache lesen können und behauptet, seine Inspiration ganz wo anders gefunden zu haben, nämlich bei Männern wie Samuel Butler, Charles Lever und Belfert Bax<sup>2)</sup>. Freilich ändert dies nichts an dem Tatbestand, daß ihn mit Nietzsche der gemeinsame Glaube an ein irrationalistisches Willenselement (Life force) als die treibende Kraft alles Seienden verbindet, wie auch die Ausgestaltung desselben in seinen Stücken ohne mindestens indirekte Beeinflussung durch Nietzsche kaum denkbar ist.

Solche indirekte Beeinflussung, insbesondere in bezug auf das Problem der Umwertung ethischer Maßstäbe laßt sich auch in der Sphäre des modernen englischen Romans feststellen, dessen vertiefte psychische Einstellung wenigstens zum Teil auf Nietzschesche Einflüsse zurück geführt werden kann.

---

<sup>1)</sup> „John Davidson und sein geistiges Werden unter dem Einfluß Nietzsches“, Leipzig 1928, v. d. Verfasserin.

<sup>2)</sup> Preface to „Major Barbara“.

**Inhaltsübersicht.**

	Seite
I Übersetzung der Werke Nietzsches und deren Besprechung in Tagespresse und Zeitschriften vor und während des Krieges . . . . .	134—166
II Beurteilung Nietzsches durch einige Vertreter der englischen Philosophie . . . . .	166—181
III Englische und amerikanische Bücher über Nietzsche	
a) Leben und Philosophie behandelnd . . . . .	181—201
b) in Anlehnung an seine Philosophie . . . . .	201—211
IV Beurteilung durch einzelne Vertreter der englischen Lite- ratur . . . . .	211—217

FRANKFURT A. M.

GERTRUD v. PETZOLD.



der dritten Zeile wird die Strecke *day's* nicht betont, sondern gegenüber den benachbarten Strecken schwächer gehalten. In der Prosarede wird die ganze Strecke *hard day's work* gleichmäßig betont. Im Vers wird der mittlere Teil geschwächt, um die Betonung der anderen Teile hervorzuheben. Diese ist auch eine besondere Versbetonung; vom Standpunkt der Prosa darf sie eine unterdrückte Betonung genannt werden. In der vierten Zeile findet eine erzwungene Betonung von *as* statt.

Für die Zeile

And certes, in fair virtue's heavenly road

Burns, *The Cotter's Saturday Night*.

ist das Schema

. : . . : : : . . : . . . :

Hier ist das Betonungsintervall  $T$  — d. h. das Zeitintervall zwischen je zwei Zentroiden (Schwerpunkten der Betonung) — konstant. Die Zahl der Betonungsstrecken  $Z$  ist fünf. Die Zahl der zwischen je zwei Zentroiden liegenden Vokale ändert sich von null bis zwei. Der Zustand wird durch  $T$  konst.,  $Z = 5$ ,  $v = 0 - 1 - 2$  ausgedrückt. In der Betonungsstrecke ist nur ein Vokal enthalten.

Wenn die Wörter als Prosa gesprochen werden, ergibt sich das Schema

. : . . . : : : . . : . . . :

Hier ist  $T = \text{var.}$ ,  $Z = 4$ ,  $v = 1 - 2$ . In der zweiten betonten Strecke sind zwei Vokale enthalten.

Der Unterschied zwischen Vers und Prosa in diesem Fall besteht erstens in den Intervallen zwischen den Zentroiden; im Vers sind sie ungefähr gleich, in der Prosa unregelmäßig. Ein weiterer Unterschied stammt aus der Schwächung des Sprachstromes am Ende von *fair*, wobei die zwei benachbarten Betonungsstrecken auseinandergehalten werden.

Für diese Form der Betonung darf die Bezeichnung zertrennte Betonung eingeführt werden, d. h. eine Strecke mit zwei Vokalen, welche in der Prosa als Ganzes betont wird, wird durch zeitliche Auseinanderrückung der Vokale in zwei Betonungsstrecken geteilt.

Die Zeile

Scent o' the wood-smoke

Galsworthy, *Devon to Me!*

enthalt energiestarke Strecken und Zentroide wie folgt:

Scent o' the wood-smoke.

Das Schema ist

: . . . :

Ob dies Prosa oder Vers sein soll, ist egal. Das Interessante ist das Vorhandensein von zwei Vokalen innerhalb einer Betonungsstrecke. Wenn eine Bezeichnung hierfür erwünscht wird, darf die Erscheinung eine zweivokalige Betonung genannt werden.

Die Zeile

And ever, against eating cares

Milton, *L'Allegro*

wird mit einem Glottisverschlufs oder einer kleinen Pause nach ever gesprochen. Mit Benutzung von , für den Glottislaut bzw. die Pause ergibt sich das Schema

. :', . : ' : . :

Ob dies als Vers oder als Prosa gebraucht wird, ist gleichgültig.

Es wird oft von einer „schwebenden Betonung“ gesprochen. Nach Spindler (*Englische Metrik*, S. 35) heifst es: „Stimmt im Versinnern der logische Akzent nicht mit dem rhythmischen überein, so mufs ein Ausgleich, eine Ausnivellierung der beiden Akzente vorgenommen werden.“ Mit diesem Begriff scheint man mehrere verschiedene Betonungsweisen umfassen zu wollen. Unter den Beispielen werden Fälle von erzwungener und unterdrückter Betonung angeführt. Durch den Ausdruck „schwebende Betonung“ wird nichts gewonnen. Es werden auch Fälle wie die obige Zeile von Burns angeführt. Hier ist die Bezeichnung „schwebende Betonung“ nicht passend, und der Vorgang hat nichts mit den anderen gemeinsam. Für einen Fall wie die Zeile von Galsworthy hätte eine solche Bezeichnung keinen Sinn. Für die Milton-Zeile wäre sie einfach falsch; nichts schwebt und nichts ist zweifelhaft.

Die Bezeichnung „schwebende Betonung“ scheint aus dem Bedürfnis entsprungen, einen Ausgleich zwischen einem für eine Verszeile angenommenen Schema mit der wirklichen rhythmischen Bewegung zustande zu bringen. Es wird z. B. für Miltons *L'Allegro* das Schema

. : ' . : ' . : ' :



als allgemeingültig angenommen. Die oben angeführte Zeile aber ergibt ein anderes Schema. „Beim Lesen behilft man sich damit, daß man entweder die Tonstärken so ausnivelliert, daß man für beide einen Mittelwert zwischen stark- und schwachtonig wählt“ (Spindler, S. 36). Dagegen ist zu antworten, daß kein Mensch jemals die betreffende Zeile so lesen würde. Er liest sie einfach mit vier Betonungsstrecken; um das, was dabei herauskommt, kümmert er sich nicht. Eins kommt aber immer heraus, nämlich ein Sprachstrom von vier Betonungsstrecken mit gleichmäÙig entfernten Zentroiden, genau wie in dem oben angegebenen Schema. Auch ist zu sagen, daß die Annahme über die Form der Zeilen im *L'Allegro* keine Berechtigung hat. Die Zeilen sind alle vierschlägig, d. h. sie enthalten vier Betonungsstrecken. Die ersten Zeilen

Towered cities please us then,  
And the busy hum of men,  
Where throngs of knights and barons bold,  
In weeds of peace, high triumphs hold,

ergeben das Schema

˙ ˙ ˙ ˙ ˙ ˙  
˙ ˙ ˙ ˙ ˙ ˙  
˙ ˙ ˙ ˙ ˙ ˙  
˙ ˙ ˙ ˙ ˙ ˙

Die Mehrzahl der Zeilen sind zwar iambische Vierschläger, aber Zeilen wie die ersten zwei (kretische Vierschläger) kommen oft vor. Auch Zeilen wie

Then to the well-trod stage anon

mit dem Schema

˙ . . . ˙ . ˙ . ˙

(glykonische Vierschläger, eine in der englischen Dichtung beliebte Form) sind oft vorhanden. Eine Form auszuwählen — selbst wenn sie am häufigsten vertreten ist — und zu versuchen die andern durch Lizenzen, „Taktumstellungen“ oder „schwebende Betonung“ in diese hineinzuzwängen, ist nicht statthaft.

WIEN.

E. W. SCRIPTURE.

‘MUCHEL BROKEN HARM’, C.-T., E 1425.

---

Der von den alten Witwen in der Erzählung von Chaucers Kaufmann geübte ‘*muchel broken harm*’ (C.-T., E 1425), ganz wie ihre fast mit demselben Atemzug erwähnte Kenntnis von ‘*craft on Wades boot*’, bildet überhaupt eine der kleineren Schwierigkeiten der Chaucer-Lexicographie. Skeat (*Canterbury Tales — Notes*, S. 357) verstand das Wort ‘*broken*’ im Sinne von ‘in kleine Stücken zerbrochen’, wie das neuengl. ‘*broken meats*’ (etwa Fleischüberreste) und sonstiges (vgl. *NED.*, ‘*broken*’, *ppl. a.*, 1b), und möchte das Ganze durch ‘*petty annoyances*’ (kleine Plagen, Leiden)<sup>1)</sup> übersetzen. Obwohl dessen Deutung sich dem Zusammenhange ziemlich gut anpaßt, muß man doch diesen, soviel ich weiß, bisher sonst unbelegten Gebrauch von ‘*broken*’ wenigstens als eine echt idiomatische Anwendung, die näher zu untersuchen ist, betrachten.

Eine scheinbar nahe Parallele taucht jetzt bei John Skelton auf, und trotz meiner eigenen Unfähigkeit Näheres über die innere Geschichte des Wortes festzustellen, wird es vielleicht andern Forschern nützlich sein, die Stelle unter den Augen zu haben. Dieser zweite Beleg tritt uns in Skeltons Moralspiel *Magnificence* (v. 1587),<sup>2)</sup> im Laufe eines Zwiegespräches zwischen Großsinn (*Magnificence*) und Höfischem Mißbrauche (*Courtly Abusyon*), vor. Höfischer Mißbrauch hat sich damit befaßt, Großsinn mit fleischlichem Ergötzen (*‘carnal delectacyon’*, v. 1547) bekanntzumachen; gerade nach der zynischen

---

<sup>1)</sup> So John Koch, *Geoffrey Chaucers Canterbury Tales* (Heidelberg, 1915) Glossar, S. 425, unter ‘*breke(n)*’. In seiner Ausgabe von Herzbergs Übersetzung (Berlin, 1925), S. 259, vv. 9303—05, lautet der Vers: ‘Und setzen einem so mit Ärger zu’.

<sup>2)</sup> *Magnificence, A Moral Play by John Skelton*, hgg. R. L. Ramsay, E. E. T. S., Ex. Ser., 98, 1906 (1908), S. 50.

Bemerkung des ersteren, der u. a. erfahrener Kuppler ist: 'Ye, for *omnis mulier meretrix si celari potest* (v. 1586), ruft Grofs-sinn aus:

A, I haue spyed ye can moche broken sorowe.

Man denkt immer an die Möglichkeit, der Ausdruck sei vielleicht unmittelbar aus Chaucer, dessen Schriften Skelton gut kannte und hochschätzte, entnommen. In jedem Falle ist die Ähnlichkeit der beiden (Chaucer- bzw. Skelton)-Ausdrücke auffallend; doch können wir kaum denken, daß Skelton so milde Worte, wie die von Skeat vorgeschlagenen 'petty annoyances', 'small worries', in den Mund Grofssinns legen würde. In seinem knappen Wortregister glossiert der Herausgeber Ramsay — der übrigens an die Chaucerstelle nicht gedacht zu haben scheint —, 'broken' mit 'odd', 'disjointed' (mit Fragezeichen). Allein, was für Leiden (Sorge) ist denn 'odd sorrow'?<sup>1)</sup>

An beiden Stellen brauchen wir m. E. etwas Energischeres, ja etwas, das mehr an die Schattenseite des alltäglichen Lebens erinnert, als das 'kleine' oder 'geringfügige' von Skeat oder das unverständliche 'odd' (heißt 'odd' 'eigentümlich' oder 'ungerade'?) von Ramsay. Würde es zu gewagt sein, 'heavy' oder 'grievous' vorzuschlagen? Was aber die Semantik und, die tatsächlich zugrunde liegende Bedeutung von 'broken' in diesen Anwendungen angeht, so muß ich andern überlassen sie festzustellen. Mit Hilfe von zwei Belegen wird man vielleicht die richtige Erklärung finden können.

<sup>1)</sup> Der frühere Herausgeber Skeltons, Alexander Dyce, will 'broken' als Infinitiv nach 'can' verstehen mit der Bedeutung 'zähmen', 'mildern'. Der Vers lautet dann so: 'Ach, ich habe vernommen, Sie können Leiden mildern'. Neuengl. 'to broken' (me. \*brokenen) ist aber sonst unbelegt und kaum etymologisch verständlich. Für die Chaucer-Stelle wäre diese Deutung besonders abgeschmackt, und würde den Gedanken des Kaufmanns tatsächlich verkehren.

## JOTTINGS ON OLD ENGLISH POEMS.

---

### 1. "Cædmon's Genesis"?

It is not my intention to discuss anew the old question of the authorship of Genesis (A). But first of all, I should like to correct a curious little error which appears, or rather reappears, in the extremely valuable introduction contributed by Gollancz to the magnificent facsimile publication of the Cædmon Manuscript (1927). I hope this will not be considered altogether too personal and pedantic. On p. lix of the introduction the editor (who very ably upholds the thesis of Cædmonian authorship), after mentioning that "leading scholars, such as Holthausen and the late Henry Bradley, are against Cædmon's authorship [of Genesis A]", states that "the late Gregor Sarrazin and Klaeber favour its attribution to Cædmon". As a matter of fact, I have argued for the opposite view. The source of the error, apparently, is easy to guess. In the interest of brevity, I beg to reproduce here a note of mine from *Mod Lang. Notes* xxxiii (1918), 219, n. 4: "May I take this opportunity to correct a remark found in Holthausen's edition of Genesis A? On p. ix of the introduction we read: 'Die Genesis wurde fruher allgemein Cædmon zugeschrieben; diese sonst aufgegebenene Ansicht findet neuerdings in Klaeber und Sarrazin wieder Verteidiger.' That my name does not belong there will appear from *Est.* xli, 106 f., xlii, 335." The former of the papers referred to contains a review of Blackburns 'Exodus and Daniel', the latter is entitled 'Die Ältere Genesis und der Beowulf'.<sup>1)</sup>

More important, it should now be added that Sievers has recently expressed himself to the effect that the last and most

---

<sup>1)</sup> Cf also edition of Beowulf, p. cxiii.

extensive portion of the poem, ll. 852—2935, called by him Genesis C, is of an entirely different origin from the first portion, ll. 1—234, to which he would have the name of Genesis A restricted (*Beitr.* I (1926), 426 and note). He holds that “in der Genesis A allerdings einige Reste Cædmonischer Dichtung redactionell mit einer jüngeren Genesisübersetzung durcheinandergearbeitet sind”. Whatever may be the force of the arguments underlying this verdict, the discoverer of Genesis B certainly has a right to be listened to with respect.<sup>1)</sup>

Commenting on a certain parallelism between the opening lines of Genesis and of Cædmon's Hymn — the former seeming to ‘echo’ the latter —, Gollancz very properly notes that both the Hymn and the ‘prelude’ to Genesis are based on hymnical or liturgical matter, calling attention in particular to the Benedictine Liturgy, where the formula *wē sculon God herian* introduces the office for the several hours. (A convenient edition, with introduction, by E. Feiler, *Angl. Forschungen* 4.) Various parallels illustrating the opening lines of Genesis may be found in my paper, *Angl.* xxxv, 127.

Even the first word of Cædmon's Hymn, *nū*, it may be mentioned, appears to Gollancz to suggest “a canonical hour, or at all events some point of time, morning or evening.” This is a pleasing hypothesis. But could it not be the ordinary ‘hortative *nunc*’ — as it might briefly be called? Though variously used in hymns with reference to time (e. g., Christ's nativity), the adverb was liable to lose much, even all, of its temporal force, so as to be almost indistinguishable from *ergo*. Cf. also Bosworth-Toller, Supplement: *nū*, 4. Of course, the line of demarcation is not always easy to draw. Besides, the lack of early texts such as could be appealed to in the present case makes it impossible to offer adequate evidence.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> [See now also Sievers, ‘Cædmon und Genesis’, *Forster-Festschrift* (1929), 57—84.]

<sup>2)</sup> The *nunc* is very often found — not necessarily at the opening of the hymn — to introduce the petition or adhortation. To give a few examples, we find in Dreves's ‘Lateinische Hymnendichter des Mittelalters, 2. Folge’, among Bede's hymns, No. 82: *hymnum canamus glorie, / hymni novi nunc personent*, No. 89: *nunc Andreae sollempnia / laetis canamus mentibus*, No. 91: *nunc ergo pascha candidum ... colamus*; or, No. 18 (‘ad horam tertiam’, ascribed to Ambrosius): *nunc sancte nobis spiritus, ...*

A final question may be asked. Is it permissible to read into Bede's wording: 'canebat autem de creatione mundi . . . de aliis plurimis sacrae scripturae historiis . . . item de terrore futuri iudicii . . . multa carmina faciebat' the implication that nothing like a paraphrase or connected narrative was thought of?

That our Old English poem does not cover the entire history of Genesis ('de tota genesis historia'), is of course well known, but the fact is rarely mentioned.

## 2. Maldon.

Ll. 55 ff. *Tō hēanlic mē þinceð, / þæt gē mid ūrum sceattum  
tō scype gangon / unbefohtene, nū gē þus feor hider / on ūrne  
eard in becōmon* It is not certain that the irony of these lines is always fully appreciated. Its special point seems to be elucidated by the last clause. 'Now that you have taken all this trouble, it would be too mean (a shame), if you did not get what you have come for' (i. e., fight). We are put in mind of *Beowulf's* pleading *nū ic þus feorran cōm* 430 (in asking the king's permission to do the fighting). Also the expression *wēan āhsode* (*āhsodon*) 1206, 423 is suggestive in this connection.

---

dignare promptus ingeri (included in the Durham Ritual, Stevenson's edition, p. 163), No. 197: carmina nunc festis psallamus rite choreis Again, in Blume's 'Die Hymnen des 5—11 Jahrhunderts und die Irisch-Keltische Hymnodie', N. 5 ('ad matutinas laudes', strophes 6 and 7). *te nunc, salvator, quaesumus; pater, qui caelos continet, / cantemus nunc nomen tuum* (a *Murbach* hymn, in Old High German. *dih nū heilant pittamēs, fater . . . singēm nū namun dīnan*), No. 35: infunde nunc, pussime, / donum perennis gratiae, No. 154 *eia, nunc, socii, fratres et domini, / voce dulcisona pangite cantica*, No. 192 *te nunc oramus, sancte Dei pontifex*, No. 196. *caelum nunc omne gaudeat*, No. 206: assiste nunc precatibus / tuorum, virgo, supplicum, No. 223: ecce nunc, omnes famuli . . . benedicite Dominum, No. 239 *te nunc peto, care . . . esto nunc adiutor*, etc. Instances of this *nunc* at the beginning of hymns in Mone's collection. I 60, I 88, I 147, II 44, III 376. (*Otfrid* I 6. 15: *nū singemēs alle*, I 7 25 *nū fergōmēs*, etc.) It is common, of course, at the opening of modern Spiritual Songs and especially of German *Kirchenlieder* (nun danket alle Gott, nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit, now to the power of God Supreme / be everlasting honors given, etc.). ("Let us now praise famous men" is well remembered [Ecclesiasticus xlv, 1: laudemus viros gloriosos])

A case of litotes is presented by the likewise ironical (*pā heregeatu*,) *þe eow æt hilde ne deah* 48, '(in place of tribute we will give you spears and swords,) which are not good to (or, for) you in battle', i. e., which will do you great harm. (Cf. also *Arch.* cxxvi, 359.) As regards *heregeatu*, this troublesome form — considered grammatically — would be a normal nom. sing.; its unorthodox use as acc. sing. has to be put up with. That there should be in this line an allusion to the legal 'heriot' or some future battle is not very likely.

As to the opening and the close of the poem, it is commonly agreed that only a few lines are missing. At the beginning the poet presumably related that Byrhtnōð gathered his band to resist the invaders and protect the town of Maldon. Indulging in a guess, we might tentatively complete the fragmentary first line so as to read: [*ær sē burhstede ā*]brocen wurde; cf. Chron. A. D. 921 (A): *fuhton on pā burg ealne dæg*, and *þohton þæt hīe hīe sceolden ābreca*n, A. D. 1003 (E): *hēr wæs Eaxeceaster ābrocen*, A. D. 409 (A): *hēr Gotan ābræcon Rōme burg*.

To find an appropriate conclusion would be a more difficult matter. However, bearing in mind that the central theme of the poem is the loyalty and valor of the retainers, and that the battle develops into a contest of individual warriors, it does not seem impossible that the ending of the poem resembled the plain close of the story of Cynewulf and Cyneheard, Chron. A. D. 755 (A): ... *feohtende wæron* ... *þone æþeling ofslōgon ond pā men þe him mid wærun*, alle būtan ānum ... The fact of defeat vanishes before the self-sacrificing heroism of the *comites*.

We readily remember that the outcome of the great battle in which Hrólfr Kraki fell was the destruction of his entire host: *þarf þat ekki með orðum at lengja*, at þar fell Hrólfr konungr ok allir hans kappar með góðum lofstír, Hrólfs saga, ch. 34 (106.16). But in Axel Olrik's famous restoration of the Biarkamál the closing strophes end on a triumphant note of a retainer's loyalty: Here by my chieftain's / head I shall sink now, / thou by his feet / shalt find thee a rest. / ... To high-minded, hardy / hero it is seeming / dying to dwell / by his king rich in deeds. (Olrik-Hollander, 'The Heroic Legends of Denmark', p. 98, cf. p. 133.) It is doubtful if the poem of

Byrhtnōð's Fall could have ended in exactly the same fashion. Still, the same inspiring loyalty ennoble the heroes of Maldon: *þā onemn hyra frēan feorh gesealdon* 184, *hē læg ðegenlice ðeodne gehende* 294, *ac ic mē be healfe minum hlāforde, | be swā leofan men hegan þence* 318.

### 3. Wanderer.

The last clause of the well-known passage setting forth the act of homage or 'commendatio', *þinceð hm on mōde, þæt hē his mondryhten | clyppe and cysse and on cnēo lecge | honda and heafod, swā hē hwilum ær | in gēardagum giefstōlas brēc* 41 ff. is still in need of some comment. Strangely, *giefstōlas* is still sometimes taken as acc. plur., although it is clearly both genitive and singular, see *Angl.-Beibl* xvii, 300. There remains the question who is referred to by *hē*. Is the chief or the retainer meant? The verb *brūcan* in this passage is generally understood in the sense of 'enjoy'; cf., e. g., *þæt ic gumcystum gōdne funde | bēaga bryttan, brēc þonne moste* Beow. 1486 f. But it may as well mean 'make use of', 'exercise the function of', 'perform the duties of'; cf. *þā Zacharias his sācerdes hādes brēc* Luc. I 8, = cum sacerdotio fungeretur. Now in view of the Beowulfian phrase (addressed to King Hrōðgār) *brūc þenden þū mōte | mangra mēdo* 1177 it seems reasonable to interpret *hē . . giefstōlas brēc* as a reference to the king's performing the duties of his station; *mēd* and *giefstōl* may be considered, in a way, parallel terms, cf. *Angl.* I, 114 (*māþðum, gifstōl*). In the present instance no actual bestowal of gifts<sup>1)</sup> need have been included in the ceremony. Thus the remaining difficulty in the interpretation of the passage (see N. Kershaw's note) is disposed of.

### 4. Judith.

Ll. 7 ff. *gefrægen ic ðā Holofernus | wīnhātan wyrcean georne, and eallum wundrum brymlīc | girwan up swāsendo*. The expression *girwan up* has a curiously modern ring: 'dress up' (Gordon; 'serve up', Sweet). That is to say, *up* is used in a sort of perfective sense which is exceedingly common in

<sup>1)</sup> As referred to, e. g., in Guðl 1013 ff.: *ic siþþan mūt ; fore Meotudes cnēowum meorda hlēotan, | gingra geafena*



modern verb combinations, e. g., beat up, burn up, clean up, dry up, hurry up, load up, mess up, polish up, praise up, tidy up, trim up. Cf. Arthur G. Kennedy, 'The modern English verb-adverb combination' (Stanford Univ. Public., Lang. & Lit., Vol. I, No. 1, 1920); also N.E.D.: *up*, adv.<sup>1</sup>, 18. It would be interesting to know whether any equally early instances of this particular use are to be found.<sup>1)</sup>

A decidedly minor but not uninteresting point is involved in the rendering of ll. 125 ff. *þā seo snotere mægð snūde gebrōhte | þæs herewæðan hēafod ... on ðām fētelse ...* The grammatical construction is commonly taken in a sense which is brought out unequivocally in Cook's translation (Edition of 1889): 'Then the prudent damsel promptly carried / the bold war-chieftain's head so bloody, / shut in that scrip in which her servant ... / thither had brought the bread of them both'. But there can be little doubt that the poet meant: 'put ... into the bag'. The Latin text refers to the performance of this act by the servant: *jussit ut mitteret illud in peram suam* XIII 11. In other words, we have here merely the normal use of perfective *gebrungan* with *on* and dative, as in Jud. 57: (*wæs*) *gebrōht on his būrgetelde*, also 54. Cf. especially Belden, *ESt.* xxxii, 366 ff.

Grein, more than seventy years ago, recognized the proper meaning of the phrase, though he was still unable to account for the dative construction. Also the Bosworth-Toller Dictionary could have prevented the modern translators from going astray.

<sup>1)</sup> There are abundant parallels of idiomatic expressions between Old English and Modern English, e. g., *lāstas lecgan*, to make tracks (slang); *ansyn gwan*, to make one's appearance (in German-American sometimes. seine Erscheinung machen); *gūðgemōt* (*swyrðgeswung*, etc.) *zowan*, to show fight, *on fleame gebrungan*, to put to flight; *wæs on tyhte* (thus El. 53), 'was on the move' (Gordon, cp. 'im Zuge sein'), (*wæs*) *on ofoste*, (was) in a hurry; *hē wæs wedloga* Chron. A. D. 1041 (C), he turned traitor, to *banan weorðan* (common Germanic), 'falchions were the death of Heardred', B. T., *Suppl.* (cp. Frenssen, 'Briefe aus Amerika' 82. 'an einem dieser . . . Männer zum Mörder zu werden'), *hȳ bēnan synt, ic eom frymdig, seo eax bið melda*, cp. expressions such as 'the Beowulf poet is an apologist for Hengest' (Kemp Malone, 'The Literary History of Hamlet I' 21), 'American Beauty flatiron is a time saver' (advertisement), *habbað word gearu* Andr. 1358 (*habða eft is word garu* Hel. 273, etc.), cp. 'Peggotty had an angry answer ready', Dickens, 'David Copperfield' ch. 10. Cf. also *ESt.* lvii, 1911, and *Forster-Festschrift* 21 f.

It is truly surprising to note how very far we are still from general agreement or certainty in the matter of mere textual interpretation.

### 5. Christ.

Ll. 678f. *Sum mæg hēanne beam / stælgne gestigan*. Professor G. H. Gerould, in a noteworthy paper, *JEGPh* xxviii, 161—65, argues for a new interpretation<sup>1)</sup> of this clause (which occurs in the familiar passage telling of the various gifts of men). He proposes as the proper translation. "one can raise the high timber aloft." It will be cheerfully admitted that his main thesis is very tempting indeed. Useful "carpentry" (house-building) would seem to be in much better taste here than mere "athletics" (climbing a tree or beam). But how can this interpretation be harmonized with the basic linguistic facts? Gerould assigns to *gestigan* of the Cynewulfian line the sense of 'raise', 'lift aloft', citing by way of support more than twenty examples calculated to show that the prefix *ge-* may have regular causative force.

However, the strongest parallel mentioned by him is clearly not to the point. In the passage, Gifts of Men 18ff.: *nænig eft þæs swiþe þurh snyttru cræft / in þēode þrym þisses lifes / forð gestigeð*, the verb *gestigan* has the natural perfective meaning 'attain [by rising]'.<sup>2)</sup> Its use is not far removed from that of *āstigan* in Minds of Men 73: *sē mōt wuldres dream / in hāhgra hyht heonan āstigan*, cf also Bede 268 4: *þā ecan gefēan ond þā heofonlecan eadignesse gestāh ond gesōhte*. Nor do the other examples — nearly all of them representing weak verbs — carry immediate conviction. In a large number of cases the simple verb is not found at all, but only the *ge-*compound; in others, both the simple and the compound verb occur in the identical transitive and intransitive meanings. As to *gefiðerian*, 'provide with wings', and *geseghian*, 'furnish with sails', they do not strictly speaking exhibit causative force as compared with the simple verbs; they seem to have been formed directly from the corresponding nouns. The

<sup>1)</sup> It was in fact first presented by him, though with a difference, *Mod Lang Notes* xxxi, 403f.

<sup>2)</sup> The perfective force was pointed out, *Arch.* cix, 309. See also Toller's *Supplement*.

interesting case of *gehýrsumian* quoted from the Chronicle, A. D. 853: *þæt he<sup>1)</sup> him gefultumade þæt him Norþ-Walas gehýrsumade* is satisfactorily explained by the rendering 'that North Wales obeyed him';<sup>2)</sup> this construction 'according to sense' ('people' = 'country') is matched by Ælfric's Saints (Bright, *Ags. Reader* 101. 26): *þā becōm hē tō Westseaxan, þē wæs ðā gýt hāþen*; cf. Chron. A. D. 1091: *... fērde sē cyng Melcoln of Scotlande hider in tō Englum and his mycelne dæl oferhergode*. Again, *gecnāwan* cannot exactly be credited with causative force; the sense of 'acknowledge', 'declare' as recognized in Toller's *Supplement* is to be classed with instances of 'concretion of meaning' such as *sōð ic talige* Beow. 532 (cf. *Mod. Phil.* iii, 261); i. e., *gecnāwan* = 'show one's knowledge'. As regards *gemunan* in Pseudo-Matthew, *Hom. & Heel.* 135. 641: *ic . . gemunde þē fācnes*, the case seems fairly analogous to that of *onmunan* 'think of some one in connection with something' as explained by Kock, *Angl.* xlvii, 70; the phrase means, practically, 'I suspected you of deception'. (Joseph had, in fact, not charged Mary with sin) An intransitive *hnægan* 'be humble', by the side of *gehnægan* 'to humble' is nowhere found. In short, it appears, unfortunately, that the linguistic support of the equation *gestigan* = 'raise' is far from satisfactory.

This undoubted difficulty was removed by Professor Gerould himself more than a dozen years ago, when (in his first paper on the subject) he suggested the emendation *gestiepan*, to which additional point was given by referring to Exodus 297. Without question, *gestipan* could easily have been corrupted to *gestigan*.

But is *gestigan* really unthinkable? Could not, possibly, skill in gymnastic entertainment have been considered an accomplishment no less worthy of mention than the art of being a *beorhyrde gōd* (Gifts of Men 75) or the distinction of

<sup>1)</sup> From Plummer's brief note to this *hē* "he bis MS." it is not entirely clear whether the reading of the MS. is *þæt he he him gefultumade* etc. or whether Thorpe's text: *þæt he him gefultumade þæt he him* etc. faithfully reproduces the original

<sup>2)</sup> The causative idea is idiomatically expressed by the phrases *hē hīe tō eapmōdre hýrsumnesse gedýde* Chron. A. D. 828, *hīe him alle gehýrsumne dydon* A. D. 853.

being *fēþespēdig* (ib. 53, cf. Christ 680f.)? In Gifts of Men, at any rate, the most diverse occupations are enumerated without any recognizable order. A definite answer can hardly be given.

*Summa summarum* There are two alternatives before us. Either we change *gestīgan* to *gestīpan* and rejoice in a resulting highly appropriate sense of the passage. Or we show faith in the superior wisdom of the scribe who strangely penned *gestīgan* and venture to derive a certain satisfaction from finding an unexpected allusion to Anglo-Saxon frivolities

## 6.

Attention may briefly be called to an interesting publication of recent years, namely a translation into English prose of nearly the entire body of Old English poetry, entitled 'Anglo-Saxon Poetry selected and translated by Professor R K Gordon'. (Everyman's Library, No. 794 [1927].) In extent it surpasses by far any of the similar collections in English, though it still falls short of Grein's 'Dichtungen der Angelsachsen'.<sup>1)</sup>

Probably there will always be difference of opinion as to the best mode of translating the ancient poetry. But among the prose versions, this new one is fairly entitled to especial mention. It is not made up of line-for-line renderings and certainly could not be recommended as a 'crib'. But it appeals to the modern reader both by its straightforward and dignified language and its decidedly pleasing rhythm. No archaisms have been employed to suggest 'Anglo-Saxon' antiquity. But occasionally alliteration has been introduced in an entirely natural manner.

It is true, the translation is by no means free from errors. It would be easy to make lists of mistakes that might have been avoided.<sup>2)</sup> But there is no reason why these could not

<sup>1)</sup> The chief omissions are from Genesis A (or, as Sievers would have it, Genesis C) and other poems of the 'Cædmon Manuscript', half of the Riddles, the minor Chronicle poems, the Metres of Boethius, and (naturally) the Psalms have been excluded.

<sup>2)</sup> To instance some passages, Beow 24, 82, 140, 158, 212, 283, 382, 448, 600, 665, 714f. 804, 909ff, 1032, 1206f, 1281, 1428, 1519, 1543. 1556, 1585, 1720, 1894, 1914, 1967ff, 2026, 2064f., 2112, Mald 2, 37, 215,

readily be corrected in a revised edition which the publishers should be willing to issue in the not distant future.

That this volume should have been included in the popular 'Everyman's Library', is matter for surprise no less than for gratification. Let us hope that at last the Old English Poetry is coming into its own.

---

Wand. 109, Fat Ap. 48f., Jud. 16, 84, Gen. (B) 270f, 275, 317, 636, 648, 770, Chr & Sat. 411.

THE UNIVERSITY OF MINNESOTA.

FR. KLAEBER.

## DIE DATIERUNG DER PROSASTÜCKE CHAUCERS.

---

### Das Astrolabium.

Unter den vier Prosastücken Chaucers ist nur bei einem die Zeit seines Entstehens mit Sicherheit anzugeben, nämlich bei der Anleitung, die er für seinen zehnjährigen Sohn Lewis zum Gebrauche eines Astrolabiums schrieb. Er erklärt ihm im 1. Kapitel des II. Teiles, wie er am 12. März mittags des Jahres 1391, also nach der jetzigen Zeitrechnung am 21. März 1391 den Stand der Sonne im ersten Grade des Widlers und am 13. Dezember 1391 mittags (bzw. 22. Dezember 1391) im ersten Grade des Steinbocks finden konnte. Chaucer konnte nicht fernab liegende Zeiten zur Angabe eines Beispiels wählen, er schrieb also die Abhandlung im Jahre 1391 oder im Winter auf 1392.

### Die Consolatio Philosophiae.

Nicht so bestimmt und nur relativ zu andern Werken Chaucers läßt sich angeben, wann die Übersetzung der Consolatio Philosophiae von Boethius fällt. Dieses Buch dürfte zuerst in seinen Gesichtskreis getreten sein, als er den Rosenroman las, und die Verse 5035—5040

N'est pas vostre pais en terre  
Ce peut l'en bien des clers enquerre  
Qui Bocce de confort lisent  
Et les sentences qui la guisent;  
Dont grans biens aux gens lais ferait  
Qui bien le leur translaterait

mögen in ihm den Gedanken an eine Übersetzung geweckt haben. Doch verrät er noch im Buche von der Herzogin (1364) nichts davon, daß er an eine solche Arbeit gegangen wäre, und einige Stellen im Parlament der Vögel (1374), die an

Gedanken bei Boethius anklingen, scheinen eher vom Alanus herübergenommen zu sein, der ja auch schon Boethius gekannt hatte. Erst nachdem Chaucer durch die Eindrücke der italienischen Reise (1373) zu ernsteren literarischen Studien geführt worden war, sich einen eigenen Herd gegründet hatte und den Zerstreuungen des Hofes entrückt war, durfte er dem Plane, Boethius zu übersetzen, nahergetreten sein, und die schwierige Arbeit muß ihn einige Jahre beschäftigt haben. Nun sagt Alceste im Prolog zur Legende, daß der Dichter Boethius übersetzt habe und, da sie die Geschichte der heiligen Cacilie und die Erzählung von all der Liebe des Palamon und des Arcite (*Knight's Tale*), die in den *Canterbury Tales* erscheinen, noch als selbständige Gedichte anführt, muß die Übersetzung des lateinischen Philosophen vor dem Hauptwerke Chaucers fertig gewesen sein, ja wahrscheinlich noch bevor er den *Troilus* und das *Haus der Fama* geschrieben hatte, da in diesen beiden Werken zahlreiche Stellen vorkommen, die aus Boethius und teilweise sogar wörtlich aus seiner Übersetzung desselben entnommen sind. Fällt der *Legendenprolog*, wie mit Recht vermutet werden kann, in die Mitte der achtziger Jahre, so wird die Übersetzung der *Consolatio* gegen 1380 anzusetzen sein. Damit können und müssen wir uns begnügen.

### Melibeus.

Schwieriger ist die Datierung der beiden Prosastücke, die in den *Canterbury Tales* erscheinen. Es wird in ihnen keine Jahreszahl genannt wie im *Astrolabium* und sie werden in keinem andern Werke Chaucers erwähnt wie die *Consolatio*. Daher kommt es, daß der *Melibeus* und *Parsons Tale* in die verschiedensten Jahre zwischen 1370 und 1400 angesetzt wurden. Es können nur Vernunftschlüsse gezogen werden aus der Sprache, dem Inhalt und den Tätigkeitseinstellungen des Dichters in den verschiedenen Perioden seines Lebens.

Was den *Melibeus* betrifft, so findet sich in ihm eine Stelle, der man bei flüchtigem Blick eine Bedeutung für die Datierung beimessen könnte. *Prudentia* hat ihrem Gatten aufgezählt, welcher Leute Ratschläge er zu meiden habe (*Skeat*, Ch. W. IV, B 2389). Der Abschnitt schließt mit den Worten: "Thou shalt also eschewe the conseiling of yong folk, for hir conseil is nat rype." Das französische Original hat hierauf

noch die Satze: »De quoi Salemon dit: Dolente est la terre qui a enfant a seigneur. Et le philosophe dit que nous n'eslisons pas les jeunes en princes, car communement ils n'ont point de prudence. Et dit encores Salemon: Dolente est la terre de quoy le prince ne se lieve le matin.« In Chaucers Übersetzung fehlen diese Satze. Offenbar mit Rücksicht darauf, daß Richard II. als Kind auf den Thron kam. König Eduard III. starb am 21. Juli 1377 und sein Nachfolger, der Sohn des schwarzen Prinzen, war ein Kind von wenig über zehn Jahren (geb. 6. Jänner 1367). Aber eine sichere Datierung ist durch den Wegfall der zitierten französischen Satze nicht gewährleistet. Es wäre möglich, daß Chaucer den Melibeus kurz nach 1377 übersetzte und mit Rücksicht darauf, daß Richard ein Kind war, gleich während der Arbeit des Übersetzens jene Satze ausliefs. Es wäre aber auch denkbar, daß er die Geschichte des Melibeus zu irgendeinem späteren Zeitpunkte bis 1400 übersetzte und dabei die ominösen Satze überging, weil er meinte, es müßte seinem König, auch wenn dieser inzwischen Mann geworden war, peinlich sein, an die Jahre erinnert zu werden, wo er als unreifer Knabe unter Vormundschaft auf dem Throne gesessen hatte. Es ist weiter nicht ausgeschlossen, daß Chaucer den Melibeus in der Zeit zwischen 1370 und 1377 übersetzte. Eduard war in dieser Zeit schon alt; sein Erbe, der schwarze Prinz, war seit 1370 krank, und aus Schmerz über den Tod seines älteren Sohnes trübsinnig. Es war schon damals zu fürchten, daß er seinen Vater nicht überleben werde, wie er denn tatsächlich noch vor ihm, am 8. Juni 1376 starb. Bei Hofe ahnte man schon damals, daß auf Eduard III. sein Enkel in zartestem Kindesalter folgen werde. In dieser Voraussicht mochte es Chaucer ratsam erscheinen, die fatalen Aussprüche Salomons bei der Übersetzung fortzulassen. Endlich ist es aber auch möglich, daß Chaucer den Melibeus bereits zu irgendeiner Zeit vor 1370 samt jenen Sätzen, die ihm noch harmlos erscheinen mußten, übersetzte und diese Satze erst später, als er seine Arbeit einmal wieder las oder in die Canterbury Tales aufnahm, mit Rücksicht auf seinen König in seiner Übersetzung strich.

Auf festeren Boden kommt man, wenn man überlegt, wann Chaucer den Melibeus nicht übersetzt haben kann.



Ich habe in meinem Aufsatz „Chaucers angebliche Übersetzung von Innocenz III. De contemptu mundi“ (Angl. LX, S. 326) nachgewiesen, daß der Dichter, als er den Melibeus übersetzte, dieses Werk des Papstes noch nicht kannte. Dagegen kannte er es, als er die Erzählung des Rechtsgelehrten und den Prolog dazu schrieb. Das war bald nach der Legende von guten Frauen oder zur Zeit als er noch an ihr arbeitete, 1386. Der Melibeus fällt daher gewiß vor diese Zeit.

Eine andere Erwägung führt noch etwas weiter zurück. In den Jahren vor 1380 beschäftigte sich Chaucer mit der Übersetzung des Boethius. Dessen Philosophie hatte den größten Einfluß auf sein Denken. Alle Dichtungen, die in diese und die spätere Zeit fallen, zeigen zahlreiche Anregungen, Gedanken, ja ganze Sätze, die er aus dem Studium des römischen Philosophen gewann. So *Knights Tale*, *Monkes Tale*, das *Haus der Fama*, *Fortune*, *Truth* u. a. Nun hatte das *Liber Consolationis et Consilii* des Albertanus von Brescia (um 1246), das die Lebensklugheit (*Prudentia*) behandelt und auf dem die französische Vorlage für Chaucers Melibeus beruht, naturgemäß mancherlei Berührungspunkte mit dem Werke des Boethius, das die Lebensweisheit behandelt. Es kommen dort, wie daher auch in Chaucers Melibeus, die Wandelbarkeit des Glückes (Mel. § 42, Boeth. III, 2. pr), der Unwert des Reichtums und irdischer Güter (Mel. 18, 52, Boeth. II, 5. pr, III, 3. pr), die Schaden der Habgier (Mel. § 18, Boeth. III, 3. m), die Vergänglichkeit des Ruhmes (Mel. § 77, Boeth. III, 6. pr), die Eigenschaften guter Herren (Mel. § 77, Boeth. III, 5. m) zur Sprache. Auch wird erwähnt, warum Gott oft die Guten leiden laßt (Mel. 38, 60, Boeth. III, 5. pr, IV, 5. pr). Aber während bei Albertanus Gott es tut, um Sünder zu strafen, ist es bei Boethius zu ihrem Besten. Das *Liber Consolationis* ist gespickt mit Zitaten aus der Bibel und aus Kirchenschriftstellern, aus Cicero, Seneca, Cato, selbst Ovid, wobei freilich massenhaft Unrichtigkeiten vorkommen, das große, philosophisch durchdachte Werk des Boethius ist nirgends erwähnt. Chaucer übersetzt jedes, auch falsch gebrachte Zitat getreulich nach und nennt ebensowenig die *Consolatio philosophiae*. Es ist aber undenkbar, daß er die tiefergehende Begründung der eben erwähnten Materien durch Boethius nicht berücksichtigt haben sollte, wenn er diesen schon bearbeitet hatte. Daraus

folgt, daß er Boethius überhaupt noch nicht oder doch nicht genügend kannte, jedenfalls noch nicht Wort für Wort übersetzt hatte, als er den Melibeus übersetzte. Dieser ist demnach nicht nach 1380 zu versetzen.

Daß Melibeus nicht in der Zeit von Chaucers schriftstellerischer Vollreife entstand, wird durch eine Tatsache bestätigt. In den *Canterbury Tales* erzählt Chaucer als Teilnehmer an der Pilgerfahrt die Geschichte vom Melibeus selbst. Gleich nachdem Sir Topas, den der Wirt mit den Worten unterbricht, daß er von diesem Zeug, diesem leeren Gedrosch, das ihm Ohrenreissen verursache, nichts mehr hören wolle. Aufgefordert, lieber etwas in Prosa zu bringen, was gute Lehre oder Spafs enthält, geht Chaucer daran, den Mitpilgern die Geschichte vom Melibeus zu erzählen, wobei er schalkhaft über die Sprichwörter, mit denen er das „lustige Traktätlein“ bereichert hätte, spöttelt. Welche Wirkung die „reichliche Tugend und Moral“ in der Geschichte auf den Wirt machte, zeigt der Ausruf desselben, er gabe ein Faß Bier dafür, wenn sein liebes Weibchen hier gewesen wäre, um sich an der Prudentia ein Beispiel zu nehmen. Da die Geschichte vom Melibeus sehr ernst gemeint war, so muß der lustige Ton, mit dem sie vor den Pilgern eingeleitet und beendet wurde, seine Bedeutung haben. Als Chaucer in den *Canterbury Tales* unter anderem auch die verschiedenen Formen der damaligen Poesie und Prosa beleuchten wollte und dazu seinen Melibeus mitaufnahm, konnte er sich eines Lächelns über das, was er mit ihm geleistet hatte, nicht erwehren. So derb wie die Bankelsangerei der Rittergeschichten, die schon allgemeiner in Mißkredit geraten waren, konnte er den Melibeus freilich nicht persiflieren, denn der französische Melibeus fand noch lange seine Bewunderer; er mußte die Wertschätzung, die er jetzt für dergleichen hatte, in feinerer Form erkennen lassen, und so begnügte er sich damit, ironisch zu sagen, daß die Geschichte von der braven Prudentia „wohl nach dem Sinne“ seiner Zuhörer sein dürfte. Für ihn war sie eine überwundene Sache.

Nachdem so bis zu einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit gezeigt wurde, wann Chaucer den Melibeus nicht hat übersetzen können, nämlich nicht nach etwa 1380, waren die Momente herauszuheben, die darauf hinweisen können, wann er ihn übersetzt hat.

Melibeus ist eine Übersetzung aus dem Französischen. Seit seiner ersten italienischen Reise (1373) hat er nichts Französisches mehr übersetzt oder bearbeitet, ausgenommen die Klage der Venus. Aber das war die Laune eines Tages, als er probieren wollte, ob er im Englischen den Reimspielereien des Graunson beikommen könne. Daß er einzelne Motive, Gedanken oder Phrasen französischen Dichtern auch fernerhin entnahm, fällt nicht in die Wagschale. Melibeus aber muß in die Periode fallen, wo er ganz im Banne der französischen Literatur war. Er lernte diese bei Hofe kennen, wo man französisch sprach und las, und war bald von ihr gefangen. Er trällerte, „ehe er noch wußte, was Liebe sei“, manches Minneliedchen im Stile eines Wilhelm von Poitiers, von denen sich zwei im Buche der Herzogin erhielten, und war, bald selbst verliebt, von dem wunderbaren Roman der *Jeune* entzückt. Machault, der Modedichter und Liebling in Windsor, wurde sein Vorbild und bewunderter Meister. Er übersetzte den Rosenroman<sup>1)</sup>, Machaults Buch vom Löwen und schrieb nach dessen Muster die Geschichte seiner eigenen Liebe. Durch sein Liebesunglück, durch den Tod seines Vaters, durch den anstrengenderen Dienst am Hofe des Königs ernster gestimmt, wandte er sich ernsteren Studien zu; er las Statius, Macrobius, Alanus und seine Muse verstummte für einige Zeit. Er übersetzte wohl noch den Melibeus, an dem ihn die spitzfindige Dialektik des Advokaten Albertanus interessierte, aber dann war der Bann der Franzosen für ihn gebrochen. Eine Periode seiner literarischen Betätigung war abgeschlossen. Neue Muster poetischen Stiles weckten in ihm neue Schaffenslust. Melibeus fällt in die Zeit vor 1372.

Es fragt sich nur, ob zu diesen Schlußfolgerungen die Probe auf Sprache und Stil des Melibeus stimmt.

Chaucers Prosa ist nicht so fließend, so geschmeidig wie seine Verse es sind. Sie folgt nicht so willig den Forderungen der Gedanken und ihrer logischen Entwicklung, wie denn das Mittelalter überhaupt nicht die Zeit der Prosa war, „die sich

<sup>1)</sup> ten Brink hat in E das Richtige getroffen, als er in seinen Chaucerstudien S. 18 die Übersetzung des Rosenromans vor dem Buch der Herzogin ansetzte und schrieb „Man darf sagen, daß er ihn frühzeitig übersetzt haben muß, weil er ihn sonst unübersetzt gelassen hatte.“ Daß er seine Ansicht später änderte, war ein bedauerlicher Irrtum.

als ein gefügiges Werkzeug erst der kühner hervortretende Gedanke einer neuen Epoche schuf“. In seinen poetischen Werken redete Chaucer in seiner eigenen Sprache, und das war die des Genies, das sich über seine Zeit erhebt; in der Prosa schrieb er, wie man damals englisch sprach und sich in Verträgen, Abhandlungen, moralischen und sachlichen Erwägungen ausdrückte. Mit Recht, denn Schwung und formelle Feilung hätte manuiert und preziös gewirkt. Aber Chaucer hat doch unverkennbar auch die Ausdrucksfähigkeit der englischen Prosa gefördert und sich schrittweise darin vervollkommnet. Man lese das *Astrolabium*. Wie leicht und gemächlich spricht er in der Einleitung zu seinem zehnjährigen Sohne, wie weiß er sich der Fassungskraft des Kindes zu fügen, wie präzis ist die Beschreibung des astronomischen Instruments, wie klar die Anweisung, es zu gebrauchen! Die Worte, die Syntax lassen nicht viel zu wünschen übrig. Offensichtlich hat Chaucer durch die Übersetzung des Boethius gelernt, sich in seiner Prosa allmählich sicherer und gewandter auszudrücken. Es hatte ihn schwere Anstrengung gekostet, er hatte oft Mühe, den Sinn seines Originals zu verstehen, sich von der lateinischen Konstruktion loszulösen u. dgl. Aber im Verlauf der Arbeit gibt er sich immer freier, namentlich, wenn er ungehemmt durch die lateinische Diktion bloß den Inhalt der Metra darlegt, und gegen den Schluß zu versteht er es, selbst die subtilsten Wendungen philosophischer Denkweise adäquat seiner Vorlage wiederzugeben.

Dem Stile im *Astrolabium* und in der Übersetzung des Boethius gegenüber verhält sich die Ausdrucksweise im *Melibeus* wie ein Frühstadium in einer fortschreitenden Entwicklung. Die Art, wie Chaucer hie und da recht ungeschickt sein Original wiedergibt, ist um so auffallender, als das Französische, das man bei Hofe sprach, und dessen er sich selbst mündlich zu bedienen hatte, ihm doch vertrauter sein mußte als das Latein des alten Philosophen, um so mehr als die Diktion seiner Vorlage klar und fließend war. Er war eben im Übersetzen fremder Prosa noch wenig geübt.

Ich kann nicht darauf eingehen, all die Stellen zu zitieren, an denen Chaucer im *Melibeus* wie das Altenglische den Hauptbegriff des Satzes voreilig an die Spitze stellt und ihn dann mit einem Pronomen nochmals wieder aufnehmen muß, wie

unsicher er im Gebrauch der Konjunktionen und der Präpositionen ist, aus einem Nebensatz in einen Hauptsatz gerät, Negationen häuft, einem Subjekt im Singular das Prädikat im Plural folgen läßt u. dgl. Das gäbe ein Buch. Ich kann mich begnügen, darauf hinzuweisen, daß alle Chaucerforscher die Sprache im Melibeus als ungelenk und recht unbeholfen bezeichnen und dahin urteilen, daß die Diktion nicht an die eines Richard von Hampole oder eines Trevisa heranreicht. Nur einige Stellen seien zur Charakterisierung mit dem französischen Original verglichen.

Skeat, B 2353: And by this same resoun schul ye clepen to your conseil of your freendes that been of age, swich as han seyn sightes and been expert in manye thinges and been approved in conseillinges. Das Wort sightes ist wohl der Zusatz irgendeines Kopisten, der das Objekt zu seyn vermifste. Dieses aber ist aus dem many thinges zu entnehmen. Das Französische ist einfacher und klarer: Qui assez ont veu et assez ont esprouve.

B 2386: For Cassiodore seith, that it is a maner sleighte to hindre, whan *he* sheweth to doon a thing openly and werketh prively the contrarie — frz.: Cassiodores dit: une maniere de grever *son ami* quand *on* lui conseille une chose en secret et monstre en appert que *on* veult le contraire.

B 2500: Ne tak ne companye by the weye of a straunge man . . . and if so be, that he falle into thy companye peraventure withouten thyn assent, *enquere* thanne, as subtilly as thou mayst, of *his conversacioun* and of *his* lyf before and feyne thy wey; seye that thou goost thider as thou wolt nat go.

Frz.: s'aucune personne s'accompagne avec *toy* sans ta voulente *et* enquire de *ta* vie et de *ta* voie, fains que tu veulx aler plus loing que tu n'as propose.

Da liegt bei Chaucer ein arges Mißverstehen vor. Man möchte gerne annehmen, daß es schon durch seine Vorlage verschuldet wurde, die vielleicht das frz. *et* ausgelassen und *sa* statt *ta* geschrieben hatte, aber Chaucer hätte das bei einiger Aufmerksamkeit merken können.

B 2546: Certes the trouthe of this mature or of this conseil nedeth nat diligently enquire; for it is well wist, whiche it been that han doon to yow this *trespas and vilainye* and how manye trespassours and in hwat manere they han to yow doon al this wrong and al this vilainye.

Frz.: qui sont ceux qui te ont fait ceste injure et quant ils sont et comment et *quant* et quelle injure ils te ont faite.

Das Französische ist präziser und inhaltsvoller als das Englische.

Die pleonastische Verwendung zweier Worte für ein französisches in diesem Satze (injure — trespass and vilainye) findet sich außerordentlich, im Übermase häufig. Se ton *pouvoir* se *consent* a ta *voulonte*: if thy *might and power* may *consente and suffice* to thy wilfulnes, oder qui *s'entremet* de ce: him that *entremeteth him or mellith him* with, oder *multiplie* les amis: *multiplien and encresen* freendes. Oft werden Erklärungen beigefügt. Frz. fol larges: fool large, that is to say, overlarge a spender, oder frz. l'ennemi: the devil which is our enemy. Solche Erklärungen finden sich wohl auch noch im Boece, doch sind sie dort im allgemeinen sachlich besser begründet. Solche Tautologien kann man verschieden auffassen. Als Unsicherheit, ob der erstgewählte Ausdruck genügt oder als Freude an dem reichen Wortschatz, den man zur Verfügung hat. Vielleicht auch ist es nur ein Erbteil spätlateinischen Wortschwalls. Jedenfalls ist es ein Zeichen noch nicht voll entwickelten, geklärten Stilgefühls.

Sprache und Stil des Melibeus bestätigen, was sonstige vorsichtige Erwägung aller Umstände zu Tage förderte: der Melibeus fällt zwischen 1366—1372. Albertanos Tendenzschrift gegen den Krieg entstand während der Kämpfe zwischen Friedrich II. und Innocenz IV.; Chaucer erschien es zeitgemäß, sie zu übersetzen, nachdem der schwarze Prinz 1368 unüberlegt neuen Krieg gegen Frankreich heraufbeschworen hatte.

### Parsons Tale.

Chaucer hat noch ein zweites seiner Prosastücke, seinen Traktat über Buße und Sünden, als Erzählung des Pfarrers in die Canterbury Tales aufgenommen. Die Schlusssätze desselben lauteten, wenn man mit dem feinfühligem Tyrwhitt die Stelle Skeat I 1084 and namely bis I 1090 of my soule als späteren Einschub eliminiert: Now preye I to hem alle that *herkne* this litel *tretis* or *rede*, that if ther be any thing in it that lyketh hem, that therof they thanken oure lord Jesu Crist, of whom procedeth al wit and al goodnesse. And if ther

be any thing that displese hem I preye hem also that they arrette it to the defaute of myn unconninge and not to my wil, that wolde ful fayn have seyð bettre if I hadde conninge. For our book seith "al that is writen, is writen for our doctrine", and that is my entente. Wherefore I biseke yow mekely for the mercy of god that ye preye for me, that Crist have mercy on me and forgyve me my gyltes and graunte me grace of *veray penitence, confessioun and satisfaccioun* to doon in this present lyf, thurgh the benigne grace of him that is king of kinges and preest over alle preestes, that boghte us with the preccious blood of his herte, so that I may been oon of hem at the day of dome that shulle he saved. Qui cum patre etc.

Es war ein Schlufs, ähnlich wie beim Melibeus und wie es die damalige Sitte bei dergleichen Abhandlungen mit sich brachte; der Traktat war zum Vortrag und zum Lesen bestimmt, wie die Worte herkne und rede zeigen, und vor der Aufnahme in die Canterbury Tales ein selbständiges Werk. Das Wort rede wäre besser zu unterdrücken gewesen, denn es paßt nicht recht im Munde des Pfarrers. Würde man aber annehmen, der Pfarrer hätte damit sagen wollen, daß seine Zuhörer das, was er ihnen eben vorgetragen, anderweitig auch lesen können, so wäre es erst recht ein Beweis, daß seine „Erzählung“ früher schon ein selbständiges Werk war, wie schon daraus hervorgeht, daß Chaucer sie (auch I 957) tretice nennt. Es fragt sich nun, wann es Chaucer geschrieben hat.

Da weder der Dichter noch seine Zeitgenossen etwas darüber sagen, sind wir auf Schlufsfolgerungen aus dem Texte des Traktates, seiner Struktur und seinem Inhalt angewiesen. Bei Betrachtung des Textes fällt es zunächst auf, daß sich da Stellen finden, die gleichlautend oder doch nach Form und Gedankeninhalt auch in andern Werken Chaucers vorkommen. Von ihnen aus kann die Untersuchung füglich beginnen. Doch ist da Vorsicht zu gebrauchen. Wenn wir lesen

P. T. I 1068

alle the richesses in this world passen as a shadwe on the wal,

March. T. 1315

yiftes of fortune that passen as a shadwe on the wal,

Shipm. T. 1199

Swiche salutatiouns passen as doth a shadwe upon a wal

so bedeutet das für unsere Frage gar nichts. Chaucer hatte an diesem Bilde offenbar seine Freude und wiederholte es, aber welcher Stelle kommt die Priorität zu? Dasselbe gilt für Stellen wie:

P. T. I 1043

The exposiciouns of this holy preyere I betake to thise maistres of theologie,

Kn T. 1323

The answare of this I lete to divynis

Als wichtiger durften folgende Stellen erscheinen:

P T I 472

sometyme the richesse of a man is cause of his deeth, sometyme the delycles of a man is cause of the grevous maladye thurgh which he dyeth,

Kn. T 1255 Som man desyreth for to han rishesse

That cause is of his mordre or greet sicknesse

P T. 721

The newe shepherdes that leten hir sheep witingly go renne to the wolf

Phys T 101 Under a shepherde softe and necligent

The wolf hath many a sheep and lamb torent

P. T I 389

And everich of thise (seven) chief sinnes hath hise braunches and his twigges

March. T 1640

For though he kepe him fro the sinnes sevene

And eck from every braunche of this tree

P T I 534 And as wel comth Ire of Pryde

Some T. 2009 Ire is in sooth executor of Pryde

P. T. I 93

Therfore repentant folk that stinte for to sinne and forlete sinne er that sinne forlete hem . . .

Phys. T 286 Therfore I rede yow this conseil take,

Forsaketh sinne, er sinne yow forsake.

P. T. I 929

A man sholde loven his wyf as Crist loved holy churche

March. T. 1384

Love wel thy wyf as Crist loved his chirche

P. T. I 407

and eck he waiteth or desyreth . . . goon to offring before his neighebore

Gen. Prol. 449 In al the parishe wyf ne was ther noon

That to the offring bfore her sholde goon

P. T. I 156 he lyketh a fair womman that is a fool of hir body lyk to ring of gold that were in the groyn of a sowe.



W. B. Prol. 785 A fair womman but she bee chaast also  
Is lyk a gold ring in a sowes nose.

P. T. I 375

Eke whan he useth his wyf withouten sovereyn desyr of engendrure,  
to the honour of god or for the entente, to yelde to his wyf the  
dette of his body, vgl. P. T. I 490, 491.

W. B. Prol. 130

That man shal yelde to his wyf hir dette.

Bei diesen Parallelstellen entwickeln sich die Gedanken organischer aus dem Inhalt und Zweck der P. T., sie können daher sehr wohl in den andern Stücken Reminiszenzen aus P. T. sein. Zweifellos hat Chaucer auf seinen Buß- und Sündentraktat zurückgegriffen, als er Pardon. Tale schrieb. Der freche Ablafskrämer predigt zu seinen eigennützigen Zwecken und höhrend mit den Worten jenes Traktates gegen das Schwören.

P. T. I 588

God seith: Thou shalt nat take the  
name of thy lord god in veyn or in  
ydel.

Pard. T. 641

Behold and see, that in the firste table  
Of highe goddes heste of him is this,  
Tak nat my name in ydel or amis.

633

Als our lord Jesu Crist seith by the  
word of seint Mathew: Nolite jurare  
omnino . . .

The highe god forbad swering at al,  
Witnesse on Mathew . . .

I 592

rule yow after the lawe of god in  
your swering as seith Jeremye: Thou  
shalt kepe three conditions, thou shalt  
swere in trouthe, in doom and in right-  
wisnesse,

but in special  
Of swering seith the holy Jeremye  
Thou shalt seye sooth thy other and  
nat lye,  
And swere in dome and eek in right-  
wisnesse.

I 591

For Cristes sake, ne swereth nat so  
sinfully, in dismembringe of Crist  
by soule, hertes, bones and body . . .

651

“By goddes precious herte and by  
his nayles,  
And by the blode of Crist that is  
in Hayles,  
Seven is my chaunce and thyn is cunk  
and treye  
By goddes armes, if thou falsly pleye.  
This dagger shal thurghout thyn  
herte go ”

Der Gewinn aus der Vergleichung solcher Stellen ist aber nur ein relativer. Man kann aus ihnen schliessen, daß Parsons Tale vor Marchants Tale, Pardons Tale, Somnours Tale,

Physiciens Tale, Wyfe of Bath, Prolog und vor dem General Prolog geschrieben wurde, aber noch nicht wann. Denn es kann ein, zehn, zwanzig Jahre früher gewesen sein, und zudem weiß man nicht, wann die andern berührten Erzählungen entstanden sind.

Ergiebiger für unsere Frage ist und weiter führt uns das Folgende.

Chaucer hatte frühe im Roman der Rose — noch ehe er ihn übersetzte — gelesen (v. 537 ff.), daß Ydelnesse, die nichts tat als sich putzen, die Pfortnerin des Lustgartens von Mirthe war. The porter Ydelnesse kommt auch Knightes T. 1940 vor und 2. Non. T. 1 ff. liest man Ydelnesse that porter of the gate is of Delyces; aber Folgen der Luste sind Laster und Harm: Than comth ydelnesse that is the yate of alle harmes P. T. 1714, And how that ignorance be moder of alle harm certes negligence is the norice P. T. 1710, for Salomon seith, that ydelnesse techeth a man to do manye yveles, Melib. 2779, The ministre and the norice unto vyces whiche that men clepe in English ydelnesse 2. Non. T. 1. Das klingt wie literarisch erworbene Weisheit, aber Chaucer war die Ydelnesse auch persönlich nicht fremd gewesen, und er hatte ihre Folgen am eigenen Leibe zu spüren bekommen. In P. T. 1247 zittert eine persönliche Note mit, wenn es heisst wel may that man, that no good werke ne dooth, singe thilke newe frenshe song «Jay tout perdu mon temps et mon labour». Das stand nicht in des Übersetzers Vorlage, das war ein Seufzer seines eigenen Gewissens. Und im Book of the Duchesse 797 erklärt er klagend, wie er in jungen Jahren kostbare Zeit verloren habe:

For that tyme Youthe, my maistresse,  
Governed me in *ydelnesse*.

Aber dann wurde er rührig, emsig und fleißig und schrieb das Parlament der Vögel, das Haus der Fama, den Troilus, die Legende und hatte den Boethius übersetzt. Da erinnerte er sich des französischen, nun alt gewordenen Liedes und brauchte es Gottlob nicht mehr zu singen. Er konnte der Fortuna in den achtziger Jahren bei aller Not stolz und mit Genugtuung ins Gesicht schleudern:

Yet natheles, the lak of hir favour  
Ne may nat don me singen, though I dye,  
«J'ay tout perdu mon temps et mon labour!»

Ydelnesse hatte in seinem Leben keinen Platz mehr, ja war, soviel ich sehe, seit 2. Non. T. aus seinen Reimen verschwunden.

Sinngemäß gäbe das die Reihenfolge: Erkenntnis, durch Untätigkeit Zeit verloren und sich um die Früchte der Arbeit gebracht zu haben — Entschuldigung vor sich selbst durch die Unerfahrenheit der Jugend — drückendes Gefühl, noch nicht das richtige Feld zur Tätigkeit gefunden zu haben — energischer Entschluß zur Arbeit — Genugtuung darüber, sie gefunden zu haben. Und das könnte auch die Reihenfolge der Werke geben: *Parsons Tale* — *Book of the Duchesse* — *Melibeus* — Prolog zur Geschichte der *Cäcilie* — *Fortuna*.

Die angezogenen Stellen weisen die Richtung, in der man die Entstehung der P. T. zu suchen hat. Der nächste Schritt der Untersuchung hat sich der Sprache, der Diktion und der Struktur des Traktates zuzuwenden.

Zunächst fällt da im Sprachschatz eine größere Anzahl, fast ein halbes Hundert französischer Wörter auf, die Chaucer sonst nicht gebraucht und die überhaupt selten sind, z. B. *anslets*, *damageous*, *degyse*, *degysinge*, *degysinesse*, *deslave*, *eschaufige*, *desray*, *dismembre*, *engreggen*, *mesel*, *poinant*, *puterie*, *putours*, *roser*, *sourdeth*, *stank* u. a. Das deutet darauf hin, daß die P. T. zu einer Zeit geschrieben wurde, als Chaucer sich nach seinen aufseren Verhältnissen und im gesellschaftlichen Verkehr vorwiegend französisch ausdrückte und ausdrücken mußte, was während seines persönlichen Dienstes bei Hofe der Fall war. Ja, man könnte versucht sein, an die Anfänge dieser Zeit zu denken. Das Französische war ihm wohl schon vom Kindesalter an vertraut. Nicht nur, weil sein Vater, der Weinhändler John Chaucer, Beziehungen zu allen Schichten der Londoner Bevölkerung und selbst zu den Händlern auf dem Kontinent hatte, sondern auch, weil es neben Latein die Unterrichtssprache in der Schule war. Aber als er an den Hof der Herzogin von Ulster kam, erweiterte sich mit seinem Gesichts- und Ideenkreis auch der Schatz seiner französischen Ausdrucksmittel. Die Freude daran brachte sie zu reichlicherer, anfangs überreichlicher Verwendung.

Daß Chaucer die nördlichen Dialekte Nordhumbriens und Yorkshires, wo er einige Zeit gelebt hatte, kannte, wissen wir. Er hat sie zur Charakteristik der zwei Cambridger Studenten in *Reeves Tale* benützt. Aber sonst hielt er seine Sprache

rein davon. In P. T. dagegen stoßen wir auf einige Ausdrücke des Nordens, wie sie ihm eben unbewußt entschlüpften: He shal nat *nayte* ne denye his sinne I 1013, The sinful *costlewe* array of clothing I 415, The cutted *sloppes* or hainselins I 425. Er wird kaum den Namen dieser kurzen Kleidungsstücke in London gehört haben, sondern dort, wo man sie trug und so nannte. Es würde uns nicht wundern, wenn die weitere Untersuchung ergäbe, daß Chaucer seinen Traktat irgendwo im Norden schrieb.

Das interessanteste Wort im Traktat ist das Adverb *fortherover*. Es ist für die P. T. geradezu charakteristisch. Da findet es sich nicht weniger als 17mal, sonst nur vereinzelt; nämlich 1mal in Pité v. 85, also in einem ziemlich frühen Gedicht, 2mal im Troilus IV 1027, V 963, 1mal in Pardoners Tale 648 und 2mal im Astrolabium III 192, 209. Da es der alte Chaucer nur so selten gebraucht, ist es offenbar ein Wort des jungen Chaucer. Mir kommt es vor, daß es der junge Verfasser des Traktats einmal irgendwo von einem Prediger gehört hatte, daß er dann, als er gleichsam selbst von der Buße predigte, das ungewöhnliche, etwas geschraubte Wort wie jener verwendete, daß er es für längere Zeit — in der er das Buch der Herzogin, das Parlament der Vögel usw. schrieb — vergaß und sich seiner erst wieder erinnerte, als er behufs anderer Dichtungen, wie etwa Pard. T., in seinem alten Traktate nachblatterte. Das gewöhnliche Wort dafür war auch bei ihm, selbst im Traktat, *moreover*.

Was die Diktion in P. T. betrifft, so hat man öfter gesagt, sie sei nicht besser und nicht schlechter als im Melibeus. Das ist nicht ganz richtig. Im Melibeus, wo es sich um kühl verstandesmäßige Deduktionen handelte und das Original die Gedanken verständig entwickelte, liest sich Chaucers Text, wenn er auch noch etwas ungelenk ist, viel glatter als in seinem religiösen Traktat. Da muß uns die Lebhaftigkeit ersetzen, was uns die Formgebung vermissen läßt. Als Chaucer seine lateinische Vorlage übersetzte, konnte er noch nicht schreiben. Es ging noch leidlich, wenn er die einfachen Sätze der Definitionen und Distinktionen zu übertragen hatte, da war er in fester Gebundenheit; aber wenn er Änderungen oder Zusätze wagte, da fehlte ihm der syntaktische Halt. Es sprudelte in ihm von Vorstellungen, Beobachtungen und

drastischen Bildern, und er warf sie im Eifer für seinen Gegenstand in hastiger Ungeduld, beständig aus der Satzkonstruktion fallend, aufs Papier. Man muß seine Sätze laut lesen, als wären sie in erregter Rede auf der Kanzel vor willigen und andachtsergriffenen Zuhörern gesprochen, dann verfehlen sie in ihrer natürlichen Urwuchsigkeit nicht ihre Wirkung. Der Druck mußte durch entsprechende Interpunktion nachhelfen.

Man schlage eine beliebige Seite auf. I 852: Nachdem gesagt worden ist, daß der Teufel mit den fünf Fingern der einen Hand die Menschen zur Völlerei zieht, heißt es, daß er mit den fünf Fingern der andern Hand zu den Sünden der Unkeuschheit führt. Der erste Finger ist der buhlerische Blick. *The seconde finger is the villeyns touchinge in wikkede manere. And therfore seith Salomon, that who-so toucheth and handleth a womman, he fareth lyk him that handleth the scorioun that stingeth and sodeinly sleeth thurgh his enveniminge. As, who-so toucheth warm pich — it shent hise fingres.* (Wir können auch, aus der Konstruktion fallend, sagen: Wie wenn einer heißes Pech berührt — es verbrennt seine Finger) *The thridde is foule wordes that fareth lyk fyr that right an on brenneth the herte.* (Das logische Subjekt *wordes* möchte statt *is* ein *been* verlangen, und wenn das erste *that* das Relativum zu *wordes* ist, mußte *fahren* folgen. Aber Chaucer dachte wohl so: der dritte Finger ist unzuchtiges Reden, das usw. Oder es ist etwa so zu übersetzen: der dritte Finger sind unzuchtige Worte — das ist wie Feuer, das sofort im Herzen zündet) *The fourthe finger is the kissinge. And trewely he were a great fool that wolde kisse the mouth of a brenninge ovene or of a fourneys. And more fooles been they that kissen in vileinye, for that mouth is the mouth of the helle. And namely, thise olde dotartes holours! Yet wol they kisse, though they may not do, and smatre hem.* (Es wäre so zu übersetzen. der vierte Finger ist das Küssen. Nun (das erste *and*) wäre der gewiß ein großer Narr, der den Mund (se die Öffnung) eines brennenden Ofens oder einer Feueresse küssen wollte. Aber (das zweite *and*) viel größere Narren sind die, die unzuchtig küssen. Denn der Mund, den sie küssen, ist der Mund der Hölle.) Der Ausruf dann, mit einer Art Aposiopese, ist eindrucksvoll. Dann kommt ein Vergleich von drastischer Anschaulichkeit: Certes *they been lyk to houndes; for an hound, when he comth by the roser or by othere, though he may not pisse, yet wol he heve up his leg and make a contaunce to pisse.* Man glaubt einen Teniers mit dem unartigen

Hündchen im Vordergrunde zu sehen. Nach dem Worte othere scheint ein Wort zu fehlen. Tyrwhitt setzte bushes ein. Das ist gewiß falsch, weil nichtssagend. Sechs Manuskripte schreiben beautes, was richtig sein dürfte, da es wirklich hündisch ist, Rosen und andere schöne Dinge zu bejagen.

I 584: Whan a man is sharply amonested in his shrifte to forleten his sinne, than wole he be angry and answeren hokerly and angrily and defenden or excusen his sinne by *unstedfastnesse of his flesh* or elles *he dide it* for to holde companye with his felawes, or elles, *he seith*, the feend entyced him, or elles he dide it for his youth, or elles usw. Da sieht man, wie sich dem Verfasser die Gedanken zum Ausdruck vordrängen, ehe sie die richtige Form und Stelle finden, erst nachträglich fällt ihm ein, he seith zu sagen.

Gegen solche Sätze wird wohl Grammatik und Syntax Einwände erheben, aber nicht die Stilistik der Poesie. Bedenklicher sind die mannigfachen Funktionen, die dem Pronomen he zugemutet werden. I 710: Negligence ne doth no fors, whan *he* shal doon a thing, whether he do it wel or baddely oder I 94 And *he* that sinneth and verrailly repenteth him in his last ende, holy chirche yet hopeth his savacioun. Im Wechsel mit *they*: I 608—11 Another lesinge is for to saven *his* lyf or his catel. Another lesinge comth of delyt to lye, in which *they* wol forge a long tale and peynten it with alle circumstances, where al the ground of the tale is fals. Some lesinge comth, for *he* wole sustene his word.

Eine sonderbare Mischung von Aktivum und Passivum ist I 319, wo erklärt wird, daß dem Beichtvater alles angegeben werden muß. Al moot be seyde and no thing excused ne hid ne forwrapped and *noght avaunte* him of his goode werkes.

Auffallend oft ist der Mangel an formeller Symmetrie bei den einzelnen Bestandteilen des Satzes. I 90: *Wepinge* and nat for *to stinte* to doon no sinne may nat availe, I 300: for certes, the *repentance* of a singular sinne and nat *repente* of alle hise othere sinnes may nat availe. I 75: god of hevene that *no man wole perisse*, but wole *that* we comen alle to the knowleche of him (lat. Dominus nolens aliquos perire sed omnes ad poenitentiam neverti). I 84: Penitence is the *pleynunge* of a man for the gilt that he hath doon and na more *to do* any thing for which him oghte to pleyne.

Es kommt auch vor, daß ein Satz unverständlich ist. I 86: Penitence, *with certeyne circumstances* (wofür I 319 auch conditions steht), is verray repentance of a man that hath himself in sorwe and other peynes for hise gyltes. Die Worte with certeyne circumstances sind hier wenigstens überflüssig, wenn gleich darauf die circumstances der *verray* penitence angegeben sind.

Zuweilen findet sich, daß Chaucer eine Stelle seiner Vorlage nicht richtig verstand. So I 95. Seine Vorlage hatte von tribus actionibus poenitentiae gesprochen. Er übersetzt das mit accions or werkinges of Penitence, ohne sich darüber klar zu werden, was das eigentlich heißt. Er sagt dann now shul ye understonde that there been three accions of Penitence. The *firste accion* of Penitence is, that a man be baptised after that he hath sinned. Daran reiht sich der Ausspruch des hl. Augustin but he be penitent for his olde sinful lyf, he may nat beginne the newe clene lyf und die Erklärung for certes, if he be baptised withouten penitence of his olde gilt, he receiveth the mark of baptism but nat the grace ne the remission of his sinnes, til he have repentance verray. Es ist also ein *defaute*, wenn man die Sünden vor der Taufe nicht bereut. Nun hatte er weiter zu übersetzen: altera vero poenitentiae est sive *actio* poenitentiae, quam quis post baptismum facit de mortalibus peccatis. Der Begriff des *defaute* war ihm aber haften geblieben und trat an die Stelle der *actio* überhaupt: Another *defaute* is this, that men doon deedly sinne after that they han received baptisme fro day to day und weiter: The Thridde *defaute* is, that men fallen in venial sinnes after hir baptisme für das lateinische *tertia est, quae fit de peccatis venialibus quotidianis*. Das dürfte die Erklärung für die oft besprochene Stelle sein.

Aufser den Schwächen der Diktion könnte man auch sachliche Unvollkommenheiten heranziehen, wie z. B., wenn eine Stelle etwas verspricht, wovon weiter nichts erwähnt wird. I 82: Es wird gesagt, daß man wissen muß, 1. what is penitence, 2. *whennes it is cleped penitence*, 3. in how manye maneres been the accions or werkinges of penitence, 4. how manye spyces ther been of penitence, 5. whiche thinges appertenen to penitence, 6. and whiche thinges disturben penitence. Während die andern Punkte weitläufig besprochen werden, erfahren wir von dem zweiten nichts.

Aber dergleichen will ich nicht betonen, weil man sagen kann, daran dürfte die Vorlage schuld sein, was sich nicht kontrollieren läßt, oder eine Fahrlässigkeit Chaucers, die ich bis zu einem gewissen Grade nicht bestreiten will. Ich übergehe des weiteren auch einige logische Mängel in der Abfolge der Sätze, namentlich bei Beweisen durch Zitate aus der Bibel und aus Kirchenvätern. Das mag gewiß vielfach Chaucers unmittelbarer Vorlage zur Last zu legen sein. Auch darf man theologische und scholastische Schlusfolgerungen nicht allzu scharf unter die Lupe der Logik nehmen.

Wir haben nun noch die Struktur der P. T. zu betrachten und das wird für die Frage, in welche Lebensperiode des Dichters dieses Werk anzusetzen ist, von Entscheidung sein.

Alle Dichtungen Chaucers zeichnen sich durch ihre kunstlerische Konzeption, ihren Aufbau aus. Das gilt nicht bloß von den Erzählungen in seinem Hauptwerke, sondern von allen; vom Prolog zur Legende von guten Frauen, vom Hause der Fama, vom Parlament der Vogel zurück bis zu dem ältesten uns erhaltenen Werk, dem Buch der Herzogin, wo es uns zuerst, aber unzweideutig entgegentritt. Und nun sehe man sich den Aufbau in dem religiösen Traktat über Buße und die Sunden an. Dieser Traktat beruht letzten Endes auf zwei Abhandlungen, des Raymund Penaforte *Summa casuum poenitentiae* (vor 1243) und des Guilielmus Peraldus *Summa seu Tractatus de Viciis* (vor 1261). Wenn Chaucer diese beiden Werke schon in irgendeinem Buche verbunden vorgefunden hätte, so hätte er zu einer Zeit, wo er schon Meister in der Disposition der Stoffe war, bemerken müssen, wie sonderbar die beiden Arbeiten zu einer verschmolzen waren. Aber es ist überzeugend nachgewiesen worden, daß Chaucer es war, der sie zu einer Abhandlung vereinigte. Er hat den Sündentraktat in die Bußpredigt einfach eingeschoben, und das ergibt folgendes Bild.

Von den drei Teilen der Bußpredigt (*Penitence*, *Confession*, *Satisfaccioun*) wird zuerst die *Penitence* (nach Skeats Ausgabe) in § 1—15 (15 Seiten) abgehandelt, dann kommt eine Überleitung zum Sündentraktat § 16—22 (6 Seiten), der Sündentraktat § 23—83 (42 Seiten), die Zurückführung zum zweiten Teil der Bußpredigt § 84 (5 Zeilen), der zweite Teil der Bußpredigt § 85—90 (5 Seiten) und endlich der dritte



Teil derselben § 91—103 (4 Seiten). Die Bußpredigt umfaßt also nur 24, der Sündentraktat erfordert 42 Seiten, die Überleitungen nehmen 10 Seiten in Anspruch. Der lange Aufsatz über die Todsünden reißt die Teile der Bußpredigt in unerträglicher Weise auseinander; man hat Mühe, wenn es wieder zu ihr kommt und von der Beichte gesprochen wird, sich zu erinnern, was von der Reue gesagt worden war. Auch setzt es, da schon in diesem ersten Teil vielfach von Sünden die Rede sein mußte, unnötige Wiederholungen ab. Zudem ist die Überleitung zu dem Einschub recht ungeschickt geraten, weil sie eben etwas Schwieriges und Unmögliches leisten sollte. Chaucer hatte schon in § 16 angefangen, von dem zweiten Teil der Buße, der Beichte, zu reden: *Now shul ye understonden 1. what is Confession and 2. whether it oghte nedes be doon or noon and 3. whiche thinges been convenable to verray confession.* Er nimmt auch den ersten Punkt gleich vor: *first shaltow understonde that confession is verray shewing of sinnes to the preest; this is to seyn verray, for he moste confessen him of alle the condicions that belongen to his sinne as ferforth as he can. Al most be seyde and no thing excused or ne hid ne for wrapped and nat avaunte him of his goode werkes* — da bricht der Verfaasser ab und geht mit forthover *it is necessaire to understonde whennes the sinnes springen and how they encresen and whiche they been zum Sündentraktat über.* Das forthover verbindet diesen Satz ganz unlogisch mit dem früheren. Dann spricht er wirklich darüber, woher die Sünden kommen (§ 18) und wie sie wachsen (§ 20) und vergißt uns das Versprochene zu sagen, ob es nötig ist zu beichten oder nicht, wenn er den Passus nicht etwa bei der Aufnahme in die C. T. deswegen strich, weil er damit in offene Polemik mit Wicliff geraten wäre, den er auch nur zu nennen vermied. Da aber der Sündentraktat, den er nun einschieben will, nur von Todsünden spricht, muß er noch rasch die lässigen vornehmen. Da fehlt ihm aber, wie es scheint, die Vorlage, und er ist auf sich und gelegentlich Aufgegriffenes angewiesen. Bilderreiche Sprache ersetzt strenge Definition und Begründung, und da, wo er auch von Vergehungen spricht, die manche Leute nicht als Sünden ansehen, geht es etwas bunt durcheinander und nicht ohne Wiederholungen. Nachdem der lange Einspruch erledigt ist, kehrt Chaucer offenbar ermüdet

wieder zur Beichte zurück (as I began in the firste chapitre) mit einer ganz kurzen Überleitung: Now if I coude I wolde telle you the ten commandements. But so heigh a doctrine I lete to divines. Natheles I hope to god they been touched in this tretise, everich of hem alle. Er erinnerte sich, daß andere ähnliche Traktate, wie Ayenbyte of Inwyrt von den zehn Geboten handelten, aber diese Überleitung hat mit der folgenden Satisfaktion nichts zu tun.

Die Struktur des Traktats ist derart, daß es unmöglich ist, anzunehmen, Chaucer habe ihn in seinen späteren Jahren, als er auf der Höhe seines künstlerischen und schriftstellerischen Schaffens stand, geschrieben. Man hat einmal gesagt, daß wir in der P. T. „die Überzeugung des geistig ausgereiften Mannes sehen müssen“. Da Chaucer seinen Traktat in die C. T. aufnahm und dem guten Pfarrer in den Mund legte, müssen wir allerdings in den darin vorgetragenen religiösen Lehren auch die Überzeugung des ausgereiften Mannes sehen — wie wir auch sonst wissen, daß Chaucer sein Leben lang guter Christ und Katholik geblieben war —, aber wir können in der P. T. nicht die Arbeit des ausgereiften Dichters sehen. Das gewaltige Lehrgebäude, das da über Sünde und Sühne niedergelegt ist, zwingt uns wohl Bewunderung auf, aber es ist das Werk von Jahrhunderten, in denen die Kirche und ihre Denker das zusammenstellten, was über Gott und die Welt sowie über die Regungen des menschlichen Herzens und menschlicher Sinne gesagt werden konnte. Chaucer hat nur das wiedergegeben, was die katholische Kirche in ihrer großartigen Konsequenz noch heute lehrt, was ihre Jugend noch heute im großen Katechismus, zumeist noch mit denselben Worten lernt.

Als Chaucer daran ging, Schriften im Leben geprüfter, dem Dienste der Kirche ganz hingebener Männer und geschulter Theologen zu übersetzen, war er sich der Schwierigkeiten seiner Aufgabe weder bewußt, noch ihnen gewachsen. Aber wenn auch die Disposition des Stoffes verfehlt ist, wenn er auch den Definitionen, Divisionen und Subdivisionen seiner Vorlage nur mühsam folgt, wenn wir auch merken, daß es altkluge Schul- und Buchweisheit ist, was er uns vorträgt, und daß ihn die Sünden und Laster, vor denen er warnt, persönlich noch nicht berührt haben, so ist doch, abgesehen

von den zahlreichen Stellen, die den künftigen Dichter erkennen lassen, gewinnend die Wärme der Darstellung, die uns gleich in den ersten Worten wohlthuend umfängt, wenn das strenge Wort Dominus übersetzt wird mit Our swete Lord God of hevene. Rührend ist der fast kindlich naive Glaube, der noch nicht durch das Problem der Willensfreiheit gestört war, und eindrucksvoll ist der Eifer einer religiös erregten reinen Seele. Dieser unverkennbare Eifer, der sich vom Fanatismus die Farben zur Ausmalung der Schrecken der Hölle erborgt, führt unsere Untersuchung zu der Frage: Wann in seiner Jugend war Chaucer in einer so erhöhten religiösen Stimmung, daß er zum Prediger wurde? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir den vermutlichen Bildungsgang Chaucers und seinen Eintritt in die Welt ins Auge fassen.

Chaucer entstammte einer behäbig bürgerlichen Familie in London. Sein Großvater war ein rechtlicher Mann, dem im Hafen das Amt des Zolleinnehmers für ausländische Weine anvertraut war; seine Großmutter, eine resolute Frau, die den Sohn wacker gegen den Eigennutz ihrer Geschwister zu verteidigen gewußt hatte. Sein Vater John war angesehen in der City und in den Ämtern des Königs, seine Mutter eine stille Frau, der der Dichter durch seine Schilderungen zärtlicher Mutterliebe ein Denkmal setzte. Im Hause herrschte Familiensinn und Religiosität. Der letzte Gatte der Großmutter, Richard Chaucer, hinterließ 1349 ein Testament, in dem er liebend seiner ihm vorangegangenen Gattin gedenkt, für seinen Stiefsohn Thomas Heyroun vorsorgliche Verfügungen trifft und nebst andern frommen Stiftungen sein Haus und seine Taverne der Kirche von St. Aldermary in Bow Lane vermacht. Wie es im Ayenbite of Inwyt heist, daß man das Kind, wenn es anfängt zu lernen, zuerst sein Pater noster lehrt, so werden es die Eltern mit ihrem Geoffrey getan haben. Die Mutter erzählte ihm vom Himmelvater, der Himmelmutter und dem süßen Jesukind, vom Paradies und von der Lüge, durch die die Sünde in die Welt kam, all die schönen Geschichten aus den heiligen Büchern. Der Knabe ging mit Großmutter und Mutter zur Kirche, lernte die Feste des Jahres und der Heiligen, die liturgischen Gebräuche bei der Messe und Taufe, bei der Beichte und beim Empfang des hl. Abendmahls. Am Abend wurden gemeinsam Legenden, religiöse

Traktate und Homilien gelesen, und die Bibel bildete vor allen anderen das Buch der Belehrung und Erbauung. Das alles wissen wir, denn es steht zwar nicht in den Rechnungsbüchern der königlichen Kammer, fast den einzigen Quellen für eine Biographie Chaucers, aber es blieb in des Dichters Seele haften und spiegelt sich in seinen Schriften.

Den ersten geregelten Unterricht wird Geoffrey in einer Schule zu London genossen haben. Aber der wohlhabende und selbst strebsame Vater John wird gewünscht und dafür gesorgt haben, daß sein geweckter und lernbegieriger Sohn eine höhere Bildung gewinne. Wir müssen das annehmen, weil wir sonst das rege Interesse für alle Zweige menschlichen Wissens und die Leichtigkeit, mit der Chaucer die gelehrten Bücher mit den schwierigsten Materien las, nicht begreifen könnten. Er hätte dann allerdings ein Dichter werden können, wäre aber wahrscheinlich wie Vater und Großvater ein Weinhandler geblieben. Es war wohl dasselbe, was sein Vater an ihm getan hatte, wenn er später seinen kleinen Lewis dem ehrenwerten Magister Strode in Oxford zur Erziehung übergab.

Höhere Bildung war am leichtesten an den Schulen in Cambridge oder Oxford zu erlangen, wohin aus allen Teilen des Reiches jährlich Tausende von Junglingen strömten. An Cambridge ist kaum zu denken. Daß in Reeves Tale die zwei Studenten in Trompington übernachteten mußten, weil sie angeblich nicht mehr in die Stadt gelangen konnten, obwohl Trompington ganz in der Nahe gelegen ist, spricht freilich nicht dagegen; der Erzähler brauchte das eben für seine lustige Geschichte, aber für Cambridge spricht sonst nichts. Mehreres aber weist auf Oxford. Dieses spielt in den Canterbury-Geschichten zweimal eine Rolle. Darauf, daß ein Oxforder Student, wie der Müller erzählt, einen tolpelhaften Zimmermann prellt, ist zwar nicht viel zu geben, denn die Ausgelassenheit der damaligen Studenten war in ganz England bekannt, wichtiger ist ein anderes. Ein Oxforder Scholar tritt unter den Pilgern nach Canterbury als Erzähler auf. Er wird vom Wirt als schüchterner Jungling angesprochen, der wie eine neuvermählte Braut still vor sich trabt und zu vergessen scheint, daß jetzt nicht Zeit zum Studieren sei. Er solle sein Angesicht erheitern und ein lustig Abenteuer auskramen. Just so schelmisch spricht der Wirt aber auch den mitreitenden

Chaucer an, der aussehe, als wolle er den Hasen jagen, so stets den Blick zur Erde geschlagen. Er solle aufblicken, sich ermuntern und von was Fröhlichem berichten. Dazu wird der Student im Prolog als ein unpraktischer Geselle geschildert, dem ein Bücherhaufen am Bettgestelle für alles gilt und der sein gesamtes Geld auf gelehrte Bücher verwendet — ganz wie Chaucer, dem der Liebesgott im Prolog zur Legende vorwirft, daß er an sechzig Bücher besitze und nichts davon wissen wolle, wie viele gute Frauen es gebe. Es macht den Eindruck, als ob in dem Oxforder Studenten ein Stück von Chaucer selbst steckte. Dieser Eindruck wird verstärkt, wenn wir sehen, daß der Dichter diesem Studenten seine Lieblings-erzählung, die Geschichte der Griseldis in den Mund legt, und daß der Student vorgeben muß, er habe diese Geschichte zu Padua von Petrarca gehört, während Chaucer selbst es war, der sie in Italien kennenlernte. Ein weiterer Umstand, der dafür spricht, daß Chaucer in Oxford Studien oblag, ist, daß er von zeitgenössischen Gelehrten gerade zwei Oxforder Lehrer erwähnt. Unter den Autoritäten, die der Doktor der Canterbury-Geschichten studiert haben soll, fuhr er den Fellow des Merton-College John Gatisden an, der vor 1350 eine medizinische Abhandlung *Rosa anglica* geschrieben hatte und Chanteclere in der Erzählung des Nonnenpriesters meint, während er sich über die Freiheit des Willens ausläßt, er könne nicht Mehl und Kleie so gut sichten, wie Augustin, Boethius oder der Bischof Bradwardin. Dieser war zur Zeit des Gatisden Kanzler der Universität Oxford und hatte ein Buch *De causa Dei* geschrieben. Von diesen zwei Männern konnte Chaucer am leichtesten in Oxford selbst gehört oder ihre Bücher in die Hand bekommen haben. Schließlich, wenn er seinen Sohn Lewis nach Oxford schickte, so mag es vielleicht geschehen sein, weil er bedauerte, nicht selbst dort Studien betrieben zu haben; es kann aber, und zwar verständlicher, auch so gedeutet werden, daß er es in dankbarer Erinnerung an diese Bildungsstätte tat.

Macht das Vorgebrachte es nicht unwahrscheinlich, daß Chaucer eine Universität besuchte, so ist nun die Beschaffenheit und der Umfang seines Wissens in Betracht zu ziehen und zuzusehen, ob es auf irgendein und auf welches Fachstudium auf der Universität hindeutet.

Man hat zuweilen in Chaucer einen Juristen sehen wollen. In der Tat kennt er recht genau die Praktiken der Advokaten seiner Zeit, es sind ihm auch, wie der Prolog zur Legende von guten Frauen zeigt, die Formen und Formeln der Rechtsprechung bekannt, aber soviel mußte auch der Laie allmählich von der Juristerei wissen. Nirgends bei ihm findet sich eine Erörterung oder auch nur Erwähnung von theoretischen Grundsätzen der Rechtswissenschaft. Entscheidend wird wohl die Tatsache sein, daß den königlichen Kommissionen und Gesandtschaften ins Ausland, an denen er teilzunehmen hatte, stets ein besonderer Doctor iuris beigezogen wurde, er es also nicht war.

Ebensowenig wird man in unserm Dichter einen geschulten Mediziner oder Physiker und Mathematiker suchen dürfen, soviel er auch gelegentlich von Latwergen und Heilmitteln spricht, wenn auch der Dienstmann des Stiftsherrn einen ganzen Katalog von Metallen der Adepten anführt, wenn er auch Euklid zitiert und den Erfinder des Zahlensystems nennt oder eine Rechenmaschine anführt. Die akustischen Theorien des Jupiter—Adlers im Hause der Fama verraten deutlich das Vergnügen des Laien, so viel Gelehrsamkeit auskramen zu können, zumal sie wiederholt, auch in der Erzählung des Buttels herangezogen wurden. Chaucer hat sie aus Boethius und Vincent de Beauvais. Am eindringlichsten hat er sich mit Astronomie beschäftigt, jedoch erst seit seiner Bekanntschaft mit Macrobius.

Für Geschichte und Politik hatte Chaucer keinen Sinn. Es ist nicht ersichtlich, ob er sich, so viel er auch las, jemals mit Historiographen und Chronisten seiner Heimat beschäftigt hat. Ihn interessierten nur Mythologie, Anekdoten und persönliche Züge an den Helden der Vorzeit, wie er sie als Dichter für seine Geschichten brauchen konnte. Auch die Philosophie, so oft er von ihr spricht, lag ihm ferne. Einmal streift er die Probleme der Nominalisten und Realisten, aber die spekulativen Fragen alter oder mittelalterlicher Denker ließen ihn kalt. Selbst aus Boethius, den er doch übersetzte, gewann er kein philosophisches System, keine einheitliche Weltanschauung, und suchte sich aus ihm nur einzelne Gedanken, die ihm menschlich und dichterisch zusagten.

Wenn es so feststeht, daß Chaucer in keinem Zweige realen und spekulativen Wissens systematisch und schulmäßig

studiert hat, so bleibt nur noch zu erwägen, ob er, wie sein erster Biograph Leland (geb. 1552) sagt, ein *gravis philologus* und *sanctus theologus* war.

Ein Philologe war er jedenfalls nicht. Das Griechische war ihm gänzlich fremd. Er weiß, daß Aristoteles ein Philosoph war und sagt vom Oxford Student, es wären ihm zwanzig Bücher von Aristoteles lieber gewesen als reiche Kleider, Spiel und Musik. Im Haus der Fama läßt er Aristoteles sagen, alle Dinge gravitieren dorthin, wohin sie ihrer Natur nach gehören, hat es aber nur aus Dantes Hölle, und in der Erzählung des Junkers unterhalten sich die Leute bei der Betrachtung des Wunderspiegels dahin, daß Vitellio und Alhazen solche verfertigt hätten, wobei er sonderbarerweise auch Aristoteles hinzufügt. Ebenso ist mit Plato. In Boethius hatte er gelesen, daß nach Plato die Worte den Dingen entsprechen müssen; das gefiel ihm, und er zitiert es zweimal, im Prolog zu den C. T. und in der Erzählung des Konviktschaffners. Er hat auch von einer Schrift Platos über die Republik gehört, und als er im Anticlaudian des Alanus las, daß in den Luftentiere leben, die eine Republik bilden, fügt er keck hinzu: „wovon Plato spricht“. Von Homer weiß Chaucer, daß das ein großer Dichter war, und läßt ihn im Haus der Fama auf einem Sockel stehen wie den Dares und Dictys. Er weiß, daß Homer von der Treue der Penelope gesungen hat, hat es aber aus seinem Hieronymus contra Jovinianum. Im V. Buch des Troilus sagt er gar: Geh, kleines Buch, und küsse die Fußstapfen, die Virgil, Ovid, Homer, Lucan und Statius gegangen sind. Er weiß, daß Homer den Trojanischen Krieg besungen hat, nimmt es ihm aber im Haus der Fama übel, daß er Lügen verbreitet hat, und ist mit seinen Sympathien, wie das ganze Mittelalter auf Seiten der Trojaner.

Latein hat Chaucer schon als Knabe in London gelernt, muß es aber auch weiterhin eifrig getrieben haben. Er las lateinische Schriften, namentlich solche wie Alanus, Macrobius, Homilien und die Vulgata mit einer Leichtigkeit, um die ihn mancher Philologe von heute beneiden könnte, aber es unterließen ihm dabei doch auch Mißverständnisse, die uns ein Lächeln entlocken. Ein Philologe im eigentlichen Sinne des Wortes war er nicht, wie schon das ein charakteristisches Zeichen ist, daß er nie wie sein Freund Gower einen latei-

nischen Vers versuchte, falls er es nicht absichtlich unterliefs, weil er sich bewußt war, ein national englischer Dichter und nur das sein zu wollen. Jedenfalls lernte er die lateinischen Klassiker, mit denen sich die Gelehrten auf den Universitäten schon wieder zu beschäftigen begannen, erst nach und nach, schrittweise kennen, als er schon im praktischen Leben stand. Es sieht fast so aus, als ob er selbst Ovid, der sein Lieblingsbuch wurde, erst zu lesen angefangen hätte, als er sein Buch der Herzogin schrieb. Neben den Metamorphosen las er die Heroiden, die Fasti und die Tristia Vergil tritt uns erst im Haus der Fama entgegen, und die Ausführlichkeit, mit der Chaucer uns den Inhalt der Äneide erzählt, mutet an wie die Freude an etwas Neugefundenen. Horaz, Juvenal, Lucan hat Chaucer nie gelesen; er zitiert sie einigemal, aber offensichtlich nur aus zweiter Hand. Statius interessierte ihn sehr, und er benutzte ihn vielleicht schon in seiner Klage an Mitleid, dann in der Anelida, im Troilus und in der Erzählung des Ritters, worauf er ihn beiseite gelegt zu haben scheint. Gering war seine Bekanntschaft mit den römischen Prosaikern. Von Cicero kannte er genauer nur den Traum des Scipio aus dem Kommentar des Macrobius; einzelne Stellen aus dessen kleineren Schriften dürfte er bloß aus den zu seiner Zeit weitverbreiteten Chrestomathien und Zitatensammlungen geschöpft haben. Gelegentlich mag er Valerius Maximus, Sueton und Florus, etwa auch Hyginus in der Hand gehabt haben. Livius hat er nie gelesen, obwohl er sich einigemal auf ihn beruft. Ebenso wenig kannte er Plinius.

Dafs Chaucer es ablehnte, zu den Theologen gerechnet zu werden, haben wir oben bei Besprechung der Überleitung zur Confession gesehen, wo er schrieb, er werde nicht von den zehn Geboten sprechen, so hohe Gelehrsamkeit überlasse er den Gottesgelehrten. Aber das konnte auch ein bescheidener Theologe von sich sagen, wie selbst Chaucers Pfarrer um Nachsicht bittet, da er nicht textuel sei. Leute, die nie einen Pinsel in der Hand gehabt, nie eine Taste angeschlagen haben, brauchen uns nicht zu versichern und tun es auch nicht, dafs sie keine Künstler seien, wohl aber tun es solche, die ganz nette Bildchen gemalt haben oder annehmbar Klavier spielen, aber sich bewußt sind, dafs sie keine Meister sind. Doch Chaucer war kein Theologe. Er zitiert einen hl. Gregor oder Basilius



nur nach seiner Vorlage, und es ist sehr fraglich, ob er je etwas vom hl. Bernhard oder selbst vom Augustinus gelesen hat. Sicher ist nur, daß er das Werk des hl. Hieronymus contra Jovinianum benutzte, dessen Invektiven gegen die Weiber ihn interessierten. Aber unstreitig ist, daß Chaucer auf keinem Gebiete menschlicher Interessen so bewandert war wie auf dem der Theologie. Mag auch nicht zu übersehen sein, daß im 14. Jahrhundert, wo Staat und Gesellschaft, das private und das öffentliche Leben so wie jede geistige Regung von religiösen Ideen und kirchlicher Macht beherrscht waren, jedermann viel mehr von kirchlichen Dingen wußte, ja wissen mußte, als heutzutage, so ist es doch eine auffallende Tatsache, daß er sehr bibelfest war. Neben 200 Zitaten aus der Bibel, die er in seinen Vorlagen oder Gewährsmännern fand, weiß er uns 76 selbständige Hinweise auf Stellen der hl. Schrift zu geben.

Es liegt die Vermutung nahe, daß John Chaucer seinen talentierten und fromm erzogenen Sohn nach Oxford in der Absicht und Voraussetzung schickte, er werde sich dort zum Theologen ausbilden. Der brave Knabe traunte wohl selbst davon, er werde ein Gottesgelehrter werden. Anfangs studierte er auch gewiß mit Fleiß und Eifer, machte die Vorschule zu einem Theologen durch, wurde in die Geheimnisse des Katechismus eingeführt, aber als es dann an die Syllogismen der Dogmatik kam, da lehnte sich etwas in ihm dagegen auf. Auch gab es für ihn in Oxford zuviel der Bücher. Er konnte an keinem vorbeigehen, ohne es in die Hand zu nehmen und darin zu blättern oder ganze Abende darin zu lesen, mochte es sein, was es wollte. Er wurde ein Bücherwurm, jeder neue Stoff packte ihn, und es war nicht immer ein Poema morale. Jetzt waren es die Gesta Romanorum, dann wieder die ruhrende Geschichte von Floris und Blancheflour, und mitten unter Psalmen summten ihm manchmal die Reime der fahrenden Sänger im Ohr. Er laßt einige Jahre später im Buch der Herzogin den schwarzen Ritter sagen und meint damit sich selbst während seiner Studienzeit:

Es war mein knabenhafter Sinn  
 Von Wissen damals nicht beschwert,  
 Das bess'res Tun mich hatt' gelehrt.  
 Leichtthun verleb't ich meine Tage  
 Und ernste Arbeit war mir Plage.

Ich war halt damals noch zu jung  
 Und meine Hauptbeschäftigung  
 War Mußigsein — ich wußt' nicht recht,  
 Was schaden kann, was gut, was schlecht  
 Mein Tun war flüchtig, ohne Ziel,  
 Bald das, bald jenes mir gefiel  
 Und was ich wollt', war mir nicht klar  
 Ein Jammer ist's, doch so es war

Da ging es ihm wie seinem Oxforder Studenten. An eine Pfrunde war nicht zu denken. Das sah der Vater ein und nahm seinen unpraktischen Sohn nach Hause, um ihn einem neuen Berufe zu widmen. Es fand sich bald Gelegenheit dazu. John Chaucer war vor Jahren im Gefolge des Königs auf dem Kontinent gewesen, und wenn er etwa jener John Chaucer war, der im Jahre 1349 der Königin Philippa einen schwarzen Zelter vom Bischof von Salisbury überbracht und dafür ein Geschenk erhalten hatte, so konnte man Hilfe bei Hofe finden. Dazu kam, daß eine Verwandte, eine Philippa Chaucer, Pantaria, eine Art Hofmeisterin bei einer Schwiegertochter des Königs war, der Gräfin Elisabeth von Ulster, die an Lionel, Herzog von Clarence, vermählt war. Auf einem ausgerissenen Blatt eines ihrer Ausgabebuchlein findet sich ein Vermerk, daß sie im April 1357 gelegentlich ihrer Anwesenheit in London Kleidungsstücke um den Preis von 7 s für Geoffrey Chaucer gekauft habe, ebenso am 20. Mai desselben Jahres. Dann reiste sie nach Hatfield in Yorkshire ab und der junge Chaucer offenbar mit ihr, da in ihrem Rechnungsbuchlein zu Weihnachten eine neue Ausgabe von 2 s. 6 d. für ihn verzeichnet ist.

Geoffrey Chaucer war also im Jahre 1357 im Dienste der Herzogin von Ulster, und zwar scheint es, daß er seinen Dienst erst in diesem Jahre antrat, da auf den eben erwähnten Blättern, die auch Ausgaben im Jahre 1356 enthalten, keine solchen für Chaucer zu lesen sind. Sie hat ihn wohl bei ihrem Besuche in London auf- und mitgenommen. Die Ausgaben im April und Mai hatten der Ausstattung für seinen Dienst gegolten. Der verunglückte Theologe war zum Pagen geworden.

Der Eintritt Chaucers in den Dienst der Gräfin von Ulster war bestimmend für seine Lebensschicksale und für seine Entwicklung als Dichter. Es war zunächst der erste Schritt zur Erlangung einer gesicherten und auskömmlichen materiellen

Stellung, die ihm hinreichend Muße liefs, seinen Studien obzuliegen. Sie legte ihm zwar in der Folge persönliche Rücksichten und so einen gewissen Zwang im Leben und in politischen Fragen auf, gab ihm aber auch einen starken Halt in dem wirren, schwankenden Lauf der Zeiten. Am folgerichsten aber war es für ihn, daß er in dem fürstlichen Hause das ritterliche und hofische Leben mit seinen Formen und seiner Sprache kennenlernte, daß er allmählich in Beziehungen zum königlichen Hofe selbst kam, nach und nach mit den besten und einflußreichsten Männern des Landes bekannt wurde, wiederholt Gelegenheit hatte, nach Frankreich und Italien zu reisen, und so, nachdem er sich zuerst in Nachahmung der Franzosen versucht und an Ovid und Vergil geschult hatte, schließlic in Begeisterung für die großen Italiener seines Jahrhunderts selber Meister in der Kunst des Erzählens zu werden. Doch dazu gehörten Jahre. Vorerst hatte der kaum den Knabenschuhen entwachsene Jungling in Yorkshire noch eine ganz andere Phase durchzumachen.

Anfangs war seine Stellung in Hatfield eine sehr untergeordnete, wie sich schon daraus ergibt, daß die Gräfin zur selben Zeit, als sie Geoffrey Chaucer ausstattete, für Kleider anderer Personen des Hofstaates höhere Summen ausgab. Wie andere rückte er nur langsam die Stufenleiter des Herrendienstes empor. Er war Page geworden, mußte aber erst lernen, wie man bei Festen die Fackel halt, die Tafel zum Mahle herrichtet, wie man der Dame mit Anstand die Schleppe trägt und was sonst die Obliegenheiten eines Pagen waren. Er mußte erst die Pferde satteln und anschirren lernen und reiten können, ehe er der Herrin die Steigbugel halten, sie zur Falkenbeize oder auf die Hirschjagd begleiten und Botenritte für sie machen konnte. Mit dem Eintritt in die Welt war er nicht mit einem Schlage ein Weltmann geworden, dazu war er noch zu jung, mitten unter Rittern war er nicht selbst zum Junker verwandelt, dazu war er zu bürgerlich, und unter den Damen der Burg liefs er sich gewifs nicht gleich in galante Abenteuer ein, dazu war er noch zu scheu und ungeschickt, vielleicht auch unter den Augen jener Base Philippa zu gut behutet. Es gab auch nicht alle Tage Turniere, Jagden im Walde und Gesellschaftsspiele auf den Wiesen, und es mochte ihm, zumal in den Wintermonaten, auf der weiten

Burg in den Bergen von Yorkshire zuweilen stiller und einsamer vorgekommen sein, denn in der engen Themsestraße in London oder in den niedern Stuben eines Oxford College. Er blieb noch längere Frist der fromm erzogene, schuchterne Sohn einer einfachen, frommen Familie und der brave Zögling von Lehrern, die ihn in das Studium der Bibel eingeführt und ihm die Lehren der Kirche erklärt hatten. Zudem war der Boden, auf den er soeben versetzt worden war, nur geeignet, seine Geisteskräfte in der bisherigen Richtung festzuhalten und die Eindrücke, die er zu Hause und in der Schule erhalten hatte, zu vertiefen.

Es war die Zeit, wo sich England in einem Zustand religiöser Erregung befand. Die langwierigen, immer wieder ausbrechenden Kriege mit Frankreich, die so viel Opfer an Gut und Blut kosteten, die Enttäuschungen, die sie brachten, die Schrecken der Pest, die im Lande wie in ganz Europa wütete, Teuerung, Hungersnot erfüllten breite Schichten des Volkes mit Angst und Bangen. Man zitterte vor den Strafgerichten Gottes, denn alles Unglück, alle Übel waren Folgen der Sunden, Rettung sah man nur in der Erkenntnis derselben und in der Buße. Priester und Laien schrieben Homilien, Predigten und belehrende Traktate, die in unzähligen Abschriften im Lande verbreitet wurden. Schon um 1300 hatte William de Wadington in Yorkshire in anglo-normannischer Sprache ein Handbuch der Sunden geschrieben, bald darauf hatte es Robert Manning in Lincolnshire für seine Landsleute in ostmittelländischer Sprache bearbeitet, wie der Kenter William Shoreham im südlichen Dialekt. Im Jahre 1340 schrieb Dan Michel in freier Bearbeitung eines Werkes des Dominikaners Frère Lorens den *Ayenbyte of Inwyte*, Stachel des Gewissens, worin er systematisch die zehn Gebote, die zwölf Glaubensartikel, die sieben Todsünden mit ihren Verzweigungen, entsprechend den sieben Hauptern des Tieres in der Apokalypsis, nebst den gegensätzlichen Tugenden behandelte. Einen ähnlichen Titel, *Prick of Conscience*, führte die Abhandlung des Richard Rolle, die ebenfalls um 1340 entstand.

Richard stammte aus Thornton in Yorkshire und studierte in Oxford. Etwa 18 Jahre alt geworden, erkannte er, daß ihm Schule und Welt nicht bieten können, was seine Seele suchte; er verließ die Universität und kehrte in die Heimat

zurück, wo er fortan als Einsiedler lebte. In seinen Gebeten fühlte er sich allem Irdischen entrückt, er hörte in seiner Brust die Engel singen, seine Worte wurden ihm zu Hymnen, er sah den Himmel offen und fühlte in sich die Gnade und die Liebe Christi. Die Reinheit seines Lebens verschaffte ihm bald den Ruf der Heiligkeit, man brachte ihm Kranke, die er heilte, er war ohne Ordination der Priester, der Ratgeber und Helfer der Gegend. Als er 1348 oder 1349 starb, wurde der Ort, wo er sein Leben beschloß, der Zielpunkt von Wallfahrern aus nah und fern, und Wunder ereigneten sich an seinem Grabe.

Der Ort aber, wo er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, war Hampole in der Nähe von Doncaster und Hatfield, wohin Chaucer acht Jahre nach dem Tode des Mannes kam, dessen Heiligsprechung man so allgemein erwartete, daß schon ein *Officium de sancto Ricardo eremita* geschrieben wurde. Es ist unmöglich, daß Chaucer von Richard nicht gehört, daß er die nahe Stätte seines Wirkens nicht besucht, von den Nonnen in Hampole, die seine Bücher an Ketten vor Verlust oder Verunglimpfung schützten, sich nicht über sein Leben und Wirken hatte erzählen lassen. Ja, es ist kaum zu bezweifeln, daß die fürstliche Residenz zu Hatfield voll vom Ruhm des Wundermannes war, daß ihre Mauern glaubige Verehrer des frommen Einsiedlers in der Nachbarschaft bargen.

Chaucer war, als er nach Hatfield kam, etwa 17 Jahre alt, ungefähr so alt wie Richard gewesen war, als er Oxford verließ, um sich Gott zu widmen. Chaucer war freilich nicht geschaffen, Einsiedler zu werden, sein Abgang vom Hause oder von Oxford war nicht Weltflucht, aber die Eindrücke, die er im Elternhause und in der Schule erhalten hatte, waren noch frisch in ihm und seine leichte Empfänglichkeit für jeden Einfluß — er selbst spricht von ihr im Buch der Herzogin — macht es erklärlich, daß in der Nahe von Richards Grab die religiösen Empfindungen in ihm kraftige Nahrung erhielten.

Chaucer hat als Knabe natürlich nicht nur Legenden und biblische Geschichten erzählen gehört, sondern auch von Robin, von Riesen und Elfen, vom Wielandsohn Wade, vom Bewis, der Drachen und grimme Eber bezwingt, von Guy, der ins heilige Land zieht, und wenn ein Spielmann in der väterlichen Taverne von einer Schönen sang, sie sei weiß wie Elfenbein,

glanzend wie eine in Gold gefasste Perle und treu wie ein Turteltaubchen, so mag der frühreife Junge sich wohl gedacht haben, Liebe müsse ein schönes Ding sein. Er hat dergleichen auch in Oxford in verstohlenen Stunden gelesen. Jetzt aber traten Rittergeschichten und Liebeslieder zurück und in dem leichtentzündlichen Jüngling loderte das reinere Feuer der Gottesminne auf.

Bei allen späteren Werken Chaucers ist es immer mehr oder weniger ersichtlich, welches äußere Ereignis seines Lebens oder welche Wandlung in seiner dichterischen Entwicklung der Anlaß zu ihrer Entstehung war. Immer war es der Drang, sein innerlich Erlebtes, Erlittenes und Gedachtes äußerlich zu gestalten. In der ersten Zeit auf dem Schlosse zu Hatfield war es die gesteigerte religiöse Stimmung, die ihn zum Schriftsteller machte, und es ist nicht zu verwundern, da er eben erst von der Vorschule zur Theologie gekommen war, daß es ein religiöser Traktat wurde, wie ihn die Zeit liebte und verlangte. Der Buß- und Sündentraktat der P. T. ist der Anfang seiner literarischen Betätigung. Wir erinnern uns Schillers, der als Knabe ein Drama „Die Christen“ und ein Epos „Moses“ schrieb, Goethes, dessen ältestes uns erhaltenes Gedicht „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Christi“ heißt, vor allem aber Wielands, dessen Lebenswandlungen merkwürdig denen Chaucers gleichen und der mit 19 Jahren seine literarische Laufbahn in der Nahe und unter dem Einflusse Bodmers mit dem „Geprüften Abraham“, dem „Triumph der Religion“, „Empfindungen eines Christen“ begann, um dann die „Nadine“, den „Neuen Amadis“ und in seinem Hauptwerk Oberon — Chaucers Erzählung des Kaufmanns zu bringen und dabei doch ehrsamere Bürger und pflichttreuer Beamter zu bleiben.

Haben wir erkannt, daß P. T. nach dem Eintreffen Chaucers in Hatfield (1357) und gewiß vor dem Feldzug nach Frankreich (1359), also 1358 entstanden ist, so erklären sich uns die Verse Gg 417 des Prologs in der Legende

He made also, goon is a great while,  
Orygenes vpon the *Mauddeyne*.

Viermal in P. T. ist die Magdalena genannt, die das Haupt unseres Herrn Jesus Christus mit kostbarem Öl salbte, zu seinen Füßen über ihre Sünden weinte und deren Gefäß oder

Büchse „die heilige Kirche mit gutem Geruche erfüllt“ (I 502, 504, 946, 996). Die schöne reuige Sunderin regte Chaucers poetisches Schaffen an, und so entstand bald nach der P.T. unter Benutzung irgendeiner lateinischen Legende, die dem Origenes zugeschrieben wurde, das Gedicht, auf das der Dichter selbst als ein ältestes hinweist. In dieselben Tage fällt auch das ABC, die Übertragung eines französischen Gebetes. Damit aber beginnt sich auch schon der französische Einfluß zu melden, der Chaucer eine andere Geistesrichtung gab.

KATZENBERG, (O.-Ö., Post ATZBACH), April 1928.

VICTOR LANGHANS.

# SUSOS HOROLOGIUM SAPIENTIAE IN ENGLAND

NACH HANDSCHRIFTEN DES 15 JAHRHUNDERTS

(Fortsetzung)

---

## Kap. II.

### Lesarten-Apparat.

Ich habe mir erlaubt, u v in der Weise zu scheiden, wie wir es im Ne. gewöhnt sind, u ist Vokalzeichen, v Konsonant. Darin weiche ich von Horstmann und den Herausgebern der E. E. T. S. ab, schliesse mich aber den Grundsätzen der Deutschen Texte des Mittelalters an.

Es ist nicht bekannt, warum Horstmann sein Versprechen nicht eingelöst hat, die Lesarten zu geben. Das folgende Kapitel ist ein Versuch, durch Teilung der Lesarten in Gruppen die sehr umfangreiche und komplizierte Aufgabe zu bewältigen.

Die Lesarten zerfallen in 5 Gruppen.

1. b entspricht nicht A, es ist fehlerhaft und muß nach den andern Mss. berichtigt werden.
2. b entspricht A und sogar dem lat. Stil. Die andern Mss. weichen im Sprachgebrauch ab. b könnte diesem Sprachgebrauch angepaßt werden.
3. b entspricht A und darf nicht geändert werden, auch wenn die andern Mss. alle abweichen.
4. Lesarten, die das Verhältnis der Mss. zueinander regeln.
5. Dialektische Abweichungen im Wortschatz.

Die Lesarten aus Gruppe 1 und 2 nehme ich zusammen, um einen möglichst fehlerfreien Text zu liefern als Grundlage für die Würdigung des Traktates als Übersetzung und Bearbeitung des hor. sap. Die Schreibung ist von der jeweils zuerst genannten Hs. Die Interpunktion ändere ich auf Grund des lat. Textes. Die Lesarten aus Gruppe 3 gebe ich nicht,



sie wären nur wichtig, wenn eine andere Hs. als b der Ausgabe zugrunde gelegt würde. Ich habe 17 Stellen notiert, von denen 333, 21—28 die wichtigste ist; sie fehlt in ghik. Die Lesarten aus Gruppe 4 gebe ich auch nicht, sondern weise bei den beiden ersten Gruppen auf wichtige Stellen hin. Ihr Ergebnis, der Hs.-Stammbaum, ist einfach und unzweideutig, ihre Aufführung aber wurde außerordentlich viel Platz beanspruchen. Wenn die Zersungenheit eines Volksliedes für seine Beliebtheit zeugt, dann darf die Menge der Abweichungen und Fehler auch für die Beliebtheit des Traktates zeugen. Nicht berücksichtigt werden auch folgende Abweichungen.

- a) die Weisheit wird verschieden bezeichnet, *he*, *she*.
- b) die Inhaltsteile werden beliebig laufend im Text oder am Rande notiert.
- c) die Anführung der redenden Personen ist von den Schreibern ganz willkürlich gehandhabt
- d) die Sprüche am Anfang eines neuen Kapitels werden als Motto vor oder hinter die Überschrift gestellt.
- e) die lat. Bibelzitate sind wechselnd in ihrem Wortlaut, wie auch in den in Deutschland hergestellten Kopien.

Die Hinweise auf das hor. sap. dagegen möchte ich vollständig geben.

a) Allgemeine Hinweise ohne Kapitelangabe.

324, 3 }  
 325, 13 } bgik, h beginnt erst 326, 25.  
 326, 6 }  
 355, 37 d, nicht p, im Kolophon.  
 365, 22 in keiner Hs.  
 389, 25 ghik, b fehlt, im Kolophon.

b) Hinweise auf besondere Kapitel.

332, 6	g	ex cap° VII	=	A VIII
337, 1	gi	II	=	II
338, 32	gi	III	=	III
341, 3	g	XIII	=	XV
344, 35	g	XV	=	XVI
346, 29	gi	XIII	=	XIII
353, 26	gi, d	II in II° libro	=	III in II° libro

357, 37	gi, ldce	II in II <sup>o</sup> libro =	II in II <sup>o</sup> libro
	nicht in pf		
378, 24	ghi	IV " " " =	V " " "
388, 30	i	VII " " " =	VIII " " "
	b hat die Angabe ex cap., aber die Zahl fehlt.		

Es ist auffällig, daß nur vier Angaben mit der Zählung der in Deutschland gemachten Kopien übereinstimmen.

Gruppe 5 enthält keine Pronomen, sondern nur Begriffswörter. Die Synonyme können einen Hinweis auf den Dialekt geben, wie *call*, *gilder*. Ich notiere die von b abweichenden Mss. und gebe einzelne Erläuterungen, hauptsächlich nach Murrays Dict.

#### Lesarten der Gruppe 1 und 2.

Horstmanns falsche Vorschläge habe ich berichtigt. Betreffen seine Fußnoten rein orthographische Erscheinungen, so habe ich die bessere Schreibung angenommen. Es ist bedauerlich, daß er so inkonsequent vorgegangen ist und manches im Text, anderes nur in der Fußnote berichtigt hat. Scheinen mir die Änderungen lautlich nicht gesichert, so lasse ich die Lesart des Textes bestehen.

331, 30	<i>rewarde</i>	statt	<i>regarde</i>
335, 29	<i>welle</i>	"	<i>wole</i>
351, 36	<i>preved</i>	"	<i>prived</i>
366, 16	<i>sette</i>	"	<i>sitte</i>
374, 34	<i>wasche</i>	"	<i>wesche</i>

Da auch *him* und *hem*, *by* und *be*, *good* und *god* nicht konsequent unterschieden sind, ist es überhaupt schwer, eine Grenze für die Normierung des Textes zu finden.

327, 11 u. ö. ist nach meiner Meinung nicht zu entscheiden, ob die Hs. *have* oder *hane* hat, denn *u* und *n* sind in dieser wenig sorgfältigen Schrift fast identisch. Es scheint mir bedauerlich, daß Horstmann jeden Schnörkel in *-e* auflöst, vgl. Morsbach, Me. Gram. § 10.

Einzufügende Worte setze ich in runde Klammern, fortzulassende in eckige.

324.

4 *propirte (of)* statt *and g*  
 20 (*and*) *pat* statt *of*, vgl. 365, 23

325.

- 4 (*in*) *experiens* statt *by* gik  
 31 *in sonderly* (*places*) gik

326.

- 10 *general*(*ly*)  
 13 *chaunge* (*of*) statt *and* gk  
 24 *Amen. (Here bigynneþ þe proheme unto þe treties þat foloveþ)* gi  
 34 *bye* (*grace*) ghik

327.

- 2 *wondere* (*many*) statt *fele* ghik  
 13 7 (*in*) *diverse-maner* ghik  
 27 [*þei*] *were* hi  
 40 *or* [*to*] *sowle hele* gh  
       " (*her*)       "       " ik

328.

- 7 (*a*) *blessede ende* gik, *a blsfull end* h  
 42 *for* (*þe*) *love* ghik  
 45 *fyf þe* statt *fyþeþ*

329.

Kap. I

- 4 *konne* oder *kunne* statt *kume* ghik  
 5 *love me* (7 *wedde þe to me by trwe love 7 bicomme my discipule.*) ghik  
 16 [*ffirst*] ghi. 16—18 fehlen in h, sind aber eingeschoben nach 29  
       *seyde firste* | *Of* k  
 18 *as well in bittyrnes as in swetnesse* (Capitulum primum) ik  
 29 *of* (*hir*) *everlastyng* ghik  
 34 *have* (*hire*) *to* gik

330.

- 8 *riches*[*ses*] gi  
 11 *o* (*how*) *blessede* ghi  
 13 *þat* [*hit be so*] ghik  
 16 *in* (*þe*) *cloyster* ghik  
 17 *charite* [*of*] *god* bghi *caritas deus*  
 19 *over-alle* (*every where*) *to* ghik  
 34 *kynde* statt *makyng*e gik, h fast verwischt  
 38 *spokene*[.] (*of this*) ghik  
 39 *assayest* (*þou*) *not* gik

331.

- 1 *panne (sche)* ghik  
 5 *lowly* statt *lovely* hik  
 7 (*This is soþly*) *þe* *howre* ghik  
 8 *In (þe)* *whiche* ghik  
 9 7 (*þe*) *graciose experience* of (*þi*) *homelynesse* ghik  
 18 *havyng*e (*me*) *bylovede chese* ghik  
 21 (*a*) *þynge* ghik  
 27 *for (þe)* *love* ghik  
 36 [*þe*] bgi  
 44 *in alle (maner)* gik  
     " " (*þynge*) h

332.

- 10 *ful(ly)*  
 11 *sygh* statt *sikþe* ghik  
 23 *and (þe)* *bodye* ghik  
     *covetyng*e *þe(,)* *onelye roye* of *the hert(,)*  
 26 *þat þou wolt not condescende* gik  
 32 *lettere (sent)* ghik  
 44 of [*þat*] *þat he loveþ* bgh

333.

- 15 *as (for)* *to* ghik  
 31 *o(w)ne harmes* gik  
 33 *answere (more)* *pleynlye* ghik  
 40 *sche (þat is)* *lovede* ghik

334.

- 7 *di(d)st*

335.

- 6 *al bi(fore)* *spoken* ghi  
 23 *visitacione(,)* *comynge and goynge(,)*  
 32 *þat knowene (hit)* *and (þey wol)* *teche þe þat who-so (wol*  
     *love) he schalle* ghik  
 36 *fro (þat)* *þei* ghi  
 41 *wille (come)* *to* ghik

336.

- 3 *smytyng*e (*of dropes*) of ghik  
 19 (*hit*) *suffyceþ* ghik  
 30 *herte (7)* *flechynge[,]* *eyene* gh  
     " 7 *flittyn*g " ik

31 *in* (*þe*) *uttrest* ghik

39 *in* (*þe*) *grete* ghik

337.

Kap. II

31 *be* (*þat*) *in* ghi

38 mußte umgestellt werden, um dem Lat. zu entsprechen, ist  
aber in keiner Hs. so überliefert: *semep alle fowle*  
*withowte-forþ, and fulle of sorowe within-forþ*

338.

10 *considerere* [*not*] ghik

11 *þat* (*is*) *seene* ghik

16 (*bihold þi*) *belovede* ghik

17 (*h*)*is* *love* ghik

19 (*for*) *into* ghik

22 *þanne mater of reprefe*: *quam deformitas indicativa* 27,8  
entspricht sich nicht.

23 *liht* (*þat is*) ... *eyene* [7] *is* ghik

28 *special*(*ly*)

36 *so cruele* = *tam crudelia*

38 *sop*(*ly*) *unneþus* (*wolde*) ghik

42 *byndynge* (*me*) ghik

339.

3 *juwes* = *supplicium*

14 *þaylede*

17 *schowere*

22 *love* statt *passion* ghik

23 (*sterynges*) *of alle tunges* gik, h undeutlich

31 *of* (*þe*) *passynge* ghik

38 *schedynges*

340.

10 *telle* (*þe*) ghik

341.

12 (*a*) *devowt*

17 *mater* (*þat is so precious*) gik

23 *not meve* || *ne be fald* gk

25 *at* (*þe*) *laste* gik

} Diese Seite fehlt in h

## 342.

- 10 *to (þe) meditacione* ghi  
 15 *leveþ* statt *loveþ* } ghik *relinquit*  
 16 " " " } ghik *dimittit*  
 22 *hit* = recompense, welches im Englischen nur im Verb  
       steckt, *recompensed*, während es im Lateinischen als  
       Substantiv vorangeht: *satisfaccione*  
 23 *(t)his most preciose tresour* [,]  
       *for* = *namque*  
 24 *for* = *propter*  
 31 *þis (most) profytable* ghik  
 32 *full[e]*, nicht *ful(ly)*  
 39 *what þou hast (doon 7 whom þou hast affendd or what þou*  
       *hast) deservede* ghik

## 343.

- 35 *(þe) more* ghik  
 39 *(s)cheltrone* ghi  
 40 *breke* statt *with-stonde* ghik  
 45 *þat fallene [to the]* ghk

## 344.

- 5 *þat bifallene* statt *þat bene fallene* ghk  
 11 *leve (to go) to hir 7 [to] bysilye* ghik  
 18 *love(de)st passing(ly)* ghik  
 26 *(7 þe) more delectable and (þe) more* ghik  
 28 *(matere of) sorowe* statt *more sorowe* ghik  
 29 *þat (þou) lovede, (þme)* ghi  
 43 *him (þat was) myne* ghik

## 345.

- 6 *brake (out)* ghik  
 7 *herte (and lygt of myn eyen, somtyme I saw þe with joie*  
       *and lkyng of myn hert,) but* ghik  
 8 *on (þe) tre* ghi  
 24 *(þe) sorowe* ghi  
 34 *an(d)*  
 35 *under (þe) crosse* ghik  
 38 *spirytual(ly)*  
 40 7 *some* statt *sumtyme* ghik

346.

- 11 *under* (*þe*) *crosse* ghik  
 14 *sorowfullye* (*tormentyd*) ghik  
 23 *Citee* (*of*) hik  
 29 (*Jesu*) *everlastynge* gik  
 35 *after* (*þe*) *daye* ghik  
 37 [*hit*] ghik  
 43 *market* (*wiþ*) *a* ghik

Kap. III

347.

- 7 *before*(*seyd*) ghi  
 15 *in* (*þe*) *love* ghik  
 17 *of unseyne before ioie* = *ex inprovisa leticia*  
 19 (*þe*) *matere* ghik  
 25 *choys* statt *chose* gh  
 30 *wel*(*þe*) ghik  
 38 *wepyng*e [7] *teres* ghik

348.

- 20 (*in*) *ioie* statt *with* gk  
 28 *þus*: (*Quantas ostendisti michi tribulaciones etc*) ghik  
 30 *eftersones*, berechtigte Schreibung, s. Murray, Dict.  
 35 (*a*) *treene* ghk

349.

- 15 *turmentid* [*her*] *so*[.] ghi  
 16 *hym* [*þat*] *she* ghik  
 22/3 *þe better* statt *this letter* ghi  
 24 *lkyngly* (*Collaciones patrum 7 vitas patrum*) gehört in den  
     Text wie in gik  
 25 (*Antony*) 7 *Poule* ghi  
 27 (*with*) *grete* statt *in* ghik  
 32 *ydelnesse* (*or dulnesse*) ghi  
 34 *dresse* (*þe*) ghik  
 45 *diseses* (*þan by prosperitees 7 eses*) ghik

350.

- 10 *in* (*þat*) *partye* ghi  
 11 [*and*] ghk  
 13 *zerde* (*or*) statt *of* ik

25 [mon] bghik  
 32 (*bat*) *obere-while* *bey* ghi  
 34 *condycion[s]* gh  
 37 *oon* statt *any* gi

## 351.

22 *ffor (lo)* *we* ghi  
 40 *sovereyn(ly)* ghik

## 352.

6 (*bat*) *bat* *he* *suffreþ* hik  
 22 *goostly (to man)* *tribulacyon* ghi  
 30 *quencheþ* statt *clensith* ghi  
 33 *love (and)* statt *of* hik

## 353.

19 [*bat*] *þan* *passen* gh and *passeth* i  
 22 *taughte me (and coumforted me)* *to bere* ghik

## Kap. IV.

Die Belege sind in diesem Kapitel um die Hss. dp vermehrt, deren Text bis 355, 37 *hele* reicht.

29 *In* statt *I-see* dp ghi  
 33 *contemplatif (lyfe)* dp hi  
 35 (*in*)*experiens* d gh  
 43 *mayste (fynde)* dp ghik  
     *silence[s]* dp hi = *silencia*

## 354.

12 *domus sue (die sabbati)* dp hi  
     *passé (oute at oder of)* dp ghik  
 19 *besynes[ses]* dp ghik  
     *rest* statt *riht* dp ghik  
 30 *dispende* statt *dispiseden* dp ghik  
 33 *contynu(al)* dp gi = *perpetuam*

## 355.

6/7 *soo þat (if) hee contynue and leve not (of) fro þat he hath*  
     *firste bigunne* dp ghi = *dummodo a ceptis non desistat*,  
 11 *hertes* statt *herte is* dp ghik



- 16 *shullen g schalle* pd hik  
 19 *and [were] bisye (þe) dp ghi*  
 35 *kepe* (it/fuge, tace, quiesce) *þat* k dgh haben die lat. Worte,  
 aber an falscher Stelle. In p bi fehlen sie.  
 41 *(to) growe* gh

356.

- 1 *prostrate* statt *ful streyt* ghi  
 6 *bilid, bylded* statt *bigged* ik

357.

- 19 i hat die Lesart, die Horstmann einsetzt.  
 k: *is as an ... and is lutil*; in h fehlt die Stelle.  
 20 *kernel g curnell* hi  
 21 *[and] cont(e)yned* hi

## Kap. V.

Die Belege in diesem Kapitel sind um die Hss. dcel vermehrt.

- 39 es fehlt kein Satz  
 42/3 *maister(.) Wisdome. þou* ghi cekl, aber bd  
 44/5 *[for a man ... dye]* cekl  
 45 *[þat] is comun* ghi, aber bk

358.

- 1 *or [þat] hase* dcekl  
 12 *spekynges (in pleynges) and harlotryes* ghicekl, aber bd  
 17 *Wherfore (now) gh* = nunc  
 19 *[þe] philosophres* gik  
 36 *I* fehlt in bgh, steht in icekl  
 42 *I gelde owte gronyng* statt *outwarde goynge* = rugitum  
 emitto. icel, aber bdk

359.

- 2 *þe end is come* nicht wiederholt von dghicel  
 6 *(wiþdrawe me) not* statt *take me* ghicekl; es fehlt in bd  
 10 *alle (men)* ghicekl, aber bd  
 16 *[he seyde]* ghil, aber bdcek  
 17 *Nor* = nec ist richtig bkh *ffor* dicel  
 20 *hit neygh(,þ) dghcekl* i: *is nere*  
 24 *unprofitabl(y)* dghicekl

- 25 [Erramus . . . sapiencie] ghi  
 (erravi) ce entspricht 26 *I have erred*  
 28 *was not (rysen up) into* ghi  
 = sol intelligencie non est ortus michi  
 28 *profetid [hat] to me[,]* dg hice

## 360.

- 2 (*be*) *floure* statt *goure fl.* dg hicekl  
 10 *gynne* db berechtigt neben *grynne*  
 12 *unprofitabl(y)* dg icekl  
 14 *and as water.* and darf nicht gestrichen werden. bd ghi  
 16 *his streigte (sentens)* statt *arm* ghi *his vengauce* kl  
 f hat die beste Lesart: *but wiþdrawiþ and þenkiþ þat he*  
*perische not*  
 21 *seest (þow)* dg icel  
 25 *clawes (and nayles)* gh icekl  
 is constr. nur in bk  
 30 *hee þat [hath] late turne(þ)* ghi = committit  
 32 *differred* statt *suffred* gh *taried* il = distuli  
 36 *exercise[s]* dg hicekl  
 46 *as (of) an* gh icekl

## 361.

- 1 *silver (and) golde* statt *or* gl lat. et.  
 5 ein abl. abs., der Schwierigkeiten macht. hac neglecta  
 = *left* dk, *leste* ce. Ob *lest*, part. prat. von *leese*, die  
 Nebenform *last* bilden konnte, wie *left*, *laft* neben-  
 einander bestanden, weiß ich nicht. Jedenfalls lesen  
 b ghi *last[e]*  
 5 *m[ef]fecte* richtig in dg hi lat. infecta.  
 17 *m(to like) peryl* statt *suche* ghi  
 18 (*be*) *most providence* ghi *most (of)* kl  
 22 *drawe (þe)* gh ik  
 27 der Text ist nicht zu ändern.  
 28 *ci ynge (to þe wiþ a caarful voys and spekyng in þis manere)*  
 ghi  
 30 *mynde (on)* statt *of* gh icekl  
 38 *fucc(s)* gh ik lat. faciem  
 40 *Eerys (and)* statt *but* ghi lat. et.  
 41 *wrecches (haten) to see* statt *not* ghi = miseri contemnunt

5 omnes que bona sunt: *þe good* db. *þe best* gh. *good thynges* cekl. Nur i hat *him*.

362.

(*þe*) *whiche* dg hicekl

*whiche* (in) statt *with* ghi

„ (for) cekl

*comynalte* cehi *comunalte* l *commonte* d *comynte* k

[I] do ghi *look thou do* cekl

*bou* (*Arsenye*) ghicek d unleserlich l: *disciple*

*beatus quem cum venerit dominus et pulsaverit ianuam invenerit vigilantem*. Fehlerfrei sind die freien Übertragungen dieser Attraktion: *is founden redy* gh *is redy to let* i. — *fyndes hym redy* dcekl greifen das vorangestellte Objekt noch einmal mit *hym* auf. b kann sehr wohl ohne 'he' beabsichtigt sein, es teilt dann nicht nur das Objekt, sondern auch das Subjekt mit dem andern Satze.<sup>1)</sup>

363.

a]state ghicekl

st *victam naturam esse et iam succubuisse* *overcome* [*þe spirete*] h, g

*havith mercy on me* muß wiederholt werden dg hicekl

*rowe* statt *mowe* ghice. *may* kl

*Iwes* hiel. *jewes* b

*row* statt *mow* dg hicek

*face* (of god) dg hicekl

364.

(of) *þy* dg hicekl

Horstmanns Lesart haben kl, i

*withdrawyng* (or *deferryng*) ghicekl

*to away fro me, do away* bghikl *tolle, tolle nunc a me*.

*visdame* (hit) is dcel

*row*(d)er ghicekl

*a*) *wayte* ghikl

<sup>1)</sup> Vgl. über Attraktion: Grundriss der germ. Philologie Histor. Syntax engl. Sprache von Eienkel. 1916. 3. Aufl. Relativpronomen § 45.

365.

- 7 *dede* statt *didde* ghk. *been dede cel*  
 17 *wolde* statt *schulde* ghi  
 43 *noryschynge* = *incentivum*.

Kap. VI

366.

- 3 *my (loved) disciples* ghik  
 7 *pat (I) by servaunte* hik  
 9 (*gif*) *I have* ghi  
 39/40 *be[re] rapere unliknesse (þan parfite liknesse) as every ... hk*

367.

- 7 *can not* statt *kanne noon* ghik  
 22 *þan (dop) þe undirstandyng of a wise man [passeth]* gik  
 42 *Nichodeme (Si terrena dixi vobis etc.) If I have* gk, h  
 44 *doutes* statt *wittys* ghi

368.

- 11 *vertue (þat is) withoute* ghik  
 15 *halde it (as) a* ghi  
     " " (*for*) " k  
 44 *haddest* statt *haste* ghk

369.

- 15 [*my busy*] ghi  
 22 *it (so) be* ghik  
 32/3 *hym visebily (7 þou unvisibily) neverþeles þou receyvest hym [as in feithfulnesse] in soophnes as fully* ghi  
 43 *liknesse (þan in þe liknesse) of his* ghik

370.

- 4 *hit* statt *git* bghik  
 6 *passyngly (wel) disposed* ghik  
 9 *owne* statt *olde* ghik  
 19 *effectuosly* ist richtig; = *efficaciter*.  
 32 *pat (sacred) hoost* ghi  
 34 *worschyp (metyng) with* ghi  
 40 [*so*] *sieke* gik

371.

- 8 *close(d)* ghik  
 16 (*þe*) *whiche* ghik

- 19 *clene* statt *clere* ghik  
 36 *rycches*[ses] ghik

## 372.

- 6 *aske the* (7 *fyrst I aske of þe*) *what* gik  
 12 *better* (or *more profitable*) or *more* ghik  
 33 *þe whiche* [he] *devoutely takith*[.] *hit*(,) *schalle* ghi  
 35 *sunne*(s *beme*) *maye* ghik  
 39 *soule*[s] ghik  
 40 *help or forþer* ist wohl die Übersetzung von *adiuvare*,  
 A liest *adornare*.  
 42 *day-sterres* (or *even sterres in erþe*) ghik

## 373.

- 11 *þis* statt *þus* ghik  
 22 *reprehencyone*(,)  
 33 *nedr*(s) *feith*[.] ... *most perysche* = *necesse erit fidem* ...  
*tollere* ghik

## 374.

- 2 *þe goodly* (*presence*) entspräche dem Lat., doch alle Hss.  
 haben *ligte*.  
 10 *hem* (not) *for* ghik  
 21 *passynge* (good) *lyvers* k *parfit* statt *passynge* ghi = *perfecti*  
 23 *men* statt *man*

## 375.

- 14 *clene* statt *clere* ghik  
 20 *fullynge* statt *lassynge* ghi *punysshung* k = *ruinam*  
 37 *þat* [I] *schal be geve*(n) ghik  
 44 *hevynfull* statt *heelful* bhi = *celeste*

## 376.

- 8 *seyste* (*þou*) of gik  
 18 [kunne] (*com*)*pluyne* gk  
 21 *forsoke hym* (*þat after hit folowed 7 flew fro hym*) *þat was*  
*after* ghi  
 30 [*falle ne*] *breke* (*þe*) *downe* ghik  
 32 *in* (*moste prive maner 7*) *moste* ghi  
 33 *leeveþ, lyveþ* statt *loveþ* ghik = *innititur*  
 40 *loved* ist richtig = *dilecta*

## 377.

- 9 *stirynge of (love þan to absteyne þerfro þorow steryng of)*  
*drede ghik*  
 30 *firste statt laste bghik*  
 31 *sacramente, (but þe oþer receyven þe sacrament) goostly ghik*  
 36/7 *þat is [to seye] ghik*  
 43 *þat is to seye = videlicet*

## 378.

- 21 *(en)flawmed ghi*  
 22 *amendemente (encrese 7 profit into better lyvyng) ghi*  
 25 *[hym] Jhesu ghk* Kap. VII  
 33 *with (so fayre) grene leves ghik*  
 34 *many (maners) of fayre gi*  
     "       "   [of]   "       h  
     "       "   maner fayre       k  
 41 *reverence bghk = reverencia 200, 20*

## 379.

- 21 *knowe (þe) as a resonabil creatour(.) mun bghik = velud*  
     *homo rationalis te cognoscere possunt.*  
 23 *[my] fader ghik*  
 34 *[rightful] Neverþeles (þerfore) ghik*

## 380.

- 3 *woordes, (but þey greven me) with ghik*  
 4 *herte(s) ben) ferre gk hertes ar full fer i*  
 5 *þei bene stired bi impaciens gh*  
 10 *in (many) maner(s) ghik*  
 13/14 *der a. c. i. fateor me habuisse gefiel in der genauen Über-*  
     *tragung drei Schreibern nicht. (þat) in þese gh*  
     *(I) have fayled ghk*  
 16 *wille (havyng a redi wille) here-to ghik*  
 19 *pacyently (for þe) ghi = propter te*  
 33 *[thinge and] vyces ghi*  
     *dregges statt degrees hi = fecibus*

## 381.

- 13 *sawter (Suavis dominus universalis etc.) þat is to seye ghi*  
     *[ffor] ghik*

- 20 (*for*) *þese* statt *froo* ghik  
 22 *praisynge* (*as was þat preisynge*) 7 *lovyng*e of (*þe*) *blessid*  
     ghik  
 25 *praisynge*, (*seyng*.) *þe yvel* ghik  
 36 *with-Inne* (*me*) ghik  
 39 *yvel* [*þinges as ben ydel*] *sterynges* ghik  
 40 [*wrogt*] ghi  
 41 *felyng*(ly) *perceyved* ghik  
 43 (*And*) *ffirste* ghi = Et primo

## 382.

- 2 *or ellis* (*as*) *hit* gh = vel eciam ut  
 12 *begynn*(yng) ghik  
 13 *quyk*(ly) ghik  
     (*O*) *þou* ghik  
 17 *fowle* statt *fewe* hik  
 31 *excellent* (7 *feyre*) ghik  
 36 [*Amen*] gh fehlt auch im Lat.

## 383.

- 9 (*and*) *erdest* ghik  
 18 *comuneþ* statt *cōmith* gik = communicaverit  
 27 (*now*) *in oure dayes* ghik  
 37 *Neverþeles* (*as*) *I* ghik = quoniam  
 43 *devoute* statt *dyverse* ghik = pietatis

## 384.

- 1 *byheting*[.] *more-over* (*to*) *alle* bghik  
 17 *Wherfore* (*byfore*) *alle* ghik = ante omnia  
 29 (*now*) *þey schullen* ghik = nunc  
 35 *schalle be done not onely* ghi  
 39 *her* (*an*) *erneste* gik

## 385.

- 8 [*þat is*] *for the seven* ghi  
 10 *servyse*[s] ghik  
 12 *wickednesse*, (*but þat þey mowe go*) *warely* ghik  
 22 *exercise*[s] ghik  
 29 *benefices* statt *benfetys* ghik  
 36 *lorde* (*and*) *oure* ghik

386.

- 3 *exercise[s]* ghik  
 6 *creatour(s)* bghik = non nullis  
 21 *daye is [be day of] be circumcissione* ghik  
 28 *trewly[che] (as for) a* ghik  
 31 *tapir (or) statt of* ghik  
 34 *(h)is love = amor eius*

387.

- 5 *ioyful[ly]* ghi = grata  
 10 *and oder or statt [in] her lovers* ghi  
 11 *flesche(ly)* ghik  
 18 *(wiþ) seynge (of) summe* ghi  
 25 *(Oon) Ave Maria* ghik  
 27 *puttith statt puttid*  
 32 *fowle (and) not* ghik = -que  
 33 *Also statt And* ghik = similiter  
 34 *after statt affore* ghik = post  
 43 *(to) defende* ghik  
 44 *fynal(ly)* ghik

388.

- 15 *pat (bis) statt þus i = hec mea, schlechte Übersetzung,*  
*Prad. folgt 17 schalle be taken*  
 21 *help statt helthe* ghik = adiutorium  
 24/5 *here(,) drawe[,] firste (per-of) devocyone* ghik

389.

- 4 *hem (pat it be to hem) in* ghik  
 19 *made statt make* ghik  
 21 *(be) whiche* ghik  
 25 *latyn oder laten* ghk

Zusatz: Kritische Stellen für den Stammbaum der Mss., die den ganzen Traktat enthalten. bk teilen Fehler, während ghi die richtige Lesart bringen. 349, 22, 25. 366, 9. 370, 32, 34. 376, 21. 378, 22. 381, 13, 40, 42. 382, 2, 36. 384, 35. 385, 8, 36.

### Lesarten der Gruppe 5.

Worte aus b, alphabetisch geordnet.



*amyke* 7 *spowse* 330, 45. 371, 5. *maake and spowse* i. *meke lovyngse spowse* k. *frende* k. ags. *gemaca* > *make*. Ob k *make* in *meke* umgedeutet hat?

*arette* 340, 26. *arecte* k. *recche* g. *reputare* > afr. *areter*, nach 1400 fälschlich latinisiert als *arectare*, daher die Schreibung *arect*. ags. *ge-recenian* > *rekenen*; kein Beispiel für Palatalisierung in den Wörterbüchern gegeben.

*barme* 345, 35. *lappe* k.

*callyd* 324, 3. 325, 13. 329, 20. 346, 43. 389, 25. i gebraucht nur *call*, das Wort nördlicher Herkunft. b hat *cleped* neben *callyd*. g aus dem Süden hat nur *cleped*. k verwendet auch noch *named*. In h fehlen die beiden ersten Stellen, es hat *cleped* in den andern.

*childer* 350, 20. *children* g. *children* hik. *chlder* ist die Form des Nordens und nördlichen Mittellandes, *children* die Form des Südens.

*closyng* 354, 1. *speryng* dp. *sparren* = to close.

*comunate* 362, 23. 374, 9.

1. afrz. *comunalté* > *comunaute* oder *comynalte* in etwa 20 Variationen.

2. afrz. *comuneté* > *comunete*, *comynete* in vielen Variationen. hicel schliefsen sich der ersten Form an, dg der zweiten, k hat beide, b hat das Wort keinmal ganz richtig.

*daswed* 359, 33. 363, 6. *wax derke* d. *lost ther colour* i. ce schreiben beidemale *disseve*, was ich für einen Fehler halte.

*dirke* 353, 30. *mirke* dp. ags. *mirce*, an. *myrkr* lebt hauptsächlich noch im Schottischen.

*dritte* 330, 23. *noght* i. *woo and filthe* k. *dritte* = dirt, ags. unbekannt, wahrscheinlich an.

*flokke* 348, 13. *herde* h.

*froskes* 379, 17. *frosshes* ik. *frogges* g. ags. *frogga* > *frog*, sehr oft belegt. ags. \**frosc* > *frosk*, *frosh* noch dialektisch gebraucht.

*grenne* 359, 39. 360, 10. 362, 8. *snare* d. *gildir*, *gildresse* i. *gyn* db. afrz. *engin* > *gyn* = net, trap, *snare*. *gilder* aus dem An., lebt noch im Norden.

*hylde* 378, 13. *heelde* g. *pore* k = infunde. ags. *hielden* = to pour out.

- iwes* 339, 3. 363, 36. auch *juwes*, *jewesse*, *jewys*. *judicium* > afrz. *juis* > me. *juise*. g mißversteht das Wort beide-  
male, es muß dem Schreiber unbekannt gewesen sein, oder  
schon verderbt vorgelegen haben, er schreibt *gnese*, *wyse*.  
k ersetzt es einmal durch *sorowes*, d *paynes*, f *turment*.  
Horstmann hat das Wort nicht deuten können.
- ge* 342, 21. *gaa* i. ws. *gēa* > angl. *ge*  
ws. *gēá* > nördl. *ga*.
- kyndel* 378, 12. *lyght* i. *tynde* g. *light* ags. *kindle* wahr-  
scheinlich an. *tynde* ags. nicht belegt, lebt dialektisch in  
ganz England, mhd. *zinden*.
- lessen* 351, 43. *slakon* g. *slaken* existiert neben dem häufigeren  
*slake*.
- loveraden* 331, 40. 375, 41. 384, 6. In dieser ungekürzten Form  
nur in bh. *lovededen* g. *lovedly* i. h hat einmal den  
Schreibfehler *loverandly*, sonst setzt es, wie die andern Mss.,  
*lovyng*. k liest zuletzt *lover and discyple*, offenbar eine Miß-  
deutung von *loveraden*.
- pleinly* 352, 14. *plenerhe* hi. *plenaris* > afrz. *plenier* > me. *plener*.  
*sopely* 345, 11. *sikerly* h. ags. *sicor* > *siker*, lebt jetzt noch  
in nördl. Dialekten, war aber im Me. nicht auf den Norden  
beschränkt; vgl. Morsbach, Londoner Urkunden S. 33.
- tetes* 348, 11. *pappes* i. *pap* wahrscheinlich vom Skandinavischen.  
ags. *tit* > *tetes*, daneben afrz. *tette*, *tete*.
- wened* 348, 15. *spayned* i. *spayned* = *speaned*, im Schottischen  
und in nördl. Dialekten. Frühester Beleg bei Murray 1595  
Duncan App. Etym. Dies wäre also ein früherer Beleg.

### Nachtrag.

Furnivall wies 1892 in E. E. T S, E. S. 61, S. XLV auf Lichfield Cathedral MS. 16 hin, das die Quelle für Occleves *Lerne to dye* sein konnte. Kurtz zeigte im M. L. N 38, S. 337 ff., daß Occleves Gedicht auf Susos hor. sap II, 2 beruht, von dem eine lateinische und eine englische Fassung in Lichfield Ms. 16 vorhanden seien. Auf meine Bitte, das Ms benutzen zu dürfen, erfuhr ich, daß Dean und Chapter keine wissenschaftliche Veröffentlichung über dieses Ms. gestatten, da sie selbst eine vorbereiten. So möchte ich, ohne die Möglichkeit der Nachprüfung zu haben, erneut darauf hinweisen, daß die englische Fassung, die Furnivall zitiert, nicht aus 7 *poyntes* ist. Die Mss., die Kurtz anführt, sind noch nicht gesondert, da das Verhältnis von 7 *poyntes* zu hor. sap. noch nicht klargestellt war.

(Fortsetzung folgt.)

BERLIN.

WILTRUD WICHGRAF.

## ROBERT SOUTHEY.<sup>1)</sup>

(1774—1850.)

### Lebenseingang.

„Es wurde mich freuen, könnte ich annehmen, daß einer meiner Vorfahren in den Kreuzzügen gedient oder eine Pilgerfahrt nach Jerusalem gemacht habe“, schreibt

<sup>1)</sup> Dieser Aufsatz (das erste Kapitel des noch in Vorbereitung befindlichen dritten Bandes meiner *Geschichte der englischen Romantik*) sucht Southey auf den Platz zu stellen, der ihm in der Literatur gebührt. Mag auch seine Dichtung heute selbst unter seinem Volke nur mehr im Kreise der Belesenen lebendig sein, in der kritischen Wertung des Literaturhistorikers behauptet er seinen Rang als ein Mann von nicht gewöhnlichem Format, auf dessen Schultern die nachgeborenen Größeren stehen.

Werke von Southey: Poems by Robert Southey and Robert Lovell, 1795. — Joan of Arc, 1795. — Poems, 1797. — Letters, written during a Short Residence in Spain and Portugal, 1799. — English Eclogues, 1799 — Thalaba, the Destroyer, 1801. — Ausgabe von The Works of Thomas Chatterton, 1802. — Amadis of Gaul, 1803. — Metrical Tales and other Poems, 1805 — Madoc, 1805. — Palmerin of England, 1807. — Letters from England by Don Manuel Espriella, 1807. — Ausgabe von The Remains of Kirke White, 1807. — Specimens of the English Poets with Preliminary Notices, 1807 — Chronicle of Cid, 1808. — The Curse of Kehama, 1810. — The History of Brazil, 1810 — Omniana, 1812. — The Life of Nelson, 1813. — Roderick, the Last of the Goths, 1814. — Carmen Triumphale and Carmina Aulica, 1814 — The Poet's Pilgrimage to Waterloo, 1815. — The Lay of the Laureate, 1816 — The Morte d'Arthur, 1817 — Wat Tyler, 1817 (geschrieben 1794) — Letter to William Smith, 1817. — The Life of Wesley, 1820 — The Expedition of Orsua and the Crimes of Aguirre, 1820. — The Vision of Judgment, 1821. — History of the Peninsular War, 1822—1832 — The Book of the Church, 1824. — A Tale of Paraguay, 1825. — Vindiciae Ecclesiae, 1826 — The Pilgrim to Compostella, or the Legend of a Cock and a Hen, 1829 — All for Love, or a Sinner well saved, 1829. — Thomas Moore, Colloques on the Progress and Prospects of Society, 1829. — Lives of uneducated Poets, 1829. — The Life of John Bunyan, 1830. — Selections

Robert Southey (an John May, 26. Januar 1820). Hingegen laßt ihn die Ehre, durch seine Urgroßmutter mit John Locke verwandt zu sein, kalt; denn seiner Meinung nach wird „dieser Philosoph noch immer überschätzt“ (an John May und Herbert Hill, 1819). Des Dichters Vater, ein jüngerer, in den Kaufmannsstand gezwungener Sohn, schuftete freudlos und ohne Erfolg in einem Bristoler Leinengeschäft und war zugleich Küster an der Christuskirche. Aller Sonnenschein im Hause ging von der Mutter aus. Margaret Hill, körperlich und seelisch mit Anmut begnadet, mit so sprechenden Augen, daß sie über die Blatternspuren ihres Antlitzes hinwegtäuschen, musikalisch, obgleich sie sich nur auf Pfeifen versteht, wird von dem Sohne als eines jener seltenen Geschöpfe geschildert, deren einziger Fehler darin besteht, zu gering von sich zu denken. „Ich glaube, kein menschliches Wesen hat je einen größeren Schatz urwüchsiger Güte in die Welt gebracht und durch sie getragen ... Wer sie kannte, liebte sie. Sie schien geschaffen, innerhalb ihres Kreises jeden zu beglücken. Ihr Verstand war so erlesen wie ihr Herz ... Niemals hat Gott ein Menschengeschöpf mit

---

of British Poets from Chaucer to Jonson Edited with Biographical Notices, 1831 — Essays Moral and Political, 1832. — The Naval History of England, 1833—40 — The Doctor, 1834—47 — Lives of the Admirals, 1835 — The Life and Works of William Cowper, 1835—7 — Poetical Works, Collected Edition, 1837—8 — Oliver Newman and other Fragments, edited by the Rev. H Hill, 1845. — Robin Hood, a Fragment by the Late Robert Southey and Caroline Southey, 1847. — Common Place Book, edited by the Rev. J Wood Warter, 1849 — Southey's Life and Correspondence by his younger Son, the Rev Cuthbert Southey. Selections from the Letters of Robert Southey, edited by the Rev. J. Wood Warter, 1856. — The Correspondence of Robert Southey and Caroline Bowles, edited by Edward Dowden, 1881.

Schriften über Southey: J. W. Robberds. William Taylor of Norwich ... Containing his Correspondence of many Years with Robert Southey, 1843. — Joseph Cottle: Reminiscences of S Taylor, S T Coleridge, and Robert Southey, 1847. — Charles Cuthbert Southey: The Life and Correspondence of the Late Robert Southey, 1850 — Charles T. Browne: The Life of Robert Southey, 1854. — E O. Robert Southey's Second Wife (Cornhill Magazine, vol XXX, 18), 1874 — Edward Dowden: Robert Southey (English Men of Letters Series), 1888 — John Dennys: Robert Southey, The Story of his Life, written in his Letters, 1894. — Th Zeiger. Southey's Stellung zur deutschen Literatur (Studien z. Vergl Lit.-Gesch. I), 1901 — Ludwig Pfandl: Robert Southey und Spanien (Revue Hispanique Bd. XXVIII), 1913.

fröhlicherer, sanfterer Gemütsart, edlerem Geist und zartfühlenderem Herzen geseget“ (an May, 17. Juli 1824). Was das magnetische Fluidum betreffe, daß die Herzen gewinnt, glaubt er ihresgleichen nicht gekannt zu haben (16. November 1820).

Und dennoch meinte diese vergötterte Mutter anfangs, sie würde den großen unschönen Jungen, den sie am 12. August 1774 in Bristol zur Welt brachte, nachdem sie ein schönes Kind verloren hatte, niemals lieben können, und seine erste Kindheit war einsam und unglücklich (an Bedford, 18. April 1810, an Townsend, 5. Juni 1816). Seine frühesten, tiefsten Erinnerungen sind mit Blumen verbunden, deren Anblick ihn später stets in frühere Tage versetzt (an Landor, 1811). Mit drei Jahren geht er aus der Hut einer treuen Dienstmagd in die einer Tagesschule über. Eine ältere unverheiratete Halbschwester seiner Mutter kommt den dürftigen Verhältnissen im Vaterhause zu Hilfe, indem sie Robert zu sich nach Bath nimmt. Die kluge, stattliche, herrische Elisabeth Tyler, deren Überlegenheit der gefügigen Schwester gegenüber ausgesprochene Despotie wird, ist ein altjüngferlicher Sonderling (an May, 17. Juli 1824). Im Dunstkreis ihrer peinlichen Sauberkeit und ihrer pädagogischen Schrullen wächst das Kind ohne Spielkameraden heran, bis zum sechsten Jahre in Mädchenkleider gesteckt, von „windhundartiger“ Schwächlichkeit und phantastischen Stimmungen preisgegeben. Einmal träumt er, er empfangen im Eßzimmer den Teufel, der der Tante seine Aufwartung macht. „Bitte, lieber Herr Teufel, nehmen Sie Platz!“ Er stottert und zittert vor Beklommenheit. Die Augen, das Grinsen, der diabolische Schwanz des Gottseibeius sind ihm noch nach einem Menschenalter gegenwärtig (an Caroline Bowles, 1825). Mit fünf Jahren wird er bereits ins Schauspielhaus mitgenommen, halt die Vorgänge auf der Bühne für Wirklichkeit und entrüstet die fromme Tante, indem er die Terminologie des Theaters auf die Kirche anwendet, beim Gottesdienst von einem „vollen Hause“ spricht u. dgl. (an May, 2. September 1821). Kaum daß er lesen kann, vertieft er sich in Shakespeare. Sein Lieblingsstück ist *Titus Andronicus*, seine Geschichtskenntnisse schöpft er lange aus den Historien. Mit der ausgesprochenen Wahrheitsliebe, die einen Wesenszug seines Charakters bildet, verträgt sich das Einspinnen in Phantasie.

Er glaubt, daß die Bürgerkriege der Königsdramen noch fort-dauerten und er bestimmt sei, in ihnen eine Rolle zu spielen. Er wirbt unter den Schulkameraden Kampfgefährten durch die Vorspiegelung prophetischer Gesichte, die er ihnen deutet. (An Bedford, 30. September 1797.)

Seine ersten poetischen Versuche reichen, wie er sagt, in eine zu frühe Zeit, um Nachahmungen zu sein (*Poet. Works*, 1837, *Pref. VII*). Bald aber wird der Bücherschrank der Tante und die Leihbibliothek von Bath seine Schatzkammer. Er lernt aus Byshes *Art of Poetry* die Technik des Blankverses, entwirft eine Fortsetzung des *Rasenden Roland*, und während er italienische Bruchstücke des *Befreiten Jerusalem* für Hebräisch halt, begeistern ihn Spenser und Chaucer. Percys *Reliques*, Homer und die Bibel wirken bestimmend auf ihn ein. Das ist die erste Schule seines Geschmacks (An May, 19. Januar 1823, *Poet. Works* 1837, *Pref.*) Er hört von Chatterton, Bristols unglücklichem Wunderknaben, erzählen, und der örtliche Augenschein verstärkt den gewaltigen Eindruck (an May, 29. Juni 1824).

Nachdem er sein siebentes Lebensjahr unter der strengen Fuchtel eines dissidentischen Pfarrers und Schulmeisters verbracht, kommt er in die Privaterziehungsanstalt, die Thomas Flower in einem verwahrlosten, verfallenen Herrensitz zwischen Bristol und Bath eingerichtet hat. Hier ist der Knabe einem unfähigen Schultyrannen und seinem trunksüchtigen Weibe ausgeliefert und gewinnt die lebenslange Überzeugung, daß die Tage der Kindheit Tage des Wehs seien. In besonders schrecklicher Erinnerung bleiben ihm die winterlichen Sonntag-abende, wenn er mit kalten Füßen und bleischweren Lidern unter dem einschläfernden Einfluß einer Bibelvorlesung ins Feuer stierte, das man zwar sah, aber nicht fühlte. Durch die List einiger Mitschüler, denen es gelang, eine Meldung an ihre Eltern durchzuschmuggeln, daß unter ihnen die Krätze ausgebrochen sei, wird er endlich nach Jahresfrist erlöst (an May, 7. September 1821, 10. Januar 1823), und verbringt die nächsten sechs Jahre (1782—88) in zwei Bristoler Privatschulen. Trotz seiner literarischen Fröhreife ist seine Geistesbildung so ungleich, daß er über einem Briefe aus Hilflosigkeit in Tränen ausbrechen kann. Lateinische und griechische Stilregeln wollen nicht in sein Hirn, das bereits von eigener

Produktion gährt. Er schreibt heroische Episteln in Reimen, vermutlich durch Goldsmiths *Chinese Letters* angeregt, unter der Maske des Tahitiers Omai eine satirische Betrachtung über England, denkt an eine dramatische Bearbeitung des Trojanischen Krieges und beginnt in einer Geheimschrift, die er bald selbst nicht mehr entziffern kann, ein Epos *Cassibelaun* (an May, 19. Januar 1823, 29. Juni 1824). Das Paradies dieser Kinderjahre ist der Garten der Großmutter, den er noch als Greis nicht ohne Rührung wiedersehen kann, und die Kirche, die er mit ihr zu besuchen pflegt (an Caroline Bowles, 6. November 1836).

Mit 14 Jahren bezieht er die Londoner Westminstererschule. Die Hausordnung unterstellt den Neueintretenden für den Anfang einem tüchtigen Mitschüler. Er ist seine „Substanz“, der Neuling heißt dessen „Schatten“. Robert Southey hatte nicht nur mit seiner „Substanz“ Glück, sondern auch mit den andern Schulkameraden. „Die meisten meiner Freundschaften waren für die Ewigkeit geschlossen“ (an Caroline Bowles, 7. Juli 1822). „Wenn ich der alten Schule nichts andres dankte als die Freundschaft mit Wynn und Bedford,<sup>1)</sup> hätte ich hinreichenden Grund, den Tag meines Eintritts zu segnen“ (an Thomas Andrews, 12. November 1834). Die Westminstererschüler gaben eine Zeitschrift heraus, *The Trifler*. Die Zurückweisung eines von Southey anonym eingereichten Gedichtes wurde der Anlaß zur Gründung einer eigenen Zeitschrift *The Flagellant* (März 1792). Programm: „Laster und Torheit eines jeden züchtigen, der mir auf Peitschenlänge nahekommt“. Als die erste Nummer erscheint, hat Southey die Empfindung, er erblicke als Autor das Licht der Welt. „Wenn je mein Haupt an die Sterne rührte, während ich auf Erden gewandelt, so war es damals ... In ganz London gab es kein so eitles, glückliches, gehobenes Geschöpf wie mich“ (an May, 16. November 1818). Allein die fünfte Nummer der Zeitschrift, in der Southey, ohne böse oder eigentlich revolutionäre Absicht in humoristisch-ironischer Weise die Prügelstrafe behandelt, erregt Anstoß. Da sie von den Heiden stamme, deren Götter Teufel waren, sei sie eine Erfindung des Teufels. Der *Flagellant*

---

<sup>1)</sup> Wynn wurde 1806 Unterstaatssekretär, Bedford Generalsekretär für Madras.

wird aufgehoben und Southey, obgleich er, wenn auch widerstrebend, Abbitte geleistet, muß nicht nur (April 1792) die Schule verlassen, sondern das Oxforder Christchurch College verweigerte ihm die Aufnahme, und seine Immatrikulation als Studiosus Theologiae erfolgte erst im November im Balliol College. Trotz seiner späteren Behauptung, er wäre damals von Gibbon erfüllt und in seinen Manieren „ein wenig Voltairisch“ gewesen (an May, 24. August 1824), war der Eindruck dieser Erfahrung auf sein jugendlich erregtes, zwischen kühnen Zukunftsplanen und tiefer Niedergeschlagenheit schwankendes Gemüt ein gewaltiger. „Ich verließ Westminster in einem gefährlichen Zustand, das Herz voll Gefühl und Poesie, den Kopf voll Rousseau und Werther“ (an Townshend, 5. Juni 1816). Seine religiösen Grundsätze waren erschüttert. Zu den Ansichten, die die französische Revolution in Umlauf setzte, kam die Entrüstung über das persönliche Erlebnis. „Mehr als alles andre bewahrte mich eine Zeitlang instinktive Keuschheit vor dem Laster“ (an May, 24. August 1824). Einen Augenblick wallt Southeys von Natur wenig revolutionäres Blut auf. „Peg Nicholson sitzt nur in Bedlam, Tom Paine wird mit Nachsicht behandelt; aber wehe dem, der es wagt, im Schulmeister die göttliche Vollmacht des Prügelns anzutasten!“ (an Thomas Philip Lamb, 1792). Dennoch farbt seine Aufgebrachttheit über das persönliche Erlebnis nicht ab auf sein Urteil über die Revolutionsvorgänge in Paris. Jakobiner, Sanskulotten, Fischweiber haben die unumschränkte Übermacht. Jede geheiligte Schranke wird vom Strome mitfortgerissen. Das Volk hat seine Tyrannen gewechselt. Statt vor dem milden, unschlussigen Louis beugt es sich vor den wilden, starrsinnigen Demagogen. „Nach dieser offenen Erklärung des Abscheus erwartest du wohl, daß es mit den sanguinischen Freiheitsträumen der Romantik ein- für allemal aus und vorbei ist. Und in der Tat, ich habe die Schwierigkeit erkannt, dem Pöbel zu sagen: Bis hierher und nicht weiter! . . . Ich habe ein Gebäude, das die Hand der Freiheit errichtete und das Schwert der Freiheit verteidigte, durch Neuerungen unterminieren, durch Zwietracht einstürzen sehen. Aber ist es infolge solcher Unglücksfälle weniger achtbar?“ (achtzehnjährig an Lamb, 1792). Dabei ist sein politisches Interesse stärker als jedes andre. Auf der Schulbank sitzen, während es um das Schicksal der Völker



geht, Euklid und Hugo Grotius studieren, während Mensch und Monarch sich feindlich gegenüberstehen, dünkt ihm schimpflich (an Bedford, 20. November 1792). Mit geringen Erwartungen kommt er nach Oxford, auf „Pedanterie, Vorurteil und Aristokratismus“ gefaßt (Dezember 1792), während er sich „als Stoiker und Republikaner“ fühlt (an Townshend, 5. Juni 1816. „Der philosophische Southey“ wäre ihm der rechte Ehrentitel und klinge nicht übler als „der Philosoph von Ferney“. Aber was ist Philosophie? Wird das Wort nicht entwertet durch seine unterschiedslose Anwendung auf Sokrates und Plato oder auf Sinnlichkeitsprediger wie Rousseau oder Voltaire, der von jedem Charaktervollen gebrandmarkt zu werden verdiente? (An Bedford, 20. November 1792, 14. Februar 1793.)

Von dem kaum begonnenen Universitätsstudium ruft Southey der Tod des Vaters nach Hause. Die Familie — Robert hat zwei jüngere Brüder — ist unversorgt. Als „ernüchterter Rekrut unter der Flagge der Wissenschaft oder der Dummheit“ kehrt er im Januar nach Oxford zurück — freundlich, freudlos. „Die moralischen Zustände im College sind entsetzlich.“ Aber nach Ablauf einer Woche hat sich um ihn eine kleine Gruppe gebildet, die, wie er, das Weintrinken und den Haarpuder abschwören (an Townshend, 5. Juni 1816). Die Oxfordter Professoren sind im allgemeinen gewaltige Perücken auf leeren Schädeln, die Schüler sich selbst und jeder Art von Ausschweifung überlassen. „Niemals soll ein Kind von mir eine öffentliche Schule oder Universität besuchen!“ ruft Southey aus (an Bedford, 16. März 1793). Er muß lernen, seinen aufrehrerischen Geist zu beugen, ein Problem auszuarbeiten, den Hohlköpfen seine Reverenz zu machen. Nach seiner Aussage hat er, trotzdem er — zumal in den klassischen Fachern — fleißig war, außer Rudern und Schwimmen nichts gelernt. Doch rauben ihm auch Alma Mater und Weltvorgänge nichts von seiner kindlichen Heiterkeit, die sich an Lärm und Geräusch freut, wie von seiner pedantischen Gewissenhaftigkeit und Religiosität, die eine Frucht der Engbürgerlichkeit des Vaterhauses ist. Sein Ziel ist: den Seinen möglichst bald eine Stütze werden. „Gib mir 200 £. jährlich und häusliches Behagen, so geht mein Ehrgeiz nicht höher!“ (An Bedford, 14. Februar 1793). Dies ist die Himmelstürmerei des Neun-

zehnjährigen. Man glaubt bei seinen erbaulichen Betrachtungen einen alten Nachmittagsprediger zu hören: „Religion macht das Sterbebett zum Lager des Glucks. Die furchtbaren Verfolgungen, unter denen die Tugend so häufig zu leiden hat, sind gewiß nur Prüfungen. Geduld hält jedem Druck stand, und Glaube führt zur Hoffnung.“ (An Bedford, 14. Februar 1793.) Die einzige urwüchsige, aber in seinem Gemüt noch gebundene Fähigkeit, die die Studentenzeit in ihm lost, ist seine Naturbegeisterung. Eine Osterwanderung in die Malvern Hills, Sommerferien im behaglichen Landhause des begüterten Kameraden Bedford wecken in ihm ein erhöhtes Lebensgefühl und verhelfen der poetischen Ader zum Durchbruch.

### Literarische Anfänge.

Ein Gespräch mit Bedford, kurz vor Semesterschluss im Sommer 1793 bringt Southey auf das Thema der Jungfrau von Orléans. Während der glücklichen Ferien in Surrey gestaltet es sich seiner Phantasie zum Epos. Ohne Rücksicht auf klassisches Gesetz, „ganz nach seinem Belieben“ schreibt er und stellt sich damit in der Literatur auf die Seite der romantischen Revolutionäre. „Die Natur ist mir eine bessere Führerin als das Altertum“ (an Bedford, 16. März 1793). Aber als er fertig und wieder in Oxford ist, hält er das Ganze doch nur für „literarischen Unsinn“ (an Charles Collins, 30. Oktober 1793) und legt es beiseite. In seinem Innern braust und gärt es. Das Leben hängt schwer an ihm wie der Stein am Halse eines Ertrinkenden. „Neunzehn Jahre sind verstrichen, seit ich mit einem schlecht ausgerüsteten Schiffelein in See stach auf dem Ozean des Daseins.“ Manche Wolke hielt er für Land, nun erkennt er, daß die seligen Inseln, nach denen er auszog, für ihn nicht existieren. „Neunzehn Jahre! Gewiß ein Viertel meines Lebens . . . Und noch habe ich der Gesellschaft keinen Dienst geleistet!“ (an Bedford, 3. November 1793). Acht Tage darauf schlägt die Don-Carlosin eine Karl-Moor-Stimmung um: „Ich habe diese Welt satt und bin mit allem darin unzufrieden . . . Ich fange an zu glauben, Tugend könne nur im Verborgenen nach Zufriedenheit trachten.“ Glück kommt nicht in Frage. „Überall in der

Welt, unter Menschen wie Tieren, dasselbe traurige Schauspiel: der Starke unterdrückt den Schwachen. Die gleiche Verderbtheit durchdringt die ganze Schöpfung. Und für die Tugend kein Raum . . . Wir theoretisieren über Grundsätze, die wir niemals verwirklichen können, und vergeuden Kraft und Jugend, du, indem du Pergamente bekritzelst, ich, indem ich Papier mit Gedichten vollschmiere“ (11. November). „Gäbe es auf der Welt nur zehntausend Menschen beiderlei Geschlechts, die mir gleichen, wie herrlich sollte Griechenland wiederauferstehen und der Muselman hinausgejagt werden!“ Als gesetzmäßiges Oberhaupt einer Republikanerschar möchte er eine Wallfahrt auf den Parnas unternehmen, dort die Museniedereinsetzen, aus Parischem Marmor dem Eleutherischen Jupiter einen Tempel bauen, den Akademischen Hain und den Garten des Epikur neu pflanzen (an Bedford, 13. November). Oder er träumt von einer Hütte in amerikanischer Einsamkeit, mit vielen Büchern. „Ich lebte gern in einem Lande, wo die Fähigkeiten eines Menschen ihm Achtung sichern . . ., wo er für kostbarer gilt als sein Geld; wo ich die Erde durchackern könnte und mir durch redlichen Fleiß mein Mahl schaffte, das mein Weib mit anmutiger Sorgfalt bereitete — *redeunt spectacula mane* —“. Sein einziger Gehilfe sollte ein Neger sein, den er ins Haus genommen, um ihn der Leibeigenschaft zu entziehen. Wie vortrefflich schlief sich nach schwerem Tagewerk auf den Binsen. Bei schlechtem Wetter aber zöge er seine Schreibkassette hervor und schriebe dem Freunde philosophische Briefe. Und so ginge es fort, bis ein grimmiger Indianer mit seinem Tomahawk käme und ihn skalpierte (an Bedford, 14. Dezember). Vorläufig muß ihn die erträumte Glucksaussicht schadlos halten für den Mangel einer wirklichen. Um die Jahreswende 1793/94 entsagt er der Theologie, weil er das Dogma nicht beschwören kann. Er bedauert es lange, daß er nicht über die Schwelle fand, daß er nicht geistlich werden konnte, da die Lebensweise des Pfarrers am besten zu seiner Natur gepaßt hätte (an Nicholas Lightfoot, 8. Februar 1806). Aber seine unantastbare Wahrhaftigkeit schlägt alle Rücksichten. Auch bei der Medizin kann er nicht bleiben. Sich um ein öffentliches Amt zu bewerben, verbietet ihm seine „republikanische Gesinnung“ (11. Mai 1794). Die gesellschaftliche Konvention eckelt ihn ebenso an wie die Leere und Zwecklosigkeit seines Lebens.

Inmitten dieser Kämpfe und Krisen macht Southey (Juni 1794) die Bekanntschaft des nur um zwei Jahre älteren Coleridge, der mit seiner genialen Begabung dem Leben noch ebenso halt- und hilflos gegenübersteht wie Southey. Ihre Persönlichkeiten finden sich in einem blitzartigen Eindruck. Übereinstimmung in politischen und religiösen Anschauungen führen rasch zu begeisterter Vertrauensseligkeit. Was beide am meisten beglückt, ist, daß einer beim andern seine liebevoll gehätschelte Auswanderungsutopie wiederfindet. Nach dem Muster des Kaisers Gallienus († 268), der in Kampanien eine Philosophenstadt Platonopolis plante, rhapsodiert Southey über das Experiment eines „Southeyopolis“, über die Beschaffenheit seiner Hütten und Paläste (an Bedford, 26. Oktober 1793). Dort mochte er mit Plato regieren. Coleridges Plan kommt dem seinen bereits mit festerem Umriss entgegen. Gemeinsam entwerfen sie nun die Gesellschaftsordnung eines in der neuen Welt auf dem Boden der Gleichheit zu gründenden Gemeinwesens, das den Namen Pantisokratie führen soll (*παντῶν ἰσοκρατία*, Gleichberechtigung aller). Von der Hauptbedingung, der gemeinschaftlichen Kasse, aus der das Land angekauft und die Arbeit eingerichtet wird, bis zu den letzten Einzelheiten wird alles bestimmt. Die tägliche Arbeitszeit soll, Thomas Moores Utopia überbietend, ein Höchstmaß von zwei Stunden nicht übersteigen. Sogar der Baustil der Hütten und die mitzunehmende Kleiderausrüstung wird in ernste Erwägung gezogen. Nur Menschen von erprobter Unverdorbenheit dürfen zugelassen werden. Unter dieser Voraussetzung geht man daran, Mitglieder zu werben. Die unbemittelte Witwe eines Bristoler Zuckerfabrikanten, Mrs. Fricker, wird mit ihren drei Töchtern unter die Pantisokraten aufgenommen. Mary ist bereits mit Robert Lovell vermählt, einem exzentrischen, poetisch begabten Quäkersohn, der sich der Vereinigung anschließt; Sarah wird später Coleridges Gattin, Edith ist heimlich mit Southey verlobt. Er gewinnt auch seine Mutter für den Plan. „Sie ist voll Bewunderung, sie geht mit uns!“ (an Bedford, August 1794). Seinem Bruder Thomas, der bei der Marine dient, schreibt er: „Wir predigen Pantisokratie und Aspheterismus. Dies, Tom, sind zwei neue Worte. Das erste bedeutet gleiche Regierung aller, das andere Verallgemeinerung des persönlichen Eigentums“ (20. September). „Geld ist

ein ungeheures Ubel, mit dem wir nicht lange zu kämpfen haben werden“ (14. Oktober) — wohl der einzige Satz des pantisokratischen Systems, der sich verwirklichte. Southey's Geist „ist voll Zukunft“ (an Bedford, 19. Oktober). Von allem auf Pantisokratie Bezüglichen spricht man nur in Superlativen. Schliesslich ist noch das Wichtigste zu tun: Southey's selbstherrliche Pflegemutter, die wohlhabende Tante Tyler, soll gleichzeitig mit dem Plane der Auswanderung und der Verlobung des Neffen „überrascht“ werden. Er ist auf ein Donnerwetter gefasst. Aber es kommt schlimmer. Elisabeth Tyler erklärt, daß sie sein Antlitz nicht mehr sehen wolle. In einer Oktober-Regennacht ohne einen Pfennig in der Tasche, ohne Überzieher wird er zur Tür hinausgeschoben, die sich nie mehr für ihn öffnet. Als er zu Fuß zurück nach Bath wandert, belädt er sich noch mit einem Betrunknen, der unfähig ist, seinen Weg zu finden. „Sei's drum!“ schreibt er dem Bruder Thomas (19. Oktober 1794), „ich tue meine Pflicht und werde fortfahren sie zu tun, wie immer die Folgen sein mögen.“

Aber der Pantisokratie hatte bereits die Stunde geschlagen. Der junge Bristoler Verleger Joseph Cottle, dessen wichtige Bekanntschaft Lovell vermittelte, besaß bei allem schwärmerischen Idealismus doch schon so viel Lebenserfahrung, daß er der kindlichen Unreife des Planes auf den Grund sah. Er beschloß, zwei hochbegabte Jünglinge vor dem Verderben zu bewahren und sich selbst dabei die dankbare Rolle des Lebensretters zuzuschansen. Dieser unbekannte Provinzverleger bewahrheitete das Wort Dr. Johnsons: „Ein Buchhändler ist der einzige Mäzen der modernen Welt.“ Indem er der englischen Literatur die Dichter Southey und Coleridge erhielt, sicherte er sich selbst in ihr einen Platz. Coleridges Bitte um ein Darlehn von 5 £ zur Begleichung seiner und Southey's gemeinsamer Miete gab ihm einen Einblick in die Lage der Freunde, und er trat an beide mit einem großmutigen Vorschlag zur Veröffentlichung ihrer Erstlingswerke heran. Southey bot er für das Epos *Joan of Arc* 50 Guineen und ebenso viele Freiemplare.<sup>1)</sup> Auf die Herstellung wurde die größte Sorgfalt verwendet. Aber in dem eleganten Druck starrten dem jungen Dichter die Mängel seines Werkes so unbarmherzig entgegen,

<sup>1)</sup> Cottle, *Reminiscences* 12.

dafs er es einer gründlichen Umarbeitung unterzog. Die Drucklegung dauerte sechs Monate und Southey kehrte zum Wintersemester 1794 nicht mehr nach Oxford zurück. Ja, trotz des Erfolges wurde das Epos in der zweiten Auflage nochmals umgearbeitet, des übermäfsigen allegorischen Apparats entkleidet, zwei Versuchungen der Jungfrau, durch einen Dämon der Verzweiflung und einen Genius der Liebe, wie ihre Höllenfahrt in Form einer Dantesken Vision, wurden unbarmherzig gestrichen. Die Ursache des Erfolges, die Southey in dem „republikanischen Geist“ fand, war in Wahrheit ihre dem Zeitgeist Rechnung tragende, die epische Konvention durchbrechende Modernität: ein geschichtlicher Stoff, nicht in nationaler Farbung, sondern in romantischer Verklärung; eine Heldin nicht als Heroine geschaut, sondern im menschlichen Mysterium der eigenartigen Persönlichkeit; das Ganze durchtränkt vom Geist der Gegenwart: statt des alten Erbhasses zwischen England und Frankreich eine Ekstase der Menschenverbrüderung. Nur die moderne Aufklärungsnüchternheit hatte dem Zeitkolorit angemessen gegen den Zauber des Wunderbaren, Heldischen, gegen die Geheimnisse des Glaubens und der Gottesminne den kürzeren gezogen. Der dunkle Funkelglanz des Mittelalters blieb unangetastet. „Ein Werk, das Freiheitsliebe ausatmet wie Frühlingsodem, mild, balsamisch, himmelentsprossen“, sagt Hazlitt (*Spirit of the Age*). Mit andern Worten: ein Werk der Romantik, so ausgesprochen, wie man zur Zeit keins besafs.

Im Vorwort erklärt Southey, sich einer Lektüre von Voltaires *Pucelle* nicht schuldig gemacht zu haben. In der Tat vertritt er gegenüber der burlesken Satire des negierenden Geistes den Antipodenstandpunkt positiver humanistischer Begeisterung. Er ist nicht, wie Voltaire, da, Verderbtes und Lächerliches umzustürzen, sondern um Rechte zu verteidigen, die gleichen Alters mit der Menschheit sind. Selbst mit Zwanzig ist Southey kein Schrankendurchbrecher. Sein Feuereifer halt sich innerhalb der Durchschnittsforderungen seiner Zeit. In seinem Epos markiert nur eben der wackere Soldat Konrad, ein Besitzloser, dessen Jugendflamme Agnes Sorrel war, den Anarchisten, indem er mit seiner Verwünschung als Spafsverderber beim Königsmahl erscheint. Aber hinter der Maske des Ingrimms schlägt ein schwarmerisches Herz für ländliches

Glück, goldene Unschuld, bedürfnislose Zufriedenheit. In religiöser Hinsicht keine Spur pantheistischen oder atheistischen Ketzertums. Wohl aber jene neuartige Naturfrommheit, die herzliche Gottgläubigkeit, die, an kein Dogma geknüpft, in allem Schönen, Großen, Lauteren ihren Kult findet. Der einsame Hain ist Johannas Gotteshaus. Sie fühlt sich liebevoll ein in das Dasein des Insekts, dessen Welt ein Stück Eichenrinde umschließt. Sie widerspricht den Theologen, die ihr beweisen wollen, daß die Natur den Menschen zur Sünde verleite.

Natur uns Sünde lehren!  
O Lästerung des Heilig-Einen, der  
Uns als sein Ebenbild erschuf, uns ganz  
Zum Glück, zur Liebe schuf, endlosem Glück,  
Endloser Liebe, seiner Ewigkeit  
Teilhäftig.“ (III).

Die alltagsfrohe Bescheidenheit des zufriedenen Durchschnittsmenschen darf sich in Schilderungen und Episoden behaglich ausbreiten. Um so leuchtender hebt sich die überirdische Vollkommenheit der Heldin ab. In achtzehnjähriger Engelschönheit ist Johanna schlichtes Landkind und begeisterte Prophetin zugleich. Weder staatskluge Einsicht, noch eingeborenes militärisches Genie leitet sie, sondern der naive Glaube an ihre göttliche Sendung, die jedoch nicht Schicksalsvorbestimmung ist wie bei Schillers Jungfrau, nicht ver Zuckerter Drang der Gotterleuchteten („Ich muß, — mich treibt die Götterstimme, nicht eigenes Gelüsten“ II 7). Bei Southey fehlt der feierliche Grundzug, der Prophetenton, den das Bewußtsein einer doppelten höheren Sendung, der politischen und religiösen, verleiht. Noch weniger ist selbstredend seine Johanna das forsche draufgängerische Bubenmädcl Shaws. Eher herrscht ein sentimentaler Zug vor. In ihrem Wesen verträgt sich der pathetische Schwung stolzen Selbstgefühls mit der anspruchslosen Weltfremdheit des Landkindes, die harte Strammheit eines in strenger Zucht gestählten Charakters mit der schwärmerischen Weichheit einer kaum erblühten Mädchenknospe ohne den katholischen Einschlag madonnenhaft kindlicher Mütterlichkeit. Sie ist zartfühlend, erbarmend, sie schaudert vor Blut, so daß ihr gottbefohlener Beruf sie in Widerstreit mit ihrer eigenen Natur bringt. Während Schillers Jungfrau als „Kriegerin des höchsten Gottes“ (iii 4, 2107) zur Geschlechts-

losigkeit bestimmt ist und die Jungfräulichkeit gewissermaßen zur Ausübung ihres Berufs gehört („eine reine Jungfrau vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden“ (I 10, 87), gibt Southey seiner Johanna einen Jugendgeliebten, Theodore, den sie zwar aus ihrer Nähe verbannt, der ihr aber im Sturm auf Orléans das Leben retten darf, indem er Salisbury tötet, worauf er von Talbot erschlagen wird (VII). Die Jungfrau, von Ruhmung übermannt, bricht in die Worte aus: „Wollte Gott, die Stunde wäre da, in der ich dir in den Behausungen der Seligen begegne!“ (VIII). In einer Vision, die in der ersten Ausgabe das neunte Buch füllte und dann als selbständiges Gedicht gedruckt wurde (*The Vision of the Maid of Orleans*), will sie der Versucher in ihrer Mission wankend machen, indem er sie über Theodores Tod zur Rechenschaft zieht. Sie bleibt fest und macht an Theodores Hand einen Gang durch Hölle, Fegefeuer und Himmel. Johannas Prozefs, dessen Akten zu Southeys Zeit noch nicht veröffentlicht waren, kommt für ihn nicht in Betracht. Nachdem er die Erzählung durch zehn Bücher in geschickter Führung auf den Höhepunkt der Einnahme von Orléans gebracht, schließt er in rascher Zusammenfassung mit der Krönung in Reims. Aufschluchzend in der Erschütterung freudiger Gefühle, setzt Johanna dem König — wie Schillers Jungfrau (III 4, 2085) — mit ernster Mahnung an seine Regentenpflicht die Krone aufs Haupt. Ihre Aufgabe ist erfüllt. Ihren Feuertod, zu dem ja auch Schiller nicht den Mut fand, deutet nur ein helllichtiger Traum am Anfang ihrer Bahn an.

Das Bewußtsein verantwortungsvoller Würde, das die Jungfrau ihrem König einschärft, erwartet Southey von den künftigen Machthabern der Erde. Diese Erkenntnis dünkt ihn die Quintessenz von allem, was die französische Revolution gelehrt. „Mein Herz war bei dem Gedicht“, schreibt er an Bedford (26. Juni 1796), „Ich legte meine eigenen Gefühle hinein in meiner eigenen Sprache“, aber „Die Schlachten waren mir so gräßlich zu schreiben, wie sie euch zu lesen sein werden“ (24. Februar 1796). In mißverstandnem Wett-eifer mit Homer prunkt er mit mannigfaltigsten und dennoch eintönigen Arten des Schlachtentodes. Trotz vieler nicht zu leugnenden literarischen Vorzüge wird der moderne Leser das Ganze kaum frei von Langeweile finden. Die gelehrten An-



merkungen und Quellenangaben machten ein Drittel des Büchleins aus, das Ende 1795 erschien. Mittlerweile hatten Southey und Lovell bereits ein Bändchen Gedichte in die Welt geschickt (*Poems containing the Retrospect, Odes, Elegies, Sonnets etc. by Robert Lovell and Robert Southey of Balliol College, Oxford, 1795*). Das Prädikat kennzeichnete die Schülerarbeit und appellierte an Nachsicht. Southey unterschrieb seine Beiträge — elf Gedichte und zehn Sonette — Bion, Lovell die seinen Moschus. Eine zweite Gedichtreihe Southeys entstand um diese Zeit, wurde aber nicht vor 1797 veröffentlicht. In beiden Jünglingen hat eine freudlose Kindheit den angeborenen Lebensernst gesteigert. Ihre pessimistische Weltanschauung verweilt auf den Schattenseiten des Daseins. Ihre Erinnerung, die noch kaum mehr als die Schulzeit umfaßt, ist ein Qualgeist (*Retrospect*), das bleiche Gespenst des Grames dem jungen Dichter nur allzu wohlbekannt (*To Lycon*). Den hochfliegenden Plänen des Ehrgeizes hat er bereits entsagt. Was er sucht, ist stille, durch Freundschaft verklärte Zurückgezogenheit (*To Urban*), was er ersehnt, ist bescheidener Frohsinn, redliche Armut, das Glück der Mittelmäßigkeit (*To Hymen*). Wie ein sanft verlöschendes Kaminfeuer möchte er sterben (Sonett an das Feuer) und sein einsames, unbekanntes Grab neben der Hütte finden, in der er gelebt (*To Lycon II*). Seine schlichte, ärmliche Braut Edith wird als „Ariste“, gleichsam griechisch gewandet, zur Muse und Trösterin von lieblicher Schönheit erhoben. Selbständiger gegenüber der klassischen Konvention erscheint seine Wahl von Cervantes, Spenser, Rousseau zu Lebensführern (*Romance*), und seine Naturbehandlung zeigt unleugbare Eigenart. Schon seiner Johanna legte er eine liebevolle Naturverklärung in den Mund: „Nicht die Natur ist's, die zur Sünde leitet, Allgüte ist Natur, Alliebe und Allschönheit!“ In den Gedichten erscheint die Landschaft als Stimmungserregerin, der Empfindungsausdruck verbindet sich mit der Schilderung. Die träumerische Mondlandschaft weckt verschwommene Kindheitserinnerungen. Der Regenbogen gleicht dem Lächeln, das auf den blassen Wangen der Tugend spielt (*The Evening Rainbow*). Die künstlerische Durchbildung der Form, diese Goldprobe des Talents — Blankvers, Sonett, individuell gereimte Strophen — steht oft im Gegensatz zur Unreife des Inhalts.

Politische Gegenstände werden den Zeitläuften gemäß, doch möglichst zahm, im Sinne des „Fortschritts“ behandelt. Der Militärzwang erniedrigt den Menschen zur Maschine (*The Soldier's Funeral*). Von Erbitterung über den Sklavenhandel zeugt eine Sonettenreihe (*To the Genius of Africa*, 1795) und ein Liederzyklus (*Songs of the American Indians*, 1799). Southey hält die Neger für „blinde Werkzeuge der gerechten Vergeltung Gottes, wie Pest und Wirbelwinde. Die Hand, die sich wider sie erhebt, wird verdorren“ (31. Dezember 1803). Er begrüßt die Vorkämpferin der Frauen, Mary Wollstonecraft, und bemitleidet die deportierten Verbrecher. Welch beruhigender Trost, daß die jungfräuliche Tropennatur keinen Unterschied zwischen Gerechten und Ungerechten macht (*Botanybay Eclogues*). Und wie manches Verbrechen ist in Wirklichkeit gar keins! (*Humphrey and William*). Neben der lyrischen Behandlung humanitärer und politischer Gedanken läuft die dramatische. Mit Lovell und Coleridge versucht Southey den *Fall Robespierre* zu gestalten. Für sich allein — es ist das früheste Datum seiner erhaltenen Dichtung — hat er bereits 1794 an drei Morgen selbständig ein Revolutionsdrama aufs Papier geworfen, *Wat Tyler*. Ein dramatischer Embryo, nur der Entwurf einer Tragödie, aber Southey's stärkste Talentprobe. Im ersten Akt ein frisches, schlichtes Frühlingslied, das Wat am Schmiedehammer singt, während draußen junges Volk um den Maibaum tanzt. Stimmung: ländliche Genügsamkeit. Im zweiten Akt ein revolutionäres Volkslied, in Blackheath gesungen, während der Pöbel durch die Londoner Gassen tobt. Stimmung: Erbitterung zum äußersten getriebenen, zum äußersten bereiten Großstadtelends. Die historische Begebenheit ist nur der Vorwand für gegenwärtige Verstimmung. Wat Tyler und Bob Carter fluchen über die Steuerlast. Das Volk müsse die Prasserei des üppigen Hofes bestreiten. Sie entrüsten sich über den Krieg mit Frankreich. Krieg sauge das Land aus und morde die Jugend. Ist es nicht sinnlos, daß man Geld gebe, damit Franzosen, die man nie gesehen, als Feinde hingeschlachtet würden? Ist es nicht einerlei, wer Frankreichs Krone trägt? Wären die Armen überhaupt nicht besser dran ohne König? Der Staat will Geld. Was nützt uns der Staat? Von Monarchen wird als der „königlichen Pest“ gesprochen, von Ministern als

Kupplern. Southey's furchtsamer König verspricht auf Rat des Erzbischofs alles in der Absicht, nichts zu halten. Der treffliche Priester John Bull predigt gegen die Todesstrafe. Der junge Piers, der die ideale Forderung vertritt, erhofft merkliche Besserung ausschliesslich von der Abschaffung aller Rangunterschiede — „Wenn König, Knecht und Lord geadelt sind zu Menschen.“ Das arbeitende Volk wird aufgestachelt gegen die stolzen, ausnützerischen, selbstsüchtigen Herren. „Als Adam grub und Eva spann, Wer war da der Edelmann?“ Man hört zwischen den Zeilen den Revolutionsruf: „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!“ Die redenden Personen sind in Wirklichkeit Southey und seine pantisokratischen Freunde, die die hoffnungslos verfahrenere Karre der abendländischen Kultur im Stich lassen wollen. Wollen — und doch nicht entschlossen sind, die Flucht durchzusetzen. Wie schliesslich die Pantisokraten gutwillig im Lande bleiben und brave, gehorsame Bürger werden, so bleibt *Wat Tyler* im Pult liegen. Zwar übergibt Lovell das Drama dem Londoner Verleger Ridgeway zur anonymen Veröffentlichung. Aber niemand erhebt Einspruch, als der Verleger es 23 Jahre liegen läßt. Im Gegenteil. Als *Tyler* (1817) in einem Raubdruck plötzlich aus seiner Verschollenheit auftaucht und binnen kurzem 60000 Exemplare abgesetzt werden, ist Southey zu Tode erschrocken und über die verdrießliche Angelegenheit im höchsten Grade entrüstet.

In einem kleinen Ort bei Shrewsbury wird *Wat Tyler* sogar aufgeführt und „ein begeisterter Zuschauer“ drückt ihm sein Bedauern aus, daß des Dichters Grundsätze sich seit „diesem wahrhaft patriotischen und erleuchteten“ Jugendwerk so gründlich geändert hätten. Richard Cumberland macht aus *Wat Tyler* den Text einer komischen Oper, der, vom Großkämmerer beanstandet, zum *Waffenschmidt* umgestaltet wird.<sup>1)</sup> Southey brächte die Sache am liebsten selbst vor den Staatsanwalt (an Bedford, 15. Februar 1817), so vergewaltigt fühlt er sich. Und dennoch ist er, seitdem er den Jugendwildling in die Welt gesetzt, den er jetzt verleugnen möchte, kein anderer, sondern ist nur älter geworden. Die Pantisokraten schwelgten in ideologischen Träumereien, der Dichter des *Wat*

<sup>1)</sup> Cumberland, *Memoirs* 513.

*Tyler* schrie mit, was die Jugend rings um ihn her schmetterte. Wirklichkeit, Kampfesmut, entschlossene Überzeugung lag hier wie dort nicht zugrunde. Southey's Gesinnungswechsel ist nicht größer als ihn die fortschreitenden Jahre in jedem Leben mit sich bringen. Kein Umschwung liegt vor, sondern die geradlinige, kraftige Entwicklung des eingeborenen Hanges zum Spielsbürgertum, das Jugend und revolutionäre Mode unter einer gewissen Verhüllung verbargen. Als Southey sich notgedrungen dazu entschloß, sein Jugenddrama herauszugeben (an Longman, 15. Februar 1817), präziserte er seinen Standpunkt durch das vorgesetzte Motto: „So fand stets Aufstand seine Zuchtigung“ (*Heinrich V.*, I. T., V. 5). Nach weiteren 20 Jahren ist das innere Erlebnis dieser Dichtung so vollkommen überwunden und vergessen, daß er bekennt, niemals in Vers oder Prosa eine Zeile geschrieben zu haben, die er aus irgendeinem Grunde ungeschrieben wünschte (*Works*, Preface XV). Damals, als Southey den Unterdrückten und Enterbten sein Mitgefühl und seine Entrüstung schenkte, empfand er sich als einen von ihnen. „Ein Ausgestoßener in der Welt! Ein Abenteurer, der von seinem Geiste lebt! Und trotzdem beglückt im Bewußtsein der Rechtschaffenheit, der Unantastbarkeit und im Besitz der Neigung eines sanften, lieben Weibes. Gleichzeitig Gegenstand des Hasses und der Bewunderung, angestaunt von allen, den Aristokraten verhaßt, das Orakel meiner eigenen Partei ... Coleridge schreibt an demselben Tische. Unsere Namen stehen im Buch des Schicksals auf dem nämlichen Blatt“ (an Bedford, 8. Februar 1795). Er ist so arm, daß er um die Essenszeit häufig ohne Mittagbrot durch die Straßen geht, aber: „Wenn ich mich abends niederlegte, dachte ich an mein Gedicht, und morgens, wenn ich aufstand, war das Gedicht der erste Gedanke, zu dem ich erwachte“ (an Bedford, 3. April 1803). Nichts vermag den beflügelten Lebensschritt zu hemmen, mitten im Elend empfindet er sich als einen Bevorzugten.

Im März 1795 ist der für die Auswanderung bestimmte Zeitpunkt da. Aber die nötigen 2000 £ sind nicht beisammen und — das Entscheidendste! — die Fäden, die das Herz an die Heimat binden, erweisen sich stärker als man vermutet. Southey schlägt einen mittleren Ausweg vor. Liefse sich nicht ein vorläufiger pantisokratischer Versuch in einer abgelegenen Gegend von Wales machen? Aber da Coleridge

entschieden dagegen ist, unterbleibt es. Southey's überempfindliche Nerven sind aus dem Gleichgewicht. Seine Stimmung springt von einem Extrem ins andre, während ihr die Rechen-schaft, die er sich pedantisch von jeder Regung gibt, alle Ur-wuchsigkeit nimmt. Unausgesetzt beobachtet er sich, prüft Triebfedern und Folgen seines Denkens und furchtet beständig, immer noch nicht gewissenhaft genug zu sein. Die Notwendig-keit einer Berufswahl wird alle Tage dringlicher. Ein erfolg-reicher Zyklus von Geschichtsvorlesungen in Bristol hilft über einige Monate hinweg,<sup>1)</sup> eröffnet aber keine Aussicht in die Zukunft. Den Bruder seiner Mutter, Herbert Hill, Pfarrer der englischen Kolonie in Lissabon, der Southey's Universitäts-studium bestritt, hat sein Ausspringen aus der Theologie enttäuscht. Aber der einsichtsvolle Mann (gest. als Rektor von Stratham 1828), dem Southey mehr zu schulden bekennt, als Dankbarkeit ausdrücken kann (*To the Memory of the Rev. Herbert Hill*) macht ihm, weit entfernt den verunglückten Kandidaten durch Zureden zu angstigen, ein erlösendes An-erbieten: er ladet ihn nach Portugal ein. Der Zweck des trefflichen Pädagogen ist, Southey den politischen Aufregungen Bristols, vielleicht auch dem Einfluß Edith Frickers zu ent-ziehen. Darin freilich verrechnet er sich. Der Neffe, der die Reise zunächst im Lichte der Verbannung sieht, trifft in aller Heimlichkeit Vorkehrungen, daß der Tag der Abfahrt auch sein Hochzeitstag werde. Sein Ehrgefühl verbietet ihm, die stille, leidenschaftslose Verlobte, in die er nicht glühend verliebt ist, deren häusliche, beglückende Tugenden er aber zu schätzen weiß, unversorgt zurückzulassen, seinen Weg von dem ihren zu trennen. Am 14. November 1795 fand in der von Chatterton verherrlichten Redcliffekirche die Trauung statt. „Es war ein melancholischer Tag“ (an Bedford, 29. November). „Niemals stand ein Mann mit sonderbareren Gefühlen am Altar wie ich. Sie erwiderte den Druck meiner Hand und wir schieden schweigend“ (21. November). Cottles Schwestern hatten das Geld für die Trauringe gegeben. „Ihr Haus war mein Haus, als ich kein andres hatte“ (an Cottle, 20. April 1808). Sie nahmen Edith zu sich, die ihren Mädchennamen weiterführte und ihren Ring an einem Bande um den Hals

---

<sup>1)</sup> Cottle 26

trug. Southey setzte eine letztwillige Verfügung auf und reiste ab (7. Dezember 1795).

### Spanien und Portugal.

Am fünften Morgen nach der Ausfahrt aus Falmouth war er in Coruña. Nach den Qualen der Seekrankheit während eines furchtbaren Sturmes konnte man sich nichts Weicheres, Behaglicheres denken als die Fahrt in einer mit sechs Maultieren bespannten Postkutsche durch Landschaften von eigenartiger Romantik. Ein kurzer Aufenthalt in Madrid, und es geht weiter durch die veilchenddurchwirkten Wiesen und mit frischer Saat bestandenen Äcker Estremaduras nach Lissabon, wo Southey während eines Erdbebens ankommt (30. Januar 1796). Straßenschmutz, Ungeziefer in den Herbergen, fanatischer Katholizismus der Bewohner, alles wirkt abstoßend und steigert die Sehnsucht nach der Heimat. Selbst den Natur- und Kunstherrlichkeiten tritt er mit der Voreingenommenheit des eingefleischten Briten gegenüber. Er gäbe den goldenen Tاجus samt allen Orangen- und Olivenhainen für die schlammigen Fluten des Avon und eine dünne Rauchsaule aus den Schornsteinen Bristols. Auf einsamer Straße wandernd — Southey reitet nie, wenn er gehen kann — dichtet er im Gedanken an das Vaterland und die heimliche Gattin. In Val Paradiso träumt er von einem künftigen englischen Heim. Ein harmonischer Reiseeindruck berührt als Ausnahme. So entzückt Arabida seinen eigenen Hang zu beschaulicher Weltflucht, und er bedauert, daß man in England die Klöster nicht reformiert habe, statt sie aufzuheben (an Shannon Turner, 2. April 1816).

In der prächtigen Bücherei des Oheims findet er eine Art geisterlösenden Klosterglücks. Hill stellt ihm das beste Zeugnis aus: Benehmen tadellos, Moral tadellos, vortreffliches Herz. Trotzdem ist er um ihn in Sorgen, denn „Robert hat alles, was man einem jungen Manne nur wünschen kann, bis auf gesunden Menschenverstand und Vorsicht“ (*Letters and Correspondence* I 237). Neffe und Oheim leben nebeneinander hin. Keiner behelligt den andern, keiner bekehrt den andern. Die Geselligkeit beschränkt sich auf die englische Faktorei. Sie behagt Southey nicht. Der lichte Punkt in seinem Leben ist

die Aussicht auf die Abreise. Endlich am 15. Mai 1796 atmet er auf: „Gott sei Dank, ich bin wieder in England!

Aber das erste, was Southey bei der Heimkehr entgegenklingt, ist eine Todesnachricht: Lovell liegt seit einigen Tagen im Grabe. Witwe und Kind blieben mittellos zurück. Southey beschließt, seine Abneigung gegen ein trockenes Brotstudium und gegen London zu überwinden und sich dem Jus zu ergeben. „Robert Southey, Jus und die Poesie bilden eine wunderbare Dreieinigkeit!“ (an Cottle, März 1797). Aber gleichviel — er fühlt, es muß sein, fürs erste hilft Cottle mit einem geringen Wochengeld aus, gerade genug, um das Leben zu fristen. „Solche Verpflichtungen löscht kein Begleichen der Rechnung“, schreibt er in einem Bekenntnisbrief an Cottle (20. April 1808). „Sie haben die Gewohnheit, Briefe aufzuheben; sonst würde ich Sie bitten, es mit diesem Schreiben zu tun, damit es demaleinst gesehen werde. Denn sicherlich hat es niemals ein edleres, gütigeres Herz gegeben als das Ihre, und Sie werden mir glauben, wenn ich hinzufüge, daß auf Erden der Mensch nicht lebt, dessen ich mit größerer Dankbarkeit und Liebe gedachte. Mir glüht der Kopf und meine Augen brennen bei diesen Erinnerungen. Gute Nacht, mein lieber, alter Freund und Wohltäter!“ Der wohlhabende Schulfreund Charles W. W. Wynn setzt Southey zum Dank für die Förderung, die er durch ihn in Oxford empfangen, für die Zeit seines Studiums ein Jahrgeld von 160 £ aus.

Das große geschichtsphilosophisch-poetische Werk über die Iberische Halbinsel, mit dem Southey sich trug, wurde unter diesen Umständen nur in wesentlich kleinerem Maßstab verwirklicht (*Letters written during a Short Residence in Spain and Portugal. With some Account of Spanish and Portuguese Poetry* 1797). Ein ziemlich kunstloses Reisetagebuch, das mehr den Schreiber als Land und Leute kennzeichnet, aber, wie seine drei Auflagen beweisen, den Anforderungen des Lesepublikums entsprach. Vielleicht trug gerade die subjektiv gefärbte Darstellung zu dem Erfolge bei. Southey schildert trocken, aber anschaulich. Die Politik schaltet er aus. Unter dem wenigen, was er an dem verkommenen Volke zu loben findet, sind Züge wie das brüderliche Verhältnis zwischen Mensch und Tier. Geschichtliche und literarische Exkurse und gute und schlechte Anekdoten in reichlicher Menge werden eingestreut.

Southey's utopistischer Weltbeglückungstraum ist ausgetraumt, fast ehe er noch begann. „Ich habe meinen Wirkungskreis auf den engen Bereich meiner persönlichen Freunde zusammengezogen, und selbst meine Wünsche schweifen selten darüber hinaus.“ (7. Mai 1797.) „Meine Gefühle glichen einst einem wilden Rosse. Nun habe ich den Bukephalos gezähmt. Zwar ist er noch unlenkbar, voll Feuer und Kraft, aber sie werden dienstbar gemacht, er wird mir nicht mehr den Hals brechen“ (26. Juni). So der Dreiundzwanzigjährige, der kaum den ersten Schritt seiner Laufbahn zurückgelegt. Indem er zu sich selbst findet, gelangt er zu der still besinnlichen Lebensauffassung, die die maßgebende Äußerung seiner Natur ist. Auf den kurzen Jugendüberschwang folgt eine noch kürzere Durchgangsfrist misanthropischer Unterwertung. Aber früher als andere Dichterseelen ruht die seine im Gleichgewicht. Seine Entwicklung ist abgeschlossen in einem Alter, in dem die anderer erst beginnt. Gerade für ihn gilt sein eigenes Wort: „Lebe solange du magst, die ersten zwanzig Jahre sind die längere Hälfte deines Lebens“. Vor der Außenwelt zieht er die Gardinen seiner engen Stube wie seiner Herzkammer zu. Soziale Wirren, politische Ereignisse berühren ihn nur mehr theoretisch. „Gemutsruhe ist ein zu kostbares Gut, um es für irgendein jemals von Menschen aufgestelltes System zu opfern. Die Tage des politischen Enthusiasmus sind für mich vorbei. Ich weiß, was recht ist, und da ich sehe, daß alles falsch ist, so kummere ich mich mehr um das Herannahen des Winters, mehr darum, ob der Kamin nicht etwa rauche, als um alle Reiche Europas“ (an Cottle, 28. Februar 1797). „Es gab eine Zeit, da glaubte ich an die Möglichkeit Menschen zu überzeugen, und war besessen von der Sucht der Menschenverbesserung. Die Erfahrung hat mich eines besseren belehrt. In einem gewissen Alter verliert die Stimme das Anpassungsvermögen für eine fremde Aussprache. So der Geist. Er wird, wie unsere Sehnen, steif und unschmiegsam, wenn wir altern. Im großen Siechenhause der Gesellschaft vermögen die fähigsten Ärzte nicht viel. Es ist ein Pesthaus, das alles im Umkreise ansteckt. Darum handelt der am klügsten, der der Ansteckung ausweicht. Diese Handlungsweise ist weder eigensüchtig, noch feige“ an (John May, 26. Juni 1797). Sie ist nur greisenhaft. Mit 23 Jahren sinken seine Flammen bereits in Asche, und



er beginnt sein kaltes Herz fest in der Hand zu haben. „Es ist weise, allen heftigen Erregungen aus dem Wege zu gehen. Vernichten möchte ich meine Gefühle nicht, wohl aber einen spartanischen Despotismus über sie ausüben“ (an Bedford, 22. September). Schon ist er auf dem besten Wege, in der englischen Literatur der „trockene Schleicher“ zu werden, ein fleißiger, korrekter, ungenialer Famulus Wagner.

Niemand ist je ungerechtfertigterweise des Jacobinismus beschuldigt worden als Southey. Der torystische *Antijacobin* brachte am 29. August 1798 seine Karrikatur mit einem Eselskopf. Vielleicht gab das Erscheinen der talmirevolutionären Jugendgedichte (Bristol 1797) den Anlaß zu dieser Gehässigkeit. Tatsächlich aber stand Southey persönlich bereits vollkommen auf seiten der Tory und gestattete sich zugunsten der Freiheit höchstens einen guten Witz. Als einmal Bedford behauptete, in England besäße man die Essenz der Freiheit, erwiderte Southey: dann sei sie eine ätherische Essenz, denn sie habe sich vollkommen verflüchtigt (an Thomas Southey, 12. Mai 1797).

Mit dem Rechtsstudium ging es mittlerweile trotz aller guten Vorsätze und Willensanspannung immer weniger vorwärts. Southey fehlte die Überzeugung. Das Pandektenbüffeln erscheint ihm als geschäftiger Müßiggang, als Leeres-Stroh-dreschen (an Cottle, November 1796). London wird ihm unerträglich. Er versucht auf dem Lande zu studieren. Aber auch in dem weltentlegenen Seenest Burton bei Bournemouth wird aus ihm kein Jurist. Hingegen „schließt er Freundschaft mit der Gegend“ und saugt sich voll an der Trautheit seines Heims. „Häusliches Glück ist ein seltenes Kleinod. Gottlob, ich habe es gefunden“ (an May, 10. September 1797). Southey's Bruder Thomas, der Seekadett, kehrt aus harter französischer Gefangenschaft zurück. Cottle, Charles Lloyd, Charles Lamb finden sich ein. An Coleridge, der mit ihm schmollt, geht ein Zettel mit den Worten des Verrina: „Fiesco! Fiesco! du raumst einen Platz an meiner Brust, den das Menschengeschlecht, dreifach genommen, nicht mehr besetzen wird.“ Seine Bekanntschaft mit der deutschen Literatur vertieft sich bei einem kurzen Aufenthalt in Norwich, dem Sitze William Taylors<sup>1)</sup>, dessen im Laufe der neunziger

<sup>1)</sup> Georg Herzfeld, *William Taylor of Norwich*, 19, 82.

Jahre entstandene Übersetzungen von Bürgers *Leonore*, von Nathan, *Iphigenie* Southey zur Lektüre anregen. *Kabale und Liebe* erschüttert ihn. Er hält *Don Carlos* für Schillers schwächstes Stück, *Wallenstein* für sein bestes (an Wynn, 15. August 1798). Zu Goethe findet er kein rechtes Verhältnis, weil er ihm in der Politik nicht konservativ genug ist (an Caroline Bowles, 1. Juli 1833). „Die deutschen Stücke haben stets etwas Lächerliches, doch Kotzebue scheint mir von einem nicht zu überbietenden Genie besessen . . . Die Tendenz seiner Dramen ist eine durch und durch jakobinische . . . In jedem von ihnen wird ein altes Vorurteil oder Prinzip angegriffen.“ (An Wynn, 5. April 1799.) Aber im Oktober desselben Jahres wurde er *Pizzaro* für das schlechteste Stück halten, hätte nicht Sheridan es fertiggebracht, ein noch schlechteres zu schreiben.

Befruchtend wirkt auf Southey die Bekanntschaft der deutschen Balladendichtung. Seine ersten Versuche (1796) in einem a b a a b gereimten achttaktigen daktylischen Versmaße, das er für die Erfindung M. G. Lewis' hält, gehören zur Schauer-Ruinen- und Gespenster-Romantik. Eine Reihe vortrefflicher Balladen erschien 1799 im *Bristoler Annual Register* und 1805 als *Ballads and Metrical Tales* gesammelt. Feines Formgefühl und den rechten Ton für die gruselige Stimmung des unheimlichen Milieus zeichnet *The Old Woman of Berkeley* aus (1798). Southey schrieb die von Olaus Magnus erzählte Sage in der Fassung des Mathew of Westminster ab, die er auf einem obersten verstaubten Regal der Klosterbibliothek von Arabida fand. Taylor und ein anderer Genosse der deutschen Studien, Frank Sayers, wetteiferten mit Southey in der Bearbeitung, erkannten aber ihm den Preis zu.<sup>1)</sup> In mehreren dieser Gedichte ist der Balladenton vorzüglich geglückt. Die Natur wird zur Anklägerin, Richterin, Vergelterin der Missetat (*Jasper, Lord Willham*, 1798). In etlichen gelingt ihm sogar der Humor. Miss Edgeworth sagte nach der Lektüre: „Glauben Sie mir, Herr Southey, Ihr Talent liegt in der Richtung der Komodie!“ (*Preface, Works*, 1800, Bd. VI). Aber wäre dies wirklich der Fall, so könnte der Humor nicht so spurlos aus Southeys späteren Werken verschwinden. In den

<sup>1)</sup> Herzfeld 43.

Balladen bestreitet ihn meistens der Teufel: *The Pious Painter*, aus *Les Grands Fabliaux*, die muntere Darstellung der Abenteuer, in die der Teufel einen Maler verwickelt aus Rache dafür, daß er ihn so häßlich gemacht; die bösen Folgen einer stümperhaften Teufelsbeschwörung — das Thema unseres *Zauber-Lehrlings* — schildert Cornelius Agrippa; in Betracht kommen ferner: *A true Ballad of St. Antidius*, *The Pope and the Devil* aus der *Cronaca de España*, wie das noch drastischere *The Devil's Walk*, eine Erdenreise des Teufels. Im nachlassigen Metrum der Volksballade wird erzählt, wie der Teufel durch London spaziert und entdeckt, daß Lords und Ladies seinen nächsten Anverwandten gleichen. Coleridge verbesserte einige Strophen und die Ballade geriet unter seine Gedichte. Später wurde sie dem Dichter Porson zugeschrieben, dem auch Byron die daraus empfangene Anregung zu seiner Satire *The Devil's Drwe* zu verdanken glaubte.

Da Southey seine Balladen häufig spanischen Chroniken entnimmt, fehlt es weder an Episoden aus den Maurenkriegen (*Don Ramiro*; die Liebesgeschichte *Garcy Fernandez*), noch an spanischen Heiligenlegenden (*St. Gualberto*; *Old Cristovals Advice* und *The Wedding Night*, zwei Legenden des hl. Isidor).

Die Linie zwischen volkstümlichem Vers und Banksängerton wird nicht durchweg festgehalten (*The March to Moscow*, 1813). Mitunter muß seine Ballade für lehrhafte Moral herhalten (*The Battle of Blenheim*, an einem landlichen Gemälde wird die Eitelkeit des Kriege Ruhms nachgewiesen).

Die deutsche Anregung erstreckt sich auch auf das Gebiet der Idylle. Taylor übersendet Bodmers *Noah*, damit Southey daran Deutsch lerne und über denselben Gegenstand schreibe, um seinen Platz neben Milton und Klopstock zu nehmen (Southey an Edith, 9. Mai 1799). Southey hat nichts dagegen, möchte aber das hausliche Leben in heitern Bildern zur Anschauung bringen (Erntefeste, Christtag), nicht nur, wie er den Deutschen vorwirft, in düsteren (an Taylor, 24. Juli 1798, 4. Januar 1799). Sein natürlicher Hang zieht ihn auf die stille Sonnenseite des Daseins, doch sein Verzicht auf alle Schöpfungsfarbe gibt gleichwohl der Mehrzahl seiner *Englsh Eclogues* (1799) einen überwiegend traurigen Einschlag. Sie behandeln das Schicksal kleiner Leute, schlicht, kräftig, mit einer sozialen Trutznote oder einem sentimentalischen Einschlag. Sie sind in

Blankversen, die aber allem Gekünstelten, Geschraubten, Poetischen geflissentlich aus dem Wege gehen. Hier ist Southey auf gleicher Bahn mit Wordsworth, seinem unmittelbaren Wegbereiter.

Ein alter Steinklopfer erzählt dem Reisenden auf der Landstraße von dem gutigen alten und dem neuerungsliebenden jungen Herrn — und siehe da! der Unbekannte ist niemand anders als der aus der Fremde zur Erbfolge heimkehrende Majoratsherr (*The Old Man's House*). Eine Großmutter erzählt von Schmuggel und Mord (*The Grandmother's Tale*), ein Pfarrer, der barmherzige Nächstenliebe zu fördern sucht, zieht gegen den Aberglauben den kürzeren (*The Witch*). Eine Witwe klärt den Gast auf, was Armut bedeute (*The Wedding*). Der Reiche, ob noch so verhaßt, ist vor übler Nachrede sicher (*The Alderman's Funeral*). Hinter seiner Absicht, das Leben in seiner Mannigfaltigkeit von Licht und Schatten darzustellen (an Wynn, 9. Januar 1799), bleibt Southey so weit zurück, daß er selbst die Eklogen schließlich eintönig findet.

Sein Aufenthalt während des so reiche dichterische Früchte abwerfenden Sommers 1798 war das zwei Meilen von Bristol romantisch gelegene Dorf Westbury. Das Gartenhäuschen, das er bewohnte, wurde von Edith und ihm wegen der zahlreichen unter dem Dach nistenden Schwalben Martin Hall getauft, nachdem sie lange zwischen den ebenso passenden Namen Rattenloch, Mäuseschloß, Villa Ungeziefer geschwankt hatten. Aber was verschlug ihnen derlei kleines Ungemach? Sie waren glücklich. Die Wohnstube hatte Raum für Bücher, die Aussicht war prächtig. Southey spinnt Gedichte wie die Spinne ihre Fäden (*To a Spider*). Die fleißigen Bienen — genau besehen, Vorrat aufspeichernde Geizhälse — wecken, wie jede Kreatur, in ihm ein menschliches Interesse (*The Bee*). Der Tanzbar wird ihm zum Gleichnis des politisch bevormundeten Menschen, dem seine Regierung weismachen mochte, er sei in Kulturverhältnissen glücklicher als im Naturzustande (*The Dancing Bear*, 1799). Überall sieht er Beziehungen auf den Menschen. Betont Southey auch noch so sehr, daß das Tier sein Recht auf Freiheit und Eigenart habe wie der Mensch, schildert er mit noch so liebevoller Kleinmalerei die Landschaft: das Bild ist doch niemals Selbstzweck, sondern immer nur des Vergleichs wegen da (*Thou lingerst,*

*Spring*). Nur die glücklichste Stunde — wie sie in Westbury mitunter erscheint — schwellt ihm die Brust mit jener Naturbegeisterung, die sich Selbstzweck ist. Dann betet er zur Sonne, die wie ein Gott Leben und Schönheit auf ihren Ruhmespfad giefst (*I marvel not, o Sun*, 1799). Auch an Menschen fehlt es in Westbury nicht, die seinem Geist und Herzen viel bedeuten. So der Physiker Davy, der damals mit Lachgas experimentierte Ab und zu erhielt Southey eine Flasche. Er wird davon „so stark, so glücklich, so wunderbar glücklich!... Gewifs, die Luft im Himmel mufs dieses wirk-same Wonnegas sein!“ (An Thomas Southey, 12. Juli 1799). Den Aufenthalt in Westbury hat Southey 40 Jahre später als eine der glücklichsten Perioden seines Lebens bezeichnet. Die erhöhte Stimmung jener Tage hält ein Kranz von Liebesgedichten fest: *The Amatory Poems of Abel Shufflebottom*, vier Sonette, und vier Liebeselegien (*Love Elegies*). Ihr holder Gegenstand heifst Delia. Der Dichter beobachtet sie beim Fangbecherspiel und ihm ist, als wäre sein Herz der Ball, den sie bald wegschleudert, bald auffängt. Ihr Auge lafst sich so wenig malen wie die Sonne, das Feuer des Diamanten, die Gottheit. Seine Liebe ist ihm ein Beweis für das Dasein der Seele. In anmutigster Form nimmt hier Southeys Lyrik einen Schwung, der ihm kaum je wieder geglückt ist. Die Elegien sind eine Art Satyrspiel zu den Sonetten. Der Dichter parodiert durch ungeheure Übertreibung die Überschwenglichkeit seiner Liebe. Sein gesundes Herz öffnet sich gewissermaßen ein Sicherheitsventil im Humor. Das Nastüchlein, das Delia benutzt, soll keine Wascherin entheiligen. Selig der Bär, der sein Leben lassen durfte, um Pomade für ihr göttliches Haar zu liefern. Endlich gelingt es dem Dichter, ihr eine Locke zu rauben. Aber da reifst ihn die Holde aus allen Himmeln mit dem Ausruf: „Dummer Laffe! Nun haben Sie mir meine Perucke verdorben!“ Das ist Southey's Gegenstück zu Popes *Lockenraub*.

Mit einem religiösen Stoff, den er in einer Tragödie gestalten will, kämpft er zwei Jahre vergeblich. An drei gleich edeln und rechtschaffenen Menschen möchte er, ohne Gehässigkeit, ohne Parteinahme für ein Bekenntnis, die Seelenkonflikte im Zeitalter der Religionsfehden darstellen. Sein Hauptaugenmerk in bezug auf die dramatische Form ist Einfach-

heit. Selbst Shakespeare tut ihm darin mitunter nicht genug. Die jetzige Bühne findet er auf dem äußersten Tiefstande angelangt (an Bedford, 27. Januar 1793, an Wynn, 10. Oktober 1799). Er hofft, sein Drama werde ihr Abhilfe und ihm dauernden Ruhm bringen (an Wynn, 30 April 1801), kommt aber nicht über die Anfänge hinaus. Die *Monodramen*, die er gleichzeitig schreibt, sind tatsächlich Monologe. Southey meinte in ihnen verdichtete Tragodien zu liefern, in Wirklichkeit gehen sie kaum über Inhaltsangaben hinaus. *Sappho*, 1798; *Ximalproca* (ein mexikanischer König, der sich seiner erzürnten Gottheit opfert, *Lucretia*, *The Wife of Fergus* (Selbstrechtfertigung und Selbstjustifizierung einer Gattenmörderin).

Im folgenden Jahr, 1799, wendet Southey sich auch der Prosa zu. Als er seinen Wohnsitz wieder in Burton bei Bournemouth aufschlägt, macht er dort die Bekanntschaft eines vortrefflichen, praktischen Mannes, John Rickman, der ihm rat, sein Talent in den Dienst einer großen, nützlichen Sache, z. B. der Frauenbewegung, zu stellen und ihn auf die vorbildlichen weiblichen Vereinigungen der Niederlande, die *Beguinages*, verweist.

Southey entzündet sich an diesem Gedanken. Sein Essay über die soziale Lage der Frau soll beschäftigungslosen Frauen die Möglichkeit anständiger Unabhängigkeit schaffen durch Erschließung jener Berufszweige, die die Männer monopolisiert haben (an John May, 18. Februar 1800). Einmal im Zuge, spinnt seine Phantasie weiter, gerat in politische Fragen, in das Problem der Kolonialpolitik, und mit Eins sind die pantisokratischen Traume wieder da. „O, was für ein Land könnte dieses England sein, lenkte eine weise Regierung Reichtum, Kraft und Tätigkeit des Volkes!“ Armut und Angst vor der Armut sind die zwei großen Quellen der Schuld. „Mißverstehen Sie mich nicht, als fände ich darin die einzige Ursache“, fährt er fort, „doch sie sind die häufigste. Ein Kolonialsystem, das der überschüssigen Arbeitskraft des Landes einen Ausweg erschlösse, würde sie in eine Ursache allgemeinen Wohls verwandeln.“ Allein Southey's große Plane hängen in der Luft. Selbst die kleineren, zu denen er herabsteigt — die Errichtung eines Rekonvaleszentenheims — erweisen sich bald als unausführbar. Er hat noch immer kein dauerndes Heim, keinen Beruf.

Nun packt ihn noch ein Nerven- oder Herzleiden. Der Arzt rät zu einem milderen Klima. Southey und seine Gattin stehen der Zukunft rat- und hilflos gegenüber. Da kommt (1800) zum zweitenmal eine Einladung des portugiesischen Oheims. Diesmal gilt sie auch für Edith. Der Jugendfreund John May zahlt die Reisekosten. Wie vor fünf Jahren sieht Southey die heimischen Ufer traumgleich verschweben und liegt bald krank im Schiffsraum, der ihn an einen Sarg erinnert. Ein blinder Lärm, daß man ein französisches Schiff gesichtet, reißt ihn vom Lager. Schon steht er am Posten mit seiner Pistole. Näher kommend, entpuppen die Feinde sich als Leute von Guernsey. In Portugal entbehrt er unter Ediths Einfluß englische Kultur und englische Freunde zwar nicht minder als bei seinem ersten Aufenthalt. Dennoch sind Geist und Sinn erschlossener für die schöne Eigenart des Landes, und die Sonne macht ihn gesund und froh. „Wer Lissabon nicht gesehen, hat nichts Schönes gesehen!“ Den Sommer verbringen sie in Cintra. Ihr Hauschen steht inmitten eines Limonengartens. Die Landschaft verschwimmt in weichem Umriss. Er kann „dieses gesegnetesten Flecks Erde“ späterhin nur mit Tränen der Rührung gedenken. Im Februar und März 1801 besuchen sie Coimbra, wo die Studenten, „das unverschämteste Gesindel“, sie über Gebühr belästigen, und Batalha, „das architektonische Weltwunder“ (an Denvers, 28. März). Im Juni 1801 sind sie wieder daheim, in England. Southey bringt reiches Material mit (an Coleridge, 25. März 1801). Nun soll das große Werk über die iberische Halbinsel geschrieben werden. Er darf sich rühmen, daß Portugal an ihm und seiner Gattin keine undankbaren Gäste beherbergt hat. „Wir liebten dich, hochherzige Mutter gewaltiger Geister, treuer Herzen . . . Denn dieses warst du in vergangenen Zeiten. Noch brauchen wir an dir nicht zu verzagen. Noch, glaube ich, bist du nicht ganz entartet“ (Widmung zu *Sir Thomas Moore*, VIII). Als Spanien sich (1808) gegen Napoleon erhebt, hat Southey in bezug auf dieses Land keine Angst, keinen Zweifel. Der Geist der Freiheit kann nicht verlöscht werden. Nichts als dieser Geist könnte möglicherweise den Fortschritt Bonapartes hemmen. Und er wird ihn hemmen, ihn — dies ist meine feste Zuversicht — vielleicht vernichten“ (11. Juli 1808). Keiner andern Arbeit widmet er soviel Zeit als diesem

Monumentalgeschichtswerk (an Walter Scott, 13. Januar 1813). Er weiß über Land und Leute mehr als die meisten In- und Ausländer. Trotzdem wurde die Geschichte nicht vollendet, nie gedruckt, und so der eigentliche Zweck der spanisch-portugiesischen Reise nicht erreicht. Aber sie ist dennoch das große Ereignis seines Lebens geblieben. Sie befruchtete in ihm den epischen Dichter und führte ihn damit auf sein eigentliches Gebiet.

### Die Epen.

In seiner Westminster-schulzeit, als fünfzehnjähriger Junge, hatte Southey von Picarts Werk über religiöse Zeremonien einen starken Eindruck empfangen, der sich, wie gewöhnlich bei ihm, in den Plan eines den gesamten Stoff umfassenden Werkes umsetzte. Jede der weiter verbreiteten Religionen und ihr Einfluß auf den Menschengestalt sollte die Grundlage einer erzählenden Dichtung bilden. Er begann mit dem Koran, mit der Verherrlichung der Resignation als höchster Tugend, in *Thalaba the Destroyer*, einer epischen Dichtung in 12 Büchern (in Cintra, Juli 1800, gerade ein Jahr nach dem Anfang beendet, deutsch unvollständig von Freiligrath). Der Grundgedanke soll von Frank Sayers stammen.<sup>1)</sup> Southey teilt nach seinem Besuch in Norwich (1798) Cottle seine Absicht mit, „die Vernichtung des Domdaniel“ (eines höllischen Grauenorts) zu bearbeiten und dabei die mohamedanische Religion in vollem Glanze zu zeigen. Landors *Gebir*, den er für die *Critical Review* 1799 bespricht und zum Vorzüglichsten der englischen Sprache und Literatur zählt, bekennt er sich verpflichtet. Nach seiner eigenen Aussage hat er sich vier Jahre mit dem Plan des Werkes getragen (*Works*, 1837, *Pref.*), dessen wahre Heimat das Volksbuch „Tausend und Eine Nacht“ ist. Mit seiner Mutter wandert der Knabe Thalaba durch die Wüste. Vater und Brüder sind erschlagen. Er allein entkam — er, der Rächer. Seine Feinde sind dämonische Zauberer, im Domdaniel, auf dem Meeresgrunde zu Hause, verschworen, sein Geschlecht auszurotten. Aber Thalabas Schutzgeist ist stärker als sie. Er wächst heran. Unter den Junglingen Arabiens ist seinesgleichen nicht. Tatendurstig stürmt er seiner Aufgabe entgegen. Er bekämpft

<sup>1)</sup> Garnett, *Dictionary of National Biography*.



Dämonen in ihren Höhlen, er widersteht allen Verlockungen wie allen Schrecknissen des Lebens. Er nimmt alle Muhsal, alles Leid auf sich. Seine lautere, fromme Selbstlosigkeit ist der Schild, an dem die Macht der Erzfeinde zerschellt. Dem obersten der bosen Geister stößt er das Schwert des gemordeten Vaters, das Racheschwert ins Herz. Domdaniel stürzt ein. Aber es begräbt auch Thalaba unter seinen Trümmern. Da naht ihm die Jugendgeliebte in Hurigestalt und bewillkommnet ihn, dessen Leitstern sie gewesen, als ihren Gatten im Paradiese.

In diesen Hauptfaden der Erzählung ist eine verwirrende Fülle langatmiger Episoden verwebt, die die Aufmerksamkeit des Lesers ermüden und zerstreuen, so daß er leicht auch das Wertvolle, poetisch Empfundene, Gedankentiefe übersieht. Aber die ersten seiner Zeitgenossen (z. B. der junge Shelley) begeisterten sich an *Thalaba*. Southey hat darin das Bekenntnis seiner zu frühzeitigem Abschlufs gelangten Religionsphilosophie niedergelegt, deren Ideal, die innere Sammlung, ihm mit wahrer Freiheit gleich gilt, deren Frucht bedingungsloses Gottvertrauen, deren Optimismus Ewigkeitshoffnung ist. *Thalaba* hat einen symbolischen Kern. Das Leben ist eine Wüste, und der vom Schicksal als Vollbringer großer Taten gezeichnete Mensch ist einsam, auf sich selbst gestellt. Nichts feilt den Helden vor den Tücken und Versuchungen des Erbfeindes als Lauterkeit und Demut; sie sind sein wahrer Talisman, wenn es das Äußerste gilt. Erst als Thalaba Schwert und Zauberring von sich geworfen, ist er reif zum Sieger, zum Überwinder. Es steckt in *Thalaba* viel Spekulation über das dualistische Prinzip, zweier einander feindlicher Grundmächte in der Natur, in Gott. Mit der Erkenntnis, daß an sich nichts gut oder böse sei, sondern es erst durch seine Anwendung werde, erscheint Southey als ein Mittelglied zwischen Hamlets (oder Montaignes) Weisheit und der des Luzifer in Byrons *Cain*.

Rousseausches Naturevangelium klingt aus *Thalaba* in eigenartiger, kraftvoller Note. Der vom Himmel erkorene Held muß in einsamer Naturnähe aufwachsen, daß seine Kraft sich stähle und sein Herz rein bleibe, weder in Armut — denn sie ist der Quell des Lasters (vgl. *The Complaint of the Poor*, 1798), — noch in Reichtum, denn er ver-

flacht und vergrößert den Geist. Eine Reihe anmutiger Genrebilder zeigen das schlichte Jugendglück des Naturkindes. Während Thalaba mit geschlossenen Lidern unter der breitblattrigen Sykomore von künftigen Taten träumt, lecken ihm seine Hunde die Hände. Während er die Weidenäste zum Korbe biegt, knabbert das Kitzchen am andern Ende die Blätter ab. Wenn er sich am Quell labt, vergiftet er nicht die Pelikanbrut im Neste zu trinken. Später lernt er die Sprache der Natur verstehen.

Einen auffallend breiten Raum nehmen Phantasielandschaften ein: die Höhlen des ewigen Feuers, die Eiswusten des Hochgebirges, die Paradiese im Innern der Berge. In einer lieblichen Flussschiffahrt stromab, die das Boot, reglos durch wechselnde Gegenden gleitend, bei Sonnenuntergang ins Meer trägt, der aufgehenden Sonne eines neuen Tages entgegen, hat Shelley das Vorbild seines *Alastor* gefunden. Und dennoch besitzt Southey's Phantasie keine eigentliche Schöpferkraft. Er bekennt sich zu einer lebenslangen Vorliebe für Spenser, den er wohl dreifsigmal gelesen, während er sich durch Pope kein einzigesmal durcharbeiten konnte, und dennoch ist seine Naturschilderei in manchem Zug diesem verwandter als jenem. Gewöhnlich liegt der Traumlandschaft eine mit scharfem Blick für das Charakteristische geschaute Wirklichkeit zugrunde, z. B. dem Domdaniel die *Valley of Stones* im südlichen Devonshire, wo Southey bei einem Ausfluge (1799) die Erhabenheit der Einsamkeit, wie nie zuvor, empfindet, „die nackten Knochen, das Skelett der Erde, ungestaltet, wie ein Palast praadamitischer Könige“.

Die zahlreichen mythologisch-allegorischen Personen des *Thalaba* haben die packende Kraft nicht, die zum Glauben zwingt. Die anmutvollste unter ihnen ist die nornenartige Zauberin Maimuna, die in ihrer Hütte, am Herdfeuer sitzend, den unzerreißbaren Faden spinnt, der Thalaba bindet. Ihr Mädchenantlitz ist von schneeweißem Haar umrahmt, ihre Sprache Gesang. Sie liest in den Sternen Thalabas Geschick und wird schließlic zu Allah bekehrt.

Die ungleich langen Strophen der unregelmäßig gestellten drei- bis funfjambigen Verse sind eine kühne Abweichung vom herrschenden Reimpaar. Hier ist Southey ein Neuerer, der alle Möglichkeiten seiner Erfindung — musikalische Vorteile,

Ausdrucksfähigkeit, Verstärkung des Eindrucks durch Wiederholung, dramatische Belebung durch Wechselrede — mit Geschick ausbeutet. Voll Selbstgefühl schreibt er an Wynn (21. Februar 1801): „So wie es ist, weiß ich kein Werk, das zwischen ihm und dem *Orlando* gleichen Anspruch erheben konnte . . . gerade heraus gesagt: ich wurde den Vergleich mit Ariost nicht scheuen.“ Trotzdem unterschied sich die Aufnahme des *Thalaba* wesentlich von der der *Joan of Arc*. „Soviel Besseres er verdiente, um soviel schlechter wurde er behandelt“ (*Poetical Works*, 1834, *Pref.* XIII). „Hatte *Thalaba* mehr Erfolg gehabt, so wäre mein Plan (der religiösen Epenreihe) jetzt ausgeführt“ (an Rev. Martin Longmire, 4. November 1812).

Unabgeschreckt schuf er dennoch weiter. Die walisische Indianer Erzählung *Madoc* (1805) war noch vor dem *Thalaba* begonnen. Diesmal wählte er den Blankvers, „das edelste Versmaße“ (Vorwort zu *Thalaba*), begab sich an die Schauplätze seines Epos und ließ dem Werk jede Sorgfalt angedeihen. Es sollte „der Pfeiler seines Ruhmes“ werden, dem trefflichen Freunde Wynn zugeeignet, mit dem er einst, als Schuler, über die Glaubwürdigkeit der Entdeckung Amerikas durch einen walisischen Prinzen disputiert hatte (*Pref.* 1838). Die Dichtung besteht aus zwei Teilen: *Madoc in Wales* (18 Gesänge) und *Madoc in Aztlan* (27 Gesänge). Die Breite der Darstellung dient der Übersichtlichkeit nicht. Southey's Formtalent wird mehr noch als im *Thalaba* an der Überfülle zuschanden. Owen Gwyneth, ein König von Nordwales im 12. Jahrhundert, hat Cynetha, den ihm anvertrauten Sohn seines verstorbenen Bruders, blenden lassen und um sein Erbteil gebracht. Die Schuld des Vaters rächt sich an den Söhnen. Zwietracht, Totschlag, Landesverrat untergraben Owens Haus. David, sein Nachfolger, vermählt sich mit einer Plantagenet aus dem verhassten Sachsenstamme. *Madoc*, der Jüngste, verläßt die Heimat. Nach langer (der Reise des Columbus nach-erzählter) Seefahrt landet er in Aztlan (Mexiko), befreit das Land von kriegerischen wilden Nachbarn, bekehrt das Volk, holt sich aus Wales eine Pflegeschwester und Geliebte und läßt sich mit zahlreicher Gefolgschaft für immer in der neuen Welt nieder. Nach harten Kämpfen, Widerständen und Leiden bezwingt abendländische Kultur die Wilden, den Urwald, die barbarischen Götter. *Madoc* ist Herr des Landes. So erfüllt

sich für Southey in der Dichtung das in der Wirklichkeit gescheiterte pantisokratische Ideal. Den unbefangenen Leser berühren Cynethas metaphysische Bekehrungspredigten als die Hirngespinnste eines Träumers, die gewaltsame Loslösung der Eingeborenen von ihren Lebensgewohnheiten und Lebensanschauungen unter Blutvergießen und Martern als grausame Gewalttatigkeit übermächtiger Eindringlinge, denen sich die Natur mit den Schrecken eines furchtbaren Erdbebens verbindet. In Wirklichkeit zeichnet Southey gerade das Gegenteil von dem, was er beabsichtigt: nicht Rückkehr zum Segen natürlicher Zustände, sondern gewaltsames Abreißen der natürlichen Entwicklung, wie es nur zu häufig das „Kulturwerk“ der Europäer unter Wilden gewesen ist. Bei der Schilderung der Eingeborenen aber gerat er trotz seines Strebens nach schlichter Tatsachlichkeit ins Utopistische. Die hoheitsvolle Königin Erillyab, die Wilden in ihrer Menschlichkeit, Gastfreundschaft, Selbstbeherrschung, Redlichkeit, greifen in die Indianerliteratur einer überwundenen Epoche zurück. Die Ausführlichkeit der Schilderung bringt die entlegene Vorzeit dem Interesse des Lesers nicht näher. Die Tropennatur scheint mehr aus Büchern zusammengetragen, die Southey gerade für die *Annual Review* kritisierte, als in der Einbildungskraft geschaut, während die Romantik des walisischen Mittelalters matt und konventionell anmutet. Im Vergleich mit *Thalaba* ist *Madoc* ein Abstieg. Selbst Southey fand, er lese sich wie das Werk eines alten Mannes, alle seine Lichter berührten wie Abendsonnenschein (an Wynn, 27. Juni 1805). *Monthly* und *Edinburgh Review* griffen es heftig an. William Taylor nannte es zwar das beste englische Gedicht, das seit dem *Verlorenen Paradiese* aus der Presse gekommen,<sup>1)</sup> und Walter Scott prophezeite, *Madoc* werde einst in der Meinung des Lesepublikums seinen Platz zu Miltons Füßen einnehmen (Oktober 1807). Aber die Nachwelt hat beiden nicht Recht gegeben.

Southey's drittes Epos gehört dem Hinduismus. In *The Curse of Kehama* (1810) wagt er es, an der Hand einer dem Abendlander nicht geläufigen Mythologie einen allgemein sittlichen Gedanken zu erläutern: den Faustgedanken der Erlösung

<sup>1)</sup> John Dennys, *Robert Southey, The Story of his Life, written in his Letters*, 1894, Introduction.

des Schuldigen durch eigenes Ringen und den Beistand treuer Liebe. Nur dafs der morgenländische Begriff der Veredlung dem abendländischen fast entgegengesetzt ist: hier das aktive Ideal des Strebend-sich-bemühens und Durchsetzens gegen innere und äufßere Gewalten, dort das passive der Buße, des demütigen Alles-über-sich-ergehen-lassens, ohne wider den Stachel zu löcken. Der zauberkundige Rajah Kehama verflucht Ladurlad, den Mörder seines Sohnes Avalan, ewig zu leben, ohne der Wohltaten des Lebens teilhaftig zu werden. Die Elemente sollen ihm ihren Tribut verweigern, doch ihn nicht töten.

Und den Tod suchst du vergebens,  
Den Erlöser alles Lebens,  
So lange noch die Herrschaft mein,  
Lebst du fort in deiner Pein.  
Glut im Herzen soll,  
Glut im Hirn dir sein.  
Mein Gebot wehrt fest und klar,  
Dafs kein Schlummer heim dich such',  
Und es liegt auf dir ein Fluch  
Immerdar und immerdar.

Der grimmige Southeyhasser Byron hat uneingestanden, unbewußt die markige Schönheit dieser Verse anerkannt: der Fluch im *Manfred* (I, 1) klingt unleugbar an sie an.<sup>1)</sup> Ladurlad verzweifelt an den Göttern. Aber seine fromme Tochter Kailyl gewinnt den Beistand eines gütigen Geistes und geht nach zahllosen Fährnissen und Leiden, die 24 Gesänge füllen, zu den Unsterblichen ein, während dem Ladurlad „der Herr des Todes“ lächelt. Sein Bfßermartyrium macht ihn der Gnade des Sterbens würdig. Übermenschliche Selbstbeziehung hat die passiven Kräfte seiner Natur zum Heldentum emporgeschraubt.

Kehama, dessen Herrschgier schließßich Indras Weltmacht anstrebt, stürzt in ewige Qual. „Mein nächstes mythologisches Gedicht — sollte ich noch eins schreiben — würde ich auf das System des Zoroaster gründen“, äußert Southey (14. November 1812). „Ich würde die Hauptperson von bösen Mächten verfolgt darstellen, aber jedes Ungemach, das ihr zustiefse, würde zum Mittel, eine Tugend, die sonst gebunden

---

<sup>1)</sup> Auch die Anlage des *Manfred*, der nur die Buße, nicht die Schuld des Helden behandelt, erinnert an Southey's Epen.

bliebe, zur Entfaltung zu bringen. In Wirklichkeit hatte Southey diesen Gedanken bereits im *Kehama* gestaltet. In der Landschaftsschilderung nimmt seine Phantasie einen großzügigeren Flug als in den andern Epen, z. B. in der Schilderung des paradiesischen Idylls auf einem zwischen Himmel und Erde schwebenden Eiland, wohin Kailyl auf einem Luftschiff durch den Äther getragen wird, um an Indras Thron Fürbitte für ihren Vater Ladurlad einzulegen, und wo sie auch ihre tote Mutter findet. Sie hat das Brautbett, auf das Arvalan sie zwingen wollte, in Brand gesteckt. Sein Drachenwagen zerschellt am Nordpol. Sie aber findet in einer unterirdischen Stadt ihren gütigen Schutzgeist als Sieger im Kampfe mit wilden Tieren. Southeys Einbildungskraft blüht hier wie ein leiser Vorfrühling von Shelleys Phantasie. Nur, daß solche Stellen bei ihm die eingesprengten Oasen einer Sandwüste bilden. Es fehlt ihm an Plastik und Persönlichkeit. Obgleich *Kehama* ein wirkliches Urbild haben soll — einen Bristoler Mitschüler von teuflischer Halslichkeit und Bosheit (an John May, 20. August 1823) — gebricht ihm wie den übrigen Gestalten der konkrete Umriss, die Individualität. Nichtsdestoweniger fand es Knebel in Weimar, der durch Crabb Robinson mit *Kehama* bekannt wurde, unfälschbar, wie ein Mann der nicht selbst in Indien gewesen, „sich in den Geist, die Sitten und Gebräuche eines Volkes versetzen kann“ (an Goethe, 30. August 1818).<sup>1)</sup> Daß der Erfolg im übrigen gering war, konnte Southey nur überraschen, aber nicht irremachen. Er war sicher, jede kommende Generation würde ihm wohl ein halbes Dutzend Bewunderer liefern. Der unsterbliche Ruhm eines Dante stehe nicht auf breiterer Basis (an Thomas Southey, 25. November 1809). Das in feinem Formgefühl gewählte freie Metrum wurde von der *Monthly Review* als revolutionär beanstandet (Vol. VIII), während der Dichter damit „orientalische Edelsteinarbeit“ geleistet zu haben glaubte (an Landor, 20. Mai 1808). Landor, mit dem ihn alte innige Freundschaft verbindet, ist der einzige, nach dessen Beifall er strebt, dessen Tadel ihn gedemütigt hätte (an Bedford, 26. April 1808). Und Landor ist zufrieden. Er wisse nicht, schreibt er bei Empfang der Handschrift (Februar 1809), ob

<sup>1)</sup> Luise Sigmann, Die englische Literatur von 1800—1850 im Urteil der zeitgenössischen deutschen Kritik. Anglistische Forschungen, 1908.

es in irgendeiner Sprache noch etwas so Phantasievolles, Originelles gebe wie *Kehama*. Und da sich im Augenblick kein Verleger findet, bittet er, der Wohlhabende, um die Vergünstigung, die Druckkosten bestreiten zu dürfen. Southey lehnt ab, empfindet aber den Freundschaftswert des mit allem Herzenstakt gestellten Anerbietens.

Ein Jahr darauf bearbeiten Southey und Landor den gleichen Stoff: Landor als Tragödie (*Count Julian*, 1812) deren tragende Leidenschaft „die Erhabenheit bußfertigen Grams“ ist (De Quincey), und das Southey überschwenglich bewundernd „ein Werk *sui generis*“ nennt. „Sie sind der einzige Dichter, den nachzuahmen mir unmöglich scheint.“ Er selbst gestaltet den Stoff als Epos: *Don Roderick, the Last of the Goths* (1814). Als Dritter im Bunde gesellt sich Scott zu ihnen mit der poetischen Erzählung *The Vision of Don Roderick* (1811). Der Keim von Southseys Epos ist sein 1802 dem Geschichtswerk Miguel de Lumas entnommenes Monodrama *La Caba*<sup>1)</sup>, Julians entehrte Tochter, die sich unter leidenschaftlichen Anklagen des königlichen Verführers und ihres eigenen Vaters tötet. Die Quelle des Epos (25 Gesänge in Blankversen) ist eine spanische Chronik aus dem Jahre 1499. Der ursprüngliche Titel war *Pelayo*. Im Laufe der Arbeit trat das Interesse an dem aktiven Charakter des kraftvollen Helden hinter der poetischen Gestalt des edeln Bußserkönigs zurück und hatte eine das Ebenmaß störende Verschiebung des Plans zur Folge. König Roderich, der durch die Verführung Florindens ihren Vater, Graf Julian, veranlaßt hat, aus Rache die Mauren ins Land zu rufen, verschwindet nach verzweifelter Gegenwehr in der Entscheidungsschlacht. Für alle Welt verschollen, lebt er als bußfertiger Einsiedler seiner inneren Läuterung, bis ihn eine Traumerscheinung seiner Mutter den Kampf mit der Welt wiederaufnehmen heißt. Roderigo gehorcht, aber nicht als Überwinder von Gegnern, sondern als Bezwingen des eigenen Dämons. Er huldigt Pelayo als König. Er vernimmt in der Beichte Florindens Geständnis, daß sie ihn noch immer liebe, ohne sich zu erkennen zu geben. Er scheidet schweigend von der liebevollen Mutter, dem treuen Erzieher. Niemand als sein Hund hat ihn erkannt. Er bewegt den abtrünnigen

<sup>1)</sup> Ludwig Pfandl, Robert Southey und Spanien (*Revue Hispanique*, Vol. XXVII, 1913).

Julian, zur Christenheit zurückzukehren. Aber diesen zweiten Verrat (an den Mauren) bufst Julian mit dem Leben. Seine Sterbestunde, in der Roderick ihm den letzten Trost spendet, führt zur Erkennung und Versöhnung. Während Pelayo, vom Sonnenglanz vergoldet, auf den Hügeln den ausschlaggebenden Kampf befehligt, eine Art Fortimbras, der das gesündere Geschlecht einer neuen Zeit heraufführt, entschwindet Roderick zum andernmal aus dieser Welt der Sünde, die er als Entsagender bewältigt hat.

Den ethischen Grundgedanken hat *Roderick* mit *Kehama* gemein. Nicht die bereits in der Vergangenheit liegende Schuld, sondern ihre Suhne sind der Gegenstand dieser Epen, denen ein mystischer Zug gemeinsam ist. Southey steht mit Entschiedenheit zu seinem Helden, bestrebt, seine Schuld in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Florindens Verführung ist nicht die Tat eines rohen Wustlings, Roderick liebt sie und findet Gegenliebe. Noch unverhüllter ist seine Parteinahme für das christliche Spanien gegen das Maurentum, trotzdem seine protestantische Rechtgläubigkeit sich gegen das Marienwunder sträubt und die meisten der südlichen Phantasie entsprungenen Legenden, die sich an Roderick knüpfen, in die Anmerkungen verweist. Die parteiische Einstellung schadet der künstlerischen Anordnung, die eine gleichmäßige Verteilung des Interesses auf beide Heerlager forderte. Die komplizierte, ungeordnete Handlung scheint nicht durchkomponiert. Den Gestalten fehlt sozusagen das historische Kostüm. Aber auch der lyrische Fluß des *Thalaba* wird nicht erreicht — von einigen Gipfelpunkten abgesehen, wie der Episode der Adosinda, einer spanischen Judith, B. VIII; Florindas Beichte, B. X; dem schwungvollen Glaubensenthusiasmus, B. XXI. Southey war nichtsdestoweniger zufrieden. Roderick sei das beste, was er geschrieben oder noch schreiben werde (an Grooch, 30. November 1814). James Hogg, der Etrikschafer, erklärte *Roderick* für die edelste Dichtung des Zeitalters.

Noch bevor und während Southey daran dichtete, übersetzte und bearbeitete er den *Amadis*, den *Cid* und den *Palmerin*. Im *Amadis* (1803) wird das Original ungefähr um ein Viertel verkürzt, die Gefühlstemperatur um viele Grade abgekühlt und der Roman auf das Niveau eines Sittenbildes gebracht. Der Überblick über die Amadisliteratur in der Einleitung



beweist gründliche philologische Kenntnisse.<sup>1)</sup> *Palmerin of England corrected from the Original Portuguese* (1807) frischt Anthony Munday's alte Übersetzung (1531—89) auf und verbessert sie nach französischen und italienischen Übertragungen. Als Verfasser des Romans bezeichnet Southey den Portugiesen Francisco de Moraes, was die spätere Forschung bestätigt hat.<sup>2)</sup> Mit dem *Chronicle of the Cid* (1808) meinte Southey „das merkwürdigste Stück Rittergeschichte“ zu geben, das je in englischer Sprache erschienen sei. Sie war ursprünglich als Kapitel einer Geschichte Portugals gedacht und ist das Ergebnis eines umfassenden Studiums altspanischer Chroniken. Aber der Wust unnötiger und uninteressanter Nebendinge, die Southey in das *Poema del Cid* hineinträgt, wird vom Leser als Ballast empfunden, die altertümelnde Sprache steigert die Schwerfälligkeit.<sup>3)</sup>

Der epische Nachzügler *A Tale of Paraguay* (1825 veröffentlicht, aber schon 1814 mit Versen, die zu Southey's tiefst-empfundnen gehören, seiner Tochter Edith zum zehnten Geburtstag geschenkt), lebt wie die übrigen Epen vom spanischen Einfluß. Seine Quelle ist Dobrizhofers Bericht der Eroberung und Kolonisation Paraguays, *De Abipones*. Das klassische Werk des Steiermärkers war nach einer deutschen Übersetzung von Kreilo durch Sarah Coleridge ins Englische übertragen worden (Southey an Kenyon, 15. Januar 1820, an Rickman, 9. November 1821). Im engen Anschluß an Dobrizhofer geht Southey hier von seiner antikatholischen Haltung ab und verherrlicht die Jesuitenkolonie als paradiesisches Idyll. Der ethische Grundgedanke ist wiederum derselbe wie in *Thalaba* und *Kehama*: der hl. Ignaz von Loyola wird, der Welt entsagend, ein Herrscher über Könige und Völker. Während die Spanier wie Räuber nach Gold wühlen, bewähren sich die Jesuiten als Arbeiter im Weinberge des Herrn. Aber das versteinemde Streben nach Objektivität erzeugt einen Grad von Unpersönlichkeit, der zu heillosen Langeweile führt. Nie hat man dürrere, trockenere Stenzen gelesen. Southey's poetische Ader scheint — nun er 40 Jahre alt ist — gänzlich verkalkt. Seine Schilderung der Wilden ist von altmodischer verlogenen-süßlicher Romantik. Die „vom

---

<sup>1)</sup> Pfandl, 190 ff.

<sup>2)</sup> Ebd. 265 ff.

<sup>3)</sup> Ebd. 218 ff.

großen Geist über das Meer gesandten Fremdlinge“, die vorgeben, daß sie den roten Menschen „die Gnade des Gesetzes und der Sitte“ bringen, werden von ihnen längst erwartet, und die Freude der Begrüßung erinnert verhängnisvoll an die alte Kolumbusanekdote: „Gottlob, wir sind entdeckt!“ Southey ist der poetischen Losung eines tieferen Problems nicht fähig. Dies ist wohl auch der Grund, daß eine mit Begeisterung begonnene Erzählung *Oliver Newman*, die „eine anglo-amerikanische *Ilias*“ werden sollte (an Taylor, Januar 1811), nicht weiterkam. Im Helden, einem Quaker, der der Sohn eines Königsmörders ist, sollte sich der tragische Zwiespalt zwischen Glaubens- und Sohnespflicht abspielen. Einer solchen Aufgabe war Southey nicht gewachsen.

Schließlich versucht er sich noch in der Legendendichtung. Doch für die fehlt es ihm an glaubiger Naivetät und echter Ursprünglichkeit. Southey, von dessen kindlichem Wesen im Umgange mit Freunden und Angehörigen Nahestehende nicht genug erzählen können, ist, wenn er dichtet, niemals ein Kind. Durch die Naivetät spürt man sein überlegenes Lächeln. Nur sein Kunstgeschmack und sein Formgefühl bewahrt ihn davor, die Wundererzählungen satirisch zuzuspitzen. *Queen Mary's Christening* ist eine heitere Weihnachtsgeschichte, *The Pilgrim to Compostella* mit der *Legend of a Cock and Hen* (1829, aus spanischen Quellen), jene von pikant angewehstem Humor, diese volkstümlich-harmlos. Dem behaglich schmausenden Alcalde wird bei der Tafel von einem unschuldig Gehenkten erzählt, den man lebend am Galgen angetroffen. Ungläubig ruft er aus: „Ebenso könnten diese Hühner wieder lebendig werden!“ Da gackert es in der Schüssel, und die Hühner recken die Köpfe in die Höhe. Das Wunder ist bewiesen. In einer einzigen Legende gelingt Southey die feierliche Schlichtheit des Vortrags: *All for Love, or a Sinner well saved*. Der Freigelassene Eleemon verschreibt sich dem Teufel, um die Tochter seines Herrn zu heiraten. Aber durch seine Buße und die Frömmigkeit seiner Gattin vernichtet der Bund der Gnade den Bund des Teufels, der um seine Beute geprellt ist.

### Der Seedichter.

Bei seiner Rückkehr aus Portugal fand Southey Coleridge bereits in dem Städtchen Keswick am nördlichen Ende der

Cumberlandseen eingebürgert. Im August folgte er seiner Einladung, aber das an die Höhen von Cintra gewöhnte Auge fand die rechte Einstellung nicht zu diesem Mittelgebirge, das sozusagen ein Hochgebirge in Miniatur nachahmt, bei geringer absoluter Höhe und Ausdehnung Steinformationen, Bodenbeschaffenheit, Pflanzenwelt von alpinem Aussehen aufweist. Mit Freuden schlug er ein, als ihm in Irland der Posten eines Privatsekretärs beim Finanzminister angeboten wurde. Besoldung 400 £, Herbstaufenthalt in Dublin, den Winter über in London als vielversprechendes dichterisches Talent und junger Mann in Amt und Würden gefeiert (an Taylor, November 1801) — er hat keinen Grund zur Klage. Aber zu Beginn des Jahres 1802 wirft der Tod seiner Mutter einen Schatten auf das Glück und im März ist es mit der Sekretärtätigkeit zu Ende. Eine Hofmeisterstelle beim Sohne des Ministers lehnt er ab, trotzdem er in Bristol nun wieder auf fallweise Einnahmen durch Zeitschriftenartikel angewiesen ist. Er macht es sogar, ohne zu verhungern, noch möglich, die Hauptarbeit des Jahres 1802 einer Ausgabe von Chattertons Werken zu widmen und ihr Ertragnis, 300 £, Chattertons Schwester und Mutter zur Verfügung zu stellen. Aber der Tod eines Kindes — lange ersehnt und nur ein Jahr besessen — verleidet Southey und seiner Gattin Bristol. Die Schwestern Edith Southey und Sarah Coleridge glauben, daß sie vereint das Leben leichter trügen, und da die schon abgeschlossene Miete eines Hauses in der Nähe von Swansea an der Kleinlichkeit des Hausbesitzers in die Brüche geht, entschließt sich Southey, mehr äußeren Einflüssen als der eigenen Neigung nachgebend, für Keswick. Der Zufall, nicht innere Wahlverwandtschaft, führt ihn in den Seenbezirk, und er ahnt ebensowenig, daß er hier zur repräsentativen Persönlichkeit werden soll, als daß er sein Lebensschifflein endgültig in den Hafen gelenkt hat. Denn man mag noch so entschieden die literarische Berechtigung einer "*Lake School*" zurückweisen, als einer durch den äußern Zufall des gemeinsamen Aufenthalts bestimmten Zusammenfassung von Männern, die an Begabung, Charakter, Lebensschicksal nichts miteinander gemein haben, sie hat sich ein Gewohnheitsrecht erworben und behauptet es. Der Epiker, Historiker und gelehrte Büchermensch Southey, der fromme, weise, beschauliche Lyriker Wordsworth, der metho-

discher Bildung wie Meditation gleich abholde, auf mystische Naturstimmen lauschende, phantasie- und opiumberauschte Coleridge, das sonderbarst aus Gegensätzen zusammengestellte Kleeblatt ist und bleibt nun einmal „die Seeschule“, trotz Southey's eigenem Ausspruch, daß es keinen stärkeren Beweis von Mangel an Verständnis oder Aufrichtigkeit geben könne als das Zusammengruppieren von drei Männern so verschiedenen Stils wie Wordsworth, Coleridge und ihn (an John May, 1803). Verschiedener geartete Menschen als Southey und Coleridge, in dessen Haus er nun zog (September 1803), lassen sich wohl überhaupt nicht denken: Southey, in dem korrekte Pflichterfüllung die Triebfeder des menschlichen Räderwerks bildet, und Coleridge, der „außer Stande ist, etwas zu tun, in dem Augenblick, in dem es die Form der Pflicht annimmt“<sup>1)</sup>. Aber einmal in Greta Hall angesiedelt, spinnt er sich in die Landschaft ein. Auf dem vom Flußchen Greta umflossenen Hügel, auf dem das Haus liegt, überblickt er die malerische Landschaft. Grade das kleinliche Moment im Pittoresken schmeichelt sich in sein Gemüt, bis er allmählich keiner großzügigeren Schönheit mehr zugänglich ist. Das ganze Gelände um Greta Hall ist ein einziges Feld, ein einziger Garten (zu neun Zehntel „Kindergarten“), hinter dem Hause Obstbäume und Wald. Im Flusse spiegeln sich die Abendlichter. Das Auge fällt auf „ein Heer zeltförmiger Berge“, deren abgesetzte Bogen den Einblick ins nächste Tal gestatten, „rechts der keilförmige See von Bassenthwait mit seinen lieblichen Ufern, links Derwentwater und die phantastischen Berge von Borrowdale“. Als abschließender Hintergrund der massige Skiddaw, dessen begrünter hoher Rücken durch zwei Einsattelungen geteilt ist. So Southey's eigene Schilderung. Nach und nach entwickelt sich in ihm jenes Heimatgefühl, das nur mehr bei den Lichtseiten verweilt, überall nur Vorzüge findet. Als die Rückkehr des Oheims Hill Portugal ein für allemal von seinem Lebenshorizont streicht, dünkt ihn die schlichte Lieblichkeit des Seenlandes nicht nur jeder andern vorzuziehen, sondern geradezu erhaben (an Thomas Southey, 8. September 1803). Die wundervollen langen Herbste — wird doch die Ernte häufig erst im Oktober eingebracht — entschadigen für den rauhen

---

<sup>1)</sup> Samuel Rogers, *Table Talk*, S. 204.

Winter (an Rickman, 27. Mai 1807). Das abwechslungsreiche Hugelland, das zur Bewegung anregt, macht ihn zum ausgezeichneten Fußgeher und übt den günstigsten Einfluß auf seine Gesundheit. Noch schöner als am Seeufer ist es auf dem See — wenn er sich liegend im eigenen Boot — dem *Royal Noah* — treiben läßt oder nach landlichem Brauch die Frauen es über den See lenken. Sein lebelang hat er von einem stillen Dasein in und mit der Natur und ihren Geschöpfen geträumt. Nun will er eine Otter lehren, Lachse zu fischen, und eine Kröte, Fliegen zu fangen. Grausamkeit gegen Tiere bringt ihn auf. Auch nur eine Spinne zu toten, soll auf seinem Grund und Boden für Mord gelten (an Bedford, 28. November 1802). Als alter Mann schreibt er einen Drohbrief an Studenten, die im Rufe der Tierquälerei stehen (12. Juli 1834). Hunde und Katzen sind in der Kinderstube von Greta Hall gleichberechtigte Hausgenossen, und geben Anlaß zu mancher anmutigen Genreschilderung. Die Kinderstube ist selbstredend der Mittelpunkt, das Heiligtum dieses Hauses. Ein Tochterlein, Edith May, und ein aufsergewöhnlich schöner und begabter Knabe (Herbert, geb. 1806) gelten den Eltern als höchstes Gnadengeschenk des gutigen Himmels. Southey ist Lehrer, Erzieher und Spielkamerad seiner Kinder. Zur Übung von Herberts Gedächtnis bringt er die griechische Grammatik in Reime (an Wynn, 17. Januar 1813). Bei einer Erkrankung des Jungen macht er die Bemerkung: „Es gibt eine Liebe, die die Liebe zum Weibe übertrifft und leichter beunruhigt wird als wachsamste Eifersucht“ (23. April 1809). Allmählich füllt sich die Kinderstube. Trotzdem Southey außer für seine eigenen Vier noch für Coleridges Kinder zu sorgen hat, findet er, Malthus mußte gehängt werden (an Neville White, 25. Juni 1813). Nie und nirgends ist er so liebenswürdig wie als Erzähler von Kindergeschichten und Märchen oder als Briefschreiber an die Kinder. Wer ihn von seiner guten Seite kennen wollte, durfte ihn nicht in seiner kalten, gereizten oder gespreizten öffentlichen Haltung sehen, sondern daheim, als vertrautesten Gefährten seiner Kinder, der Lärm und Geräusch kaum minder liebte als sie. Nach seiner Promotion zum Oxforder Ehrendoktor der Rechte schreibt er (26. Juni 1820) an seine drei Jüngsten: „Kleine Mädchen, ihr wißt, daß es sich jetzt für mich schicken würde, eine lange Perücke zu tragen,

und mich Dr. Southey nennen zu lassen und sehr streng zu werden und aufzuhören, ein komischer Papa zu sein.“ Aber er denkt gar nicht daran. Greta Hall ist der Schauplatz reinsten Familienglücks. James Hogg schreibt (15. Dezember 1814), seit seinem Besuche in Keswick habe er von der Ehe einen höheren Begriff. Und doch geht Southey etwas noch über seine Kinder: seine Bücher. Sie sind seine Schätze, seine Freunde, seine Welt. Er bringt es zur stattlichen Zahl von 14000 Bänden und ist stolz, daß in deutschen und spanischen Werken kein zweites englisches Landhaus so reich sein durfte (an Coleridge, 13. Juni 1808). Manche für einen neuen Rock bestimmte Summe geht im entscheidenden Augenblick auf eine alte Chronik. Die Ankunft einer Kiste „mit alten Scharteken“ ist ein Familienfest. Die Kinder lernen die Buchbinderei und fertigen geschmackvolle Einbände aus Kattun an, dessen Muster sinnig zum Inhalt gestimmt wird. Die ländliche Abgeschlossenheit zeitigt das vollste Glück in der Beschränkung. „Man fühlt sich so behaglich im alten Rock und den alten Schuhen in seinem Stuhl am Feuer oder am Schreibpult in seiner Bucherei, wenn einem ein kleines Mädchen an den Hals empor-klettert und sagt: Papa, geh nicht nach London, du mußt bei Edith bleiben! Und bei einem kleinen Jungen, den ich die Sprache von Hund und Katze, Kuckuck und Esel gelehrt, ehe er ein eigenes Wort artikulieren konnte“ (an Bedford, Januar 1808). Kommt Southey nach London, so fühlt er sich weltfremd und unbehaglich (an Walter Scott, 22. April 1808). Auf sein Leben zurückblickend, hält er es für den größten Vorteil, der ihm geworden, daß er mehr als die Hälfte seines Daseins in dieser glücklichen Zurückgezogenheit verbringen, mehr mit Büchern als mit Menschen verkehren durfte, ununterbrochen und unwandelbar literarischer Bestrebungen beflissen und mit dem eigenen Herzen zu Rate gehend (*Poetical Works* 1837, *Pref. XI*).

Trotzdem kann von Southey nicht, wie von Wordsworth, als einem poetischen Verherrlicher der Natur des Seenbezirks die Rede sein. Wohl verwendet er im *Kehama* für einen Zug von Flamingos, deren Gefieder im Sonnenuntergang glüht, die Wildgänse, die er vom Fenster aus beobachtet, wie sie, über den See streichend, sich im Unsichtbaren verlieren. Aber solche vereinzelte Ausnahmefälle unmittelbarer Naturbeobachtung

erhärten nur die allgemeine Regel, daß es ihm für wirkliche Natureinfühlung an Phantasie gebricht. Sein ewig junges „Knabenherz“ bewährt sich im Umgang mit der Natur nicht wie im Verkehr mit Kindern. Ein Mangel an Naivität, an Urwüchsigkeit macht sich fühlbar. In einer für die Kinderstube bestimmten Schilderung des Lodore-Wasserfalls meint er das Gurgeln und Platschern durch ein höchst kompliziertes Versmafs wiedergeben zu müssen (*The Cataract of Lodore, described in Rhymes for the Nursery*, 1820). Ungewöhnlich frühzeitig versiegt in ihm der lyrische Quell. Es kann doch nur als Ausflucht gelten, wenn er „Zeitmangel infolge umfangreicher Werke“ vorschützt. Gleich darauf fährt er fort: „Der Impuls hörte auf, er meldete sich in letzter Zeit so selten, daß es einer Anstrengung bedurfte, ihn hervorzubringen“ (*Poetical Works*, 1837, *Pref.* II, XIV). Coleridge kann ihm bei so verschiedenartiger Veranlagung nur zum abschreckenden Beispiel werden. Er sieht in ihm nichts als die krankhafte Zerfahrenheit. „Weil seine unordentliche Art sich auszudrücken mir mißfiel, vermied ich naturgemäßerweise diesen Fehler“ (an Mifs Barker, 29. Januar 1810). Aber dem Wachsen an Klarheit und logischer Schärfe entspricht in Southey's Dichtung auch die Zunahme an philiströser Nuchternheit, dem Vermeiden des Phantastischen ein steter Abstieg ins Phantasielose. Zwar täuscht er selbst sich in glücklicher Selbstzufriedenheit über das vorzeitige Absterben seiner poetischen Kraft, indem er die angestrengte Fleißarbeit um des täglichen Brotes willen mit dichterischem Können verwechselt. Viel ist ihm aufgebürdet und niemand ist punktlicher im Erfüllen bürgerlicher Pflichten. Coleridge entschwindet aus Greta Hall, und die Sorge für die Seinen bleibt Southey überlassen. Mit eiserner Zähigkeit schafft er das Nötige, um den bescheidenen Lebensgewohnheiten zu genügen, „schuftet wie ein Neger“. Er kann Gedichte nicht schreiben, weil sie nichts tragen, weil Wechsel auf die Nachwelt für laufende Ausgaben nicht gelten (an Richard Heber, 16. November 1818). So empfindet er es nicht, daß der innere Schaffensdrang vor dem äußeren Fronzwang bereits die Waffen gestreckt hat. Seine arbeitsfrohe Natur findet ihr harmonisches Genügen darin, tagaus tagein die bestimmte Stundenzahl in seiner freundlichen Studierstube am Schreibpult zu stehen. Coleridge sagte zu Samuel

Rogers<sup>1)</sup>, er könne sich Southey nicht anders vorstellen „als entweder eine Feder schneidend oder sie benützend“. Er selbst charakterisiert sich in einem Brief an Bedford: „Ich bin ein stilles, geduldiges, gutmütiges Arbeitstier der Maul-eselrasse, von regelmäßiger Gangart und sicher wie ein Uhrwerk. Ich trage die mir aufgebürdete Last und bin nur eigensinnig in der Wahl meiner Wege.“<sup>2)</sup>

Freundlicher klingt das Bekenntnis: „Ich bin zufrieden, wo und wie ich mich befinde, brauche nichts und wünsche nichts“ (an Bedford, 15. November 1807). Mit diesen Worten begründet er seine Ablehnung eines mit 400 £ besoldeten Postens an der Advokatenbibliothek in Edinburg (1818), weil er Städte nicht liebe.

So entstehen seine zahllosen Zeitschriftenartikel (allein 94 für die *Quarterly Review*, über die französische Revolution, Lope de Vega, die Bekehrung Tahitis, Maws Übergang über die Anden, über eine dichtende Dienstmagd usw.). Von Ballantynes *Edinburgh Annual Register* bezieht er seit 1810 ein Jahrgelalt von 400 £. Dafür liefert er Aufsätze philosophischen und sozialpolitischen Inhalts über Malthus (*On Population*), über Miles' Geschichte des Methodismus, oder berichtet über die Gesellschaft zur Unterdrückung des Lasters. Aber bei seiner geringen Veranlagung zu philosophischem Denken geht er ausgetretene Wege und gerat in reaktionäre Konvention. Als Kritiker setzt er seinen Stolz in unbefangene Ehrlichkeit, bei maßvollem Ton. So z. B. in der Besprechung von Lessings *Nathan* (*Annual Review*), obwohl er an unserem Drama auszusetzen hat, daß darin zur Zeit der Kreuzzüge Jude, Mameluk und Christ sprechen wie Lessing und Mendelssohn, und obwohl er es eben so unphilosophisch als unhistorisch findet, die drei Religionen in bezug auf das Glück ihrer Bekenner gleich zu bewerten. Für Phantasieerleuchtete, wie z. B. William Blake, fehlt ihm das Organ des Verständnisses, und er fällt unbedenklich über ihn den Urteilspruch: wahnsinnig. Dabei ist er als Kritiker so durchaus rechtschaffen wie als Mensch. Er fügt sich darein, daß Gifford seine Aufsätze für die *Quarterly* nach eigenem Gutdünken verändert, bleibt aber seinem Wahlspruch

<sup>1)</sup> *Table Talk*, 204.

<sup>2)</sup> Dowden, *English Men of Letters Series*, 100.



*in labore quies* auch in dem Sinne treu, daß er nichts schreibt, was er mit seinem Gewissen nicht vereinbaren kann. So lehnt er „aus Gründen innerer Überzeugung“ die Mitarbeit an der *Edinburgh Review* ab: Sie zahle gut, aber man dürfe seine moralischen Gefühle nicht kompromittieren (an Scott, 18. Dez. 1807). Mit seiner Leistung ist er in der Regel zufrieden und, oft, in seinem Fleiß beglückt, zufriedener als sie verdient. In der Tat setzt die Masse der Schreibarbeit, die er bewältigt, in Erstaunen. Seine Bienenemsigkeit, die auch nicht das geringste Abschnitzel verloren gehen läßt, vereint noch ein kunterbuntes Durcheinander von Auszügen aus Büchern, feuilletonistischen Aufsätzen, literarischen, sozialen, philosophischen, theologischen, naturwissenschaftlichen, etymologischen Bemerkungen, Kochrezepten, Anweisung für Rattenvertilgung usw. zu dem Sammelbande *Omniana or Horae Otiosae* (1812). Und in seliger Täuschung darüber, daß er, um der Not des Tages willen für den großen Papierkorb der Literatur schreibt, freut er sich „dieser Früchte vieler Stunden jenes fleißigen Mühsiganges, der für mich die entzückendste aller Zerstreuungen ist“ (an Neville White, 16. November 1812). Zu dieser Geschäftigkeit kommt noch eine ausgebreitete Korrespondenz. Manche seiner Briefe gehören weitaus zum poetischsten, was er geschrieben hat. Sie schildern den Alltag mit so warmer Empfindung und wahrheitsgetreuer Anschaulichkeit, daß John Dennis aus ihnen Southey's Biographie zusammenstellen konnte.

(Schluß folgt.)

WIEN.

HELENE RICHTER.

## NOTES ON *BEOWULF*.

---

### I.

50

secgan to soðe,

hæleð under heofenum,

Men ne cunnon

selerædenne,

hwa þæm hlæste onfeng

‘Men, hall-rulers, heroes under the heavens, cannot say, for true, who got that cargo.’

Since the days of Kemble the *selerædenne* of v. 51 has regularly been emended to *selerædende*. And yet the reading of the ms. is quite defensible. There are no insuperable difficulties in interpreting *selerædenne* as a legitimate form. I will begin by considering the phonetic value of the *-nn-*. Metrically speaking, the consonant may be either long or short. But when we bear in mind the fact that the *-nn-* is intervocalic and lies under weak stress, we are forced to conclude that in spite of the spelling the consonant is short. Bulbring long ago poynted out that in Old English „Lange Konsonanten unbetonter Silben werden sowohl zwischen Vokalen als im Auslaut gekürzt.“<sup>1)</sup> The *-enne-* of the text is therefore merely orthographical; the actual pronunciation was *selerædenne*.<sup>2)</sup> Here the final *-e* is the inflectional ending of the nom. pl. If we abstract this ending, we get a nom. sg. *\*seleræden* ‘hall-ruler’ (from an earlier *selerædend*). That such a form is possible must be admitted, in view of parallels like

---

<sup>1)</sup> K. D. Bulbring, *Altenglisches Elementarbuch*, § 571 (p. 230).

<sup>2)</sup> The persistence of a traditional spelling with *-nn-* alongside a later spelling with *-n-* after the consonant became short in pronunciation led to spellings with *-nn-* in cases where the consonant had always been short. Compare the *-ll-* of *æþellingum* in *Beowulf* 906 (noted by Fr. Klaeber, *Beowulf*, p. lxxxvi)

the familiar *scepen* 'creator' of Cædmon's *Hymn* <sup>1)</sup> The following parallels are to be found in *Beowulf* itself:

106 *scyppen* <sup>2)</sup> nom. sg. < *scyppend* 'creator'

1026 *sc[e]otenum* dat. pl. of *\*sceoten* < *sceotend* 'warrior'.

1042 *woroldrædenne* <sup>3)</sup> dat. sg. of *\*woroldræden* < *\*worold-rædend* 'worldly ruler, king, lord'.

In all these four cases the forms without *-d(-)* are best interpreted as legitimate variants of the corresponding *d*-forms. The phonetic process involved is the loss of *d* in the combination *-nd*. The loss took place or tended to take place, when the *d* was 1. final and 2. under weak stress. These two conditions were fulfilled in the nom. and acc. sg., and in the uninflected variety of the nom. and acc. pl., of the dissyllabic (and polysyllabic) *nd*-stems. The inflected forms, on the other hand, did not tend to lose the *d* of the stem. Inflectional leveling thereupon set in. This leveling gave us, on the one hand, forms with a restored final *-d*; on the other hand, forms without medial *-d*. The appearance of forms without *d*, then, is not an indication of textual corruption, and emendations in such cases are gratuitous.

<sup>1)</sup> For a list of such parallels see G. C. van Langehove, *On the Origin of the Gerund in English*, pp 61 f.

<sup>2)</sup> The letter *d* has been added in the ms., above the line, by another hand.

<sup>3)</sup> In *JEGPh* XXV 159, I suggested emending this form to *worold-rædende*, but I now look upon emendation as needless.

KEMP MALONE.

## AGS. NEORXENAWANG.

---

Zu den dunkelsten Wörtern der ags. Sprache gehört die Bezeichnung des Paradieses *neorxenawang*. Eine gute Zusammenstellung der Belege sowie einen Überblick über die bisherigen Deutungen des Wortes gibt R. Jente, Die mythologischen Ausdrücke im altenglischen Wortschatz (= Anglistische Forschungen, H. 56) 1921, S. 226 ff. Übersehen ist die Erklärung H. Gunterts, Kalypso. 1919. S. 81 f. Mit Recht spricht Jente sich am Schlusse seiner Ausführungen dahin aus, daß von allen bisher gegebenen Etymologien keine vollständig befriedigen könne. Am aufschlußreichsten scheint mir von ihnen immerhin die Deutung Gunterts zu sein, da sie vor allem in semasiologischer Beziehung wesentlich zur Losung der vorliegenden Fragen beiträgt. Von den von ihr gelegten Grundlagen geht auch die folgende Erklärung aus. Im übrigen sucht sie aber entscheidend über sie hinauszugelangen.

Das Wort *neorxenawang*<sup>1)</sup> stellt eine Zusammensetzung dar, deren zweiter Bestandteil *wang* = aisl. *vangr*; as. *wang*;

---

<sup>1)</sup> Zur Schreibung vgl. E. Sievers, Ags. Gramm.\* § 164, Anm. 1 — Die in der Rushworthglosse zum Lukasevangelium 23, 43 *todaye mec mæð ðu bist on erexnawonga* überlieferte Form ist als fehlerhaft anzusehen. Der Schreiber zog in der Verbindung *\*on nerexnawonga* das anlautende *n* zu *on*. Demgegenüber hat R. Imelmann in der dritten These seiner Dissertation „Das altenglische Menologium“ 1902 die Vermutung aufgestellt, daß das anlautende *n* nicht stammhaft oder Rest eines selbständigen Wortes sei, sondern sich aus der häufigen Stellung von *neorxenawang* nach einem Auslauts-*n* erkläre. Unabhängig von ihm hat sich auch O. Ritter, Zs. 33, S. 467 ff. für die Abspaltung des *n* entschieden, wobei er das Anlauts-*n* durch Verdopplung des *n* infolge regressiver Assimilation erklären wollte. Als daraufhin E. Eikenkel ihm gegenüber die Ansicht aussprach, daß das *n* sich aus vorhergehendem *in*, *on* entwickelt habe, entschied er sich Zs. 34, S. 528 für diese Auffassung. Sie ist in der Tat ansprechend. Dennoch muß sie aber solange zurückgewiesen werden, als eine annehmbare Deutung

ahd. *-wanga* „Flur, Gefilde“; got. *waggs* (Kor. II, 12, 4) „Paradies“ keine Schwierigkeiten bereitet. Es gehört zur idg. Wurzel *ua(n)q-* „gebogen sein“ in ai. *vāncati* „wankt, geht krumm“; *vañka-* „Krümmung eines Flusses“, *vakrā-* „krumm“; lat. *vacillo* „wanke“; *con-vevus* „sich wölbend“ u. a.<sup>1)</sup> Unsere Untersuchung gilt daher ausschließlich dem ersten Gliede des Kompositums, das schon rein formal mehrdeutig ist. Zunächst laßt nämlich das Zeichen *x* verschiedene Auffassungen zu. Es kann auf *hs*, *cs*, *sc* (*gs*, *sg*) zurückgehen. Dann aber ist es unsicher, ob *neorxena-* eine flektierte Form darstellt oder nicht. Zudem fragt es sich im ersteren Falle, ob es als gen. plur. eines *n*-Stammes oder aber eines *ā*-Stammes zu fassen ist. Eine Entscheidung zwischen den hier aufgewiesenen Möglichkeiten kann erst auf Grund der Deutung getroffen werden.

Bei der Erklärung des Wortgliedes *neorxena-* geht O. Schade, Altd. Wb.<sup>2</sup>, S. 644, 657 mit Recht von der idg. Wurzel *(s)nerg-* „drehen, winden, zusammenschnüren, binden,

---

der sonst ausschließlich bezeugten Form *neorxenawang* möglich erscheint. Diese Stellungnahme ist um so mehr gerechtfertigt, als auch von der Form *\*eorxenawang* eine einleuchtende Erklärung bisher nicht gegeben worden ist. Die von O. Ritter vorgebrachte Etymologie ist unhaltbar. Ich möchte noch bemerken, daß auch ich, bevor ich zu der unten gegebenen Deutung überging, meiner Untersuchung die Form *\*eorxenawang* zugrunde legte. Zunächst glaubte ich in ihr das ir. *erc* „Himmel“ erkennen zu dürfen, das durch die irische Mission ins Ags. gedungen sein konnte. Diese Annahme erwies sich jedoch als unhaltbar, da das ir. Wort, das nur bei Cormac belegt ist, selbst durchaus zweifelhaft ist und besonders von ihm aus kaum eine Brücke zu einer ags. Form wie *\*erc-sa* o dgl. geschlagen werden kann. Annehmbarer erschien ein anderer Deutungsversuch, der von ai. *rakṣati* „schadigt“, *rakṣas-* „Qual, Qualgeist“, *rakṣās-* „Qualgeist, Unhold“, avest. *raṣayeti* „schadigt“, *raṣah-* „Schädigung, Schaden“, gr. *ἐρεχθω* „zerre, reißt“, ai. *ṛkṣa-* „verletzend“, *ṛkṣa-* (R. V. 8. 24, 27) „Qualgeist“, *ṛkṣikā-* „gespenstisches Wesen“, ai. *ṛkṣara-* „Dorn“, lit. *erškētis* (dial. *arškētis*); lett. *ēršk'ēzi* „Dornpflanze“ u. a. ausging und für *\*erhsa* die Bedeutung „Qualgeist“ erschloß. In semasiologischer Hinsicht gründete er sich auf die weiter unten dargelegten Erwägungen. Immerhin ergaben sich auch gegen ihn Bedenken. Einmal nämlich lassen sich in den verschiedenen germ. Sprachen weitere Vertreter der Wortsippe nicht nachweisen, und dann ist vor allem auch die zugrunde gelegte idg. Wurzel *erekph-* nicht mit Sicherheit zu erschließen, da die Zugehörigkeit der lit. und lett. Belege fraglich ist.

<sup>1)</sup> Vgl. u. a. Falk-Torp, Norw.-dän. etym. Wb. II, S. 1350; Feist, Etym. Wb. d. got. Spr.<sup>2</sup>, S. 410 f., 398 f.

zusammenschrumpfen“ aus, die wahrscheinlich als eine Erweiterung der Wurzel (s)ner- „drehen, winden, zusammendrehen, zusammenschrumpfen“ anzusehen ist. Sie findet sich in gr. *νάρκη* „Erstarren, Krampf, Lahmung“; *ναρξάω* „sich zusammenkrampfen, erstarren“ und arm. *nergev*<sup>1)</sup> „dünn, mager“, *nergevim* „werde dünn, mager, schwach“. Besonders zahlreich ist sie aber in den germ. Sprachen vertreten, in denen sie in ahd. *sner(a)han* „schlingen, knupfen, binden“; mhd. *snërhan* „knüpfen, binden, zusammenziehen“; ahd. *snar(a)ha* „Schlinge“; aisl. *snara* < \**snarhōn* „drehen, schlingen, winden“; *snara* „Schlinge“ u. a. auftritt.<sup>2)</sup> Verwandt sind ags. *gesneorcan* „einschrumpfen“; aisl. *snerkja* „zusammenziehen“ u. a. s-lose Formen sieht P. Persson, I. F. 35, S. 207 f. mit Recht in norw. dial. *nurk* „kleine, untersetzte, verkrüppelte Gestalt, beschränkte Lage, Verlegenheit, Mangel“<sup>3)</sup> und nhd. dial. *norke*, *nork*, *norg*, *nörgel*, *nörggilen*, *nörkelein*, *nörglein* „Spukmännchen“; *nörgin* „weibliches Spukwesen“, *norgge* „etwas Verkrüppeltes“; *nerggle* „eine kleine unansehnliche Gestalt“.<sup>4)</sup> *nerh* dürfen wir aber weiter auch in *neorxena*- suchen. Als Bedeutung nimmt Schade in diesem Fall „verschlingen, verknüpfen“ an. Hierzu führt ihn besonders die auch sonst mehrfach vertretene Zusammenstellung mit aisl. *norn* „Schicksalsgottin“, das er als „verschlingendes oder verknüpfendes Weib“ faßt. Demgegenüber spricht H. Güntert a. a. O. der Wurzel *nerh*- in *neorxena*- richtiger die Bedeutung „binden, fesseln“ zu. Von ihr werden wir auszugehen haben, da sie uns ein weiteres Fortschreiten erlaubt.

Weniger glücklich ist Güntert, wenn er *-sena* als *sunā* „Sohn“ deutet. Er fußt hierbei auf F. Kluge, Zs f. d. Wf. 8, S. 144 f., der auf die Wendungen *Heljar sinnar*, *Heljar meggjar* verweist. Wenn diese Auffassung auch sonst noch Anklang gefunden hat,<sup>5)</sup> so ist sie doch nur als ein Notbehelf zu betrachten. Vielmehr werden wir *neorxena*- als gen. plur. eines n-Stammes \**nerh-isa* fassen dürfen. „Es ist ein wichtiger

<sup>1)</sup> Vgl. Lidén, Arm Studien, S 65 f.

<sup>2)</sup> Vgl. Walde-Pokorny, Vergl. Wb. II, S 700 f

<sup>3)</sup> Nicht ansprechend suchen demgegenüber Falk-Torp, Norw-dän. etym. Wb I, S. 552 *nurk* aus \**hmurk* abzuleiten.

<sup>4)</sup> Der Umstand, daß sich die Bezeichnung *nork* mit dem aus dem Rom. stammenden *orke*, *ork*, *org* „Gespenst“ gekreuzt hat, ist für unsere Betrachtung ohne Belang.

<sup>5)</sup> Vgl. Uhlenbeck, Beitr. 33, S. 185 f.

Grundsatz der Sprachforschung, sinnverwandte Wörter nach ihren Bildungssuffixen miteinander zu vergleichen.<sup>1)</sup> Für \**nerh-isa* ergibt sich in dieser Beziehung die Zusammenstellung mit den Dämonennamen ahd. *thuris*, *duris*; mhd. *türs*, *dürs*; alem. *diirsch*; ags. *pyrs*; aisl. *purs* < germ. \**purisaz*<sup>2)</sup> „Riese“ und ahd. *nihhus*, *nichus* „Wassergeist, Krokodil“; mhd. *niches*, *nickes* „Wassergeist, Flusuntier“; nhd. *Nix* < germ. \**nikwusa-*; aisl. *nykr*, ags. *nicor* „Wassergeist, Flufspferd“; mnd. *necker*; mndl. *nicker* „Wassergeist“ < germ. \**nikwiza-*, \**nikwuza-* „Wassergeist“. Als Bildungssuffix ist *-isa-*, *-usa-*; *-iza-*, *-uza-* anzusehen. Daneben steht eine auch bei anderen Suffixen nicht selten anzutreffende Weiterbildung auf *n-isan-*, *-usan-*.<sup>3)</sup> Sie findet sich in ahd. \**turiso*, das aus Ortsnamen wie *Tursinrunt* „Tirschenreut“ zu erschließen ist,<sup>4)</sup> mhd. *türse*, *dürse* „Riese“. Weiter ist es auch in \**nerh-isa* anzusetzen.<sup>5)</sup> Die genannten Suffixe, zu denen noch das feminine Suffix *-isjō-*, *-usjō-* in ahd. *nicchessa*, *nihhussa*; mhd. *nickese*; nhd. *Nixe* „weiblicher Wassergeist“ gehört,<sup>6)</sup> treten an Verbalstämme an. Germ. \**purisa-*, \**purisan-* sind, wie Falk-Torp, Norw.-dan. etym. W<sup>ort</sup> II, S. 1275 f. richtig erkennen, von der in an. *þyrja* „lärmend vorstürzen“ vorliegenden idg. Wurzel (s) *tuer-* „rühren“ gebildet, die auch in dem wurzelverwandten an. Namen *þrymr* „Larm, Getümmel“ vorliegt.<sup>7)</sup> Germ. \**nikwusa-*, \**nikwiza-*, \**nikwuza-*, \**nikwisjō-*, \**nikwusjō-* aber stehen zu der idg. Wurzel *neigw-* „waschen, baden“ in ai. *nēnēkti*, av. *naēnišāti*, ir. *fó-nenag* „wäscht, badet“, gr. *νίζω* „waschen“.<sup>8)</sup> Ags. \**nerhsa*, das wie *dyrs* aus \**dyris* durch

<sup>1)</sup> I Franck bei I. Hansen, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte des Hexenwahns und der Hexenverfolgung im Mittelalter 1901. S. 659.

<sup>2)</sup> Zum aisl. Beleg vgl. Noreen, An Gramm. § 145 b, 1. Die germ. Grundform \**purisaz* ist annähernd in finn *turrisas*, *tursas* „Riese“ erhalten.

<sup>3)</sup> Vgl. I Franck a a O S 660.

<sup>4)</sup> Vgl. W. Golther, Hdb d germ Myth. 1895 S 161.

<sup>5)</sup> O. Schade a a O. sieht in \**nerhsa* einen urgerm *as*-Stamm, den er weiterhin als *ā*-Stamm oder als *ān*-Stamm behandelt wissen will. Als Grundform erhält er \**nerh-is-ā* oder \**nerh-is-ān*.

<sup>6)</sup> Fernzuhalten sind am besten ahd. *hagazussa* „Hexe“ und die Entsprechungen in den übrigen germanischen Sprachen. Die Zusammenstellung I. Francks a. a O S. 659 ff. unterliegt starken Bedenken.

<sup>7)</sup> Andere Deutungsversuche s bei R. Jente a a O. S 187 ff

<sup>8)</sup> Der Versuch Leistners, Zs f d A. 32, S 163, die Dämonenbezeichnung mit ahd. *hneiggan* „neigen“, *hnigan* „sich neigen“ zusammenzustellen, ist verfehlt

Vokalsynkope aus \**nerhisa* entstand,<sup>1)</sup> bereitet in dieser Hinsicht somit keine Schwierigkeiten.

Als Bedeutung des Wortes \**nerhsa* ergibt sich demnach die Umschreibung „Fessler“. Sie gestattet uns, die „Nerxen“ in einen größeren Zusammenhang einzuordnen. Diese sind als chthonische Wesen zu fassen. Die Anschauung von Todesdämonen, die ihre Opfer mit Seilen und Stricken fesseln, findet sich sehr häufig. Wir treffen sie sowohl bei indogermanischen als auch bei nichtindogermanischen Völkern an. Aus dem Germanischen im besonderen<sup>2)</sup> möchte ich z. B. den Bericht Njála, Kap. 177 herausgreifen, nach dem Hel ein Strick zugeschrieben wird. Weiter weise ich darauf hin, daß nach märkischer und niedersächsischer Überlieferung der Wassermann seine Opfer mit einem Netz fangt. Ebenso wird in der Vita Sulpicii berichtet, daß Wassergeister die Menschen mit Stricken fesseln und töten. Im Harz herrscht die Ansicht, daß Frau Holle aus dem in den Zwölften gewonnenen Flachs ein Netz spinnt, mit dem sie diejenigen fangt, welche im Laufe des Jahres sterben sollen. Auch Rán stellt den Ertrinkenden mit einem Netz nach. In gewissem Sinne gehören weiter die Idisi in diesen Zusammenhang, die den Kampfenden Fesseln anlegen.<sup>3)</sup> Aus nichtgermanischer Überlieferung führe ich nur solche an, die indogermanischen Völkern eigen sind.<sup>4)</sup> Ich weise auf den indischen Totengott Yama hin, der die Seelen mit Schlingen fesselt, die die „Schlingen des Todes“ genannt werden.<sup>5)</sup> Weiterhin erwähne ich den iranischen Todesdämon Astōiθōtuš, der die Sterbenden bindet. Auch bei den Römern fanden sich, wie aus Horaz, Carm. III. 24, 8: *non mortis laqueis expedit caput* hervorgeht, ähnliche Anschauungen. Sie prägen sich übrigens auch in Ausdrücken wie *in Todesbanden sein*, *der Tod hat ihn am Bandel* aus, die

<sup>1)</sup> Vgl. auch ags *gǣlsa* < \**gǣlsa* „Stolz“; *wrcēnsa* < \**wrcēnsa* „Geilheit“, *lǣwsa* < \**lǣwsa* „Verrat“ u. a.

<sup>2)</sup> Vgl. H. Guntert a. a. O., S. 174

<sup>3)</sup> Vgl. auch die an Walkürennamen *Herfjotr* „Heeresfessel“ und *Hlokk* „Kette“. Auch der Helgi Hundingsbana II bezeugte *Fjoturlund* „Fesselwald“ gehört hierher

<sup>4)</sup> Vgl. J. Scheffelowitz, Das Schlingen- und Netzmotiv im Glauben und Brauch der Völker Rel. Vers. u. Vorarb, 1912, H. 2.

<sup>5)</sup> Vgl. *mṛtyupāśās* A. V. VII 112, 2 u. a., *mṛtyoḥ pāśās* A. V. III. 6, 5; *mṛthyoḥ padbīśa* A. V. VIII. 1, 4 u. a.



aber möglicherweise unter dem Einfluß der lateinischen Redewendungen entstanden sind. Aus dem Griechischen vergleichen Kiefsling-Heinze in ihrer Horazausgabe Ilias II. 111: ἄτα ἐνέδῃσε βαρεῖη. Wesentlicher für unsere Untersuchung ist aber der Hinweis H. Günterts a. a. O. S. 133 ff. auf die Σφίγξ, deren Namen er richtig zu σφίγγω „zusammenschnüren“ stellt, und vor allem auf die Σειρῶναι, die er zutreffend mit σειρά, ion. σειρή „Seil, Schlinge“ in Verbindung bringt. Gerade die letzteren lassen sich nämlich gut mit „Nerxen“ vergleichen, auch wenn sie im Gegensatz zu diesen als ausschließlich weiblich gedacht sind. Von Bedeutung ist, daß auch sie auf einer schönen Wiese, der Totenwiese, weilen.<sup>1)</sup>

Die Aue der Sirenen läßt uns den Blick zu *neorxena-wang* zurückwenden. Wir erkennen, daß die Wiese der „Nerxen“ ursprünglich das Gefilde dieser Todesdämonen darstellte. Dieser Umstand läßt die Frage entstehen, auf welchem Wege sich die Bezeichnung *neorxena-wang* zu einem Begriff entwickelte, der geeignet erscheinen konnte, den christlichen Vorstellungen als Paradiesbegriff eingegliedert zu werden. Den diesen Vorstellungen zugrunde liegenden Bedeutungswandel gilt es nun noch aufzuweisen. Da uns von den „Nerxen“ aber nichts weiter als der Name in *neorxena-wang* erhalten ist,<sup>2)</sup> sind wir gezwungen, ihn an Parallelen darzulegen.<sup>3)</sup> Als solche können vor allem die Huldren, daneben aber auch die Elben und in gewisser Hinsicht auch die Nixen angesehen werden. Die ersteren, deren Namen man mit Recht zur idg. Wurzel *kel-* „verbergen, verhüllen“ stellt,<sup>4)</sup> kommen den „Nerxen“ am nächsten, da auch sie ursprünglich Todesdämonen darstellten. Allerdings gehen auch die Elben teilweise auf Leichendämonen

<sup>1)</sup> Vgl. Odyssee μ. 45: ἦμεναι ἐν λειμῶνι, μ. 159. λειμῶν' ἀνθεμόεντα ἀλεύσασθαι.

<sup>2)</sup> Dieser Umstand ist ohne Belang. Er kann um so weniger besagen, als eine andere Bezeichnung für die Todesdämonen im Ags. überhaupt nicht vorhanden ist.

<sup>3)</sup> Vgl. H. Güntert, a. a. O. S. 76 ff., E. H. Meyer, Germ. Myth., 1891, S. 125 ff., 134 f.

<sup>4)</sup> Allerdings kann ich die Huldren nicht als „Verhüllte“ fassen. Vielmehr sehe ich in norw. *huldre* eine -trā-Ableitung der in got. *huljan*; ahd. *hulan*, *hullen*, as. *bi-hullean*, aisl. *hylja* „verhüllen“ vorliegenden Stufe der idg. Wurzel *kel-* „verbergen, verhüllen“. Die so gefundene Bedeutung „Verhüllerin“ entspricht der Umschreibung „Fefsler“.

zurück. Diese nun sind eigentlich abschreckend gestaltet. Ihr hohler Rücken deutet auf die verwesende Leiche, ebenso die Vorstellung, daß sie Tierfüße besitzen. Nur wenn sie Menschen an sich locken und verführen wollen, zeigen sie sich in anziehender Gestalt, wenn sie auch nur selten alle Eigenschaften, die als Zeichen der Verwesung anzusprechen sind, verbergen können. Der Umstand aber, daß sie überhaupt Menschen in ihr Reich, das also eigentlich als ein Totenreich zu betrachten ist, zu ziehen versuchen, ist für ihre Weiterentwicklung von der größten Bedeutung. Er bietet nämlich die Möglichkeit, die grausigen Züge ihres Wesens zurücktreten zu lassen. Da sie die Menschen „bestriicken“ können, müssen sie ganz von selbst immer mehr als Wesen von wunderbarer Schönheit aufgefaßt werden.<sup>1)</sup> Durch diese sowie durch bezaubernde Tänze und himmlische Weisen<sup>2)</sup> locken sie die Lebenden an sich. In dieser Beziehung sind auch die Nixen zu nennen, da auch sie durch ihren Gesang und ihre Schönheit Junglinge an sich ziehen.<sup>3)</sup> Das Reich der Todesdämonen aber wird jetzt ganz entsprechend als ein marchenhaftes Gefilde vorgestellt. In solchem Zusammenhang sind dann aus der schwedischen Sage die Rosenwälder und die *elfsträd-* und *trollträdgårdar*, in denen die Bäume Gold- und Edelsteinfrüchte tragen, und weiter aus der deutschen Überlieferung die Rosengärten anzuführen, die bezeichnenderweise auch *Paradies* oder ein *richez himelriche uf erden* genannt werden.<sup>4)</sup> Auch die *Glasisvellir* der Hervarasaga mit dem goldenen Laub gehören hierher. Auf diesen Elbenwiesen gibt

<sup>1)</sup> Vgl. z. B. aisl. *fríð sem alfkona*.

<sup>2)</sup> Vgl. die *huldreslaat* der Norweger, das *Ellekongestykk* der Danen, den *Elfalek* der Schweden, das *lyftungsmal* der Islander, den *Ableich* und den *wihtes schal* des mittelhochdeutschen Fiedlers.

<sup>3)</sup> Auch die Seirenen dürfen hier wieder genannt werden. Vgl. auch H. Guntert, a. a. O. S. 88: Bei den „irischen *Síde* laßt sich recht schön die doppelte Natur der Totengeister und lockenden Todesdämonen beobachten: einerseits wohnen sie in Hügeln, und sie werden im Buch von Armagh *dei terreni* genannt; auch nach dem heutigen Volksglauben bewohnen diese Feen Höhlen und Berge; aber auf der anderen Seite sind sie auch die seligen Bewohner von *Mag Mell*, wohin man in gläsernen Schiffe fährt; sie besitzen die Äpfel vom Lebensbaum und genießen so ewige Jugend. Auch sind sie musikliebend und von unsagbar lichter Schönheit: kurz, all die Züge, die wir bei dem Volksglauben der Germanen vorfinden, konnte man mit leichter Muhe aus der keltischen Literatur belegen.“

<sup>4)</sup> Vgl. E. H. Meyer a. a. O. S. 126

es kein Welken. In ewiger Grüne erfreuen sie den Beschauer. Wenn daher Hák. 13 von dem toten Fürsten berichtet wird: *riða ver nu sculom græna heima goða*, so klingen solche Anschauungen nach. Aus ihnen heraus konnte aber auch *neorxenawang* zum Paradies gedeutet werden. Ja, dieser Vorgang stellt keineswegs einen Einzelfall dar. J. Grimm, Deutsche Myth.<sup>4</sup> II, S. 685 f., Vilmar, Deutsche Altertümer im Heliand<sup>2</sup>, 1862, S. 22 u. a. haben diesen Sachverhalt richtig gesehen. Schon darin, daß Wulfilas, Kor. II, 12. 4 das gr. *παράδεισος* mit einfachem *waggs* übersetzt, werden wir eine Nachwirkung der germ. Vorstellungen erblicken können. Nur wenn diesem Wort eine besondere Bedeutung zukam, durfte er es ohne Zusatz verwenden, da er dann nicht zu befürchten brauchte, mißverstanden zu werden. Vollig sicher aber ist der heidnische Ursprung in den as. Bezeichnungen *gromi godes wang*, *gromi wang*, in denen die grünen Gefilde der Elben unmittelbar nachleben. Auch die neben *neorxenawang* stehende gleichbedeutende Umschreibung ags. *grene geardas* (Cædm. 32, 29) für das irdische Paradies beruht mit diesem auf denselben germanischen Grundlagen.

ROSTOCK.

WILLY KROGMANN.

# SUSOS HOROLOGIUM SAPIENTIAE IN ENGLAND

NACH HANDSCHRIFTEN DES 15. JAHRHUNDERTS.

(Fortsetzung und Schluß)

---

## Kap. III.

### Entstehung des Traktates 7 *poyntes* aus dem hor. sap.

„Das lat. Original ist bis jetzt noch unbekannt“, schrieb Horstmann Anglia X, 323. In den englischen Katalogen wird jetzt meist auf einen der Frühdrucke des hor. sap. als Vertreter der Quelle hingewiesen. Meine Arbeitshypothese war, daß x auf A zurückgeht. Bei der Sichtung des lat. Hss.-Materials wurde mir klar, daß es vorläufig wohl zu erschließen, aber nicht direkt zu erweisen ist, daß dem englischen Kompilator eine vollständige Hs. mit gleicher Kapitelordnung wie A vorgelegen hat. Aus der Besprechung der Grundsätze des Kompilators hier und des lat. Materials im nächsten Kapitel ist zu ersehen, wieweit die Annahme gerechtfertigt ist, daß 7 *poyntes* ein Auszug aus dem vollständigen hor. sap. sind.

#### A. Der Titel des englischen Werkes.

Die Bezeichnung des Werkes: *tretys of þe sevene poyntes of trewe love 7 everlastyng wisdam* ist unabhängig von dem Titel des lat. Werkes, doch klingt der des ursprünglichen deutschen an. Das liegt in der Natur der Sache, die Ewige Weisheit steht im Mittelpunkt beider. Der englische Titel wird wie üblich im Kolophon wiederholt. Der Hauptbegriff dieses Titels, *love*, wird in alle Kapitelüberschriften eingeführt. Der Bearbeiter zeigt darin das Bestreben, die Materie in seinem Sinne zu formen, so wenig auch das Material in den Kapiteln und selbst in den Überschriften sein eigenes ist. Aber der Begriff schillert. Betrachtet man die Erklärung des Titels in der Widmung 325, 37: *þe processe of þe forsyde*

*boke, þat is, to stirre devowte sowles to þe trewe love of owre lordes Ihesu*, so findet man, daß die Liebe der Menschen zu Jesus gemeint ist. Derselbe Sinn liegt vor in 378, 26 und in der Überschrift von Kap. 2: *howe man schalle conforme his love*. In der Überschrift des 1. und 6. Kap. ist ebenso eindeutig die Liebe Jesu zu den Menschen gemeint. In der Gesamtüberschrift scheint mir beides vereinigt, Jesus ist sowohl Subj. wie Obj. der Liebe. Ebenso in der Widmung 325, 40. Nur dann wird der Titel dem Inhalt des Werkes gerecht, wenn er beide Bedeutungen von *love* umschließt.

In Kap. 7 bedeutet *love* an folgenden Stellen loben, ags. *lofian* 324, 21. 378, 25. 379, 10, 11. 380, 46. 381, 22, 30, 33, 35, 38. 382, 37, 44. 383, 8, 10. Wenn es mit *praise* zusammengestellt ist, bedeutet es meist laudare, aber nicht 383, 16. Wenn es allein steht, ergibt der lat. Text, ob laudare gemeint ist. Wieviel Leser des 15. Jh. wohl gewußt haben, ob sie laudare oder amare zu verstehen haben!

Der Titel ist durchaus im Geiste der Zeit. Sieben war eine beliebte Zahl; man zählte 7 Sakramente, 7 Tugenden, Todsünden, *opera misericordiae* usw. In Ms. Harl. 1706, fol. 94b sind erwähnt 7 *degrees of pryde*.

Die Anordnung in *poyntes* war üblich. Ms. Harl. 1706, fol. 151a weist auf einen Traktat hin: *he muste byslye studye to have þe maters of þise IX poyntys in his herte.*<sup>1)</sup>

Die Gottesliebe war häufig ein Gegenstand von Abhandlungen. Ich erinnere an *Incendium Amoris*.<sup>2)</sup> Add. Ms. 37049 bringt auf fol. 25a die Zeichnung eines Baumes mit dreiteiliger Krone; darunter steht: *arbor amoris*. Die Wurzel und jeder der drei Teile der Krone enthält eine Inschrift: *Dilige deum super omnia. luf god abowve al thynges. Dilige deum patrem fortiter. luf god þe fadyr strangly. luf god þe son wysely. luf god þe holy gost of al þi mynde sweety.*

In der Überschrift wird das englische Werk als *drawen oute of the boke þat is writen in latyne 7 callyd Orologium Sapiencie* bezeichnet. Diese Untersuchung möchte feststellen, in welcher Weise der englische Auszug aus Susos Werk entstanden ist, ob der englische Übersetzer einen Anteil am Charakter seines Werkes hat und welcher Art er ist.

<sup>1)</sup> Ed. Horstmann, *Yorkshire Writers* II, 375

<sup>2)</sup> Ed. Marg. Deanesley. 1915. *University of Manchester Publications* 97.

## B. Die Einleitung.

I. Widmung an eine Dame.

II. Proheme.

III. Inhaltstafel in direkte Rede gekleidet.

## I.

Der Vf. ist Geistlicher; er bezeichnet sich als *fader, chapelayne*, der für seine geistliche Tochter einen Traktat schreiben möchte, um ihre Jesusliebe zu nähren. Die Namen des Geistlichen und der Dame sind unbekannt.

Über seine Arbeitsmethode macht er folgende Angaben. Er laßt aus, was seinen Lesern keine Erbauung bieten könnte; dazu rechnet er die persönlichen Mitteilungen des lat. Autors über sich und seinen Stand. Er folgt nicht dem Gedankengange des Buches, sondern nimmt die Materie, wie es ihm zweckentsprechend scheint. Er übersetzt nicht Wort für Wort, sondern formt den Satz so, daß er in der Übersetzung leicht verständlich wird. Die Anordnung in 7 Punkte ist nach seinem persönlichen Ermessen. Aus Liebe zur Sache geht er an die Übersetzung und hofft, daß seine Mühe nicht verschwendet ist, obgleich jetzt eine Masse Bücher aus dem Lat. ausgezogen werden. Er schließt mit der üblichen Bitte, daß man für ihn beten möchte.

Anhand dieser Angaben möchte ich folgende Gesichtspunkte für die Untersuchung aufstellen:

Was nimmt der Vf. in sein Werk auf? Was läßt er aus? Stimmt seine Angabe, daß er rein Klerikales ausläßt? Wie ordnet er die übersetzte Materie an? Welche Beobachtungen lassen sich an seinem Stil machen? Wieviel Eigenes gibt er dazu?

In der Widmung finden sich keine Entlehnungen in Satzform, doch klingen Gedanken an. Den Zweck des Buches bezeichnet er 325, 37 wie Suso 9, 28 und 220, 18. Der lat. Autor ist ihm unbekannt, wie Suso in seinem Prolog 13, 11 sagt: *discipulus, nomine et persona in hoc opere ignotus*. Im 7. Kap. des 2. Buches findet man den Namen *frater Amandus* 216, 17 und die Erwähnung von Suevie, *terre Almanie* 225, 27. Der frz. Übersetzer hat diese Angaben benutzt,<sup>1)</sup> der englische

<sup>1)</sup> Die frz. Übersetzung liegt vor in Harl. Ms. 4386, 15. Jh. Horstmann erwähnt sie, ohne sie zu untersuchen. Sie ist keine Bearbeitung, sondern

nicht. Aus der Erwähnung des Ordensvorgesetzten 11, 25 schließt er auf den Stand des Vf. Seine höfliche Bemerkung, der Name des lat. Autors sei im Lebensbuch verzeichnet 325, 23, kann angelehnt sein an Susos eigene Bemerkung 127, 18. Die Schilderung der Uhr, die dem hor. sap. den Namen gegeben hat, ist im Anschluß an Susos Prolog verfaßt.

Abgesehen von diesen Anklängen ist der englische Prolog selbständig verfaßt. Das einleitende Zitat Susos ist an den Anfang des Proheme gestellt.

## II.

Dieser Gedankengang ist ein Flickwerk aus 4 Kap. Der Vf. beginnt mit dem Bibelspruch des Prologs und übersetzt ihn. Entgegen seiner Absicht, Persönliches fortzulassen, nimmt er aus II, 1 die Schilderung der Vision, durch die ein Junger der Weisheit von der Überlegenheit der geistlichen Philosophie überzeugt wird. Er kürzt die Vision und flickt Stellen aus II, 2 und 3 an. Der Schlufssatz ist eigene Formulierung; er bringt die Bitte um Belehrung noch einmal, die er schon 328, 16 mit Susos Worten ausgesprochen hat.

## III.

Ogleich die Anordnung in 7 Punkte Eigentum des Vf. ist, so verfährt er doch in diesem Teile so pietätvoll wie möglich. Die Worte, die zur Aufzählung der 7 Punkte führen, sind aus II, 2, wo sie zur Aufzählung der 4 Kapitel vom Sterben, Leben, Loben und Abendmahl führen. In den 7 Kapitelüberschriften findet man Anklänge an die der exzerpierten lateinischen Kapitel. Es entspricht

Punkt 1	Buch I, 1 6, 8,
„ 2	„ 2, 3, 4, 14, 15, 16
„ 3	„ 13
„ 4	„ II, 3
„ 5	„ 2
„ 6	„ 4
„ 7	„ 5, 7, 8

---

eine Übertragung. Leider ist sie unvollständig, nach f 113b fehlen ungefähr zwei Lagen, die den Text von A 147, 28—166, 16 enthielten. Dies ist im Katalog nicht festgestellt.

Die Worte, die dieser Aufstellung folgen, sind dieselben, die Susos vier Punkten folgen, doch ist das Nachste freier. Einzelne Gedanken lassen sich fixieren: 329, 10 = 156, 9. 329, 12 = 24, 27. Doch habe ich das Zitat aus Augustin 329, 11 nicht bei Suso gefunden.

### C. Das eigentliche Werk.

Während ich bei der Besprechung der Einleitung vom englischen Werk ausgegangen bin, mochte ich im folgenden vom lateinischen ausgehen und fragen, was enthält das hor. sap. und was geht in die englische Übersetzung über? Diese Änderung des Standpunktes wird bedingt durch die Tatsache, daß das eigentliche Werk ein Auszug ist, während die Einleitung mehr persönliche Mitteilung ist.

#### I.

##### Analyse der nicht exzerpierten Kapitel.

I, 5 schildert eine Vision und bringt ihre Deutung. Sie beschäftigt sich mit dem beklagenswerten Zustande der Christenheit und gibt Anzeichen ihres Verfalles. Die Ideale des geistlichen Lebens werden besprochen, reine Lehre, Armut, Keuschheit, Nächstenliebe, geistliche Übungen. Die weltlich Gesinnten werden erwähnt, die geistliches Gewand angetan haben. Obgleich die wenigen Gerechten, deren siegreicher Kampf geschildert wird, durchaus nicht bloß Geistliche zu sein brauchen — es heißt 48, 21 *Qui licet in magno adhuc numero inveniantur in omni statu et religione ac etate utriusque sexus* — so scheint doch der Kompilator dieses Kapitel nur auf Geistliche bezogen zu haben und laßt es aus. Ein einziger Ausdruck 51, 19 *dum gloriam in prelacionibus querunt tam solliciti temporalem* ist in die englische Fassung übergegangen und findet sich an einer Stelle, wo er sinnlos wirkt (355, 12), im 4. Kapitel, das von der Kunst zu leben handelt, ohne Beschränkung auf Geistliche.

I, 7 schildert den schrecklichen Eindruck Gottes auf den Sunder, der sich seiner Vergehen stets bewußt ist; I, 9 die irdischen Leiden und Anfechtungen des Gerechten; I, 10 die Höllenqualen in so anschaulicher Weise wie die Bilder aus derselben Zeit. Ganz unterschlagen hat der Kompilator Gewissenspein und Höllenqualen nicht, denn in seinem



5. Kapitel finden sie sich, sogar ein Zitat kehrt wieder (359, 25): *erramus a via veritatis*. Auch die irdischen Leiden des Gerechten fehlen nicht ganz, sie werden ausführlicher in I, 13 geschildert und gehen von dort in das 3. Kapitel der 7 *poyntes* ein.

Äußerlich betrachtet, macht die Kürzung den Eindruck, als ob sie sich auf Wiederholungen beschränkt. Doch scheint es mir, als ob Suso nie bloße Wiederholungen gibt. Er erweitert und vertieft die Gedanken, beleuchtet sie von anderer Seite. Deshalb bedeutet ein Fortlassen stets eine Verarmung des Stoffes und eine Verminderung des Gefühlsgehaltes.

I, 11 schildert die himmlischen Freuden in traditioneller Weise. Das Kapitel ist mehr gefühlsmäßig als praktisch, offenbar deshalb nicht übersetzt.

I, 12 handelt von weltlich gesinnten Menschen im Gegensatz zu den Gottesfreunden. Obgleich es durchaus nicht auf Geistliche beschränkt ist, laßt der Vf. es fort wie I, 5. Die schwierigsten praktischen Fragen sind berührt, die von jeher aus den Beziehungen von Religion und Moral erwachsen sind, allgemein menschliche Probleme, die zum Denken an-, ja aufreizen können. Daß sie im englischen Werk ganz fehlen, wirft ein Licht auf das, was der Vf. '*edificacione*' nennt. Erschütterung scheint ihm viel weniger zur Erbauung gehört zu haben als Suso.

II, 6 enthält Anweisungen, wie man den Inhalt des hor. sap. nutzbar machen kann. Es fällt fort wegen seines klerikalischen Charakters.

## II.

### Analyse der exzerpierten Kapitel des 1. Buches.

#### 1.

I, 1, 6, 8 ergeben Kap. 1 der englischen Bearbeitung. Sie schildern das Verhältnis der Seele zu Gott unter dem Bilde der Brautschaft; äußerlich betrachtet, hatte also der Vf. ein Recht, sie zusammenzufassen. Aus I, 1 übernimmt er Bibelsprüche, die er lateinisch anführt und dann übersetzt. Sie sind nur dürftig mit dem übrigen Text verbunden. Der dritte wird länger zitiert als bei Suso. Sie sollen den Namen Jesu, ewige Weisheit, erklären. Der Vf. hat keinen Anstoß daran genommen, daß die ewige Weisheit manchmal in der 1. Person

spricht: *myne nobleye, mye worþinesse*, und manchmal in der 3. Person: *applyede to þe sone, þat maye seye of everlastyng wysdam*. Solche Unebenheiten lassen den kompilatorischen Charakter des Werkes erkennen. Der erste Gedanke schließt mit der Angabe 330,8 *And þus miche towchyngge þe proprete 7 þe worþinesse of mye name*. Die vier Zitate und vier andere kurze Stellen aus I, 1 bilden zusammen mit dem Auszug von I, 6 weniger als  $\frac{3}{8}$  des Inhalts, der Auszug aus I, 8 den Rest.

Während bei der Auswahl der Stellen aus I, 1 ein merkwürdiges Hin- und Herspringen zu beobachten ist, verfährt er bei den andern Kapiteln der Reihe nach. Er hat sie offenbar durchgearbeitet und zusammengestrichen. Gelehrte Erläuterungen über das Wesen der Liebe Gottes und ihre Offenbarungsform laßt er fort, aber auch von der dithyrambischen Schilderung der Wirkung der Liebe auf die Seele nimmt er nur geringe Bruchteile. Von der Christusbegeisterung, der Gotttrunkenheit Susos ist wenig oder nichts zu fühlen. Der zweite Gedanke des englischen Kapitels ist I, 6 entnommen und wird deutlich eingeleitet 330,9 *But nowe tochyngge my love*, und es folgt ein Gefühlsausbruch aus 62,2—31, der seltsam von dem Vorhergehenden absticht, denn er ist einheitlich, wenn auch kleine Auslassungen des lateinischen Textes festzustellen sind. Im Fortlassen ausmalender Stellen, die nichts wesentlich Neues bringen, ist der Vf. sehr geschickt, nicht aber im Zusammenstellen von Äußerungen, die aus verschiedenen Gedanken herausgerissen werden, z. B. 330,37—45. Diese Stelle ist aus I, 1 und zwar 16,21—26 und 20,24—26. Die Erwähnung des Todes ist in der Übersetzung nicht gut vorbereitet. 330,13 ist vom Tode die Rede, aber in ganz hypothetischer Form.

Der dritte Gedanke ist aus I, 8. In Susos Weise wird das neue Thema angeschlagen, indem der Junger eine Frage an die ewige Weisheit richtet, aber die Formulierung der Stelle 332,6—11 gehört dem Übersetzer, es klingen Gedanken von 75,3—5 und 18 an. Es handelt sich um die Betrübniß über die gelegentliche Abwesenheit der Weisheit. Das lebhaftes Gespräch wird weniger lebhaft, indem kurze Zwischenreden des Jüngers oder der Weisheit fallen. Auch logisch befriedigt die Erörterung des Themas nicht; wir lesen, wie die Seele sich dem Dienste der Weisheit weiht, beobachten sie aber nicht bei der Ausübung. Die Erfahrungen dieses Dienstes

vorwegzunehmen und sie gleich im Anschluß an das Dienstgelöbniß zu besprechen, ist falsch. Es rächt sich, daß I, 7 mit der Schilderung des Sundenbewußtseins ausgelassen ist und der eigentliche Inhalt von I, 4 nicht berührt wird.

Liest man das 1. Kapitel der 7 *poyntes*, ohne von seiner komplizierten Zusammensetzung zu wissen, so hat man die erwähnten Einwände gegen die Unebenheiten des Stils und die Logik, im übrigen aber gewinnt man einen erfreulichen Eindruck. Der Fortgang in der Unterredung zwischen Jünger und Weisheit ist ein steter, Fragen werden wirklich beantwortet, ein angeschlagenes Thema wird behandelt, wenn auch natürlich nicht erschöpft. Der Charakter bleibt einheitlich, insofern das Bild der Brautschaft beibehalten wird. Die Fähigkeit der mystischen Literatur, Seelenzustände zu schildern und zu deuten, wird nicht beeinträchtigt.

Überschaut man die Tätigkeit des Kompilators, so muß man einerseits bewundern, daß er diese Einheitlichkeit erreicht hat, andererseits schauern, daß er mit dem Schlachtmesser an die lebendige Einheit von Susos Gefühls- und Gedankenwelt herangeht. Die Liebe zum hor. sap. ermöglicht ihm eine so genaue Kenntnis, daß er Stellen aus allen möglichen Abschnitten zusammentragen kann, aber die Liebe hat ihn nicht an der barbarischen Behandlung seiner Vorlage gehindert. Ehrfurcht vor einem solchen Kunstwerk war zu seiner Zeit nicht so verbreitet, wie wir das heute wünschen möchten.

## 2.

I, 2, 3, 4, 14, 15, 16 ergeben Kap. 2 der 7 *poyntes*. Sie handeln von der Passion Christi, insofern hat der Kompilator ein Recht, sie zusammenzufassen. Die Überschrift hat er aus Susos Überschriften von Kap. 2 und 3 gebildet. Die von 15 ist der von 3 sehr ähnlich.

I, 2 ist sehr kurz. Er hat die Gedanken in ihrer Reihenfolge gelassen. Eine Auseinandersetzung über Emanation der Geschöpfe aus Gott übergeht er, das übrige hat er in seiner geschickten Weise zusammengestrichen. Die Überleitung zum nächsten Kapitel bildet eine Umschreibung seiner Überschrift 338, 28—31. Aus diesem Kapitel läßt er zwei längere Betrachtungen und Gefühlsausbrüche des Jüngers fort. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß er etwas vom

Anfang und vom Schluß nimmt und damit den Umfang des Kapitels umschrieben zu haben glaubt.

I, 4 behandelt in wundervoller Steigerung die Entwicklung des Schnldbewußtseins bis zur Verzweiflung und Selbstverfluchung. Es folgt die Enthüllung der göttlichen Gnade und Vergebung, die der Sündige, überwältigt durch ihre unerwartete Offenbarung, sich allmählich zu eigen macht, bis er Worte des Dankes findet, die in ein Gelöbnis ausklingen. Die Weisheit beschließt das Erlebnis mit deutenden Worten. Dieses Kapitel ist eine Einheit für sich. Es gibt ansteigend und abklingend eine Folge von Gefühlen, die untrennbar verbunden sind, weil der Autor sie in diesem Zusammenhang empfunden und ausgedrückt hat. Der Kompilator nimmt nur die beiden Schlußgedanken, das Dankgelöbnis und einige deutende Worte, und bringt sie an zwei verschiedenen Stellen unter, 339, 25—31 und 340, 12—21. Er beraubt sie dadurch ihrer Kraft. Er nimmt gleichsam aus einem Mosaik die Steine, die durch ihre ursprüngliche Stellung besonders wichtig erscheinen, und beachtet nicht, daß es gerade die Stellung ist, die ihnen Wert verleiht. An anderer Stelle sind sie ganz gewöhnliche Steine.

Die deutenden Worte leiten zu I, 15 über. Die ausführliche Beschreibung der Kreuzigung wird übergangen, da eine kurze Erwähnung aus I, 3 bereits aufgenommen ist. Gekürzt ist die anschließende Belehrung über das Mitleiden, die Imitatio. Ganz fehlt die Schilderung des Sterbens und der Gefühls-erguß des Jüngers. Der Eindruck des Sterbens auf Maria in I, 16 genugte offenbar. Den Schluß bildet die praktische Frage, was der Jünger tun kann, um Gott zu gefallen. Dieser Gedankengang ist nicht gekürzt, aber ihm vorangestellt ist, was aus I, 14 stammt.

Dieses Kapitel handelt auch vom Mitleiden, aber nicht im Anschluß an die Kreuzigung. Ein persönliches Beispiel wird, entgegen der Angabe in der Einleitung, übersetzt. Es folgen praktische Übungen, aber es fehlt der Gefühlsausbruch über die Leiden des Schmerzensmannes. Der Vf. hält offenbar das Gefühlsmäßige für weniger wichtig zur Erbauung als die praktischen Übungen.

Die Anweisung am Schluß von I, 15, wie der Junger Gott gefallen kann, schließt mit dem Hinweis auf Maria.

Sie hat unter dem Kreuz gelitten, deshalb kann sie zum Mitleiden anleiten. Dieser neue Gedanke wird 344,12 mit den Worten eingeführt: *Stabat iuxta crucem Jhesu mater eius*. Im hor. sap. stehen sie am Beginn des 16. Kap., doch umfaßt es viel mehr als die Gedanken Marias unter dem Kreuz.

I, 16 beginnt mit einer poetischen Schilderung des Frühlings. Es findet eine Übertragung aufs Religiöse statt. Maria erweckt Hoffnung in uns, wie der Frühling Leben in der Natur erweckt. Ein ausführlicher Lobpreis der Jungfrau erscheint uns geschmacklos in der Ausdeutung der Körperlichkeit Marias. All dies laßt der Übersetzer aus, erst Maria, die Allerbarmende, paßt in seinen Gedankengang. So nimmt er Teile aus der zweiten Hälfte des Kapitels, aber nicht der Reihe nach. Er fügt einen Passus von 142 in 148 ein. Mit eigenen Worten beschreibt er 346,10 die Dienste, die Maria dem Kinde geleistet hat und die Suso 142,32—35 schildert. Eine Änderung liegt 345,9 vor: *O þou halfe mye lyfe, O onelye confort of mye lyfe*. 145,8: *O dimidium anime mee, o consolacio unica vite mee!* Die frz. Übersetzung behandelt die Stelle noch freier: *tu estoies mon cuer 7 mon ame, ma foie 7 mon esperance*.<sup>1)</sup>

Liest man Kap. 2 der 7 *poyntes*, ohne von seinem kompilatorischen Charakter zu wissen, so hat man den Eindruck, daß es einen bestimmten Gedankengang ohne Abweichungen verfolgt. Fugen wie in Kap. 1 sind nicht bemerkbar. Erst der Vergleich mit hor. sap. zeigt, wieviel nüchterner der englische Text ist. Während Suso gewissermaßen ein Gesamtbild der religiösen Gefühls- und Gedankenwelt seiner Zeit anstrebt und sein Buch ahnen laßt, wieviele Quellen dieses Leben speisten und wieviele Äußerungsformen es in Gedanken, Worten und Werken hatte, liefert das englische Werk nur einen mageren Ausschnitt. *Speculum spiritualium* wäre keine schlechte Gattungsbezeichnung für das hor. sap.

### 3.

I, 13 ergibt Kap. 3 der 7 *poyntes*. Dieses lange Kapitel handelt vom Nutzen der irdischen Anfechtungen. Der Gedankengang ist beibehalten bis auf eine kleine Umstellung, 121,33

<sup>1)</sup> Harl. Ms. 4386, f 111 b.

—122, 4 steht vor 121, 4—23. Der Vf. kurzte die Schilderung der heilsamen Leiden sehr. Eigene Formulierung von Gedanken liegt zweimal vor: 349, 22—26, welches eine Kondensierung des Passus 116, 23—117, 2 darstellt, und 353, 20—25, die Überleitung zum nächsten Kapitel, die anklingt an 169, 22—26.

### III.

#### Analyse der exzerpierten Kapitel des 2. Buches.

##### 1.

II, 1 ergibt einen Teil der englischen Einleitung (s d). Seinem Grundsatz treu, hat der Vf. die drei Seiten lange Beschreibung der verweltlichten Theologen fortgelassen. Das persönliche Erlebnis des Jüngers mischt er mit eigenen Ausdrücken. Dieses Kapitel als Einleitung zu benutzen, ist nicht unberechtigt; denn es bespricht die verschiedenen Weisen, die heilige Schrift zu studieren und zu lehren, und gibt an, daß die ewige Weisheit selbst lehrt. II, 2 bleibt im Bilde, insofern es die ewige Weisheit als Lehrer hinstellt. Die Bitte des Jüngers um Belehrung 155, 22—27 schließt sich im englischen Text unmittelbar an den Auszug aus II, 1.

Aber der Inhalt von II, 2 *ars moriendi*, bildet das 5. Kap. der 7 *poyntes*. Der Übersetzer stellt die *ars vivendi* vor die *ars moriendi*. Das hat gewiß seine Berechtigung, da man erst lebt und dann stirbt, doch ist Susos Anordnung nicht sinnlos. In der *ars moriendi* klagt ein jung verstorbener Mensch über sein vergeudetes Leben, er wünscht, er könnte es noch einmal leben, und beschreibt seine Qualen. Die *ars vivendi* gibt Anweisung, wie man sein Leben recht führt. Die Bedeutung dieser Kapitel erhellt aus der Tatsache, daß sie vielfach allein verbreitet waren, und ebenso aus den geringen Kürzungen in der Übersetzung. Schreiber oder Leser machten Randbemerkungen, z. B. in f wird der Satz: *shal availe evere to mi soule* ergänzt durch die Randbemerkung: *7 to many opere*. Die Kürzungen beschränken sich auf ausmalende Stellen, die Schrecken des Todes, die Vergänglichkeits, die Verzweiflung. Das stimmt zu den andern Kürzungen, starke Gefühle und längere Ausbrüche werden vermieden. Auffällig ist, daß einige Hinzufügungen eine Verstärkung des Gefühlsgehaltes bedeuten, z. B.

*cordis: of alle mye hert* 328, 17

*sapiencie: of þi sovereyn wisdam* 328, 18

*sapiencia: þe mayster, everlastyng* 328, 29

*domine my: O hevenelye doctour 7 sovereyne mayster of everlastyng* 329, 6

*optavi: ferventlye desirede* 329, 8

*eum recipiat: receyve it gladdely* 358, 6

Doch sind diese Verstärkungen nur selten in Kap. 5, vgl. 167, 11 mit 364, 5. Dagegen ist die Einleitung überhaupt persönlicher gehalten. Der wesentliche Bestandteil von II, 2 ist in möglichst engem Anschluß an das Original übersetzt. Erweiterungen gehen aus dem gewissenhaften Streben hervor, der Vorlage ganz gerecht zu werden.

*prospiciens: þou seest 7 knowest* 328, 16

*privacio esse: taketh fro and pryveþ hym of þat he hath* 357, 40

*salutis: of goostly hele* 358, 23

*considerare: consider and byholde* 358, 27

*ex insidiis: out of a wayte as a theef* 358, 41

*fixum est: hit is utterly ficched 7 sette* 358, 44.

Solche Doppelausdrücke zeigen uns die Übersetzungstechnik. Das romanische Wort befriedigte das Verlangen nach Genauigkeit der Übersetzung, mutete aber gewiß oft als ein terminus technicus an, der durch einen landläufigen Ausdruck vertrauter gemacht werden sollte. Sie zeigen den Übersetzer in seiner Doppelstellung zur Vorlage und zum Leser. Hier setzte auch die Tätigkeit der Kopisten ein, vgl. Beschreibung der Hs. p.

## 2.

II, 3 enthält die *ars vivendi*. Die Bitte an die Weisheit um Belehrung ist nicht übersetzt, da solch eine schon aus II, 2 übernommen ist, wohl aber einige nebensächliche Wendungen über Kürze der Belehrung, 328, 18—24. Die Anklage, daß die Modernen Kürze lieben und daß es zuviel Bücher gibt, ist die einzige dieser Art, die der Übersetzer aufgenommen hat; sie steht in der persönlich gehaltenen Einleitung. Der Hauptinhalt ergibt Kap. 4 der 7 *poyntes*. Es ist noch weniger fortgelassen als von der *ars moriendi*. Es zerfällt in einen theoretischen Teil und die Erzählung einer Vision. Letztere fehlt in dp.

## 3.

II, 4 ergibt das 6. Kap. der 7 *poynes*, das längste. Es handelt vom Sakrament und ist ebenso achtungsvoll behandelt wie die beiden vorangehenden. Man kann wohl sagen, daß diese drei Kapitel für den Kompilator den Hauptwert des hor. sap. ausgemacht haben. Es schließt sich ein Gebet an, aus dem nur ein Satz fortgelassen ist. Die kurzen theoretischen Erläuterungen über Vereinigung des Menschen mit Gott im Abendmahl, Erleuchtung der Seele und Erkennen des Geheimnisses fehlen, ebenso einige Gefuhlsaußerungen, Sehnsucht, Lobpreis, Klage, auch die tadelnden Bemerkungen über weltlich Kluge; alles im Sinne der sonstigen Kürzungen.

Die textlichen Abweichungen deuten nicht alle auf nachlässige Behandlung, sondern teilweise auf besondere Beachtung. 367, 41 wird das Zitat aus Joh. 3, 12 mit der näheren Angabe versehen: *perfore seyde oure lorde to Nichodeme*. 368, 17 wird ein Gedanke über das Wunder der Sternenwelt erweitert: *þat wee knowen 7 seen and merveile not þere-of*. 370, 10 wird der Spruch Röm. 11, 13 mit der Bemerkung versehen: *hec pertinent ad sacerdotem specialiter*. 373, 31 ist ein Zitat eingefügt, das im Lateinischen fehlt. 378, 10 wird die Anrede: o manna dulcissimum, o nectar suavissimum erweitert: *o þou manna, aungellis mete, Oo þou alpere-swettist drynke*. Vom Übersetzer stammt die Zusammenfassung 372, 36 *and so forthe þou mayghte conceyve of opere liknesses*.

## 4.

II, 5, 7, 8 ergeben Kap. 7 der englischen Übersetzung. Die Anfänge aller drei Kapitel sind im Stile des Hohenliedes gehalten; sie sind fortgelassen. Offenbar war genug von dieser Art im 1. Kap. vorhanden. Es zeugt für die Energie und das Zielbewußtsein des Kompilators, daß er die Kürzung so straff durchführte. Von Kap. 5 ist fast die Hälfte fortgelassen, aber nur einige längere Stellen; es ist ein Musterbeispiel für seine Technik des Zusammenstreichens. Die Überschrift, wie man Gott loben soll, ist in die englische eingegangen. Gott wird als Schöpfer und Ordner gepriesen, der Jünger fühlt, wie unwürdig er ist. Der Wert der Gesinnung wird betont im Gegensatz zum leeren Wortpreis. Die überschwängliche Schilderung, wie sehr der Jünger Gott loben möchte, ist fortgelassen.



Die praktische Anleitung dagegen, wie man Gott recht lobt, ist übersetzt. Eine allzu bescheidene Äußerung des Jüngers, der sich mit einem krächzenden Raben vergleicht, fehlt. Gottes Hilfe gibt Anlaß zum Loben, aber die Ausmalung der Hilfe unterbleibt, mit einem selbstformulierten Satz weist der Vf. darauf hin (381, 19). Drei Fragen über das Loben werden beantwortet, ja, die Antworten werden noch deutlicher gemacht als im Lateinischen, indem auf die zweite hingewiesen wird (382, 11). *Touchynge þe secounde demaunde.*

Die textlichen Abweichungen sind ähnlich wie im vorigen Kapitel. 381, 13 wird ein Zitat mit der Angabe versehen: *in þe sawter.* 382, 23 wird der Spruch Röm. 8, 28 erweitert: *as wel the yvel as þe good.*

II, 7 handelt von der Hingabe der Seele unter dem Bilde der Hochzeit. Der Wunsch, recht viele möchten dieser Hochzeit teilhaftig werden, ist gekürzt. Die Belegstellen aus der Bibel und der späteren Literatur fehlen. Das Sundenbewußtsein wird nicht ausgedrückt, 218, 10—19, statt dessen wird ein geanderter Passus von 219, 11—23 eingeschoben, der eine Bitte um Beistand ausspricht. Daß die Hingabe Muhe und Arbeit mit sich bringt, wird angedeutet, aber nicht ausgeführt. Die praktische Frage: wie vollzieht der Jünger die Hingabe, wird ganz übersetzt. Ein persönliches Beispiel, wie Suso den Namen Jesu über seinem Herzen einritzte, fehlt, und die Übertragung auf andere Jünger wird demgemäß geändert (221, 32—222, 16). Der Vf. hat hier einen Passus eigener Worte (384, 42—45). Beispiele aus der Literatur werden abermals übergangen. Die praktische Abhandlung über Gebete übersetzt er nicht nur ganz, sondern erweitert sie.<sup>1)</sup> Der Name frater Amandus findet sich in einem gestrichenen Passus, die Erwähnung Schwabens ist ersetzt durch den Hinweis *of dyverse contrees* 387, 6. Die kurze Zusammenfassung der Ratsschläge 227, 8—228, 15 wird nicht aufgenommen. Die Ratsschläge für Kranke und Vielbeschäftigte werden gekürzt. Das lat. Gebet 224, 9 wird nur lat. gegeben und nicht übersetzt wie sonst die lat. Stellen.

---

<sup>1)</sup> Der frz. Text nimmt die weitestgehende Änderung vor, indem er noch mehr Gebete aufzählt. Die Zeitangaben vor und nach dem Essen teilt er mit den englischen. Cf. f. 157 b

## Textliche Abweichungen.

- 383, 28 *here-byfore to thy chosen derlynges*, cf. 218, 19 sicut olym.  
 385, 4 *rede þe schorte servyse of þat wisdam þat is writen in latyne to clerkes*, cf. 223, 6 *cursum brevem eidem sapientie legere*.  
 385, 14 *a pater noster*, 7 *after mete anopere or ellis De profundis*, cf. 223, 15 *unum paternoster et de profundis*.  
 386, 38 *quingagesime with þe tweyne dayes folowyng*, cf. 225, 16 *quingagesima*.  
 387, 2 wird zum Gebet aufgefordert mit dem Zusatz: *with specyalle devocyone 7 trewe entencyone*.  
 387, 12 *Novembre*<sup>1)</sup> statt *mensis augusti* 225, 32.  
 388, 7 wird ein Gebet mit Amen beschlossen.

Das ganz kurze Schlufskapitel enthält ein Gebet, das dem 7. Kap. angeschlossen sein könnte, wie das Gebet zum Sakrament dem 4. Kap., denn es enthält keinen selbständigen Gedanken. Die vorbereitenden Worte hat der Übersetzer ganz fortgelassen, dafür findet sich die Angabe: *Nota oracionem pro discipulis eterne sapientie*. Am Gebet selbst fehlt kein Wort.

Es folgt das Kolophon.

Liest man Kap. 7 der 7 *poyntes* unbefangen, so kann man keine Fugen entdecken. Die Anhangung eines Schlufsgebetes ist nicht auffällig.

## Zusammenfassung.

Wenn man von der Voraussetzung des Kompilators ausgeht, daß das hor. sap. gekürzt werden mußte, sollte es den Laien zugänglich und mundgerecht gemacht werden, so kann man nur der Ansicht sein, daß er seine Arbeit sehr überlegt und zielbewußt durchgeführt hat. Wiederholungen und weitgehende Ausführungen liefs er fort. Er war sogar so aufmerksam bei der Arbeit, daß er einzelne Sätze und Satzteile strich. Er blieb seinem Grundsatz treu, Sachen von rein klerikalem Charakter fortzulassen. Dagegen hat er nicht alle persönlichen Mitteilungen Susos gestrichen, obgleich sie vom mönchischen Standpunkt geschrieben sind. Entweder hat er nicht gewußt, daß juvenis quidem Suso ist, oder er hat die Mitteilungen für unlösbar mit dem Text verbunden gehalten.

<sup>1)</sup> Im frz Text fehlt diese Zeitangabe ganz f 159a.

Andrerseits hat er Betrachtungen für rein klerikal gehalten, die es nicht waren. Er war gleichsam bestrebt, aus dem hor. sap. das Buchlein der ewigen Weisheit herauszuschälen; doch hat er an Realismus seinen Lesern weniger zugemutet als Suso, der in seinem mhd. Buchlein Entsprechungen der Kapitel hat, die der englische Kompilator ganz übergang (mit Ausnahme von I, 12). Die Gedanken, die ihm zweckentsprechend schienen, ordnete er straff an. Die ungleiche Länge der Kapitel war nicht schön, fand aber ihr Gegenstück im hor. sap. Ästhetisches wie alles Gefühlsmäßige scheint dem Kompilator überhaupt nicht besonders gelegen zu haben. Nun bedeutet mystische Betrachtungsweise Einsetzung des Gefühls in der Religion in seine Rechte, und wenn an Susos Werken etwas Eigenartiges ist, so ist es die Wärme seines Empfindungslebens; auch ist es der Zweck des Kompilators, die Jesusliebe seiner Leser zu stärken; jedoch ist der Gefühlsgehalt, mit dem er dieses erreichen möchte, bedeutend geringer als im hor. sap. Die erzieherisch überaus glückliche Anlage des Werkes, erst eine Gemütslage zu schaffen, die zum Handeln drängt, und dann zum Handeln anzuleiten, ist auf diese Weise vernichtet. Daß ein so im innersten Kern verändertes Werk noch eine große Wirkung ausüben konnte, bezeugt seine unverwüstliche Lebenskraft. Die Nüchternheit des englischen Bearbeiters wird erkennbar, wenn man sein Exzerpt mit dem hor. sap. vergleicht. Nüchtern erweist er sich beim Fortlassen, nüchtern auch im Zusetzen. Abgesehen von der Einleitung finden sich eigene Formulierungen zu zwei Zwecken. Er leitet über zu neuen Kapiteln, zu einzelnen Teilen in denselben, zu Zitaten. Er faßt längere Stellen kurz zusammen. So zeigt er sich als Diener seiner Sache. Er möchte den Aufbau klarmachen, aber nichts Eigenes dazutun. Klarheit, Sauberkeit, Ordnungsliebe sind trotz gelegentlicher Abweichungen seine Merkmale. Ein starkes Bedürfnis nach logischer Durchdringung ist oft ein Feind des Gefühlsmäßigen. Die hohe Bewertung praktischer Ratschläge dagegen ist für ein nüchternes Empfindungsleben durchaus natürlich. So zeigt sich der Vorteil wie auch der Nachteil dieser Geistesverfassung an dem Werke des englischen Kompilators.

Methodisch wächst er an seiner Aufgabe. Das Jonglieren mit Stellen, das in den lateinischen Mss. sehr beliebt ist,

betreibt er nur am Anfang; später folgt er der Vorlage mehr, was entschieden ein Gewinn ist, ohne daß er sich dadurch an der straffen Anordnung der Gedankenkomplexe hindern läßt.

Seine sprachliche Leistung zu beurteilen, muß ich Berufenen überlassen, wenn es überhaupt möglich ist festzustellen, wieweit solch eine Übersetzung das Sprachgefühl des 14. und 15. Jahrhunderts befriedigte. Eine Gegenüberstellung der beiden unabhängigen Übersetzungen f und eines Vertreters von x, vielleicht d wegen seiner Vorliebe für heimische Ausdrücke, kann einen Beitrag zu dieser Erkenntnis liefern.

Es folgt eine Tabelle, um die Zusammensetzung der 7 *poyntes* übersichtlich zu zeigen. Eine Liste für genaue satzweise Entsprechungen würde zu lang werden. Die folgende Tabelle will genaue Informationen ermöglichen, aber nicht geben. Die Angaben des lat. Textes sind so zu verstehen, daß zwischen den erwähnten Stellen die Worte zu finden sind, die der englische Übersetzer verwendet hat. Ist die Übertragung sehr frei oder eine Zusammenfassung längerer Stellen, so schlage ich die lat. Stelle durch cf. zum Vergleich vor.

b als Vertreter von x in Anglia X		A in der Ausgabe von Strange	
Widmung	325, 1—326, 24		
	325, 16—19		S. 9, 31—10, 2
	23		cf. 127, 18
Proheme	326, 25—329, 15		
	326, 25—31		9, 3—5
	31—327, 4	II, 1	cf. 149, 19—150, 3
	327, 4—23		150, 8—24
	24—30		154, 20—27
	30—328, 10		154, 31—155, 19
	328, 11—18	II, 2	155, 22—27
	18—25	II, 3	169, 25—170, 2
	25—28		Einschiebsel
	29—34	II, 2	155, 29—156, 3
Inhaltstafel	328, 35—329, 5		
	329, 6—8		156, 6—7
	9—15		Einschiebsel
	10		cf. 156, 9
	11—12	I, 2	cf. 24, 27

b als Vertreter von x in Anglia X	A in der Ausgabe von Strange	
Kap. 1. 329, 19—22	I, 6	58, 10—13
22—28	I, 1	22, 25—30
28—30		Einschiebsel
30—35		16, 30—32
35—40		24, 17—19
40—41		16, 28—30
42—43		Erweiterung des Zitates
330, 2—8		16, 5—8
9—36	I, 6	62, 2—31
37—43	I, 1	16, 21—26
43—45		20, 24—26
331, 1—5		21, 16—21
6—18	I, 6	62, 32—63, 16
19—31		64, 19—30
32—332, 3		65, 21—66, 10
332, 3—6		70, 6—8
6—11	I, 8	cf. 75, 3—5 u. 18
11—44		72, 22—73, 33
44—336, 44		76, 25—83, 13
336, 45		Schlufssatz.
Kap. 2. 337, 5—338, 27	I, 2	25, 9—27, 13
338, 28—31		cf. 33, 17—18
338, 32—339, 3	I, 3	27, 25—28, 22
339, 4—24		32, 11—33, 7
25		33, 18
26—31	I, 4	42, 22—27
339, 32—340, 10	I, 3	33, 8—29
340, 10—21	I, 4	42, 28—34
340, 21—341, 10	I, 15	132, 11—134, 9
341, 10—443, 22	I, 14	126, 11—129, 15
343, 22—344, 13	I, 15	136, 1—35 und der erste Satz des 16. Kap.
344, 14—346, 4	I, 16	143, 24—148, 12
346, 4—12		cf. 142, 7—143, 2
13—28		148, 12—29
Kap. 3. 346, 32—347, 32	I, 13	111, 4—112, 16
347, 33—352, 27		114, 7—120, 29
352, 27—32		121, 33—122, 4

b als Vertreter von x in Anglia X	A in der Ausgabe von Strange
32—42	121, 4—23
42—353, 20	123, 8—124, 2
353, 20—25	II, 3 cf. 169, 22—26
Kap. 4. 353, 29—355, 12	II, 3 170, 10—172, 14
355, 12	I, 5 cf. 51, 19
13—357, 36	II, 3 172, 15—175, 27
Kap. 5. 357, 39—365, 21	II, 2 156, 10—169, 16
Kap. 6. 365, 24—378, 23	II, 4 176, 4—198, 25
Kap. 7. 378, 27—29	II, 5 199, 3—4
30—383, 10	200, 6—208, 35
383, 11—28	II, 7 216, 27—218, 10
28—32	cf. 219, 11—23
33—37	218, 20—25
37—40	219, 25—28
40—384, 41	219, 31—221, 11
384, 42—388, 26	221, 32—229, 7
388, 28—389, 22	II, 8 229, 22—230, 31
389, 23—25	Kolophon.

Zusatz. Stellen, die in allen Mss. gemeinsam von A abweichen, wo also wahrscheinlich der lat. Text anders gestaltet war, oder wo der Übersetzer einen Fehler machte.

7 poyntes	A	7 poyntes	A
337, 38	26, 2	366, 10	176, 33
338, 22	27, 8	372, 40	190, 19
345, 9	145, 8	374, 2	192, 15

Bewufste Änderungen wie 387, 6 : 225, 27 oder Zusätze wie 383, 28 : 218, 19 rechne ich nicht hierher.

#### Kap. IV.

#### Lateinische Exzerpte und Kopien des hor. sap.

##### Exzerpte:

C = Ms. Royal 5 C III	} London, Brit. Mus.
S = Sloane Ms. 982	
B = Bodleian Ms. 450	} Oxford.
M = Ms. Merton 204	
L = Ms. Lat. th e 8, Bodl.	

## Kopien:

T = Add. Ms. 20029, London, Brit. Mus.

R = Ms. Rawlinson A 372, Oxford, Bodl.

Nicht in Betracht kommen die Exzerpte und Kopien, die auf dem Kontinent entstanden und nachweislich erst spät von Büchersammlern nach England gebracht sind, z. B.

Bibl. Arundel. 512. Exzerpt	} London, Brit. Mus.
Add. Ms. 15105. Kopie	
" " 18318 <sup>1)</sup> "	
Mss. Laud. Misc. 671, 677. Kopien	} Oxford.
Bodl. Ms. 405. Kopie	

Durch die Besprechung der Mss. möchte ich Licht auf die Frage werfen, ob dem Vf. der 7 *poyntes* wirklich eine Hs. vom Typus A vorgelegen haben kann.

## C.

## 1. Beschreibung des Ms.

C ist ein Pergament-Folio des 15. Jh. mit 381 Bl. Der Katalog zählt als Inhalt 27 Nummern, die alle lat. verfaßt sind. Diese theologische Sammelhs. gehörte Archbishop Cranmer († 1556). Nr. 17 steht auf f. 297a—301a; es ist ein Auszug aus dem hor. sap. Überschriften sind rot, ebenso die Namen Sapiencia, Discipulus (mit einer Ausnahme). Jedes Blatt ist mit vier Spalten beschrieben, die ich als a b c d zähle. Jede Spalte hat 57 Zeilen. Die breiten Ränder sind zu kurzen Notizen benutzt: Hinweise, Glossen, Nachträge. Der Text ist mit vielen Abkürzungen geschrieben, die Notizen aber sind wahrhaft stenographisch. Die Lesarten stimmen nicht immer mit A überein. Trotz vieler Rasuren macht das Ms. im ganzen einen sorgfältigen Eindruck.

## 2. Vergleich des Inhalts mit A.

Überschrift: Hec que subscribuntur extracta sunt de quadam compilationem vocatur horelogium divine sapiencie. Es folgen 10 Zeilen aus dem Prolog, die den Zweck des Werkes

<sup>1)</sup> Dies ist eine sehr sorgfältige Perg. des 14. Jh. Sie gehörte 1390 dem Kloster Altenberg; so kann sie mit auf Bihlmeyers Liste (S. 108\*, Anm. 2) gesetzt werden als Material für eine Neuausgabe.

angeben, die erkaltende Liebe zu Gott wieder zu beleben. Der folgende Text ist durch rote Überschriften in 5 Kap. zerlegt, die aber nicht gezählt sind. Auch fehlt das übliche Kolophon. Der Vergleich mit A ergibt, daß 11 Kapitel gar nicht benutzt sind: I, 1, 2, 5, 6, 7, 10, 11, 16; II, 2, 7, 8. Die übrigen Kapitel sind sehr ungleich benutzt. Die erste Überschrift stammt von I, 3; darunter sind Teile von I, 3, 4, 8 gesammelt, die sich inhaltlich nahestehen; doch fällt auf, daß *conformitas* im 8. Kapitel in anderem Sinne gebraucht wird als in den vorangehenden, nicht *conformare passionibus*, sondern *deo* ist beschrieben. Noch ein anderer Umstand weist auf die Lässigkeit der Bearbeitung hin. Die zweite Überschrift stammt von I, 8, der Inhalt ist nur diesem Kapitel entnommen. Es wäre richtiger, den Schluß des ersten Abschnittes hier unterzuordnen. Die dritte Überschrift ist von I, 9. Darunter stehen Teile von I, 9, 12, 13, 14, 15; II, 1. Die Teile des ersten Buches stehen sich nahe, so daß es möglich ist, sie zu vereinigen. Aber die Form der Darstellung variiert und hindert eine Verschmelzung. f. 298 b 19 übergeht die Rede des Jüngers, wodurch zwei Reden der Weisheit zu einer werden, so daß die Einfügung der roten Namensbezeichnung überflüssig wird. Der Schreiber aber gibt sie. Die nächste Antwort des Jüngers ist nicht übergangen, sondern der Weisheit zuerteilt, was auch später noch einmal vorkommt: f. 298 c 54. Jemand hat den Fehler bemerkt, Pronomen dementsprechend geändert und f. 298 d 5 auf Rasur schwarz *Discipulus* eingefügt. Weitere Versuche sind bemerkbar, die Rede einheitlich zu machen und *mee* durch *Christo* etc. zu ersetzen. II, 1 ist den vorangehenden Teilen inhaltlich fremd, es würde besser unter die nächste Überschrift passen. Hier findet das erwähnte Jonglieren statt, vier Gedanken in der Folge a b c d werden durcheinandergewürfelt: c a d b. Der folgende Abschnitt ist II, 3: *Formula compendiosa vite spiritualis*. Er ist in seiner Kürze gelassen und nicht mit andern vermengt. Sein Schluß ist markiert: *explicit formula vite humane*. Die letzte Überschrift ist von II, 6, ist aber sinnlos wiedergegeben, indem ein Teil des Textes hineingezogen ist. Aus der Anweisung für Geistliche wird nur ein Beispiel genommen, wie die Passionsgeschichte auszulegen ist. Es folgen Teile aus II, 4 und 5, in denen Suso nicht in seinem Namen Ratschläge erteilt, sondern die Weis-



heit sprechen läßt. Die Diskrepanz der Form tritt hier zugleich mit der Fremdheit des Inhalts auf. Die Gedanken aus II, 4 sind ähnlich durcheinandergemengt wie die aus I, 1. Die Stelle 197, 22—30 ist nicht eigentlich exzerpiert, sondern frei bearbeitet.

Ich gebe eine Tabelle der Entsprechungen.

C		A
297 a 3—12		9, 17—30
12—13 Überschrift	I, 3	27, 21—22
14—24		33, 19—29
25—53	I, 4	42, 22—43, 15
53—c 37	I, 8	78, 8—81, 6
c 37—38 Überschrift		72, 16
39—d 6		82, 2—8
6—8		30
8—22		33—83, 13
23—24 Überschrift	I, 9	83, 14
d 24—298 b 53		17—89, 5
298 b 54—c 54	I, 12	102, 6—105, 2
c 54—d 16		110, 4—27
d 16—299 a 54	I, 13	115, 4—118, 33
299 a 55—b 22		120, 19—122, 9
b 23—25		123, 10—13
26—35	I, 14	129, 28—130, 3
35—43		125, 31—126, 11
43—57		126, 18—34
c 1—25		127, 1—29
25—d 21	I, 15	132, 5—133, 24
d 22—39		136, 7—29
39—45	II, 1	155, 1—6
45—47		153, 4—5 u. 9—10
47—300 a 2		155, 6—17
300 a 2—43		153, 10—154, 19
43 Überschrift	II, 3	169, 17
44—c 6		170, 19—172, 33
c 7—9 Überschrift	II, 6	210, 1 u. 17—18
10—d 15		25—212, 26
d 16—22	II, 4	195, 15—22
22—26		cf. 197, 22—30
26—301 a 14		195, 25—197, 2

C	A
301 a 15—42	194, 13—195, 12
42—b 1	II, 5 204, 19—205, 3

### 3. Vergleich mit 7 *poyntes*.

Beide Werke sind Bearbeitungen; sie verfolgen denselben Zweck und zeichnen sich durch die Bevorzugung praktischer Ratschläge aus. Sie haben die gleiche Methode des Zusammenstreichens. Interessant ist, daß in C das hor. sap. eine Kompilation genannt wird; darin liegt eine Erklärung für die Behandlung dieses Werkes. Es ist eine Kompilation, insofern es Gedankenkomplexe bearbeitet, die einzeln oder in andern Zusammenhängen von andern auch behandelt sind; doch nicht in dem Sinne, daß es Formulierungen bekannter Autoritäten anhaufft, ohne Eigenes dazuzugeben. Eine Kompilation in diesem Sinne ist der Traktat '*agayne despayre*' in Add. Ms. 37049 f. 89 b, dessen Vf. dem hor. sap. die Gerechtigkeit widerfahren läßt, es als besondere Autorität neben Papst Leo, Augustin, der Bibel usw. heranzuziehen.

C ist viel kürzer als 7 *poyntes*. Es ist weniger durchdacht und viel weniger sorgfältig ausgeführt. Es verrät nichts von der Persönlichkeit des Kompilators. Die lat. Sprache und der Inhalt kennzeichnen es als das Werk eines Geistlichen für Geistliche. Es ist eine anspruchslose Anhäufung nicht organisch verbundener Teile.

Bemerkenswert ist, daß die ars moriendi keinen Platz gefunden hat und daß die formula vite nur soweit berücksichtigt ist wie in dp. Die besondere Pietät des Vf. der 7 *poyntes* für II, 2—4 wurde also nicht von allen Lesern des hor. sap. geteilt.

Die Kapitel, die von beiden Bearbeitern nicht benutzt worden sind, I, 5, 7, 10, 11 brauchen natürlich in ihren Vorlagen nicht gefehlt zu haben, andererseits kann ihre Verbreitung in England noch bezweifelt werden, während die Tatsache, daß zwei ganz unabhängige Bearbeitungen existieren, das Vorhandensein aller von ihnen benutzten Kapitel wenigstens an zwei Orten nachweist.

### S.

S ist ein Quartband aus Papier mit 149 Bl., nur f. 121 ist aus Pergament, im 15. Jh. geschrieben. Es enthält meist

lat. Werke, doch finden sich zwei kurze me. Stücke f. 60b und f. 133b, die die Entstehung des Ms. in England gewiss machen.

hor. sap. ist zweimal herangezogen. f. 66a—67b finden sich Exzerpte aus dem Kapitel über das Abendmahl. Sie stammen aus folgenden Abschnitten:

II, 4.	176, 35—177, 4	189, 1—13
	183, 32—185, 29	198, 2—25

Dann folgt ein Nachtrag, der zwischen den ersten und zweiten Abschnitt eingeschoben werden soll, 183, 16—31.

f. 121a beginnt ein libellum centum articulorum divine passionis, das u. a. das hor. sap. erwähnt. Der Text ist frei behandelt, nicht Christus spricht, sondern Gott spricht von Christus. Auch Marias Worte sind nicht genau. Kurze Sätze und Gebete sind eingeschoben, die sich nicht bei Suso finden.

f. 121b art. 2 = I, 16.	144, 10—13
3	13—16
4	16—19
5	19—22
f. 122a art. 6 = I, 3.	27, 25—28, 1
7	28, 1—3
8	3—6
9	6—9
10	12—16

Die 100 Artikel haben nichts mit den Meditationen zu tun, die in manchen Fassungen dem hor. sap. folgen, z. B. Add. Ms. 18318.

## B.

Pergament-Folio aus dem 15. Jh. Es enthält vier von den sieben Teilen der Kompilation: Speculum Spiritualium. Eine vollständige Ausgabe dieses Werkes habe ich nur in einem Pariser Druck von 1510 gesehen. Obgleich es für einen englischen Verleger gedruckt worden ist, so kann ich es hier doch nicht gleichwertig neben die Mss. stellen. Das Inhaltsverzeichnis von B gibt an, daß III, 28 das hor. sap. exzerpiert. Es entsprechen sich

f. 136a—c :	176, 11—178, 9
f. 137a—c :	179, 16—183, 20

Doch auch Kap. 24 ist noch teilweise aus Suso geschöpft, ohne daß dies im Inhaltsverzeichnis angegeben ist.

f. 137c—139a : 183, 31—194, 22

f. 139c—d      194, 23—195, 22

Im 26. Kap. auf f. 142a ist das hor. sap. abermals im Texte erwähnt. Aus indirekter Rede geht das Kapitel in weitere Zitate über. *Causam vero huius ariditatis divina sapiencia in liber qui dicitur hor. sap. exprimit, ibidem sic discipulum instruens et consolans.*

f. 142a : 196, 15—18 u. 20

22—26

3—11

29—197, 2

f. 142b : 197a—32

#### M.

Beschrieben von Coxe.<sup>1)</sup> Großfolio des 15. Jh., 211 Bl., geschrieben von J. Gisburgh. Die Werke sind alle lateinisch, doch findet sich auf der Schlusseite ein me. Gebet. Dieses und der Name des Kopisten sichern die Entstehung des Ms. in England. Den Beschluß der Werke, die alle theologisch sind, bilden drei Todesbetrachtungen. Die dritte auf f. 207d bis 210d ist aus dem hor. sap. Über den Inhalt und über die Verwandtschaft mit f. s. o.

Den größten Teil des Buches füllt das Werk *Speculum vitae humanae*. Ich habe feststellen können, daß es wie B aus dem *Speculum Spiritualium* stammt, doch fehlt dessen erster und siebenter Teil. Teil 2—6 sind vorhanden, doch werden sie natürlich als Teil 1—5 gezählt. Die in B enthaltenen Kapitel III, 23, 24, 26 erscheinen in M als II, 23, 24 26. Kapitel M IV, 1, 2, 7, 21, die im Spec. Spir. von 1510 in Teil V stehen, enthalten auch Auszüge aus dem hor. sap. Es tritt der merkwürdige Fall ein, daß die *ars moriendi* in M zweimal überliefert ist, einmal nur gekürzt, das andere Mal starker überarbeitet. Ich gebe eine Übersicht der Entsprechungen:

f. 99a Kap. IV, 1 = hor. sap. 156, 12. Es setzt früher als die andern Auszüge ein, 156, 12, nicht erst 14 oder 17. Seine

<sup>1)</sup> *Catalogus codicum mss qui in collegiis aulisque Oxoniensibus hodie adservantur.* 1852.

Zusätze und Auslassungen sind selbständig. 156, 17 ist die Frage eingeschoben: *Discipulus. quid autem est scire mori.* Es fehlt 158, 25—159, 9. 162, 9—51. Es endet 165, 8 *introitus.*

f. 101 b Kap. IV, 2 = *hor. sap.* 165, 8. Es enthält den Schluß der *ars moriendi* unter der neuen Überschrift: *de lamentacione morientis.*

f. 106 d Kap. IV, 7 = *hor. sap.* 172, 10—27  
170, 29—171, 2

Es folgen Stellen aus Cassian und Brigitte.

f. 107 c = 170, 19—28      171, 18—28  
172, 27—28      172, 33—173, 7  
171, 5—13      174, 8—9  
172, 29—33      171, 28—172, 10

Wie ersichtlich, hat die Kunst des Jonglierens bei dieser Bearbeitung der *formula compendiosa vite spiritualis* ihren Höhepunkt erreicht.

f. 130 a Kap. IV, 21 = *hor. sap.* 132, 7—133, 29  
134, 1—3  
126, 11—128, 14  
128, 18—129, 20

Es schließt sich ein Zitat aus Brigitte an. M bezeugt die Verbreitung dreier Kapitel aus dem *hor. sap.*: II, 2 u. 3, sowie I, 15.

## L.

Im *Summary Catalogue* beschrieben. 15. Jh. Pergament und Papier. 290 Seiten. Der Katalog weist in einer Ergänzung darauf hin, daß L in willkürlicher Folge einzelne Kapitel aus dem *Speculum Spiritualium* bringt. Es beginnt mit dem Auszuge der *ars moriendi* und stimmt im großen und ganzen mit M überein; doch teilt es die *ars moriendi* nicht in zwei Kapitel. Es lehrt nichts Neues, sondern bestätigt nur die Beliebtheit von II, 2.

## T.

Beschrieben im Katalog der *Add. Mss.* für die Jahre 1854—1860. Pergament, 15. Jh., enthält *stimulus amoris Ric. Hampole*, ist also in England geschrieben. f. 58 a—109 a *Horologium divine Sapiencie*. I, 1—12 sind vollständig vorhanden, ebenso der Prolog und die Inhaltstafel. Kap. 8 beginnt mit einer falschen Initiale, D statt A. Im Text fehlen Initialen.

Der Anfang von Kap. 9 ist nicht markiert. Kap. 13 ist unvollständig, es bricht ab bei 120, 25 tribulata. f. 109b ist ganz leer. Es ist die Mitte einer Lage; also ist nichts verlorengegangen, sondern es ist unvollendet.

T zeigt, daß der Text in ebenso guter Überlieferung wie in Deutschland bekannt war. Er umfaßt die Kapitel, die x und C übergehen, ist also ein wichtiges Glied in der Schlusskette.

### R.

Das einzige Ms., in dem ich das hor. sap. unverkürzt gefunden habe, ist R, ein Pergament-Folio des 15. Jh., 97 Bl., nicht in Kolumnen beschrieben.

f. 3a—91a steht der Text des hor. sap. Die ersten und letzten Blätter sind mit kurzen lateinischen Texten theologischen Inhalts gefüllt, darunter ein Passus Qualiter deus amandus est, als dessen Vf. Vf. Ricardus heremita angegeben ist. Dies bezeugt, daß das Ms. in England geschrieben ist.

Doch auch dieses Ms. ist keine einfache Kopie, sondern Bearbeitung, insofern eine andere Ordnung der Kapitel durchgeführt ist. Zwei neue Kapitel werden durch Spaltung von I, 5 und II, 4 gewonnen. Die Kopie behält die Einteilung in zwei Bücher bei, doch teilt sie die Kapitel den Büchern selbständig zu.

R	A	R	A
I, 1	I, 1	17 }	4 bis 197, 32
usw. bis		18 }	4 von 198, 1
I, 5 }	5 bis 51, 24	II, 1	II, 5
6 }	5 von 51, 25	2	1
7	6	3	I, 8
usw. bis		4	9
15	16	5	II, 2
16	II, 3	6	6 usw.

R hat gelegentlich Lesarten, die Strange in seinem Apparat vermerkt. Es hat Abweichungen in der Wortstellung, die er nicht vermerkt. Es hat sinnvolle Ersetzungen, z. B. deus für dominus, und es hat offenbare Schreibfehler Verbesserungen von anderer Hand mit schwarzer Tinte finden sich im ganzen Ms. Es macht den Eindruck, als ob jemand den Text kollationiert, ergänzt und verbessert hat.

Der Kopist gibt auf f. 91a an: Explicit Horilogium sapientiae fratris A, ordinis praedicatorum scriptum in angulari diversorio. Orato quaeso pro scriptore. Leider sagt er nicht, wo sein Schreibraum gelegen war.

Ein Blick auf die Liste der Kapitelangaben in den engl. Mss. (s. o.) zeigt, daß R nicht der Typus war, der dem Vf. von x oder einem späteren Bearbeiter des Exzerpts vorlag. Doch enthält R den gesamten Text unverkürzt und ist somit das wichtigste Glied in der Reihe.

### Zusammenfassung.

Es ist auffallend, daß unter den reichen Schätzen der drei großen Büchereien keine in England gefertigte, vollständige, treue Kopie des hor. sap. ist, wie sie sich in Deutschland so zahlreich finden und auch in Frankreich vorhanden waren, wie die frz. Übersetzung in Harl. Ms. 4386 und die frz. Inkunabeln<sup>1)</sup> bezeugen, die ich in England einsehen konnte. Wenn sich nur Bearbeitungen erhalten haben, ist die Frage nicht abzuweisen, ob der Traktat *7 poyntes* vielleicht auf eine gekürzte und anders geordnete Fassung zurückgeht. Dagegen steht erstens die Angabe des Kompilators, daß er selbst Kürzungen und Umstellungen vorgenommen hat, sowie die innere Evidenz, daß die Veränderungen tatsächlich mit seinem Plane vereinbar sind und daß die Kürzungen eher die zielbewußte Arbeit eines bestimmten Charakters als das Durcheinander verschiedener Bearbeitungen sind. Dagegen steht zweitens die Beobachtung, daß es im 14. Jh. Mss. im Umfange von A gegeben haben muß. Sie sind vielfach exzerpiert worden, haben sich dann aber nicht wie die Bearbeitungen in Kopien des 15. Jh. erhalten. Nur eine unvollständige Kopie mit unverändertem Gedankengang liegt vor. Für die restlichen Kapitel I, 14—II, 8 bleibt die Frage vorläufig offen, ob nicht nur der Umfang, sondern auch die Ordnung von A in England vertreten war und dem Kompilator der *7 poyntes* als Vorlage gedient haben kann.

<sup>1)</sup> Brit. Mus. I A 39278 lat. Text mit kleinen Erweiterungen.

4<sup>h</sup> N 3 Th. Seld.

Bodleian 88

Douce 198

" " " " "

" " belgische Ink.

frz. Text.

Ich schliesse mit einigen Reimpaaren aus d, diesem Ms., das mit dem hor. sap. besonders stark verbunden ist, insofern sein Name an vier verschiedenen Stellen wiederkehrt. Sie zeugen für die Wirkung dieses Werkes auf das 15. Jh., womit sie allerdings nicht abgeschlossen war; auch heute wirkt Susos Geist auf die Leser, wie Texterneuerungen<sup>1)</sup> und Neuausgaben bei uns und in England zeigen.

Add. Ms. 37049, f. 28a:

*Who so rememors cristes passion devoutely  
To hym profets specially two þinges in hye.<sup>2)</sup>  
Þe tone is if a man be put in hevynes  
It remefes away his gret distres.  
Also ane oþer it dos 7 helps certanly  
To relese þe bitter paynes of purgatory,  
If a man conforme hym þerto right  
And luf god with al his myght.  
Þis affermes þe boke horologium sapiencie cald  
To þaim þat devoutely cristes passion in mynde wil halde.*

---

<sup>1)</sup> Miss Comper a. a. O.

Blessed Henry Suso's Little Book of Eternal Wisdom 1910.

Diese beiden seit Abschluß von Bihlmeyers Werk

<sup>2)</sup> = quickly, soon. Murray: Often added merely for rime's sake.  
Zu ags hīzian = to hasten.



DIE STELLE VOM „RAUHEN PYRRHUS“  
(Hamlet II, 2, 460—551) in ihrem Verhältnis zu  
Marlowe-Nashes „Dido“, zu Seneca und dem  
„Urhamlet“ und damit ihrer Bedeutung für  
Datierungsfragen, Quartoprobem und Nashes  
Angriff auf Thomas Kyd.

---

Immer wieder hat man die Frage aufgeworfen, ob aus den von Hamlet und dem ersten Schauspieler deklamierten Versen über „Priam's slaughter“ und den die Deklamation einleitenden Worten des Dänenprinzen wohl auf irgendwelche Zusammenhänge mit einem dem Hamletdichter bekannten Drama geschlossen werden könne. Die Antwort lautete fast immer bejahend; erst die nähere Bestimmung des betreffenden Dramas, bzw. die Motivierung seiner Heranziehung, ergab weitgehende Differenzen, die bis in die neueste Zeit fortbestehen.

Während H. D. Gray — ältere Anregungen aufgreifend — 1920 in längeren Ausführungen die Ansicht vertrat, daß die zum Vortrag gelangenden Verse aus einem uns verlorengegangenen, in Nachahmung Marloweschen Stils geschriebenen Jugenddrama Shakespeares stammen,<sup>1)</sup> hat M. J. Wolff des öfteren auf die Möglichkeit, daß sie einer italienischen klassizistischen Didotragödie entnommen sein könnten, hingewiesen.<sup>2)</sup> — Von A. W. Ward<sup>3)</sup> und F. G. Fleay<sup>4)</sup> geaufserte Gedankengänge ein wenig ausspinnend, hat C. W. Wallace

---

<sup>1)</sup> H. D. Gray: „Did Shakespeare write a tragedy of 'Dido'?“ *Mod. Lang. Review* 15, S. 217 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. *Shakesp. Jb.* 46: „Shakespeare u. die *Commedia dell'arte*“, S. 15. — *Engl. Stud.* 45: „Zum Urhamlet“, S. 27. — Hamletausgabe (Inselverlag) 1923, Anm. S. 205/6

<sup>3)</sup> *A Hist. of Engl. Dramatic Lit.* Vol. I, 1899, S. 358.

<sup>4)</sup> „*A Biographical Chronicle of the Engl. Drama*“, 1891, S. 306.

sich 1911 energisch dafür eingesetzt, daß die Stelle mit einem nach Henslowes Aufzeichnungen Anfang Januar 1598 aufgeführten, nicht erhaltenen Drama *'Dido and Aeneas'*, dessen Verfasser Ben Jonson gewesen sein müsse, in Verbindung zu bringen sei.<sup>1)</sup> — J. M. Robertson sprach sich 1917 und 1919 für die Übernahme der von Hamlet und dem ersten Schauspieler zu Gehor gebrachten Verse aus einer frühen, in Nachahmung Marlowes geschriebenen, verlorengegangenen klassizistischen Tragödie Chapmans aus und glaubte in Hamlets einleitenden Worten ein Kompliment an den „rival poet“ sehen zu dürfen.<sup>2)</sup> Doch erwähnte er die Möglichkeit, daß es sich auch um Nachahmung der entsprechenden Stelle aus dem Bericht des Aeneas in Marlowe-Nashes 1594 im Druck erschienenen Didodrama durch Shakespeare selbst, und damit um ein Kompliment an Marlowes Adresse handeln könnte.

Die ältere Forschung hielt in weitestem Umfange direkten Zusammenhang zwischen Pyrrhusstelle im *'Hamlet'* und Aeneasbericht in Marlowe-Nashes *'Tragedie of Dido, Queene of Carthage'* für das Gegebene. Nur gingen die Ansichten darüber, ob es sich um eine wirklich ernst gemeinte Nachdichtung handeln, Hamlets Lob also seiner wahren Meinung entsprechen konnte, oder ob man die Verse parodistisch, Hamlets Lob ironisch zu denken habe, auseinander. — Noch 1917 hat C. F. Tucker Brooke — trotz der z. B. schon von Warburton dagegen geltend gemachten Gründe<sup>3)</sup> — die Pyrrhusstelle als „an *obvious*, though not very uncomplimentary *parody* of the turgid lines on the death of Priam“ aus Marlowe-Nashes Didodrama erklärt.<sup>4)</sup> Die Cambridge History (1910),<sup>5)</sup> Sidney Colvin (1916),<sup>6)</sup> eine Notiz in The Times Lit. Suppl. vom 22. Febr. 1923, etc. bringen die gleiche, von Coleridge als „below criticism“ bezeichnete Behauptung, der durch die Ergebnisse der neuesten ShakespeaREForschung auch der letzte Rest Bodens

<sup>1)</sup> Engl. Stud. 43, S. 378/79.

<sup>2)</sup> „Shakesp. and Chapman“, S. 215/16. — „The Problem of Hamlet“, S. 60.

<sup>3)</sup> Vgl. Variorum Shakesp. (Furness), S. 180/81 und A. C. Bradley: „Shakespearean Tragedy“, 1904, S. 413 ff.

<sup>4)</sup> Studies in Philology 14: „Hamlet's third soliloquy“ S. 119

<sup>5)</sup> Bd. V, S. 145.

<sup>6)</sup> „The Sack of Troy . . .“, A Book of Homage to Shakespeare, ed. Gollancz, 1916, S. 98.

abgegraben sein dürfte. Sie hat im Verein mit den bereits kurz skizzierten Ausführungen von H. D. Gray, M. J. Wolff, C. W. Wallace und J. M. Robertson den Gedanken, daß die Pyrrhusstelle einen ernst gemeinten Hinweis auf Marlowe-Nashes 'Dido' bedeuten könnte, sehr stark in den Hintergrund zu drängen vermocht, so daß sich der Versuch, ihm einmal methodisch zu Leibe zu rücken, lohnen dürfte. Auszugehen ist von dem klaglich dürftigen Material, das die ältere Forschung zusammengetragen hat.

Bei Steevens,<sup>1)</sup> einem der frühesten Anhänger der parodistischen Auslegung, finden wir gegenübergestellt:

1. "Which he disdain'd whist his sword about,  
And with the wind thereof the King fell downe."<sup>2)</sup>  
(Dido, V. 548/49)

"But with the whiff and wind of his fell sword  
The unnerv'd father falls."<sup>3)</sup>  
Hamlet II, 2, 504/5).

2. "So leaning on his sword he stood stone still."  
(Dido, V. 558).  
„So, as a painted tyrant, Pyrrhus stood".  
(Hamlet II, 2, 511).

Ergänzend konstatierte G. Mac Donald in den Anmerkungen zu seiner Hamletausgabe,<sup>4)</sup> daß die Schilderung:

"When she saw Pyrrhus make malicious sport  
In mincing with his sword her husband's limbs"  
(Hamlet, II, 2, 546/47).

anklinge an:

"This butcher whil'st his hands were yet held up,  
Treading upon his breast, strooke off his hands."  
(Dido, V. 536/37).

Die neuere Forschung hat diesen Hinweisen zumeist überhaupt keine Beachtung geschenkt. Vereinzelt wird die erstzitierte Parallele — und nur diese — kurz erwähnt. So merkt Creizenach in bezug auf sie — ganz beiläufig — „merk-

<sup>1)</sup> „The Plays of Will. Shakesp.“ Bd 15, 1793, S. 140

<sup>2)</sup> Die „Dido“ ist hier und in der Folge nach der Ausg. v C F. Tucker Brooke: „The Works of Christopher Marlowe“, Oxford 1910, Neudruck 1925, zitiert.

<sup>3)</sup> Die Pyrrhusstelle wird durchgehends nach der Arden Edition (1919) zitiert

<sup>4)</sup> „The Tragedy of Hamlet . . .“ 1885, Neudruck 1924.

würdige Ähnlichkeit mit Marlowe“<sup>1)</sup> an, und Radebrecht spricht von einer „Reminiszenz ohne besondere Absicht“<sup>2)</sup> und schiebt sie als völlig bedeutungslos beiseite.

Die Frage, ob die zitierten Stellen geeignet sind, Zusammenhänge zwischen Pyrrhusstelle im ‘Hamlet’ und Aeneasbericht in Marlowe-Nashes Didodrama bloßlegen zu helfen, kann nur durch gründliche, bisher nicht in Angriff genommene Untersuchung sämtlicher als Quellen in Frage kommender, überlieferter Bearbeitungen des Stoffes geklärt werden. Gerade mit Trojas Untergang ist ja die Shakespearezeit in ganz ungewöhnlicher Weise vertraut. Auf Schritt und Tritt begegnen uns ihr in weitestem Maße bekannte Bearbeitungen dieses Themas. Laßt sich zeigen, daß Pyrrhusstelle und Aeneasbericht<sup>3)</sup> in wichtigen Punkten der Stoffgestaltung zusammengehen und sich überdies in diesen Punkten von allen anderen uns zugänglichen und für eine Beeinflussung in Frage kommenden Darstellungen des Themas auffällig unterscheiden, dann ist fester Boden für weitere Untersuchungen gewonnen.

Aufmerksam gemacht sei zu diesem Zweck zunächst auf die folgenden Übereinstimmungen: Pyrrhusstelle wie Aeneasbericht legen größten Wert darauf, Pyrrhus sofort als den bluttriefenden Wüterich zu charakterisieren. — An beiden Stellen wird die Aufmerksamkeit auf seine Augen gelenkt. In der ‘Dido’ werden sie mit den Augen Megäras, im ‘Hamlet’ mit Karfunkeln verglichen, ihr Eigener zugleich mit dem Beiwort „hellish“ belegt. — Die ganze Greisenhaftigkeit und Hilflosigkeit des Priamus wird an beiden Stellen übereinstimmend dadurch zum Ausdruck gebracht, daß schon der Luftzug, den das herabsausende, in der Wut das Ziel verfehlende Schwert des Pyrrhus verursacht, genügt, den König zu Boden zu schleudern. — Pyrrhusstelle wie Aeneasbericht sind bemüht, das Hinsinken des greisen Herrschers zu einem möglichst dramatischen und eindrucks-

<sup>1)</sup> Geschichte des Neueren Dramas, Bd. IV, 1909, S 526 Anm.

<sup>2)</sup> Englische Studien 52: „Die Autorschaft der Stelle vom ‘Rauhen Pyrrhus’“, S. 330. — Radebrecht zitiert übrigens an der fraglichen Stelle falsch und denkt an genau wortliche Übereinstimmung.

<sup>3)</sup> Die Zusätze „im Hamlet“ und „in Marlowe-Nashes ‘Dido’“ sind hier und in der Folge der Kurze halber fortgelassen.

vollen Höhepunkt auszugestalten. Im 'Hamlet' stürzt das brennende Ilium in dem Augenblick, da sein König den Boden berührt, krachend in sich zusammen. In der 'Dido' äußert die Jupiterstatue ihren Abscheu über die grausige Hinschlachtung des Altehrwürdigen. — Pyrrhusstelle wie Aeneasbericht lassen Pyrrhus durch äußere Einflüsse in seinem mörderischen Tun aufgehalten werden. Im 'Hamlet' hemmt das schauerliche Getöse des zusammenstürzenden Ilium das sich auf Priams Scheitel herabsenkende Schwert für einen Augenblick und läßt den Unhold untätig verharren. In der 'Dido' sind es die Berge der Gemordeten, die seinem Weiterstürmen Einhalt gebieten. In beiden wird die momentane Starrheit der Gestalt des Wuterichs geradezu plastisch deutlich gemacht. — In beiden spielt die erhobene Waffe des Pyrrhus eine Rolle. — In der 'Dido' schlägt Pyrrhus dem Priamus die flehentlich emporgestreckten Hände ab, es folgt die Schilderung des Verhaltens der Hekuba zu dieser Grausamkeit. Auch im Hamlet ist von einer Verstümmelung der Glieder des Greises durch Pyrrhus und von Hekubas Reaktion auf diese Untat kurz die Rede. — Die Reihenfolge der als übereinstimmend hervorgehobenen Einzelheiten weicht in Pyrrhusstelle und Aeneasbericht zum Teil ab, ebenso ist der eine Punkt hier, der andere dort weiter ausgestaltet. Bei allen Übereinstimmungen handelt es sich um auf besonderen Effekt berechnete Schilderungen, um Höhepunkte des Berichtes, geeignet, sich dem Gedächtnis besonders stark einzupragen. Ein Vergleich mit anderen Darstellungen des Stoffes ist daher von vornherein lebhaftesten Interesses sicher.

Als Quelle für Marlowe-Nashes 'Dido' gilt allgemein Vergils 'Aeneis'. Aber gerade die uns hier allein beschäftigende Stelle des Aeneasberichtes hat mit Vergil kaum etwas gemeinsam. Jedenfalls geht keiner der hervorgehobenen Punkte auf die 'Aeneis' zurück. Diese erzählt die Hinschlachtung mit den Worten:

„altaria ad ipsa trementem  
trahit — — — — —  
implicuitque coma laevam, dextraque coruscum  
extulit ac lateri capulo tenuis abdidit ensem“<sup>1)</sup>

Nichts von Verstümmelung, nichts über das Verhalten der

<sup>1)</sup> II, 550 — 53, zitiert nach der Ausg. von O. Ribbeck, Teubner 1901.

Hekuba zu der Tat, nichts über eine Wirkung auf die Jupiterstatue oder das brennende Ilion! Pyrrhus, des Achilles Sohn, erstrahlt hier im Glanze der Waffen und der Rüstung und wird in diesem Sinne mit einer Schlange, die sich soeben frisch gehäutet hat, verglichen.<sup>1)</sup> Wohl heißt es später von ihm: „vidi ipse furem caede Neoptolemum,“<sup>2)</sup> aber von einer Schilderung, wie wir sie in Marlowe-Nashes ‘Dido’ und im ‘Hamlet’ finden, ist die ‘Aeneis’ weit entfernt.

B. Knutowski zeigte 1905 in seiner Dissertation: „Das Dido-Drama von Marlowe und Nash“ ein paar Stellen, die Kenntnis der ‘Metamorphosen’ Ovids voraussetzen, auf Verse der hier in Frage kommenden Teile des Aeneasberichtes sind nicht darunter. — Der Ermordung des Priamus wird von Ovid nur mit den Worten:

„Ilium ardebat, neque adhuc consederat ignis,  
Exiguumque senis Priami Iovis ara cruorem  
Conbiberat“<sup>3)</sup>

Erwähnung getan. Achtzig Verse weiter ist im Zusammenhang mit der Hinschlachtung der Polyxena von Tränen der Hekuba um den Gatten die Rede:

„Quas totiens patriae dederat, natisque, viroque  
Huic quoque dat lacrimas“<sup>4)</sup>

Trotzdem sind die ‘Metamorphosen’ in unserem Zusammenhange von Interesse, denn unter ihrem Einfluß liefs der Dichter der Pyrrhusstelle wahrscheinlich, anstatt Marlowe-Nashes “Ioves marble statue gan to bend the brow” zu variieren, das brennende Troja mit Priamus zugleich zusammensinken: „Troia simul Priamusque cadunt“<sup>5)</sup> — Und wenn Hekuba in der ‘Dido’ in wahnsinniger Wut dem Pyrrhus ins Gesicht springt und ihre Nägel in seinen Augenlidern vergräbt, so durfte darin wohl ein Anklang an die grauenhafte Schilderung, die Ovid von Hekubas Verhalten gegen den Mörder ihres letzten Sohnes, den Polymestor, gibt:

<sup>1)</sup> Vgl. II, 469 — 75.

<sup>2)</sup> II, 499/500.

<sup>3)</sup> ‘Metamorphoses’ XIII, 408 — 10, zitiert nach der Ausg. v. R. Merkel, Teubner 1904

<sup>4)</sup> Ebenda, 489/90.

<sup>5)</sup> Ebenda, 404

„Atque ita correpto captivarum agmina matrum  
 Invocat, et digitos in perfida lumina condit,  
 Expilatque genis oculos, — facit ira valentem —  
 Inmergitque manus, foedataque sanguine sonti  
 Non lumen, — neque enim superest — loca luminis haurit“<sup>1)</sup>

zu sehen sein.

In ihrer Ausgabe der Studleyschen Übersetzung von Senecas 'Agamemnon' hat E. M. Spearing 1913 als Übereinstimmung zwischen 'Agamemnon' und 'Hamlet' "The introduction of a passage of considerable length, which in neither case has any direct bearing on the plot of the play, dealing with the capture of Troy, the murder of Priam by Pyrrhus, and the grief of Hecuba"<sup>2)</sup> genannt — eine nicht sehr glückliche Idee, da im 'Agamemnon' der Chor trojanischer Frauen, der sich den Untergang der Vaterstadt ins Gedächtnis zurückruft und mit der dem Agamemnon zur Beute gefallenen Cassandra spricht, durchaus am Platze ist, der Inhalt der Chorrede und der Klagen der Cassandra<sup>3)</sup> ußerdem denkbar wenig mit der Pyrrhusstelle zu tun hat. Dem Tode Priams sind dort nur die folgenden Worte gewidmet:

"The old mans thratlyng throt I sawe,  
 (alas) I saw yborde  
 With cruell Pirrhus blade, that scante  
 with any blood was gord."<sup>4)</sup>

Original:

„vidi, vidi senis in iugulo  
 telum Pyrrhi vix exiguo  
 sanguine tingui.“<sup>5)</sup>

Und von Hekubas Schmerz ist in diesem Zusammenhange nicht die Rede!

Etwas ausführlicher — ausgehend von Vergil — hat Seneca Priams Tod in den 'Troades' dargestellt. Hekuba klagt dort:

<sup>1)</sup> 'Metamorphoses' XIII, 560—64.

<sup>2)</sup> Bangs „Materialien zur Kunde des älteren Engl. Dramas“, Bd. 38, S. XVIII.

<sup>3)</sup> E. M. Spearing verweist auf die Verse 2088—2179 u. 2260—2299 ihrer Ausgabe.

<sup>4)</sup> Bangs „Materialien“ 38; S 85, V. 2176—79.

<sup>5)</sup> „Seneca's Tragedies“, ed. by F. J. Miller, 1917 (im folgenden nur als Miller zitiert), Bd. II, S. 54, V. 656—58

„vidi execrandum regiae caedis nefas  
 ipsasque ad aras (maius admissum fide)  
 Aeacidis arma, cum ferox, scaeva manu  
 coma reflectens regium torta caput,  
 alto nefandum vulnere ferrum abdidit,  
 quod penitus actum cum recepisset libens,  
 ensis senili siccus e iugulo redit  
 placare quem non potuit a caede effera  
 mortalis aevi cardinem extremum premens  
 superique testes sceleris et quondam sacrum  
 regni iacentis?“<sup>1)</sup>

Jasper Heywood übersetzte dies:

„I saw the slaughter of the King, and how he lost his life:  
 By Th'aulter side (more mischief was) with stroake of Pyrrhus knife.  
 When in his hand he wound his lockes, and drew the King to ground,  
 And hid to hiltes his wicked sword, in deepe and deadly wound  
 Which when the gored King had tooke, as willing to bee slayne,  
 Out of the old mans throate he drew his bloody blade agayne.  
 Not pittie of his yeares (alas) in mans extreamest age:  
 From slaughter might his hand withhold, ne yet his yre asswage:  
 The Gods are witness of the same, and eake the sacrificyes,  
 That in his kingdome holden was, that flat on ground now lies“<sup>2)</sup>

Von irgendwelchem Eingreifen der Hekuba angesichts der Ermordung des Gatten steht auch bei Seneca nichts, ebenso wenig ist Pyrrhus bei ihm irgendwo nach Art des Aeneasberichts der 'Dido', bzw. der Pyrrhusstelle, geschildert.

Verschiedentlich ist im Zusammenhang mit Marlowe-Nashes 'Dido' auf die lateinische Didotragödie von **William Gager**, die am 12. Juni 1583 in Christ Church College, Oxford, aufgeführt wurde, hingewiesen worden. Sie könnte eventuell die Wahl des Themas veranlaßt haben. Marlowe studierte von 1581—1587, Nashe von 1582 bis wahrscheinlich 1588 in Cambridge. Inhaltliche Abhängigkeit zwischen den beiden Didotragodien besteht — wie zuletzt Fred. S. Boas<sup>3)</sup> festgestellt hat — nicht. Der Bericht des Aeneas fehlt in Gagers 'Dido' ganz. Sehr geschickt laßt der Dichter statt dessen Ascanius-Cupido auf des Vaters diesbezügliche Ausführungen vom gestrigen Abend hinweisen. Was der Knabe über Troja sagt, berührt sich in keiner Weise mit den uns hier interessierenden Punkten.

<sup>1)</sup> Miller I, S. 126—28, V. 44—54.

<sup>2)</sup> Spenser Soc. 43, S 204/5

<sup>3)</sup> „University Drama in the Tudor Age,“ 1914, S. 189—191.



In Frankreich hatte **Estienne Jodelle** — Anhänger Senecas — 1560 eine Didotragödie in klassizistischer Manier verfaßt. J. Friedrich<sup>1)</sup> hat die Frage, ob Marlowe-Nashes Drama von Jodelles „**Didon se sacrifiant**“ beeinflusst zu denken sei, untersucht und ist zu negativem Ergebnis gelangt. — Bei Jodelle kommt der zur Abfahrt aus Karthago rustende Aeneas den trojanischen Gefährten gegenüber noch einmal auf die letzten Erlebnisse in dem der Vernichtung anheimgegebenen Troja zu sprechen:

«Je veisse Hecube froide & palle  
De femmes entouree, & de cris & de rages,  
Dessous un vieil laurier embrasser les images  
Des pauvres Dieux vaincus, & comme condamnée  
Tendre le pauvre col à toute destinée:  
Voire son Roy vieillart, qui d'une main dépite  
Tâchoit venger le sang de son enfant Polite,  
Frappé de mesme main, tout petillant & blesmé  
Devant l'autel sacré respandre son sang mesme »<sup>2)</sup>

Das ist in engem Anschluß an Vergil geschrieben. Der Aeneasbericht in Marlowe-Nashes 'Dido' weiß — ebenso wie die Pyrrhusstelle — von einem Versuch des Priamus, den Tod des Sohnes zu rachen, nichts, abgesehen davon, daß die Niedermetzlung dieses Sohnes bei Marlowe-Nashe ganz anders gedacht ist als bei Vergil. — Mit den Übereinstimmungen zwischen Aeneasbericht in Marlowe-Nashes 'Dido' und Pyrrhusstelle im 'Hamlet' hat auch Jodelles Darstellung nichts zu tun.

**Robert Garnier**, der dem England der Shakespearezeit bekannteste Seneca-Nachahmer Frankreichs, hat in „**La Troade**“ 1578 die Ermordung des Priamus geschildert. — „La Troade“ ist eine Zusammenarbeitung von Motiven aus Senecas „Troades“ mit Motiven aus der „Hekuba“ und den „Troerinnen“ des Euripides. Daß letztere etwa direkten Einfluß auf Marlowe-Nashes Aeneasbericht, bzw. die Pyrrhusstelle, geübt haben könnten, ist von vornherein unwahrscheinlich, da die Shakespearezeit den griechischen Tragikern fremd gegenüberstand. — Eine Nachprüfung bestätigt das Fehlen jeglichen

<sup>1)</sup> „Die Didodramen des Dolce, Jodelle und Marlowe in ihrem Verhältnis zueinander und zu Vergils Aeneis.“ Progr. d. Studienanstalt zu Kempten, 1888.

<sup>2)</sup> Zitiert nach „Les Oeuvres & Meslanges Poétiques d'Estienne Jodelle“, Paris 1574.

Zusammenhanges. — Robert Garniers „La Troade“ beginnt wie Senecas „Troades“ mit Klagen der gefangenen Hekuba. Die Schilderung von Priams Tod nimmt bei dem französischen Dramatiker die folgende Gestalt an:

«J'ay veu, j'ay veu chetive, au saint autel des Dieux,  
 Le ieune Pelean occire furieux  
 Le monarque d'Asie, et sa mortelle espee  
 Dedans le tiede sang de sa gorge trempee.  
 En vain de Jupiter l'image il embrassa,  
 Et pour avoir secours la voix luy addressa  
 En vain palle et tremblante aux piés de ce Pelide  
 L'opposay ma poitrine a son glaive homicide,  
 Pour recevoir le coup de sa barbare main,  
 Pour recevoir l'effort de son glaive inhumain  
 Le bon homme il tira par la perruque grise,  
 L'arrachant des autels, nostre vaine franchise,  
 Et iusques au pommeau son poignard luy passa  
 Par son debile corps, qui soudain trespasa  
 Son froid sang consommé par les saisons de l'âge,  
 Iaillissant foiblement m'arrosa le visage  
 Mourant ie l'embrassay, i'embrassay mon espoux,  
 M'arrachant les cheveux, me martellant de coups.»<sup>1)</sup>

Von den bisher besprochenen Darstellungen unterscheidet sich die soeben zitierte dadurch, daß Hekuba sich dem Pyrrhus zu Füssen wirft, ihre Brust dem Mordstahle darbietet, also aktiven Anteil an der Handlung nimmt, sowie ferner durch die Ausmalung der Situation unmittelbar nach dem von Pyrrhus geführten tödlichen Stofs. Aber direkte Übereinstimmungen mit Marlowe-Nashes Bericht von „Priam's slaughter“ oder mit der Pyrrhusstelle erwachsen daraus nicht! Nicht einmal Anregung durch Garnier durfte in Frage kommen!

Über Vergil und Seneca und auf ihnen fußenden lateinischen und französischen Darstellungen darf in der Shakespearezeit bei Quellenuntersuchungen zu dem Thema von Trojas Untergang der breite Strom **mittelalterlicher Überlieferung** nicht vergessen werden. Diese pflegt als ihre Gewährsmänner **Dictys von Creta** und **Dares von Phrygien** zu nennen. Beide tun die Ermordung des Priamus mit wenigen Worten ab. Bei Dictys heifst es: „Priamum Neoptolemus sine ullo aetatis atque honoris dilectu retinentem utraque manu aram

<sup>1)</sup> Zitiert nach der Ausgabe von W. Forster, Sammlung franz Neu-drucke 4, 1882, V. 75—92.

ingulat.“<sup>1)</sup> Dares berichtet: „Neoptolemus irruptionem facit, Trojanos caedit, persequitur Priamum, quem ante aram Iovis obtruncat. Hecuba, dum fugit cum Polyxena, Aeneae occurrit...“<sup>2)</sup> Dictys erwähnt also Hekuba in diesem Zusammenhang überhaupt nicht, Dares nur ihre Flucht. Eine nähere Schilderung des Pyrrhus (Neoptolemus) fehlt bei beiden.

Unter den mittelalterlichen Bearbeitungen der Trojasage steht an erster Stelle der „**Roman de Troie**“ von **Benoit de Sainte-Maure**. Dieser laßt den Priamus unter Tranen und Ohnmachtsanwandlungen — nicht mehr fern von Selbstmord — zum Altar des Apollo fliehen. Als das Schlimmste, was der Verrat des Antenor, Anchises und Aeneas über Troja gebracht habe, erwähnt der Dichter dann unter Berufung auf Dictys und Dares:

«Que Pirrus a ocis Priant  
Devant l'autel al Deu poissant.  
La li fist si le chief voler,  
L'autel fist tot ensanglerter  
Por tant en fu vers lui iriez  
Reis Jupiter, li deus preisiez:  
Par signe e par grant demostrance,  
En prist puis de son cors venjance.»<sup>3)</sup>

Interessant ist an der Schilderung in unserem Zusammenhange vor allem der Hinweis auf Jupiters Zorn, denn hier könnte eventuell der Keim zu Marlowe-Nashes:

“Ioves marble statue gan to bend the brow,  
As lothing Pirrhus for this wicked act”

liegen. Zu beachten ist ferner, daß die Art, in der Benoit den Mord vor sich gehen laßt, zu der klassischen Überlieferung in Widerspruch steht. Zur Erklärung dürfte wohl das „obtruncat“ des Dares heranzuziehen sein. Hekuba denkt sich Benoit bei der Ermordung des Gatten offenbar nicht zugegen.

Noch aus dem 12. Jahrhundert stammt eine in lateinischen Hexametern gehaltene, von einem englischen Mönch, **Joseph von Exeter**, geschriebene Darstellung der Trojasage: „**Josephi Iscani De Bello Trojano Libri Sex**“. Er betont mehrfach

<sup>1)</sup> „Dictys Cretensis Ephemeridos Belli Troiani, Libri Sex“, herausgegeben v. Ferd Meister, 1872, S. 97, Z. 17/18.

<sup>2)</sup> „Daretis Phrygii de Excidio Trojae Historia“, London, 1825, S. 336.

<sup>3)</sup> Le Roman de Troie par Benoit de Sainte-Maure, p. p. Léopold Costans, Tome IV, 1908, V. 26145—52.

die kriegerische, die List verachtende Haltung des Pyrrhus. Im Zusammenhang mit Priams Ermordung bezeichnet er ihn als „atrox“, läßt ihn dem greisen König rachedurstend die Worte: „cecidit pater hostia Phoebo, Tuque Jovi“ entgegenschleudern. — Während Benoit den Greis unter Tranen zum Altar eilen, Marlowe-Nashes Bericht den Weinenden dem Mörder gegenüber um sein Leben flehen läßt, hebt Joseph von Exeter besonders hervor, daß Priamus die Würde des Königs weder durch Bitten noch Tränen, noch durch demütige Miene entehrt habe. — Die Ermordung selbst geht bei ihm in Anlehnung an Vergil vor sich:

„indignatusque jacentis  
Caede frui, trepidum prensis a vertice canis  
Erigit in vulnus, gladiumque in viscera condit  
Non longum cunctata manus “

Hekuba ist bei der Tat nicht zugegen:

„Postquam Hecubae jam certa mali vulgata recentis  
Fama, rapit gressus, et nil cunctata per enses  
Audet iter, lacerisque comis et pectore caeso  
It quaerens et quæsta virum “<sup>1)</sup>

Hier folgen dann Klagen der Hekuba.

**Guido de Columna** zeigt sich in seiner „**Historia Destructionis Trojae**“ in der Darstellung der Mordszene und dem, was ihr unmittelbar vorangeht, zurückhaltender als seine Vorlage, der „**Roman de Troie**“ des Benoit de Sainte-Maure. Zwar weint Priamus auch bei ihm, als er des Verrats inne wird, und dann auch vor dem Altar, aber von Ohnmachtsanwandlungen etc. weiß Guido nichts. Die näheren Umstände der Ermordung läßt er im Dunkeln: „Pirrus vero in predictum Apollinis templum ingressus, ubi rex Priamus mortem propriam expectabat, in eum irruit ense nudo et in conspectu impiorum Anthenoris et Enee, ductorum ipsius, regem Priamum coram altari nequiter interfecit, sic quod in multa sui effusione cruoris maior pars altaris extitit inde madefacta.“<sup>2)</sup> Der Hinweis auf Jupiters Zorn fehlt bei Guido de Columna. Hekuba ist bei ihm ebensowenig wie bei Benoit als Augenzeugin der Bluttat

<sup>1)</sup> Zitiert nach der Ausgabe von 1825, London.

<sup>2)</sup> Zitiert nach dem Text, den C. Horstmann „Barbours Legenden-sammlung nebst den Fragmenten seines Trojanerkrieges“ 1882 beigegeben hat, S. 251.

gedacht. — Mit Guido de Columnas Bericht stimmt genau überein, was **Barbour** — dessen Darstellung wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert datiert<sup>1)</sup> — von der Ermordung des Priamus zu erzählen weifs. "With swerde ine-to hys honde all drawyne" laßt er Pyrrhus auf Priamus zusturzen:

"Full fellounly he slew hyme there  
He felle before þe altere doune,  
Inne ryght mekile effusioun  
Of bloode."<sup>2)</sup>

Das für die Shakespearezeit wichtigste Quellenwerk für die Geschichte Trojas, **William Caxtons „Recuyell of the Historyes of Troye“**, entstanden 1471 — eine Übersetzung des „Recueil des hystoires de Troye“ des Raoul Lefevre — schildert Priams Flucht in den Tempel und seinen Tod noch knapper als Guido de Columna. Des Königs Tränen sind bezeichnenderweise fortgelassen. Die Mordszene wird mit den Worten: "Than he [Pyrrhus] ran upon hym with a nakyd swerd . . . He slewe there the kyng pryant tofore the hyghe awter whiche was all bebledd of his blood"<sup>3)</sup> gegeben.

Im Gegensatz zu den drei zuletzt behandelten Werken ist die eine der „Zwei mittelenglischen Bearbeitungen der ‘**Historia de excidio Trojae**’ des Phrygiers Dares“, veröffentlicht von A. Zietsch im ‘Archiv’, Bd. 72, von einigem Interesse für unsere Untersuchung; denn sie berichtet:

"But Neptalamus brekith in at the last  
All that he founde there he sleth  
And sithin to þe kyng he gooth  
And *heuweth atoo his lymys all*  
And his body to pecis smalle."<sup>4)</sup>

Wäre Hekuba hier erwähnt, so würde uns die Schilderung unmittelbar zu der Stelle vom „Rauhen Pyrrhus“, nämlich zu den Versen:

„But if the gods themselves did see her then,  
When she saw Pyrrhus make malicious sport  
In mincing with his sword her husband’s limbs, . . .“

<sup>1)</sup> Vgl. I. E. Wells: „A Manual of the Writings in Middle English“, 1923, S. 110.

<sup>2)</sup> „Barbours Legendensammlung nebst den Fragmenten seines Trojaner-krieges“, herausgegeben v. C. Horstmann, 1882, S. 251, V. 814 u. 818—21.

<sup>3)</sup> Zitiert nach der Ausgabe v. H. O. Sommer, London 1894, S. 666/67.

<sup>4)</sup> Zitiert nach Archiv 72, S. 56 a, V. 1884—88 (Ms Harl 525)

hinüberführen und deren inhaltliche Übereinstimmung mit Marlowe-Nashes Darstellung in ihrer Bedeutung erheblich herabmindern. Aber unsern mittelenglischen Dichter kümmert Hekuba und ihr Fühlen nicht! — Festzuhalten ist, daß trotz der langen Reihe der uns erhaltenen Schilderungen von Priams Tod nur hier und in Marlowe-Nashes Aeneasbericht, sowie der Pyrrhusstelle, ein Zerhacken der Glieder besonders erwähnt ist. An direkten Zusammenhang der der Shakespearezeit angehörenden beiden Stellen mit der mittelenglischen Fassung wird schwerlich zu denken sein, da sie sonst nichts mit ihr gemeinsam haben, aber möglich wäre, daß es sich bei der für alle drei charakteristischen besonders rohen Form der Darstellung der Ermordung um Heranziehung eines schwachen, entarteten Seitentriebes mächtiger Traditionen handelte.

Die zweite der von Zietsch veröffentlichten Versionen (Ms. Lincoln's Inn 150)<sup>1)</sup> spricht von Tränen des Priamus über den schändlichen Verrat und läßt ihn anschließend daran ohnmächtig hinsinken. Die Ermordung geschieht durch "peo men of Grece" und trägt summarischen Charakter:

"And heowen þe kyng on peces smal  
And þe qwene and hire maydenes al".

Auch in einer späteren, in **Ms. Rawlinson D 82** überkommenen Prosaversion der Trojasage ist Pyrrhus nicht als Tater genannt; das Schicksal des greisen Trojanerkönigs wird dort mit den dürren Worten: "Priamus seing this myschef, fled into þe temple, where þei fonde him and slowe him"<sup>2)</sup> abgetan.

Der gleichen Zeit wie die beiden von Zietsch veröffentlichten Versionen, d. h. der Zeit um 1400 etwa, gehört das sogenannte 'Land Troy Book' an. Es laßt den im Apollotempel des Todes harrenden, als "man wiith-oute drede" bezeichneten Priamus wie jene beiden Darstellungen in Stücke gehauen werden, ohne jedoch — trotz im ganzen erheblich ausführlicher gehaltener Schilderung — der Glieder besonders Erwähnung zu tun:

"Pirrus soght aftir the kyng,  
— — — — —

<sup>1)</sup> Eine dritte Version ist leider nicht zugänglich. Vgl. Archiv 72, S 11

<sup>2)</sup> Zitiert nach der Ausg. v Friedr Brie, Archiv 130, S. 285.

His swerd sone out he drow  
 And al to-hewe him every bone,  
 Ryght be-fore the auter-stone,  
 That al the Auter was al by-bled  
 With his blod that ther was sched" <sup>1)</sup>

Hekuba flieht im 'Laud Troy Book' — von Furcht und Entsetzen gepackt — eiligst davon. Ob sie bei der Ermordung des Gatten zugegen gewesen ist, geht aus dem Wortlaut nicht hervor. Dagegen spricht „**The Gest Hystoriale of the Destruction of Troy**“, die I. E. Wells zwischen 1350 und 1400 datiert, davon, daß Hekuba des Pyrrhus Tat mitangesehen habe:

"Pirrus full prestly, with a prise swerd,  
 Brittoned the bold kyng & his blod shed,  
 Dat the stremys full stithly stert on þe auter.  
*On seand the same mon the soverayn betrayed,*  
*Ecuba the honorable egerly flogh*  
 With Pollexena the pert, hir prise daughter." <sup>2)</sup>

Es ist dies die einzige wichtige Abweichung, die sich der mittelenglische Verfasser von Guido de Columnas Bericht über Priams Tod erlaubt hat, auch die einzige Angabe, die in unserem Zusammenhange interessiert.

Die ausführlichste mittelalterliche Darstellung von „Priam's slaughter“ enthält **John Lydgates „Troy Book“**, das die elisabethanische Zeit neben Caxtons „Recuyell“ als Quelle besonders schätzte. König Priamus flieht hier „counfortles“ zum Tempel des Apollo. Mit Bezug auf seinen Mörder ist von Grausamkeit die Rede:

"And Pirrus after to þe temple goth  
 Of Appollo by *gret cruelte*,  
 And fil on Priam knelynge on his kne".

Die Ausführung der Tat wird mit den Worten gegeben:

„And wiþ his swerd, furious and wood,  
 To-fore þe autere shad[de] pere his blood,  
 Dat þe stremys of his woundys rede  
 So hize rauzt, — — — — —,  
 Dat þe statue of gold bornyd brigt  
 Of þis Appollo, for al his grete myzt,  
 For al his power and his sterne face,  
 Defouled was"

<sup>1)</sup> „The Laud Troy Book“, ed by I. E. Wülfing, 1901/2, E. E. T. S. 121—22, V. 18248, 18298 u. 18299—302.

<sup>2)</sup> E. E. T. S. 39. 56. S. 390, V. 11965—70.

Eindringlich schildert Lydgate den Schmerz der Hekuba und Polyxena bei dem klaglichen Anblick, den der auf den kalten Steinen vor dem Altar liegende blutüberströmte Greis darbietet:

Where-of, allas' whan Ecceba toke hede,  
 And hir dougter, faire Polycene,  
 With here to-rent, as any gold wyr shene,  
 Inly supprised wip sorwe to þe herte,  
 Whan þei began considren and adverte  
 Þe noble kyng, [with] bloody stremys rede  
 Al fordrowned, his eyen dirke & dede,  
 Wip Pirrus swerd girt þoruȝ ouþer side, —  
 For mortal fere þei durst[e] nat abide;  
 But inwardly þoruȝ-darted with þe sigt,  
 Al in a rage toke hem to þe flȝt”<sup>1)</sup>

Mit Marlowe-Nashes Aeneasbericht und der Pyrrhusstelle steht demnach auch Lydgates vielgelesenes Werk in keinem naheren Zusammenhang, man müßte denn der Erwähnung der blutbefleckten Apollostatue Bedeutung für Marlowe-Nashes: “Ioves marble statue gan to bend the brow” beimessen oder den Hinweis auf des Pyrrhus’ Grausamkeit für wichtig ansehen wollen.

Bei den bisher besprochenen Werken handelte es sich um der Entstehung nach sicher vor Marlowe-Nashes Tragödie datierende, also als Quellen für sie sowie die Pyrrhusstelle in Frage kommende Schöpfungen. — Ob Peeles „Tale of Troy“ — im Druck erschienen 1589 — noch vor der ‘Dido’ oder bereits nach ihr entstanden zu denken ist, steht nicht fest. Aber gerade Produktionen aus dem Ende der achtziger oder aus den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts sind natürlich von stärkstem Interesse für unsere Untersuchung, denn erstens zeigen sie uns, wie sich die Ermordung des Priamus in den Köpfen der unmittelbaren Zeitgenossen darstellte, und zweitens könnten sie die Quelle für die Pyrrhusstelle gebildet haben, bzw. sich als Zwischenglieder zwischen Marlowe-Nashes Aeneasbericht und der Pyrrhusstelle entpuppen. Leider ist gerade aus diesen Jahren nicht viel auf uns gekommen.

---

<sup>1)</sup> Zitiert nach E. E. T. S. E. S. 106: “Lydgate’s Troy Book“, ed. by H. Bergen, Part III, 1910; V 6404–6414 u. 6422–32, S 751/52.



Peele laßt in der „Tale of Troy“ Priamus im Anschluß an mittelalterliche, mit dem klassischen Bericht aber ohne weiteres vereinbare Überlieferung entsetzt aus dem Schlaf auffahren und die vernichtenden Flammen wahrnehmen. Mit Vergil wird dann geschildert, wie der zitternde Greis sich das Schwert umgürtet, wie Hekuba ihn beredet, am Altar Schutz zu suchen. Unmittelbar daran schließt sich die folgende Schilderung des Mörders und seiner Tat:

“But he, whose bloody mind and murdering rage  
Nor law of gods nor reverence of age  
Could temper from a deed so tyrannous,  
Achilles’ son, the fierce unbridled Pyrrhus,  
His father’s ghost belike enticing him,  
With slaughtering hand, with visage pale and dim,  
Hath hent this aged Priam by the hair,  
Like *butcher* bent to slay; and even there

— — — — —  
The King of Troy, the mighty King of Troy,  
With cruel iron this cursed Greekish boy  
Rids of his life”<sup>1)</sup>

Die Angabe, daß weder göttliches Gesetz noch Ehrfurcht vor dem Alter den Pyrrhus zurückhalten konnten, erinnert an Senecas Ausführungen zu des Priamus Tod.<sup>2)</sup> — In Senecas „Troades“ heischt der Geist des Achilles, daß sein Sohn — Pyrrhus — die Polyxena auf seinem Grabe hinopfere. Auch Ovid berichtet darüber. — Was Peele über die näheren Umstände der Ermordung des Priamus sagt, hält sich im Rahmen dessen, was Vergil gibt. — Die Art, wie Pyrrhus in der „Tale of Troy“ eingeführt und charakterisiert wird, unterscheidet sich immer noch wesentlich von der Darstellung, die Marlowe-Nashes Aeneasbericht und die Pyrrhusstelle bieten. Mit ersterem hat Peeles Schilderung den Vergleich des Pyrrhus mit einem „butcher“ gemeinsam, der naheliegt, weshalb die Übereinstimmung ohne weiteres zufällig sein kann. — Im Anschluß an des Priamus Ermordung bezeichnet Peele Hekubas Geschick als noch grausamer als das des Gatten: “Sith this unhappy Queen surviv’d the last”, nämlich die Opferung der Polyxena, den Tod des Astyanax, etc. Ähnliches sprechen

<sup>1)</sup> Zitiert nach „The Works of George Peele“, ed by A. Dyce, 1829, Vol. II, S. 188/89

<sup>2)</sup> Vgl. S. 381.

Ovid und Seneca gelegentlich aus. — Peeles „Tale of Troy“ trägt ausgesprochen volkstümliches Gepräge, erinnert an die Strafsenballade der Zeit; um so bedeutsamer ist, daß sie in allen wesentlichen Punkten mit der klassischen Überlieferung zusammengeht. Dürften wir mit Sicherheit annehmen, daß Peele Marlowe-Nashes Darstellung oder umgekehrt Marlowe-Nashe und der Verfasser der Pyrrhusstelle Peeles Dichtung kannten, so würde dies der unterschiedlichen Behandlung der Ermordung des Priamus ein besonders starkes Gewicht verleihen.

Daß **Strafsenballaden**, die Trojas Untergang besangen, zahlreich vorhanden waren, ist anzunehmen. Ein paar Titel geben die Buchhandlerregister. Erhalten sind von den dort genannten Balladen nur zwei,<sup>1)</sup> von denen die eine sicher erst im 17. Jahrhundert entstanden und inhaltlich in unserem Zusammenhange ohne jedes Interesse ist, während die zweite, die eventuell zu der in Frage kommenden Zeit bereits vorhanden gewesen sein könnte, den Bericht des Aeneas an Dido nur kurz in seiner Wirkung auf beide erwähnt, ohne sich näher über den Inhalt zu äußern. — Eine am 1. August 1586 in die Buchhandlerregister eingetragene Ballade: „The lamentations of Hecuba and the ladies of Troye“ dürfte in direktem oder indirektem Zusammenhange mit Senecas „Troades“ gestanden haben, die mit lang ausgesponnenen Klagen der Hekuba und ihrer trojanischen Schicksalsgenossinnen beginnen.

Von hohem Interesse ist für unsere Untersuchung die Frage nach der Datierung von **Thomas Heywoods** zweiteiligem Drama „**The Iron Age**“. — F. G. Fleay zuerst hat es mit dem 1596 von der Admiralstruppe aufgeführten anonymen Drama „Troy“ identifiziert. John S. P. Tatlock<sup>2)</sup> und Käte Goebel<sup>3)</sup> haben seine Hypothese eingehend nachgeprüft und für durchaus wahrscheinlich erklärt. Nach Tatlock ist auf Grund des vorhandenen Beweismaterials das Doppeldrama aller Voraussicht nach zwischen 1594 und 1596 entstanden zu denken. — Die Ermordung des Priamus geht im 3. Akt des

<sup>1)</sup> „The Roxburghe Ballads“, Vol. VI, S 543 u. 548.

<sup>2)</sup> „The Siege of Troy in Elizabethan Literature . . .“, P. M. L. A. XXX, 1915

<sup>3)</sup> „Die Quellen und die Entstehungszeit von Thomas Heywoods 'Iron Age'“. Diss Jena, 1917.

2. Teiles vor sich. Pyrrhus stürmt racherufend in Verfolgung des Polytes auf die Bühne und tötet diesen Sohn des Priamus und der Hekuba am Altar vor den Augen der Eltern. Das entspricht Vergils Darstellung genau und steht im Gegensatz zu dem, was wir in der 'Dido' darüber hören. Die Pyrrhusstelle erwähnt die Episode nicht. Die Schilderung, die bei Heywood Pyrrhus von der Verfolgung des bereits verwundeten Polites durch die Gänge des Königspalastes gibt, erinnert auch im Wortlaut an Vergil, ebenso klingen die zürnenden Worte, die Priamus angesichts der Tat findet, an Vergil an. In Ausgestaltung der Tradition läßt Heywood den Priamus seinen Todfeind zunächst nicht erkennen. Wie bei Robert Garnier bittet bei Heywood Hekuba für das Leben des Gatten und bietet ihr eigenes zum Ersatz. In selbständiger Weiterbildung dieses Motivs kommt bei Heywood auch der kleine Astyanax zu Worte. — Priamus reflektiert über vergangene GröÙe und ergibt sich in sein Schicksal: "One blow my universall cares shall end." Pyrrhus erwidert: "And *that blow* Pyrrhus strikes". Der Ankündigung folgt die Tat, und gleichzeitig strecken auf des Pyrrhus Befehl seine Begleiter Thersites, Synon, Agamemnon und Diomedes die Hekuba, Polyxena, Andromache und Cassandra zu Boden; er selbst mordet dann noch den Astyanax. Dieser Massenmord spricht zwar aller Überlieferung Hohn, erklärt sich aber aus der Notwendigkeit, die riesige Stoffmenge zusammenzudrängen, um innerhalb nur zweier weiterer Akte zu dem geplanten Abschluß gelangen zu können. Von diesem einen Punkt abgesehen, hat man den Eindruck, daß Heywood sich bei Schaffung der Szene in seinem romantischen Volksdrama nach Möglichkeit innerhalb der klassischen Tradition zu halten suchte. Seine Darstellung stimmt in den Grundzügen weder mit dem, was der Aeneasbericht in der 'Dido', noch dem, was die Pyrrhusstelle gibt, zusammen. Auf Berührungspunkte in der näheren Ausgestaltung soll in anderem Zusammenhange eingegangen werden.

Shakespeare hat eine kurze, mit der klassischen Überlieferung in Einklang befindliche Schilderung der Ermordung des Priamus in seiner „Lukrezia“ — also im Jahre 1594, dem gleichen Jahr, in dem Marlowe-Nashes 'Dido' im Druck erschien — veröffentlicht. Lukrezia betrachtet ein "skilful painting, made for Priam's Troy" und sucht nach einem Antlitz,

das die ganze Fülle des Leides zum Ausdruck bringt — zunächst vergeblich:

“Till she despairing Hecuba beheld,  
Staring on Priam's wounds with her old eyes,  
Which bleeding under Pyrrhus' proud foot lies”.<sup>1)</sup>

Sidney Colvin<sup>2)</sup> hat 1916 darauf hingewiesen, daß all das, was Lukrezia über dieses „painting“ (Arden Edition: V. 1366—1568) sagt, darauf deute, daß Shakespeare an „imitation tapestries or 'painted cloth'“ dachte, Nachahmungen alterer Gobelins, die damals viel in Gebrauch waren. — Trojas Untergang gehörte zu den Lieblingsthemen der Gobelinweberei. Ihn behandelnde Gobelins sind uns verschiedentlich überkommen, und im Louvre befindet sich eine Serie von Entwürfen für derartige Webereien, mit denen einzelne der überkommenen Gobelins übereinstimmen. Sie enthält glücklicherweise auch gerade eine Darstellung der Ermordung des Priamus:<sup>3)</sup> Der vor dem Altar kniende, die eine Säule des Altars umklammernde greise König wird von Pyrrhus von hinten her mit dem Schwerte durchstoßen. In einiger Entfernung erblickt man Hekuba, die die Arme wehklagend und verzweifelnd über ihren Kopf erhoben hat. — Ein der Ermordung vorhergehendes Abhacken der Hände, das Marlowe-Nashes Aeneasbericht charakterisiert und auf das in der Pyrrhusstelle angespielt wird, hätte sich auf einem Gobelin leicht wiedergeben lassen, indem man etwa den Priamus die blutigen Armstumpfe anklagend zum Himmel erheben ließe. Die Tradition aber ging eben offenbar nicht nach dieser Richtung! — Shakespeares „under Pyrrhus' proud foot“ wird man am besten wohl nur metaphorisch auffassen. Gerade möglich wäre allerdings Zusammenhang mit dem „Treading upon his breast“ des Aeneasberichts in der 'Dido'. —

Die bisherige Untersuchung lehrte, daß antike und mittelalterliche Überlieferung in bezug auf die Darstellung der Ermordung des Priamus vielfach auseinandergehen, daß jedoch schon mittelalterliche Werke

<sup>1)</sup> Arden Edition, V. 1447—49.

<sup>2)</sup> „The Sack of Troy in Shakespeare's 'Lucrece' and in some Fifteenth-Century Drawings and Tapestries“, „A Book of Homage to Shakespeare“, ed. by J. Gollancz.

<sup>3)</sup> Vgl. ebenda S 98.

mit höheren literarischen Ansprüchen, Werke, die das höchste Ansehen genossen und den größten Einfluß geübt haben, z. B. die Schöpfungen Guido de Columnas, Caxtons und Lydgates — wie die Erzeugnisse der Gobelinweberei — die Szene offenbar der Schilderung Vergils anzunähern suchen und sich von der roheren Form der Darstellung der Ermordung des Greises, die den von Zietsch herausgegebenen Versionen und dem 'Laud Troy Book' eigentümlich ist, ja auch von Benoits Konzeption der Szene fernhalten. Das gleiche gilt von Peeles kurzer volkstümlicher Erzählung 'The Tale of Troy' und von Heywoods romantischem 'Iron Age'. Wie merkwürdig, daß gerade Marlowe-Nashes Aeneasbericht dieser Tendenz zuwiderläuft, da doch große Teile der 'Dido' Vergil fast sklavisch nachgebildet sind! Wie auffällig, daß gerade in dieser Beziehung Zusammenhang mit der Pyrrhusstelle vorliegt! Sollten beide unabhängig voneinander auf eine in schmalen Bett dahinfließende Nebentradition, die man zur Not aus der von Zietsch an erster Stelle herausgegebenen Version folgern könnte, zurückgehen? Voraussetzung dafür wäre eine gewisse Verwurzelung beider in der Tradition überhaupt. Nun hat unsere Untersuchung bereits dargetan, daß dem, was Pyrrhusstelle und Aeneasbericht sonst noch verbindet, aus der Tradition keinerlei Stütze erwächst. Sie hat auch gelegentlich schon durchblicken lassen, daß Pyrrhusstelle und der uns hier allein beschäftigende Teil des Aeneasberichts aus Marlowe-Nashes 'Dido' eigentlich ganz und gar nichts mit Tradition zu tun hätten. Letzteres wäre noch im einzelnen aufzuzeigen. Dabei scheint es im Interesse größtmöglicher Übersichtlichkeit geboten, an dieser Stelle die Scheidung 'gemeinsam' und 'nicht gemeinsam' für einen Augenblick bis zu einem gewissen Grade hintenanzusetzen und zusammenfassend — im Rückblick auf das gesamte beigebrachte Material — die sämtlichen irgendwie beachtenswerten Personen- und Situationsschilderungen in der Reihenfolge, wie sie zunächst die Pyrrhusstelle, dann der entsprechende Teil des Aeneasberichtes gibt, kurz durchzugehen: Den bluttriefenden Wuterich, zu dem Pyrrhusstelle und Aeneasbericht den Vollender von Priams Geschick stempeln, kennt keine der klassischen und mittelalterlichen Fassungen der

Szene. Selbst Peeles und Heywoods Darstellung wirkt gedampfter und maßvoller, und beide verweisen zur Erklärung auf des Pyrrhus Rachepflicht, lassen ihn also nicht einzig aus Lust am Morden wuten. Den Augen des Pyrrhus ist in der gesamten Überlieferung dieser Mordszene nirgends außer in 'Dido' und 'Hamlet' Beachtung geschenkt. Die Angabe der Pyrrhusstelle, daß Pyrrhus den Priamus "Striking too short at Greeks" getroffen habe, findet in all den besprochenen Werken keinerlei Ruckhalt. Die der Pyrrhusstelle und dem Aeneasbericht aus Marlowe-Nashes 'Dido' gemeinsame, in der Pyrrhusstelle durch die Worte:

*"But with the whiff and wind of his fell sword  
The unmerved father falls"*

charakterisierte Situation ist, wie die Untersuchung ergeben hat, nicht traditionell. — Daß Ilion im 'Hamlet' in dem Augenblick, da König Priamus den Boden berührt, zusammensinkt, dürfte, wie bereits festgestellt, mit Ovids prägnanter Äußerung: „Troia simul Priamusque cadunt“ zusammenhängen, aber die Schilderung der Wirkung des Getöses der zusammenkrachenden Feste auf Pyrrhus ist wieder unabhängig von aller Tradition, und das sich auf des Priamus Haupt herabsenkende Schwert des Pyrrhus dient zwar mit dazu, die Situation außerordentlich bildhaft zu gestalten, steht aber zu sämtlicher Überlieferung in direktem Widerspruch. — Die Schilderung der Hekuba ist offenbar aus der Phantasie des Dichters geboren. — Die ganze Pyrrhusstelle also zeigt so gut wie keinerlei Zusammenhang mit der traditionellen Darstellung des Stoffes. Gilt das gleiche auch für die noch nicht behandelten Schilderungen des der Pyrrhusstelle entsprechenden Teils des Aeneasberichtes aus Marlowe-Nashes 'Dido'?<sup>1)</sup> Die Art, wie hier des Polites Tod gedacht ist, widerspricht in ganz auffälliger Weise aller Tradition. Von der hoch erhobenen Waffe des Pyrrhus wissen die besprochenen Werke nichts. Des greisen Königs unter Tränen vorgebrachte klägliche Bitte an den Mörder, ihm doch das Leben zu schenken, basiert auf keiner Überlieferung, denn auch diejenigen mittelalterlichen Werke, die von Tränen des Priamus auf dem Wege zum Tempel und

<sup>1)</sup> V. 508—559 der Ausgabe von Tucker Brooke, Neudruck 1925.

am Altar berichten, lassen ihn im Augenblick der Entscheidung nicht derartig unköniglich erscheinen. Dafs Hekuba nach des Gatten Verstümmelung dem Pyrrhus ins Gesicht springt und sich in seinen Augenlidern festkrallt, hängt, wie wir sahen, wahrscheinlich mit Ovids Darstellung ihres Verhaltens dem Polymestor gegenüber zusammen, hat in unserem Zusammenhange aber nichts mit Tradition zu tun. Ebenso wenig ist die Art, in der des Pyrrhus Krieger die Unglückliche behandeln, und des verstümmelten Königs Versuch, ihr zu Hilfe zu kommen, irgendwie in der Überlieferung begründet. Dafs Pyrrhus "his father's flag" in das kalte Blut des gemordeten Greises eingetaucht habe, ist sonst nirgends erwähnt. Die Darstellung der Hinmetzelung des Priamus in Marlowe-Nashes 'Dido' entfernt sich also sogar noch radikaler von allem Herkommen als die entsprechende Darstellung im 'Hamlet'. — Die Wirkung all der in der Didostelle zusammengehauchten Greuel auf die Jupiterstatue könnte, wie bereits festgestellt, zur Not mit Benoits Hinweis auf Jupiters Zorn zusammengebracht werden. Aber sehr wahrscheinlich ist nach all dem Gesagten ein Zusammengehen mit irgendwelcher der Trojasage eigentümlicher Tradition in diesem Punkte genau ebenso wenig wie in bezug auf das unseren beiden Darstellungen gemeinsame wichtige Motiv des Gliedabhackens.

Die einschlägige Forschung neigt heute aus diesem oder jenem Grunde der Ansicht zu, dafs der Aeneasbericht in der 'Dido' von Marlowe geschaffen worden ist. Seinem stürmenden Genie, seinem sich über alle Tradition kuhn hinwegsetzenden Feuergeiste wäre die durch unsere Untersuchung zum erstenmal klar herausgestellte völlige Unabhängigkeit in der Gestaltung einer unzählige Male wiedergegebenen Szene wohl zuzutrauen, Nashe kaum!<sup>1)</sup> Aber hat nicht auch Marlowe bei der Konzeption dieser Szene vielleicht unter dem Eindruck von in anderem Zusammenhange Gelesenem gestanden? Tatsächlich ist die Anregung zu der Ausgestaltung der Mordszene in der 'Dido' offenbar von einem Botenbericht aus dem 4. Akt von Giraldi Cinthios 'Orbecche' aus-

---

<sup>1)</sup> Vgl. McKerrows Einleitung zu seiner Nashe-Ausgabe von 1911, Vol. V, § 4: „Nashe's Reading“.

gegangen. — Cinthio arbeitete in die 'Orbecche' ein paar bekannte, für unsere Untersuchung bedeutungslose Motive hinein, im übrigen ist nach Creizenach<sup>1)</sup> die Handlung anscheinend frei von ihm erfunden worden, jedenfalls hat eine Quelle für die Tragödie sich bisher nicht feststellen lassen.<sup>2)</sup> — Vom Inhalt der 'Orbecche' ist folgendes zum Verständnis des Botenberichts wichtig: Orbecche, die Tochter des Perserkönigs Sulmone, hat sich mit Oronte heimlich vermählt und ihm zwei Knäblein geboren. Als die Sache ruchbar wird, flieht sie mit Mann und Kindern vor des Vaters Zorn. Sulmone lockt die Geflüchteten unter falschen Vorspiegelungen an den Königshof zurück und mordet Oronte und die beiden Sohnlein des Paares. Ein Bote berichtet nun im vierten Akt<sup>3)</sup> die heillose Tat ausführlich, wie Aeneas in der 'Dido' und im 'Hamlet' die Himmeltzelung des Priamus in allen Einzelheiten schildert. — Während Priamus am Altar Jupiters fällt, erfüllt Orontes Geschick sich an einer Opferstatue, die Proserpina und Pluto geweiht ist. Wie Pyrrhus dem Priamus in der 'Dido' als Einleitung beide Hände abschlägt, so Sulmone dem Oronte. In der 'Orbecche' tötet Sulmone darauf das eine der Knäblein, das einem unschuldigen Lamme verglichen wird; in der 'Dido' wird Pyrrhus als „butcher“ bezeichnet. Die Ermordung des Sohnleins zwingt den stolzen Oronte auf die Knie und — den Verlust der Hände vergessend — erhebt er flehend die blutenden Armstümpfe und beschwört den grausamen König, das zweite Sohnlein zu schonen. In der 'Dido' schlägt Pyrrhus dem auf den Knien liegenden Greise, der — die Hände flehend erhoben — um sein eigenes Leben bittet, diese ab, und Priamus vergiftet beim Jammerruf der Hekuba, wie Oronte beim Hinsinken des Sohnleins, den Verlust seiner Hände. In der 'Orbecche' wendet das Standbild Plutos die Augen ab, um das Entsetzliche nicht mit ansehen zu müssen. In der 'Dido' hören wir, daß bei des gemordeten Königs letztem Atemzug

<sup>1)</sup> „Geschichte des Neueren Dramas“, Bd. II, 2. Aufl. 1918, S. 369

<sup>2)</sup> Cinthio selbst hat in den 'Hecatommithi' das gleiche Thema erheblich früher als Novelle behandelt, doch fehlt in dieser all das, was die Tragödie zu Marlowe-Nashes 'Dido' in Beziehung setzt.

<sup>3)</sup> Ausgabe von 1543, S. 40—45, Gesamtausgabe der Dramen Cinthios von 1583, Bd. I, S. 89—99.



*"Jones marble statue gan to bend the brow".*<sup>1)</sup> — Während die Gotterstatue in der 'Orbecche' mitleiderfüllt die Augen abwendet, bleibt der Mörder hart wie der Felsen, unbewegt wie die Klippe, gegen die das Meer heranbraust. Von Pyrrhus heißt es nach der Hinmetzelung des Priamus in der 'Dido': "So leaning on his sword he *stood stone still*." — Oronte schlingt die Armstümpfe um das weinende Kind, das sich an ihn klammert und von des Vaters Brust durch keine Gewalt loszureißen ist. Eine ähnliche Situation liegt vor, wenn in der 'Dido' Hekuba am Halse des Gatten hängt und später dann sich an den Mörder krallt und erst durch dessen Begleiter von ihrem Opfer losgerissen werden muß. — Wie das Knablein das eigene und des Vaters Leben dadurch, daß es sich dem Vater nicht entreißen laßt, um ein paar Augenblicke verlängert, so verlängert Hekuba *"A little while . . . her husbands life"* dadurch, daß sie nicht von dem Morder ablaßt. — Sulmone trennt den Kopf des ermordeten Oronte ab, ihn dessen Gattin zuzuschicken. In der 'Dido' erscheint — aller Tradition zuwider — Pyrrhus vor Priamus und Hekuba: *"on his speare the mangled head of Priams yongest sonne"*. Auf welchem Wege Cinthios 'Orbecche' Marlowe bekannt geworden ist, ob er das Original oder eine Übersetzung der Tragödie gelesen hat, wird sich kaum feststellen lassen. Zuerst erschienen ist die 'Orbecche' 1543. In der Gesamtausgabe der Tragödien Cinthios vom Jahre 1583 steht sie an erster Stelle.

Welche Bedeutung hat die Feststellung, daß die Ermordung des Priamus in Marlowe-Nashes 'Dido' unter dem Einfluß eines Botenberichtes aus Giraldi Cinthios 'Orbecche' gestaltet wurde, für die Frage nach dem Zusammenhang zwischen der Pyrrhusstelle und jener Didotragödie? Sie nimmt offenbar der Annahme, daß das „mincing“ der Glieder des Priamus, von dem die Pyrrhusstelle spricht, unabhängig von der Darstellung in der 'Dido' auf eine hypothetische mittelalterliche Tradition zurückzuführen sei, das Zusammengehen der beiden in diesem Punkte also als ein zufälliges angesehen werden müsse, angesichts der übrigen

<sup>1)</sup> In Marlowes „Dr. Faustus“ ruft der Titelheld in seinem letzten Monolog (V. 1436—37). *"And see where God/Stretcheth out his arme, and bends his irefull browes"*.

Übereinstimmungen zwischen Pyrrhusstelle und Aeneasbericht, sowie der Tatsache, daß beide Darstellungen die Hekuba in engem Zusammenhange mit dem „malicious sport“ des Pyrrhus nennen, und daß die Pyrrhusstelle außer einem Anklang an Ovid mit Tradition überhaupt nichts zu tun hat, das letzte bifschen Wahrscheinlichkeit. Sie entzieht auch der Vermutung, die sich im Laufe der Untersuchung ergab, daß das Motiv des Gliedabhackens einem schwachen Seitentrieb in der Tradition des Trojastoffes zu eigen gewesen sein, und vor allem der weiteren Hypothese, daß dieser vermutete Seitentrieb bis in die elisabethanische Zeit fortgelebt haben könnte, restlos allen Boden.

Erwähnung des dem unendlich oft gestalteten Stoff frisch aufgepfropften Motivs mußte in einer Zeit, wo die ganze Sache aktuell war, dem engeren Kreise der Eingeweihten — nur um diese kann es sich, wenn das Stuck, wie Hamlets Vorrede angibt, kaum aufgeführt worden ist, gehandelt haben — den an der Frage interessierten Literaten bereits klar machen, welches Didodrama gemeint sei. Dazu die sich Ohr und Gedächtnis besonders gut einprägende „whiff and wind“-Stelle, die freie Nachbildung weiterer markanter Situationen und Schilderungen, die einleitenden Worte Hamlets mit ihren Anspielungen auf Aufführungszahl, Mißerfolg und literarische Beurteilung der Tragödie — Anspielungen, die den Dichterkollegen und den mit dem zeitgenössischen Theater in engerer Fühlung Stehenden doch ohne weiteres verstandlich gewesen sein werden — schließlic die Angabe, daß das Stuck „Aeneas' tale to Dido“ enthalten habe, was, wie später gezeigt werden wird, keineswegs selbstverständlich war, dies alles mußte vollständig zur Identifizierung ausreichen. Wie oft Marlowe-Nashes 'Dido' aufgeführt worden ist, wissen wir nicht. Das Titelblatt der Ausgabe von 1594 sagt nur: „Played by the Children of her Maiesties Chappell“. Ein Zugstück ist das Drama wohl nicht gewesen, sonst wüßten wir mehr darüber. Auch Thema und Anlage zeugen dagegen. Also kann Hamlets Angabe — die erste Quarto spricht von zweimaliger, die zweite von einmaliger Aufführung — stimmen! Ebenso lassen sich die von Hamlet zitierten Urteile über das Stuck ohne weiteres mit Malowe-Nashes 'Dido' in Einklang bringen. Und „Aeneas' tale to Dido“ spielt in dieser Tragödie eine

aufserst auffällige Rolle, nimmt nicht weniger als ein Zehntel ihres Gesamtumfanges ein!

Marlowe-Nashes 'Dido' vor sich liegen hatte der Dichter der Pyrrhusstelle wohl kaum, sonst wäre stärkere wörtliche Anlehnung zu erwarten. Die festgestellten Übereinstimmungen lassen eher auf verhältnismäßig oberflächliche Kenntnis des Stückes — erworben etwa durch einmaliges Lesen oder Anhören — schließen, so daß nur das, was den stärksten Eindruck hinterließ, am leichtesten im Gedächtnis haften, festgehalten und in eigener Prägung unter Wahrung der Grundstimmung und des Gesamtcharakters wiedergegeben wurde.

Wäre mit der Pyrrhusstelle nicht Marlowe-Nashes Drama, sondern eine andere englische Didotragödie gemeint, so mußten wir annehmen, daß diese — zum mindesten in bezug auf den Aeneasbericht — eine Nachbildung der unter Marlowe-Nashes Namen gehenden Schöpfung gewesen sei und die Pyrrhusstelle diesen Charakter noch deutlich widerspiegele. Wie wir wissen, ist diese Ansicht tatsächlich mehrfach ausgesprochen worden. Sicher ist, daß die Ausführungen der Pyrrhusstelle auf eine andere als Marlowe-Nashes Didotragödie beziehen, die ganze Frage ungewöhnlich komplizieren heißt, und keinesfalls darf es geschehen ohne genaueste Berücksichtigung der 'Dido' Marlowe-Nashes und ihres Verhältnisses zu jenem hypothetischen Drama und der Pyrrhusstelle.

Fragen wir nach den Gründen, die dazu geführt haben, daß man das Objekt der Pyrrhusstelle so hartnäckig in einer anderen 'Dido' als Marlowe-Nashes Tragödie sehen wollte, so ergeben sich deren zwei: zum ersten die Idee, daß die Stelle auf ein klassizistisches Drama zu beziehen sei, und zum zweiten die Überlegung, daß die Deklamation nur dann ihren Zweck — soweit dieser außerhalb der Hamlettragödie liegt — erfüllen konnte, wenn die Sache aktuell war, daß also die Chronologie, die bei Marlowe-Nashes 'Dido' scheinbar Schwierigkeiten macht, sich einigermaßen in Einklang bringen lassen mußte.

Worauf basiert zunächst die Annahme, daß die Pyrrhusstelle auf ein klassizistisches Drama gemünzt sei? Doch wohl nur auf Hamlets Angabe, daß das Stück "pleased not the

million; 'twas caviare to the general", denn ein klassisches Thema behandeln konnte, wie allein schon Marlowe-Nashes 'Dido' zeigt, auch das Volksdrama ohne weiteres, und die von Hamlet angeführten Urteile über die Tragödie geben keine näheren Anhaltspunkte. Bei "pleased not the million; 'twas caviare to the general" — Phrasen, offenbar bestimmt den Mißerfolg zu verzuckern — könnte es sich doch aber — nahe gelegt durch das klassische Thema — einfach um ein Echo klassizistischen Dünkels, um ein Nachsprechen in klassizistischen Kreisen üblicher Wendungen handeln! Als Beweis für den klassizistischen Charakter des Stückes wird man sie schwerlich werten dürfen, ganz besonders, wenn andere Faktoren widersprechen. Und das ist der Fall! „Aeneas' tale to Dido“ hat Hamlet an dem Stück am besten gefallen! Wie in anderem Zusammenhange bereits erwähnt wurde, besitzt schon William Gagers lateinisch geschriebene, also zweifellos mit klassizistischen Prätensionen auftretende 'Dido' — von dramatischen Gesichtspunkten aus sehr zu ihrem Vorteil — keinen Aeneasbericht, obgleich das Stück — ähnlich wie Marlowe-Nashes Tragödie — in Anlehnung an heimische Kunstform — die Ereignisse von des Aeneas Ankunft bis zum Tode der Karthagerkönigin gestaltet. Nach den Theorien des strengen Klassizismus war eine Didotragödie mit Aeneasbericht nicht gut möglich, denn der Aeneasbericht setzte ja Dramatisierung des gesamten Stoffkomplexes, die klassizistische Forderung Beschränkung auf das der Katastrophe unmittelbar Vorhergehende voraus. So hat denn auch Iodelles 'Dido' naturgemäß keinen Aeneasbericht. Ebenso fehlt ein solcher in der klassizistischen lateinischen Didotragödie des Italieners Petrus Angelius Bargaenus (1517—1596),<sup>1)</sup> überliefert in dem Codex Dresdensis C 121, und in den klassizistischen italienischen Dido-tragödien eines Alessandro Pazzi de' Medici (1524) und eines Lodovico Dolce (1547). Lehrreich ist insbesondere auch Giraldis Cinthios 'Dido' (1543); denn dieser hat den Rahmen weiter gespannt als die vier zuletzt Genannten, indem er — wie später auch andere Klassizisten — vom Begriff der

<sup>1)</sup> Vgl. W. Rudiger. „Petrus Angelius Bargaenus“. Neue Jahrbücher für das Klass. Altertum, Geschichte u. Deutsche Lit. u. für Pädagogik, 1898, Bd. II, S. 481/82

Zeit abstrahierte, den Zuschauer über das Maß der für die Handlung notwendigen Zeit hinwegzutauschen suchte. Der Gedanke, dabei über den Inhalt des 4. Buches der Aeneis hinauszugehen, des Aeneas Ankunft in das Stuck einzubeziehen und einen Aeneasbericht zu geben, ist ihm nicht gekommen. — Die soeben dargelegten, bisher zu wenig beachteten Tatsachen dürften die Annahme, daß eine noch unbekannte italienische Didotragödie Trägerin der Pyrrhusstelle gewesen sein könnte, nicht gerade wahrscheinlich machen. Vielmehr ist anzunehmen, daß das Fahren nach einer solchen italienischen 'Dido' der Renaissance auch weiterhin ergebnislos bleiben wird. Sie müßte nach den Ergebnissen unserer Untersuchung ja außer einem Aeneasbericht auch das Motiv des Gliedabhackens aufweisen! Und hätte ein italienischer Klassizist je gewagt, die allbekannte Szene von des Priamus Tod in derartig revolutionärer Weise abzuändern?

Schon Ende der achtziger Jahre des 16. Jahrhunderts hätte in England der an Robert Garnier geschulte strengklassizistische Kreis um Lady Pembroke eine 'Dido', die einen Aeneasbericht enthielt und den Tod des greisen Trojanerkönigs in direktem Widerspruch zur klassischen Überlieferung darstellte, schauernd abgelehnt, und daß Ben Jonson bei seiner umfassenden Kenntnis der Lateiner und seiner pedantisch peinlichen Genauigkeit in bezug auf klassische Quellenüberlieferung Ende 1597 in einer klassizistischen Tragödie Marlowes Vorbild zuliebe von Vergils Schilderung des Todes des Priamus abgewichen sein sollte, daß Shakespeare dann im 'Hamlet' die Nachahmung wörtlich zitiert und durch ein rühmendes Vorwort eingeleitet haben sollte, könnte nur durch ungewöhnlich einleuchtende Gründe einigermaßen glaubhaft gemacht werden. Diese herbeizuschaffen, ist C. W. Wallace<sup>1)</sup> nicht gelungen. Seiner Behauptung gegenüber, Ben Jonson müsse der Verfasser des Anfang Januar 1598 von der Admiralstruppe aufgeführten Dramas 'Dido and Aeneas' gewesen sein, bleibt bestehen, was W. W. Greg seiner Zeit bereits dem Vater dieser Idee, F. G. Fleay, entgegengehalten hat,<sup>2)</sup> und was Wallace nicht genügend

<sup>1)</sup> Vgl. S. 374/75.

<sup>2)</sup> „Henslowe's Diary“ ed. by W. W. Greg, Vol. II, S. 189; 1908.

berücksichtigte. Seiner Annahme, daß Henslowes Eintragung für eine Privataufführung von 'Dido and Aeneas' und damit für den klassizistischen Charakter dieses Stückes zeuge, hat E. K. Chambers durch die Erklärung, Henslowes Notiz "*suggests a supper, not a night performance*"<sup>1)</sup> einen gewaltigen Stoß versetzt, und keinesfalls kann aus dem Wortlaut der Hensloweschen Eintragung: "*Lent vnto the company when they fyrst played dido at nyght the some of thirtishillynges*" mit Wallace auf nur einmalige Aufführung des Stückes "*before the general public*" geschlossen und damit eine Brücke zu Hamlets die Deklamation der Stelle vom „Rauhen Pyrrhus“ einleitenden Worten geschlagen werden.

J. M. Robertsons Idee,<sup>1)</sup> daß die Pyrrhusstelle aus einer frühen klassizistischen Didotragödie Chapmans stammen könnte, gründet sich einzig und allein darauf, daß ein paar der auffälligeren Worte der Stelle vereinzelt auch bei Chapman vorkommen, und daß 'Troilus und Cressida' einen Anklang an die „whiff and wind“-Stelle aufweist. Dieser und anderen Parallelen zu Shakespeares Dramen, sowie dem Wortschatz der Pyrrhusstelle wird in anderem Zusammenhange noch die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werden.

H. D. Grays Vermutung,<sup>2)</sup> daß der junge Shakespeare — angeregt durch Marlowes Vorgang und in Nachahmung von dessen Schöpfung — eine klassizistische Didotragödie geschrieben und sich dann selbst zitiert haben könnte, hängt so völlig in der Luft — Gray selbst spricht von "*not proof but an interesting possibility*" — daß jedes Wort der Widerlegung sich erübrigt.

So eifrig also auch nach klassizistischen Didotragödien, auf die die Pyrrhusstelle zielen könnte, gesucht worden ist, zu greifbaren Resultaten ist man bisher nicht gelangt! Die Stelle selbst liefert nichts, was den klassizistischen Charakter des in Frage stehenden Dramas beweisen könnte, wohl aber gibt sie, wie wir gesehen haben, positive Gründe gegen die Annahme, daß eine streng klassizistische 'Dido' gemeint sein konnte, an die Hand. Von dieser Seite her stehen also der Behauptung, daß die Pyrrhusstelle

<sup>1)</sup> „The Elizabethan Stage,“ Vol. II, S. 166; 1923.

<sup>2)</sup> Vgl. S. 375.

<sup>3)</sup> Vgl. S. 374.

auf Marlowe-Nashes 'Dido' zu beziehen sei. ernstliche Hindernisse nicht im Wege. Wie ist's mit der Datierung?

Die Frage nach der Entstehungszeit des Shakespeareschen 'Hamlet' ist eng verquickt mit der Frage, ob wir in der ersten Quarto (1603) eine erste Überarbeitung des 'Urhamlet' oder eine gekürzte Bühnenauffassung des in der zweiten Quarto (1604) vorliegenden Textes, bzw. seines Originals, zu sehen haben. Die neuere Forschung neigt in letzterer Frage immer stärker der an zweiter Stelle erwähnten Annahme zu<sup>1)</sup> und zieht als Entstehungszeit vor allem die Jahre 1600 und 1601 — weitergreifend die Jahre zwischen 1598 und 1602 — in Erwägung.<sup>2)</sup> — Wie sollte aber Shakespeare um die Jahrhundertwende auf den Gedanken einer Ehrenrettung der Marlowe-Nasheschen 'Dido' — Marlowe war am 30. Mai 1593 gestorben, die 'Dido' 1594 im Druck erschienen — gekommen sein? Was hätte seine Erwähnung zu dieser Zeit bezwecken, wem hätte sie nützen sollen? Wem wäre sie verständlich gewesen? Aktuell konnte die Frage ja damals wohl nicht mehr sein! Oder doch? Gedankengänge dieser Art haben zu der in neuerer Zeit von C. F. Tucker Brooke<sup>3)</sup> wieder aufgenommenen Vermutung, daß das von Henslowe Anfang 1598 erwähnte Drama 'Dido and Aeneas' mit Marlowe-Nashes 'Dido' zu identifizieren sei, eine Umarbeitung des älteren Stückes darstellen könnte, geführt. Irgendwelche Beweisgründe in diesem Sinne sind nicht gegeben worden, dürften sich auch kaum finden lassen. Gegen die Annahme spricht erstens, daß Marlowe-Nashes 'Dido' von den "Children of her Maiesties Chappell", 'Dido and Aeneas' von der Admiralstruppe aufgeführt worden ist, zweitens, daß Marlowe-Nashes 'Dido' kein Zugstück gewesen ist, dessen Neuherausbringung Einnahmen versprach, drittens ein Inventurverzeichnis der Admiralstruppe vom Frühjahr

<sup>1)</sup> Vgl. V. Østerberg: „Studier over Hamlet-Teksterne I“, 1920, und S. B. Liljegrens Rezension: Engl. Stud. 55, S. 100, ferner: B. A. P. van Dam: „The Text of Shakespeare's Hamlet“, 1924, etc.

<sup>2)</sup> Vgl. E. K. Chambers: „The Eliz. Stage“, 1923; Vol. III, S. 486. — W. J. Lawrence: The Times Lit. Suppl. 1926, S. 263 — G. C. Moore Smith: „Gabriel Harvey's Marginalia“, 1913; etc.

<sup>3)</sup> „The Marlowe Canon“, P. M. L. A. 37, 1922, S. 375

1598, das gleich an zweiter Stelle „1 tome of Dido“ nennt, eine Eintragung, die W. W. Greg — jedenfalls mit Recht — auf ‘Dido and Aeneas’ bezieht, indem er gleichzeitig bemerkt: “There is no tomb in the Marlowe-Nashe play”.<sup>1)</sup> — Bei dieser Sachlage dürfte eine Identifizierung von ‘Dido and Aeneas’ mit Marlowe-Nashes ‘Dido’ wissenschaftlich kaum anzuraten sein.

Ein Grund, die **Pyrrhusstelle** nicht auf Marlowe-Nashes ‘Dido’ zu beziehen, liegt trotz dieser Erkenntnis nicht vor, kann sie doch bereits im ‘**Urhamlet**’ gestanden haben! Es ist dies kein neuer Gedanke! Schon Schick<sup>2)</sup> hat 1902 die Frage aufgeworfen, ob Hamlets Lob und Verteidigung etwa auf Thomas Kyd als Verfasser der Pyrrhusrede zu beziehen waren, ein für die Zeitgenossen alsbald erkenntliches Kompliment an diesen darstellen konnten. Er glaubte also, die einleitenden Worte Hamlets von der Deklamation trennen und letztere eventuell dem Urhamlet zuweisen zu dürfen. — Im Jahre 1908 hat dann L. L. Schücking<sup>3)</sup> Herkunft der gesamten Pyrrhusstelle aus dem ‘Urhamlet’ als „nicht ganz unmöglich“ hingestellt, und 1918 ist Friedrich Radebrecht<sup>4)</sup> der Frage näher nachgegangen, doch im allgemeinen in wenig geschickter und glücklicher Form. Interessant ist, daß zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung der ‘Bestrafte Brudermord’ gemacht ist. Daß dieser auf den ‘Urhamlet’ zurückgeht, ist — mit E. E. Stoll<sup>5)</sup> gesprochen — “the opinion, it would seem, of the majority of sound scholars”. Wenn demnach im ‘Bestraften Brudermord’ Hamlet den Schauspielern gegenüber erklärt: „ihr agirtet dazumahlen eine Materie in Wittenberg von dem König Pir Pir — es pirt sich so“ und der Schauspieler antwortet: „Ach es wird vielleicht von dem grofsen König Pyrro sein,“ wenn ferner Hamlet den König in dem dumb-show später irrtümlich als „König Pyrrus“ bezeichnet, so ist das sicher recht beachtlich.

1) „Henslowe Papers,“ ed by W. W. Greg, 1907, S. 116.

2) Shakesp. Jahrb. 38, S. XXVII

3) „Shakesp im lit. Urteil seiner Zeit,“ S. 91

4) Engl. Stud. 52

5) E. E. Stoll: „Hamlet“ 1919 (Research Publ. of the Univ. of Minnesota, Vol. 8, No. 5), S. 4, Anm. 9.



Offenbar unabhängig von F. Radebrecht hat J. M. Robertson 1919 auf den Inhalt der zitierten Stellen des 'Bestraften Brudermordes' hingewiesen, sie aber zugunsten seiner Chapman-Hypothese beiseite geschoben mit der Bemerkung, die Deklamation des Schauspielers, wie sie Shakespeares 'Hamlet' gibt, sei nicht von Kyd geschrieben. — Man braucht letzteres keineswegs bedingungslos zu behaupten! Shakespeare kann natürlich Änderungen vorgenommen haben. Allzu tiefgreifend wird man sie sich aber kaum vorstellen dürfen, denn ziemlich allgemein wird doch zugegeben, daß die Pyrrhusdeklamation archaistisches Gepräge trägt, in Stil und Sprache den Schöpfungen der älteren Dramatiker nähersteht als Shakespeares Werken um 1600. Das würde mit ihrer Herkunft aus dem 'Urhamlet' aufs beste zusammenstimmen!

Auch H. D. Gray ist 1920 dieser Gedanke gekommen. Er warf die Frage auf, ob Shakespeare "desiring to leave the impression of an older type of drama, did not simply leave untouched this portion of Kyd's tragedy, thus having the contrast he desired right ready at his hand". Es folgte der Stofsseufzer: "I wish I could propose with conviction so simple a solution" und die Feststellung: „But the verse here is no more like the verse of Kyd than it is pseudo-Marlovian or Jonsonese. The speech contains 8.6 per cent. of double endings, whereas Kyd, according to Robertson, has 'not ten certain instances' in the whole 'Spanish Tragedy'".<sup>1)</sup> — Angenommen Robertsons und Grays Berechnung stimmt, ist damit irgend etwas gegen die Herkunft der Pyrrhusdeklamation aus dem 'Urhamlet' bewiesen? War nicht auch der Vers Thomas Kyds Wandlungen unterworfen? Man vergleiche 'Cornelia'! Muß ferner die Stelle ohne jede Veränderung herübergenommen worden sein? — Dieser letzte Einwand wäre eventuell auch bei der Beurteilung des Wortschatzes der Pyrrhusstelle zu berücksichtigen. Aber ganz abgesehen von ihm, wird man als Beweis dafür, daß diese Stelle aus dem 'Urhamlet' stammt, nicht verlangen dürfen, daß ihr Wortschatz sich mit dem uns bekannten Wortschatz Kyds deckt. Denn sicher als Werke Kyds bezeugt sind nur

<sup>1)</sup> Modern Lang. Review 15, 1920, S. 219/20.

die 'Spanish Tragedy', die Übersetzung der Garnierschen 'Cornelia' und zwei Prosatraktate, von denen der längere ebenfalls eine Übersetzung darstellt. Das ist natürlich viel zu wenig, um ein wirkliches Bild von dem Wortschatz des Verfassers zu geben.

Man stelle es einmal neben das, was uns unter Shakespeares Namen überliefert ist, und halte sich die Tatsache vor Augen, daß ein großer Teil der selteneren Worte der Pyrrhusstelle (z. B. „impasted“, „o'ersized“, „coagulate“, „repugnant“, „mobled“, „to milch“) auch bei Shakespeare nicht nachgewiesen ist. Man denke — um Robertsons Hypothese richtig einschätzen zu können — an das, was Chapman hinterlassen hat, und das geringe und größtenteils ungeeignete Material, das Robertson als Stütze seiner Ansicht zusammenzubringen vermocht hat. Von Interesse ist darunter höchstens der Nachweis, daß Chapman „coagulate“ und „repugnant“ — anscheinend wirklich seltene Worte — gelegentlich verwendet hat.<sup>1)</sup> — Die bei Shakespeare in anderen Werken nicht nachgewiesenen Worte der Pyrrhusstelle sind sämtlich auch bei Kyd nicht überliefert. Was darüber hinaus bei ihm nicht vorkommt, ist nicht übermäßig viel. Die beachtenswertesten fehlenden Worte waren: „rugged“, „gules“ (auch bei Shakespeare nur noch im 'Timon' zu finden), „rack“, „to stick“, „bisson“, „clout“. — Für Kyd sprechen konnte möglicherweise, daß Pyrrhus — im Widerspruch zu Vergil — in „sable arms“ auftritt. In der 'Spanish Tragedy' spricht der besiegte Viceroy von seinem „sable weed“ (I, 3, 20) und in 'Cornelia' ist — abweichend von der Quelle — von dem „sable mantle“ der Nacht (III, 1, 68) die Rede, während bei Shakespeare außerhalb des 'Hamlet' „sable“ in ähnlichem Zusammenhange nicht vorkommt. — Zum Vergleich mit Vers 489/90 der Pyrrhusstelle „With blood . . ., Baked and impasted with the parching streets“ liefse sich vielleicht 'Cornelia' I, 40: „And with their blood made marsh the parched plaines“, (Original: „Nous avons veu la plaine ondoyer rougissant“) heranziehen. Beweiskraft kommt derartigem aber natürlich nicht zu!

Festzuhalten ist der archaistische Eindruck, den die Pyrrhusstelle hinterläßt. Für ihn verantwortlich gemacht

<sup>1)</sup> 'Shakespeare and Chapman', 1917, S. 215, 16.

werden Stil und Wortschatz. Die Frage ist, ob Verquickung mit dem Aeneasbericht aus Marlowe-Nashes 'Dido' nicht vielleicht noch weitere Anhaltspunkte liefern könnte. Dazu aber muß erst klargestellt werden, ob Marlowe-Nashes 'Dido' vor dem 'Urhamlet' entstanden sein kann.

Leider tappen wir in bezug auf die Datierung der 'Dido' im Dunkeln. Die meisten, die sich eingehender mit dem Problem beschäftigt haben, sind jedoch für frühe Entstehung eingetreten, so B. Knutowski 1905,<sup>1)</sup> Charles Crawford 1906,<sup>2)</sup> R. B. McKerrow 1908<sup>3)</sup> und Tucker Brooke 1910 und 1922.<sup>4)</sup> F. S. Boas<sup>5)</sup> hat des letzteren Ausführungen 1914 „plausibel“ genannt, Creizenach 1909 frühe Entstehung der 'Dido' für „möglich“ gehalten. E. K. Chambers<sup>6)</sup> hat sich 1923 bei Datierung des Dramas mit Angabe der oberen Grenze — 1593 — begnügt. U. M. Ellis Fermor<sup>7)</sup> setzte 1927 „the first draft of 'Dido'“ in die letzten Cambridger Jahre Marlowes, d. h. vor 1588. Mit der Annahme früher Entstehung der 'Dido' verbinden die meisten Forscher die weitere Annahme einer späteren, mit der Veröffentlichung des Stückes zusammenhängenden Bearbeitung durch Nashe. Denn das Erscheinen von Nashes Namen auf dem Titelblatt bedarf der Erklärung, und der Gedanke, daß die Tragödie in Zusammenarbeit der beiden Dramatiker entstanden sein könnte, ist vielen außerordentlich unsympathisch. Deshalb sucht man die 'Dido' mit Vorliebe als Marlowes alleiniges Erstlingswerk hinzustellen und beschränkt Nashes Tätigkeit auf die eines „literary executor“<sup>8)</sup> U. M. Ellis Fermor geht — Sidney Lees Vorgang folgend<sup>9)</sup> — sogar so weit, schlankweg nur von „Marlowes 'Dido'“ zu sprechen und die Tatsache, daß das Titelblatt der Quarto Nashes Namen aufweist, einfach vollständig zu unterschlagen!

<sup>1)</sup> „Das Dido-Drama von Marlowe u. Nash“, Diss. Breslau.

<sup>2)</sup> Collectanea I.

<sup>3)</sup> „The Works of Thomas Nashe“ Bd. 4, S. 294.

<sup>4)</sup> „The Works of Christopher Marlowe“ u. „The Marlowe Canon“ (P. M. L. A. 37)

<sup>5)</sup> „University Drama in the Tudor Age“, S. 189/90.

<sup>6)</sup> „The Eliz. Stage“, Bd. 3, S. 426.

<sup>7)</sup> „Christopher Marlowe“, S. 3.

<sup>8)</sup> Tucker Brooke: „The Marlowe Canon“, P. M. L. A. 37, S. 368/69.

<sup>9)</sup> „The French Renaissance in England“, 1910, S. 432, etc.

— Diejenigen, die in Nashe nur den „literary executor“ sehen, berufen sich dabei auf das Zeugnis von Bishop Tanner, der 1748 mit Bezug auf das Drama erklärte. „Hanc perfecit et edidit Tho. Nashe Lond. 1594“.¹) Wie Knutowski richtig bemerkt, ist diese Feststellung jedenfalls nur als die subjektive Ansicht des Bischofs, der die Angaben des Titelblattes der ihm vorliegenden Ausgabe in dieser Weise ausdeutete, zu werten. An sich ist aber immerhin nicht unwahrscheinlich, daß die Veröffentlichung der ‘Dido’ von Nashe ausging. Tucker Brooke hat darauf hingewiesen, daß der Verleger sonst seinen Namen voraussichtlich zugunsten des berühmteren Marlowe gestrichen hätte. Herausgabe des Stückes durch Nashe schließt aber Entstehung der ‘Dido’ in Zusammenarbeit der beiden keineswegs aus. Eine solche wurde Nashes Interesse an der Veröffentlichung vielmehr nur noch besser erklären und der Annahme einer mehr oder minder gründlichen Überarbeitung zu diesem Zweck nicht ohne weiteres den Garaus machen. — Vereinzelt ist auf Grund von Bishop Tanners Angabe die Ansicht vertreten worden, die ‘Dido’ sei erst gegen Ende von Marlowes dichterischer Laufbahn entstanden, unvollendet hinterlassen, durch Nashe ergänzt und herausgegeben worden. So hat vor allem Creizenach 1909 diese Annahme für wahrscheinlicher erklärt als die Annahme früher Entstehung.²) Weder das Zeugnis Bishop Tanners, noch das Druckjahr 1594 können jedoch als wirkliche Stützen dieser Ansicht gewertet werden.

Es soll im folgenden kurz noch auf ein paar der wichtigeren zugunsten, bzw. ungunsten früher Entstehung der ‘Dido’ geltend gemachten inneren und äußeren Kriterien eingegangen werden. — B. Knutowski, dessen Schlüssen gegenüber allerdings vielfach größte Vorsicht geboten ist — er unternahm es, Abfassung des Stückes durch Marlowe allein, leichte Bearbeitung durch Nashe mehrere Jahre vor Marlowes Tode und gründliche Überarbeitung durch Marlowe in dessen letzten Lebensjahren zu beweisen — hat festgestellt, daß „eine ganze Reihe wichtiger metrischer Kriterien“ Marlowe-Nashes Didodrama mit dem ersten Teil des ‘Tamburlaine’, den

¹) Zitiert nach Knutowski, S. 32

²) „Geschichte des Neueren Dramas“, Bd. 4, S. 523.

E. K. Chambers ca. 1587 datiert, verbindet.<sup>1)</sup> Widerlegt ist diese Behauptung bisher nicht worden. Tucker Brooke hat unter ihrem Einfluß seine Ansicht, daß metrische Gründe den uns überkommenen Text später als Marlowes und Nashes Studienaufenthalt in Cambridge erscheinen ließen, aufgegeben und im 'Marlowe Canon' 1922 erklärt: "The evidence of metre and style seems also to link it with Marlowe's earliest works".<sup>2)</sup> — Auf Grund von Ausdrucksp parallelen ist B. Knutowski zu dem Ergebnis gekommen, daß der erste Teil des 'Tamburlaine' der 'Dido' näherstehe als der zweite.<sup>3)</sup> Tucker Brooke konstatierte — von dem gleichen Kriterium ausgehend — das Umgekehrte.<sup>4)</sup> — Nach Knutowski lassen die Ausdrucksp parallelen darauf schließen, daß Marlowe die 'Dido' vor dem 'Tamburlaine' geschrieben und zur Zeit der Entstehung von 'Edward II' umgearbeitet hat.<sup>5)</sup> Völlig übersehen hat er in diesem Teil seiner Untersuchung, daß sich bei Behandlung des gleichen Motivs — Liebe und Trennung — Ausdrucksp parallelen naturgemäß in größerer Menge einstellen, und daß demnach die Anklänge zwischen 'Dido' und 'Edward II' ganz selbstverständlich zahlreicher sind als zwischen 'Dido' und dem 'Jew of Malta' oder gar dem 'Massacre at Paris'. Im 'Dr. Faustus' liefert folgerichtig die Helenaszene die wichtigsten Parallelen zur 'Dido' — Parallelen, die Knutowski erst zum Teil bekannt waren, auf die jedoch Tucker Brooke des näheren einging, und die hier zunächst einmal zitiert werden sollen:

"Was this the face that launcht a thousand shippes?  
And burnt the toplesse Towres of Ilium?  
Sweete Helen, make me immortall with a kisse:  
— — — — —

Here wil I dwel, for heauen be in these lips,  
And all is drosse that is not Helena.  
I wil be Paris, and for loue of thee,  
Insteede of Troy shal Wertemberge be sackt."

(Dr. Faustus, V 1328—30 u. 1333—36.)

<sup>1)</sup> „Das Dido-Drama von Marlowe und Nash“, 1905, S. 45

<sup>2)</sup> P. M. L. A. 37, S. 371.

<sup>3)</sup> „Das Dido-Drama von Marlowe und Nash“, S. 46—52.

<sup>4)</sup> P. M. L. A. 37, S. 374.

<sup>5)</sup> „Das Dido-Drama von Marlowe und Nash“, S. 60.

“And after him a thousand Grecians more,  
In whose sterne faces shin'd the quenchles fire,  
That after burnt the pride of Asia” (Dido, V. 480—82).

“For in his lookes I see eternitie,  
And heele make me immortall with a kisse” (Dido, V. 1328 29).

“So thou wouldst proue as true as Paris did,  
Would, as faue Troy was, Carthage might be sackt,  
And I be calde a second Helena” (Dido, V 1554—56).

Tucker Brooke sagt zu diesen Übereinstimmungen: “it would seem most likely . . . that the three separate echoes of the great passage in ‘Faustus’ (1328—1336) were written after that passage. It is easy to understand how Marlowe should in a subsequent play have repeated the ideas and wording of Faustus’s apostrophe to Helen; but not quite so easy to believe that when he created that apostrophe he was fusing together three ideas which he had already expressed in ‘Dido’ and which there bore no connection with each other”.<sup>1)</sup> Dem sei entgegengehalten, daß die an erster und dritter Stelle zitierten Verse der ‘Dido’ in engstem Zusammenhang mit deren Stoffkreis stehen, und daß ußerdem von Übereinstimmung der erstzitierten Verse aus der ‘Dido’ mit den beiden ersten Versen der Fauststelle schwerlich gesprochen werden kann. Der Vers: „Sweete Helen, make me immortall with a kisse“ aber konnte leicht die Paris-Stelle im Gedächtnis des Dramatikers auslösen. Tucker Brooke selbst hat übrigens seine Ausführungen über diese Parallelen beschlossen mit den Worten: “Notwithstanding such considerations as these, the feeling remains that ‘Dido’ is early work” und schon vorher mit Bezug auf das gesamte Material an Parallelen der Ansicht: “It does not seem to me that the parallel passages prove anything definitely in regard to the date of ‘Dido’” Ausdruck gegeben. Seinem Hinweis darauf, daß in die mit dem ‘Tamburlaine’ einsetzende Entwicklung weder Stoff noch Bau der ‘Dido’ recht passen wollen, wird man zustimmen können, dagegen dürfte Knutowskis Idee, von der Chorrede zu Anfang des ‘Dr. Faustus’:

“Not marching now in fields of Thracimene,  
Where Mars did mate the Carthaginians,  
*Nor sporting in the dalliance of loue,*

<sup>1)</sup> P. M. L. A. 37, S. 374/75.

*In courts of Kings where state is ouerturned,  
Nor in the pompe of prowld audacious deedes,  
Intends our Muse to daunt his heauenly verse* <sup>1)</sup>

den dritten und vierten Vers auf 'Dido', den fünften Vers auf 'Tamburlaine' zu beziehen und somit ein äußeres Kriterium für frühe Entstehung der 'Dido' zu konstruieren, ohne weiteres abzulehnen sein. — Hingewiesen worden ist von den verschiedensten Seiten darauf, daß Marlowe und Nashe Mitte der achtziger Jahre in Cambridge studierten,<sup>2)</sup> daß in Oxford 1583 Gagers 'Dido' aufgeführt wurde, daß die Kunde von dieser Aufführung nach Cambridge gedrungen sein und die beiden studierenden Dramatiker in bezug auf die Stoffwahl beeinflusst haben könnte, daß schließlich gerade den jungen Studenten ein klassischer Stoff besonders sympathisch sein mußte — Vorurteilslose Lektüre der 'Dido' macht wahrscheinlich, daß hier von Anfang an zwei Verfasser am Werke waren. Dafür scheint auch die verschiedene Art der Quellenbenützung zu sprechen. Doch bedarf diese Frage noch wirklich zuverlässiger Untersuchung. In späteren Jahren wäre Zusammenarbeit der beiden bei der völlig verschiedenen Entwicklung, die sie nahmen, kaum denkbar. — Erwähnt wurde bereits, daß 1583 die erste Gesamtausgabe der Werke Giraldi Cinthios erschien, dessen 'Orbecche', wie unsere Untersuchung feststellte, umgestaltend auf den Aeneasbericht in Marlowe-Nashes 'Dido' gewirkt hat. Diese Gesamtausgabe enthielt auch Cinthios bis dahin nicht im Druck veröffentlichte Didotragödie.

Alles in allem genommen, wird man behaupten dürfen, daß, obgleich sich auf Grund der bisherigen Forschung einigermaßen Sicheres über die Entstehungszeit von Marlowe-Nashes 'Dido' nicht sagen läßt, frühe Entstehung bis zu gewissem Grade wahrscheinlicher ist als späte, und daß daher ein Vorhandensein dieser Didotragödie vor dem 'Urhamlet', der gewöhnlich 1588 datiert wird, als durchaus möglich angesehen werden darf. — Gelingt es, wahrscheinlich zu machen, daß die Pyrrhusstelle im 'Urhamlet' gestanden hat, und daß sie auf Marlowe-Nashes Drama zu beziehen ist,

<sup>1)</sup> Zitiert nach „The Works of Christ Marlowe“, ed. by Tucker Brooke, 1925.

<sup>2)</sup> Vgl. S. 381.

dann ist damit zugleich auch die Frage nach der Datierung der 'Dido' ein gut Teil gefördert, ein neues, wichtiges Argument für frühe Entstehung dieser Tragödie gefunden. Der genaue Vergleich von Pyrrhusstelle und Aeneasbericht und die daraufhin unternommene Quellenuntersuchung ergaben wichtige Anhaltspunkte dafür, daß die Pyrrhusstelle auf Marlowe-Nashes 'Dido' gemunzt sein müsse. Der Annahme scheinbar entgegenstehende Schwierigkeiten erwiesen sich als wegräumbar. Für Herkunft der Pyrrhusstelle aus dem 'Urhamlet' wurden gewisse Angaben im 'Bestraften Brudermord', sowie der archaische Eindruck, den die Verse — nach übereinstimmendem Urteil — auf mit der Zeit vertraute Leser machen, ins Feld geführt.

Hängt das altertümliche Gepräge der Stelle etwa mit enger Anlehnung an Seneca zusammen? — Der Aeneasbericht in Marlowe-Nashes 'Dido' schildert Pyrrhus ganz kurz und in primitiver Weise mit den Worten:

"At last came Pirrhys fell and full of ire,  
His harness dropping bloud, and on his speare  
The mangled head of Priams yongest sonne"

Die Pyrrhusstelle hält sich nur an den ersten Teil dieser Schilderung, malt breit aus, was dort in kurzen Worten gesagt ist, verfallt dabei in hohlklingende Rhetorik, schwelgt in der Aneinanderreihung grauen- und ekel-erregender Einzelheiten, läßt Neigung zu sensationeller Aufmachung vermuten, erinnert entschieden an Senecas Art, wenn auch direkte Zusammenhänge fehlen. Erwähnt sei, daß die englische Seneca-Übersetzung eine gewisse Vorliebe für das Verbum „to parch“ hat, von „parched soyle“, „parched lands“ etc. spricht. Man vergleiche mit dem: "blood . . . Baked and impasted with the parching streets, That lend a tyrannous and a damned light . . ." <sup>1)</sup> Stellen wie: "And parched landes which sore with heate doth boyle the middel day" ('Hercules furens', Spenser Soc. No. 43, S. 12) und: "that when the flaming sunne In sommer bakes the parched soyle" ('Medea', Spenser Soc. No. 44, S. 276).

Daß das brennende Troja in dem Augenblick zusammenkracht, da sein greiser König den Boden berührt, weist, wie

<sup>1)</sup> Pyrrhusstelle. V 489—91.



festgestellt wurde, auf Ovids: „Troia simul Priamusque cadunt“ und ist künstlerisch eindrucksvoller als die durch Cinthios ‘Orbecche’ angeregte Schilderung des Verhaltens der Jupiterstatue in Marlowe-Nashes ‘Dido’. aber beiden gemeinsam ist, daß die Wirkung schrecklichen Geschehens auf Lebloses zur Darstellung kommt — ein Kunstmittel, mit dem Seneca unaufhörlich arbeitet, so daß dem Senecaschüler gerade diese Stelle des Aeneasberichts Eindruck machen, ihn zu geschickterer Variierung reizen mußte.

Typisch senecaisch mutet an, daß Pyrrhus — im Begriff sein Schwert auf des Trojerkönigs Haupt herabsausen zu lassen — in seinem Vorhaben innehält, zögernd dasteht: “a neutral to his will and matter”, um in der Folge desto grausamer zu wüten. Derartiges gehört zu Senecas beliebtesten Tricks, wird bis zum Überdruß von ihm variiert. Nicht immer sind — wie hier — überwältigende Eindrücke Ursache solchen Zauderns, nicht immer wird es durch katastrophales Tun abgelöst, denn nicht nur Mörder und Tiger, sondern auch der Gemordete, Titan, Palastmauern, Wellen etc. sind Träger dieses Motivs, aber, wo angängig, erscheint es in der gleichen Vollständigkeit wie hier, und überdies ist unsere Stelle offenbar auch noch eine direkte Reminiszenz an eine Stelle nahe dem Schluß der ‘Troades’. Es handelt sich dort um die Hingopferung der Polyxena durch Pyrrhus:

*„tam fortis animus omnium mentes ferit  
novumque monstrum est Pyrrhus ad caedem piger.  
ut dextra ferrum penitus exacta abdidit,  
subitus recepta morte prorupit cruor  
per vulnus ingens“.*<sup>1)</sup>

*“Her corage moves eche one, and loe a strange thing monstrous like,  
That Pyrrhus euen himselfe stooode stil, for dread and durst not strike.  
But as he had, his glittering sword in her to hilts up doon,  
The purple bloud, at mortall wound, then gushing out it spoon”.*<sup>2)</sup>

Als weitere Beispiele für die Verwendung des gleichen Kunstgriffs durch Seneca seien zitiert:

1. „stat ecce Titan dubius emerito die,  
suane currat an Thyestea via“.<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Miller I, S. 220, V. 1153—57.

<sup>2)</sup> Spenser Soc. No. 44, S. 243 unten.

<sup>3)</sup> Miller II, S. 74, V. 908/9.

“*Loe doubtfull Titan standeth still the day now being donne,  
Not knowing whether best to keepe still on his wonted way,  
Or turne his wheelles unto the path of dyre Thyestes day*” <sup>1)</sup>

Das Geschilderte ist die Wirkung der Ermordung des Agamemnon.

- 2 „ut cum hinc profundum ventus, hinc aestus rapit,  
*incerta dubitat unda cui cedat malo*“ <sup>2)</sup>

“As when here wynd, and there the streame when both their force wil try,  
From sandes alow doth hoyst and reare the seas with surges hye,  
*The waltring waue doth staggering stand not weting what to do,  
But (houeryng) doubtles, whose furious force he best may yeld him to*” <sup>3)</sup>

3. „ieiuna silvis qualis in Gangeticis  
*inter iuencos tigris erravit duos,  
ntriusque praedae cupida quo primum ferat  
incerta morsus (flectit huc rictus suos,  
illo reflectit et famem dubiam tenet),  
sic durus Atreus capita devota impiae  
speculatur irae quem prius mactet sibi  
dubitat, secunda deinde quem caede immolet.  
nec interest, sed dubitat et saevum scelus  
iuvat ordinare*“ <sup>4)</sup>

“As hungry Tygre wons that doth in gangey woods remayne  
With doubtfull pace to range & roame betweene the bullocks twayne,  
Of eyther pray full couetous and yet uncertayne where  
*She fyrst may byte, and roaring throate now turnes the tone to feare  
And then to th'other strayght returnes, and doubtfull famyne holdes  
So Atreus dyre, betwene the babes doth stand and them beholdes  
On whom he poynctes to slake his yre first slaughter where to make,  
He doubts. or whom he shoulde agayne for second offring take,  
Yet skills it nought, but yet he doubtles and such a cruelty  
It him delights to order well*” <sup>5)</sup>

4. „educto stetit  
*ferro cadaver, cumque dubitasset du,  
hac parte an illa caderet, . . .*“ <sup>6)</sup>

“The sword then drawne away  
*When long the body had uphelde it selfe in doubtfull stay,  
Which way to fall, . . .*” <sup>7)</sup>

<sup>1)</sup> Spenser Soc. No. 44, S. 320 unten.

<sup>2)</sup> Miller II, S. 12, V. 139/40.

<sup>3)</sup> Spenser Soc. No. 44, S. 294 unten

<sup>4)</sup> Miller II, S. 148/50, V. 707—16.

<sup>5)</sup> Spenser Soc. No. 43, S. 68 Mitte.

<sup>6)</sup> Miller II, S. 150, V. 723—25.

<sup>7)</sup> Spenser Soc. No. 43, S. 68 unten.

5 „tota succusso solo  
 nutavit aula, dubia quo pondus daret“ <sup>1)</sup>  
 “and all at once from trembling grounde anone  
 The Pallace beckt, in doubt which way the payse thereof would fall” <sup>2)</sup>

Es ist dies die Wirkung der grausigen Vorbereitungen, die Atreus für die Hinmetzelung der Söhne des Thyestes trifft. Die drei letztzitierten Stellen finden sich innerhalb von neunundzwanzig Versen des Originals. Den englischen Übersetzern haben derartige Schilderungen offenbar sehr gefallen. Darauf deutet schon das breite Behagen, mit dem sie zumeist wiedergegeben werden, vor allem aber auch die Tatsache, daß gerade an Stellen, die Zusätze zum Original sind, Ähnliches zu finden ist. So laßt Jasper Heywood den Geist des Achill — den er abweichend von Seneca zu Beginn des zweiten Aktes der ‘Troades’ in Person auf die Bühne bringt — die Wirkung seines Erscheinens illustrieren durch die Worte:

“The doubtfull starres amnd their course do stand” <sup>3)</sup>

und John Studley schildert die von der Clytemnestra angeordnete Hinrichtung der Cassandra in einem dem ‘Agamemnon’ am Schluß hinzugefügten Monolog des Eurybates mit den Versen:

“So pity pearst the headmans heart, that thrise aboute to smite  
 He stayde the smot: with shuering hand yet once agayne he tryed.  
 And from her shoulders stroke her heade” <sup>4)</sup>

Im Aeneasbericht der ‘Dido’ stürzt Pyrrhus “with his faulchons poynt raise up” auf Priamus und Hekuba zu, und kaum ist der greise König hingemetzelt, da treibt es den Wuterich hinweg zu weiterem Morden. Aber Berge Erschlagener hemmen seine Schritte! So verharret er, auf sein Schwert gelehnt, einige Zeit in starrer Regungslosigkeit und blickt in die Ilium verzehrenden lodernden Flammen. <sup>5)</sup> Dem Gedächtnis des Dichters der Pyrrhusstelle haben sich die beiden Situationsschilderungen ungewöhnlich stark bildhaften Charakters eingeprägt; er hat sie

<sup>1)</sup> Miller II, S. 148, V. 696—97.

<sup>2)</sup> Spenser Soc No 43, S. 68.

<sup>3)</sup> Ebd. No. 43, S. 213, Z. 4.

<sup>4)</sup> Ebd. No. 44, S. 327/28.

<sup>5)</sup> ‘Dido’, V 520—526 u. 556—559.

zusammengeschmolzen und unter Senecas mächtigem Einfluß vollständig in dessen Sinne und unter spezieller Anlehnung an die Stelle aus den 'Troades' umgestaltet:

"Then — — — — — Ilum,  
 — — — — —, with flaming top  
 Stoops to his base, and with a hideous crash  
 Takes prisoner Pyrrhus' ear; for, lo! his sword,  
 Which was declining on the milky head  
 Of reverend Priam, seem'd i'the air to stick;  
 So, as a painted tyrant, Pyrrhus stood,  
 And like a neutral to his will and matter,  
 Did nothing" (Hamlet II, 2, 505—513)

Zu beachten ist, daß die englische Übersetzung der Stelle aus den 'Troades' den soeben zitierten Versen der Pyrrhusstelle erheblich nähersteht als die Originalfassung.

Auf Seneca auch führt die genauere Betrachtung der unmittelbar folgenden Verse der Pyrrhusstelle, die im Aeneasbericht der 'Dido' keinerlei Entsprechung besitzen: Die Vorstellung des regungslos mit hoch emporgerecktem Arm dastehenden, grausame Vernichtung drohenden Pyrrhus hat nämlich in dem Hirn des Dichters allem Anschein nach die Erinnerung an die englische Wiedergabe einer berühmten Szene aus Senecas 'Hippolytus' ausgelöst, besonders anschauliche Stellen der englischen Version jenes Botenberichtes, der den Höhepunkt des 'Hippolytus' bedeutet, den tragischen Untergang des Helden schildert,<sup>1)</sup> in seinem Innern lebendig werden lassen. Daß nicht die Originalfassung des 'Hippolytus', sondern nur die englische Wiedergabe in Frage kommt, soll später gezeigt werden. Der englischen Übersetzung zufolge berichtet der Bote, wie inmitten des Meeres sich plötzlich ein riesiger „swolve“ bis hinauf zu den Sternen erhebt. Unheildrohend ragt er, während die See im übrigen völlig ruhig ist, kein Luftchen sich regt, lautlose Stille herrscht — bis dann mit einem Ruck das Schreckliche hereinbricht, der anschwellende „swolve“ sich mit unheimlicher Schnelligkeit dem Lande zuwälzt und jenes fürchterliche Ungeheuer ausspeit, das den Hippolytus grausam vernichtet. Wörtlich heißt es in der Studleyschen Übersetzung des Hippolytus:

<sup>1)</sup> Spenser Soc No. 43, S. 148—151; Hippolytus, Akt IV

"Then sodenly a hugy wolue gan swel amid the deepe,  
 And starteth up into the starres, no pipling wind doth sweepe  
 Along the Seas, in Heaven so lith no noyse at all there was  
*The Seas ful calme* euen as their kindly Tyde doth drive them, passe.  
 Nor yet no boysterous Southerne wynd the Sycill sand turmoyles  
 Nor yet with fomie ramping surge the raging gulph up boyles,  
 Heaude up by Westernne puffed. *when as the rockes with flappying flash*  
*Do shake* and drownd Lucates clue the hoary fome doth dash  
 The tombling waues togeather tost on hils are heaped hie,  
*The swelling wolue* with Monster much to land alofe doth flye."<sup>1)</sup>

Man vergleiche Hamlet II, 2, 511—519:

"So, as a painted tyrant, *Pyrrhus* stood,  
 And like a neutral to his will and matter,  
*Did nothing.*  
 But, as we often see, *against some storm,*  
*A silence in the heavens,* the rack stand still,  
*The bold winds speechless* and the orb below  
*As hush as death,* anon the dreadful thunder  
*Doth rend the region,* so after *Pyrrhus' pause,*  
*Aroused vengeance sets him new a-work*".

Beiden Stellen folgt die Schilderung des gräfslichen Endes der Bedrohten. Hippolytus rast in seinem Wagen einen hochgelegenen, steilen, über dem Meer hängenden Pfad entlang. Das Ungeheuer sperrt ihm den Weg. Entsetzt baumen sich die Pferde. Der Lenker stürzt, wird von dem in wilder Flucht dahinjagenden Gefährt mitgeschleift: "The iotting Wheeles do grinde his guts, ... The *Fellies* stuck within the wounds, ...".<sup>2)</sup> Theseus, der Vater des Hippolytus, aber reagiert auf diesen grausigen Bericht des Boten mit dem Hinweis auf "flickering *Fortunes* cursed *wheele*".<sup>3)</sup> — Sollte die originell wirkende, an die Götter gerichtete, auf Fortuna bezügliche Aufforderung der Pyrrhusstelle:

"Break all the spokes and *fellies* from her wheel,  
 And bowl the round nave down the hill of heaven"<sup>4)</sup>

nicht unter dem Eindruck dieser Worte des Theseus und der Vorstellung von dem steilen, hoch über dem Meer hängenden Pfad und den in Stücke gehenden Rädern des Gefährtes des Hippolytus, deren Felgen in dem Körper des Unglücklichen wühlen, entstanden sein? Der bereits dargelegte sonstige

<sup>1)</sup> Spenser Soc. No 43, S 148 unten.

<sup>2)</sup> Ebd. S. 151 oben.

<sup>3)</sup> Ebd unten.

<sup>4)</sup> Hamlet II, 2, 526/27.

Zusammenhang der beiden Szenen und die Tatsache, daß vor der Hamletstelle datierende Anspielungen auf das zerbrochene oder zu zerbrechende Rad der Fortuna in der elisabethanischen Literatur bisher nicht nachgewiesen sind, machen die Annahme wohl einigermaßen wahrscheinlich. — J. M. Robertson hat den Gebrauch des Wortes „*fellies*“ in den zuletzt zitierten Versen der Pyrrhusstelle für seine Chapman-Theorie nutzbar machen wollen.<sup>1)</sup> Die Seneca-Übersetzung gibt das Wort an der allem Anschein nach für die dichterische Konzeption der ganzen Aufforderung verantwortlich zu machenden Stelle!

Wie aber kam der Dichter dazu, die Zyklopen und ihre Schmiedearbeit in jenen Abschnitt der Pyrrhusstelle hineinzu bringen?

Die Sage kennt die Zyklopen als Söhne des Meergottes, und der Meergott ist der Vernichter des Hippolytus. Andererseits gelten die Zyklopen als Schmiede des Blitzes und Donners, und die Erwähnung des Donners in Vers 517 der Pyrrhusstelle konnte somit die Vorstellung von den schmiedenden Zyklopen auslösen. Schließlich erwähnt Seneca die Zyklopen mehrfach und an einer Stelle aus dem 'Thyestes' als Söhne des Meergottes und Schmiede. Es folgt dort unmittelbar das Bild von der Ruhe nach dem Sturm:

“And Cyclops fierce his father yet doth dread,  
In Aetna banke that feruent is with heates,  
Least quenched be with waues that ouershed  
The fire that from eternall Fornace beates  
— — — — —  
If once the force of wyndes begin to fall,  
The sea lyth downe more mylde then standing lake”<sup>2)</sup>

An die Stelle schloßen sich Mahnungen an die Hochgestellten, die ihnen die Vergänglichkeit ihrer Macht vor Augen führen; ähnlich folgt auf den Botenbericht über den Untergang des Hippolytus eine Chorrede, die das Geschick der Niedrigstehenden preist, weil sie Fortunas und Jupiters Zorn weniger ausgesetzt sind als die Hochstehenden. Möglich, daß in des arbeitenden Dichters Phantasie die beiden Seneca-

<sup>1)</sup> „Shakespeare and Chapman“, 1917, S. 215

<sup>2)</sup> Spenser Soc. No. 43, S. 64 Mitte.

Stellen zusammengefloßen sind! — Erwähnt sei, daß das in dem behandelten Abschnitt der Pyrrhusstelle vorkommende Substantiv „ruck“ von den Seneca-Übersetzern mehrfach gebraucht ist.

In der Originalfassung des 'Hippolytus' fehlt das Bild von der Ruhe vor der Katastrophe, welche letztere sich in der Übersetzung, wie wir gesehen haben, zunächst nur ankündigt durch den in der Ferne drohend himmelan ragenden „swolve“. Im Gegensatz dazu hebt sich im Original das Meer plötzlich unter donnerähnlichem Getöse seiner ganzen Ausdehnung nach empor zu den Sternen. Nicht Wind verursacht diese Erscheinung, nicht vom Himmel kommt das Dröhnen, sondern aus der Tiefe des Meeres stammt Bewegung und Tosen:

„cum subito vastum tonuit ex alto mare  
crevitque in astra. nullus inspirat salo  
ventus, quieti nulla pars caeli strepit  
placidumque pelagus propria tempestas agit  
non tantus Auster Sicula disturbat freta  
nec tam furens Ionius exsurgit sinus  
regnante Coro, saxa cum fluctu tremunt  
et cana summum spuma Leucaten ferit.  
consurgit ingens pontus in vastum aggerem,  
tumidumque monstro pelagus in terras ruit.“<sup>1)</sup>

Anscheinend hat der Übersetzer die Vorlage mißverstanden. — Abweichend vom Original, hebt die Übersetzung die Steilheit des Weges, auf dem des Hippolytus Geschick sich erfüllt, hervor. Wichtiger noch ist für unsere Untersuchung, daß im Original nichts von den in den Wunden steckenden Felgen der Räder gesagt wird, daß die aus dem Übersetzungstext unwillkürlich herauswachsende Vorstellung zerbrochener Räder aus dem Original nicht ohne weiteres zu gewinnen ist, heißt es doch dort nur:

„moribunda celeres membra provolvunt rotae.“<sup>2)</sup>

Schließlich spricht Theseus, als er des Sohnes Geschick erfahren hat, im Original nicht von Fortunas Rad, die entsprechende Äußerung lautet dort vielmehr:

„Equidem malorum maximum hunc cumulum reor,  
si abominanda casus optanda efficit.“<sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Miller I, S 400/402, V. 1007—1016

<sup>2)</sup> Ebd S 406, V 1097

<sup>3)</sup> Ebd S 408, V 1119/20.

Ebenso ist in der folgenden Chorrede von Fortunas Rad nicht die Rede, wohl aber in der Übersetzung.

Nun zu den der Hekuba gewidmeten Versen der Pyrrhusstelle! — Die der Beschreibung der verzweifelt Umherirrenden vorangehenden Worte des Schauspielers: „But who, O, who had seen the mobled queen —“ rufen in demjenigen, der von der Lektüre Senecas kommt, die Erinnerung an Äußerungen wie etwa des Chors: „See, see, where Jocasta coms“<sup>1)</sup> und die dadurch eingeleiteten Schilderungen der betreffenden auftretenden Personen wach. Was dann von der Unglücklichen erzählt wird, ist allerdings allem Anschein nach völlig originell, aber durchaus im Sinne Senecas gehalten und möglicherweise durch die zweite Szene der ‘Troades’ mit angeregt worden. Dort fordert die wehklagende Hekuba ihre trojanischen Schicksalsgefährtinnen auf:

*“Untie that tyre, that on your heads ye weare,  
And as behoueth state of misery,  
Let fall aboute your woeful neckes your hayre*

*— — — — —  
In slacker weede and let your breastes be tyed  
Downe to your bellies let your lmmes lye out,*

*— — — — —  
Your garmentes loose, — — — — —*

*— — — — —  
Renew agayne your longe accustomed cryes,  
And more then earst lament your miseryes”.*<sup>2)</sup>

Von Bedeutung für die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Aeneasbericht aus Marlowe-Nashes ‘Dido’ und Pyrrhusstelle erschien uns, daß Hekuba in beiden auf die grausame Verstümmelung des Gatten reagiert. Sehr bezeichnend ist der Unterschied, der diese Reaktion charakterisiert. Während in der ‘Dido’ — wahrscheinlich unter dem Einfluß von Schilderungen Ovids<sup>3)</sup> und Cinthios<sup>4)</sup> — die Halbwahnsinnige dem Unhold ins Gesicht springt, sich in seinen Augenlidern festkrallt und erst durch rohe Gewalt von ihrem Opfer losgerissen werden muß, bringt sie es in der Pyrrhusstelle nur zu einem “instant burst of clamour”. Wer Seneca gelesen hat, all die langen und heftigen Klagereden und theatralischen Gesten seiner Frauengestalten kennt, wird zugeben,

<sup>1)</sup> Spenser Soc. Nr 43, S 193 Mitte.

<sup>2)</sup> Ebd. S. 206.

<sup>3)</sup> Vgl S. 379/80

<sup>4)</sup> Vgl. S. 398



daß dem echten Senecajünger diese Art der Reaktion als die einzig wahre erscheinen mußte. Seneca auch pflegt — ähnlich wie es in dem letzten Abschnitt der Pyrrhusstelle geschieht — an unser Mitleid für das klagliche Geschick dieser Unglücklichen und auch an die Gotter zu appellieren, letzteren den Vorwurf der Grausamkeit, der Gleichgültigkeit menschlichem Leid gegenüber zu machen. Ebenso muß Fortuna bei Seneca gewöhnlich an solchen Stellen erhalten. — In der 'Dido' steht in dem betreffenden Abschnitt derlei nicht! — Man vergleiche auch:

"Who thus had seen, with *tongue in venom steep'd*  
'Gainst Fortune's state would *treason* have pronounced"<sup>1)</sup>

mit den folgenden Versen aus der 'Medea':

"In double hearte blacke *treason* hydden lies,  
— — — — —  
The honyed Lypes, the *tongue in suger dept*  
Doe sweete the *poyson* — — — — —,  
In subtle shew of paynted sheath is kept,  
The rusty knife of *treason* — — — — —".

Die Verse stehen in der von Studley an die Stelle des Hochzeitsliedes des Originals gesetzten Chorusrede vor dem zweiten Akt.<sup>2)</sup>

Zusammenfassend läßt sich auf Grund des gefundenen Materials wohl sagen: Der Schöpfer der Pyrrhusstelle ging aus von den effektvollsten Schilderungen des Aeneasberichtes aus Marlowe-Nashes 'Dido'. Dieser Tragödie und im besonderen diesem Bericht galt sein Lob. Sein großes Muster aber war Seneca, den er in erster Linie in der englischen Übersetzung kannte. Mit dieser zum mindesten war er von Grund auf vertraut. In souveräner Weise beherrschte er ihren Inhalt. Sie war ihm sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen. Aus ihr schöpfte er seine Anregungen. Aus ihr stammte ein großer Teil der Bausteine, mit denen seine Phantasie arbeitete, floß zwanglos und möglicherweise häufig kaum bewußt viel von seinem eigenen Dichten. Mit sklavischer Nachahmung hatte dieses Verhältnis zu Seneca nichts zu tun, dazu besaß der Jünger zuviel echte Begabung und Originalität, aber bei seiner beherrschenden Kenntnis des Meisters und

<sup>1)</sup> Pyrrhusstelle V 543/44

<sup>2)</sup> Spenser Soc. Nr. 44, S. 249 unten.

seiner Bewunderung für ihn ergab sich ganz selbstverständlich ein Ihm-nachschaffen im Rahmen der eigenen künstlerischen Einstellung. Er konnte einfach gar nicht anders, als den Bericht aus der 'Dido', der seine Anerkennung gefunden hatte, bei der freien Wiedergabe im Sinne seines hohen Vorbildes auszugestalten. Wahrscheinlich wirkte daneben, mehr oder minder unbewußt, auch noch ein lehrhaftes Moment mit. Gewiß, er hielt „Aeneas' tale to Dido“ für eine ganz vorzügliche Leistung, die uneingeschränktes Lob verdiente, aber mit Seneca liefs sich eben doch wohl noch mehr aus diesem Bericht machen, noch höhere Vollendung erreichen. Seneca war der unvergleichliche Lehrmeister! Ihm galt es nachzustreben! — Wer aber ist, wenn diese Charakteristik stimmt, der Schöpfer der Pyrrhusstelle gewesen, Thomas Kyd, in dem die weit- aus meisten Anglisten — trotz einzelner schwacher Versuche, ihm diesen Ruhm streitig zu machen — auch heute noch unbeirrt den Verfasser des 'Urhamlet' vermuten, oder Shakespeare? — Thomas Kyd hatte, wie Boas es sehr glücklich ausdrückt, „*Seneca's dramas at his fingers' ends*“<sup>1)</sup> — Beweis die 'Spanish Tragedy'! — Sarrazin wies ferner darauf hin, daß manches bei Kyd „einen geradezu schulmeisterlichen Eindruck“<sup>2)</sup> mache, und Boas bekräftigte: „*A didactic vein runs throughout his works*“.<sup>3)</sup> Letzteres lafst sich von Shakespeare sicher nicht sagen, und was Shakespeares Verhältnis zu Seneca angeht, so hat F. L. Lucas recht, wenn er erklärt, daß man in bezug auf seine angeblichen Entlehnungen aus Seneca immer skeptischer werde.<sup>4)</sup> — J. W. Cunliffe<sup>5)</sup> und Jakob Engel<sup>6)</sup> haben sich bekanntlich bemüht, eine umfassende Sammlung vermeintlicher Parallelen zu Seneca aus Shakespeares Werken zusammenzustellen. Während Cunliffe bei 'Titus Andronicus', den drei Teilen von 'Heinrich VI.' und bei 'Richard III.' die Echtheitsfrage

<sup>1)</sup> F. S. Boas: „The Works of Thomas Kyd“, 1901, S. XVII.

<sup>2)</sup> G. Sarrazin: „Thomas Kyd und sein Kreis“, 1892, S. 64.

<sup>3)</sup> „The Works of Thomas Kyd“, S. XXII.

<sup>4)</sup> F. L. Lucas: „Seneca and Elizabethan Tragedy“, 1922.

<sup>5)</sup> J. W. Cunliffe: „The Influence of Seneca on Elizabethan Tragedy“, 1893.

<sup>6)</sup> „Die Spuren Senecas in Shakespeares Dramen“, Preussische Jahrbücher, Bd. 112, 1903, S. 60 ff.

wenigstens kurz streifte und offen liefs, behandelte Engel diese Dramen sämtlich und von Anfang bis Ende als unbestrittenes Eigentum Shakespeares. Beide zogen 'Hamlet' in den Kreis ihrer Betrachtung, ohne dem 'Urhamlet' Rechnung zu tragen. Von dem von ihnen für 'Othello', 'Lear', 'Macbeth' zusammengebrachten Material ist zunächst alles abzustreichen, was sprichwortlichen Charakter angenommen hatte und daher in allen möglichen Werken nachweisbar ist. Vieles, was sie sonst zitieren, ist aus anderen, auf der Hand liegenden Gründen völlig belanglos, und für die scheinbar wichtigsten Parallelen ergeben sich näherliegende andere Erklärungsmöglichkeiten. So stammt das Motiv, daß der blinde Gloucester sich von seinem Sohn auf eine Klippe fahren lassen und von dort herabstürzen will, nicht aus dem 'Ödipus', sondern aus der Quelle für die Gloucesterhandlung<sup>1)</sup>, und das Bild von dem niemals Ruckwärtsebben des Pontus im 'Othello' aus Hollands Pliniusübersetzung<sup>2)</sup>, die alle Voraussetzungen dafür enthält, während näheres Zusehen lehrt, daß dies bei der herangezogenen Stelle aus der 'Medea' keineswegs der Fall ist. — Die berühmte Stelle 'Macbeth' II, 2, 59/60: "Will all great Neptune's ocean wash this blood Clean from my hand?" die man — Lessings Vorgang folgend — mit Versen aus Senecas 'Hippolytus' und 'Hercules Furens' zusammenbringt, kann Shakespeare eventuell auch auf anderem Wege nahegebracht worden sein. Man vergleiche die Anmerkung zu V. 76 der Variorum Edition (Furness). Muß es sich bei dieser Stelle übrigens unbedingt um eine Reminiszenz handeln, kann der Gedanke — gerade in diesem Zusammenhange — nicht auch ohne weiteres originell, die Übereinstimmung eine zufällige sein? Die Erwähnung Neptuns besagt zu jener Zeit doch nichts!

H. Bradley<sup>3)</sup> verwies zu der Stelle von den "*hounds of Sparta*" im 'Sommernachtstraum'<sup>4)</sup> auf eine Stelle zu Beginn des Senecaschen 'Hippolytus'. Der Herausgeber des Stückes in der Arden Edition führt sie auf Goldings 'Ovid' zurück.<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. Philip Sidneys 'Arcadia', hrsg. von E. A. Baker, 1907, S. 171.

<sup>2)</sup> Vgl. Arden Edition, Anm. zu III, 3, 456/57.

<sup>3)</sup> „Shakespearean Tragedy“, 1904, S. 390.

<sup>4)</sup> IV, 1, 116 ff.

<sup>5)</sup> Vgl. Anm. zu V. 116 u. V. 122 in der 2. Aufl., 1922.

Für den Anfang des zweiten Aktes von 'Wie es Euch gefällt' braucht man nicht mit Bradley auf den 'Hippolytus' zurückzugreifen. Das Thema liegt der elisabethanischen Zeit außerordentlich nahe. Die Arden Edition (1920) verweist bei der Stelle auf Spenser. Auch die Quelle des Stuckes, Lodges 'Rosalynde', kann die Anregung zu den Ausführungen des Herzogs gegeben haben.

Es ist anzunehmen, daß Shakespeare Seneca — zum mindesten in der englischen Übersetzung — gelesen hatte. Es ist auch möglich, daß sich wirklich beweis kraftige Anklänge in seinen unbestrittenen Werken finden lassen. Aber ist ihm — für den Augenblick ganz abgesehen von all den anderen Schwierigkeiten, die sich einer solchen Lösung entgegenstellen — Ausgestaltung der in Frage kommenden Stelle aus Marlowe-Nashes 'Dido' in der durch unsere Untersuchung aufgezeigten Weise zuzutrauen? War Senecas Kunst der seinen kongenial genug? Stand er ausreichend in Senecas Bann, um so ganz in dessen Sinn und aus dessen Werk heraus zu schaffen? Der Beweis dafür wäre jedenfalls erst zu erbringen. Solange er nicht erbracht ist, wird man — schon auf Grund der engen Beziehungen der Pyrrhusstelle zu Seneca — als ihren Schöpfer mit sehr viel größerer Wahrscheinlichkeit Kyd ansprechen dürfen.

Aber sind denn nicht massenhaft Parallelen zwischen Pyrrhusstelle und Werken Shakespeares nachgewiesen worden? Gewiß! Die reichhaltigste Zusammenstellung bietet H. Bradley<sup>1)</sup> Sie umfaßt die folgenden Einzelbeispiele, die hier besserer Übersichtlichkeit halber numeriert und in größerer Ausführlichkeit wiedergegeben werden sollen.

1. "The rugged Pyrrhus, like *th'Hyrcanian* beast".

(Hamlet II, 2, 481).

"Approach thou like the rugged Russian bear,  
The arm'd rhinoceros, or the *Hyrcan* tiger".

(Macb. III, 4, 100/101).

"But you are more inhuman, more inexorable,  
O, ten times more than *tigers of Hyrcania*".

(3 H. VI, I, 4, 154/55).

2. "With *blood* — — — — —  
*Baked and impasted* with the parching streets".

(Hamlet II, 2, 489/90).

---

<sup>1)</sup> „Shakespearean Tragedy“ 1904, S. 418/19 u. 389/90.

"Or if that surly spirit, melancholy,  
Had *baked* thy *blood*". (John III, 3, 42/43).

"In that *paste* let their vile heads be *bak'd*".  
("a paste made of blood and bones").

(Tit Andr. V, 2, 201)

"Which serves as *paste* and cover to our bones"  
("refers to the ground"). (Rich II. III, 2, 154)

3. "But *with the whiff and wind of his fell sword*  
The unnerved father *falls*". (Hamlet II, 2, 504/05)

"When many times the captive Grecian *falls*,  
*Even in the fan and wind of your fair sword*,  
You bid them rise, and live"

(Troil & Cress. V, 3, 40—42).

4. "So, as a *painted tyrant*, Pyrrhus stood".  
(Hamlet II, 2, 511)

"We'll have thee, as our rarer monsters are,  
*Painted* upon a pole, and underwrit,  
'Here may you see the *tyrant*'".

(Macb. V, 7, 54—56).

5 "So, — — — — —, Pyrrhus stood,  
And like a neutral to his *will* and *matter*,  
Did nothing". (Hamlet II, 2, 511—13).

"Stop up th'*access* and passage to remorse;  
That no compunctious visitings of nature  
Shake my fell *purpose*, nor keep peace between  
*Th'effect* and *it*!" (Macb. I, 5, 44—47).

6 "And never did the Cyclops' hammers fall  
On *Mars's armour*, *forged* for proof eterne,  
With less remorse than Pyrrhus' bleeding sword  
Now falls on Priam". (Hamlet II, 2, 520—23).

"But, by the *forge* that stithied *Mars his helm*,  
I'll kill thee every where, — — — — —".

(Troil. & Cress. IV, 5, 255—56).

7. "Out, out, thou *strumpet*, *Fortune*!" (Hamlet II, 2, 524).

"And *Fortune*, — — — — —"

Show'd like a rebel's *whore*". (Macb. I, 2, 14/15).

8. "All you gods,  
— — — — —"

*Break* all the spokes and fellies *from her wheel*".

(Hamlet II, 2, 524—26).

"and let me rail so high,  
That the false huswife *Fortune break her wheel*".

(Ant. & Cleop. IV, 15, 43/44).

Von Radebrecht<sup>1)</sup> werden aufser einem Teil dieser von Bradley zusammengestellten Parallelen gegeben

9. "his sword,  
Which was *declining on the milky head*  
Of reverend Priam, *seem'd v' the air to stick*".  
(Hamlet II, 2, 508—10).

"and I have seen thee,

— — — — —  
— — — — —

When thou hast *hung thy advanced sword v'th'air,*  
*Not letting it decline on the declin'd,*  
That I have said to some my standers by,  
'Lo! Jupiter is yonder, *dealing life*'".  
(Troil. & Cress. IV, 5, 185—191)

- 10 "Then senseless *Ithum,*  
Seeming to feel this blow, with flaming top  
*Stoops to his base*". (Hamlet II, 2, 505—7).  
"Though *palaces, and pyramids, do slope*  
*Their heads to their foundations*".  
(Macb. IV, 1, 57/58).

"Yond towers, — — — — —,  
Must *kiss their own feet*".

(Troil. & Cress IV, 5, 220/21)

Schliesslich haben Warburton und Malone für das Bild von der Stille vor dem Sturm auf 'Venus und Adonis' verwiesen:

11. "But, as we often see, against some storm,  
A silence in the heavens, the rack stand still,  
The bold winds speechless and the orb below  
As hush as death, anon the dreadful thunder  
Doth rend the region, — — — — —".  
(Hamlet II, 2, 514—18).  
"Even as *the wind is hush'd before it rameth*".  
(Ven. & Adon. V. 458).

Ein Eingehen auf diese letzte Gegenüberstellung, sowie auf das unter Nr. 5 und 10 zitierte Material durfte sich wohl ohne weiteres erübrigen. Dagegen bedarf das gleich zu Beginn der Pyrrhusstelle auftauchende "*Hyrcean beast*" (Nr. 1) kraftiger Erläuterung. Immer wieder wird nämlich — auch in der Arden Edition — mit Bezug darauf auf 'Macbeth' und den dritten Teil von 'Heinrich VI.' verwiesen und die Stelle dadurch mit Shakespeare in näheren Zusammenhang gebracht.

<sup>1)</sup> Engl. Stud. 52, S. 333/34.

Völlig unbeachtet aber bleibt, daß in Vergils 'Aeneis' Dido dem Aeneas die flammenden Worte entgegenschleudert.

„sed duris genuit te cauitibus horrens  
Caucasus *Hyrcaenaeque* admorunt ubera tigres“<sup>1)</sup>

und daß diese Worte zur Zeit der Renaissance in der den Höhepunkt bildenden Szene einer rechten Didotragödie kaum fehlen durften.

So lesen wir bei Jodelle:

«Le dur mont de Caucase, horrible de froidures,  
(O Cruel) t'engendra de ses veines plus dures:  
*Des Tigresses, je croy, tu as sucé le lait, . . »*<sup>2)</sup>

bei Pazzi de' Medici:

«Come esser nato può d' Anchise et di Venere  
huom sì crudel? più presto infra i duri sassi  
monstri esser generato nel monte Caucaso  
*et da i rabiosi tigri ne i boschi hyrcani*  
*allactato»*<sup>3)</sup>

bei Dolce:

«anzi in duri & freddi sassi  
Caucaso istesso, od altro horrido monte  
De la nuosa Sythia ui produsse,  
*Et ui diede le Tygri Hyrcane il latte»*<sup>4)</sup>

bei Giraldi Cinthio:

«Ma de gli aspri sassi  
Del Caucaso nascesti, *e da le poppe*  
*Hauesti il latte de le Tygri Hyrcane»*<sup>5)</sup>

In der lateinischen Didotragödie des Petrus Angelicus Bargaëus stehen die Worte ebenfalls. Ob Gagers 'Dido' sie enthält, konnte nicht festgestellt werden, doch ist es mehr als wahrscheinlich, da — nach Boas — die entsprechenden Teile der Szene im engsten Anschluß an Vergil geschrieben sind. In Marlowe-Nashes 'Dido' endlich finden wir:

<sup>1)</sup> Zitiert nach der Ausgabe von O Ribbeck, Teubner, 1901, Buch IV, Vers 366/67.

<sup>2)</sup> „Les Œuvres et Meslanges Poétiques d'Estienne Jodelle“, 1574, S. 266<sup>b</sup>

<sup>3)</sup> „Le Tragedie Metriche di Alessandro Pazzi de' Medici“ a cura di Angelo Solerti, 1887, S. 80.

<sup>4)</sup> „Didone“, Tragedia di M. Lodovico Dolce, Vinegia 1547, S. 25<sup>b</sup>.

<sup>5)</sup> „Le Tragedie di M. Gio. Battista Giraldi Cinthio“, Venetia 1583, Bd. I, „Didone Tragedia“, S. 92.

“But thou art sprung from Scythian Caucasus,  
And Tygers of *Hircania* gawe thee sucke”.<sup>1)</sup>

Was lag also näher, als bei Anspielung auf eine Dido-tragödie — und im besonderen auf die ‘Dido’ Marlowe-Nashes — diese allbekannte Stelle, die unter anderem auch im ‘Selimus’ steht<sup>2)</sup> und ihre Spuren in allen möglichen Werken, z. B. auch in Cinthios ‘Orbecche’<sup>3)</sup>, in Marlowes ‘Eduard II.’<sup>4)</sup> und in Samuel Daniels Sonetten<sup>5)</sup> hinterlassen hat, heranzuziehen? Verfasserfragen lassen sich mit ihrer Hilfe nicht lösen! Nichts besagt daher auch, daß das „Hyrcanian beast“ — trotz Radebrechts gegenteiliger Behauptung — in Thomas Kyds uns bekannten Werken nicht nachgewiesen ist. — Die Stelle im ‘Macbeth’ steht übrigens, worauf der Herausgeber des Stückes in der Arden Edition hingewiesen hat, wahrscheinlich in direktem Zusammenhang mit Hollands Plinius-übersetzung. —

Zu Gegenüberstellung Nr. 7 sei bemerkt, daß Bradley die Bezeichnung Fortunae als Dirne für ‘common’ erklärt, der diesbezüglichen Übereinstimmung mit der Pyrrhusstelle also offenbar keinen großen Wert beigemessen hat.

Die unter Nr. 2 aus ‘King John’, ‘Titus Andronicus’ und ‘Richard II.’ zitierten Anklänge an “*blood . . . , Baked and impasted*” dürften schon an sich wenig besagen. Noch erheblich geschmälert wird ihre Bedeutung dadurch, daß Bradley selbst — in anderem Zusammenhange — aus Thomas Heywoods ‘Iron Age’ die Stellen

“Prince Troilus  
— — — —, lyeth *imbak’d*  
*In his cold blood*”<sup>6)</sup>  
“Scamander *plaines*  
Ore-spread with intrailles *bak’d in blood* and dust”<sup>7)</sup>

<sup>1)</sup> „The Works of Christopher Marlowe“, ed. Tucker Brooke, 1925, S. 434, V. 1566, 67.

<sup>2)</sup> Greene, ed. Grosart, XIV, 239.

<sup>3)</sup> „Le Tragedie di M Gio. Batt Giraldi Cinthio“, 1583, Bd. I: Orbecche Tragedia, S. 89.

<sup>4)</sup> „The Works of Christopher Marlowe“, ed. Tucker Brooke, 1925, S. 363, V. 2057.

<sup>5)</sup> „Elizabethan Sonnets“, ed. Sidney Lee, 1904, Vol. I, S. 94.

<sup>6)</sup> „The Dramatic Works of Thomas Heywood“, London: John Pearson, 1874, Bd. III, S. 329

<sup>7)</sup> Ebd., Bd. III, S. 357.



"these lockes, now knotted all,  
As *bakt in blood*"<sup>1)</sup>)

nachgewiesen hat, und daß Kyds Cornelia-Übersetzung eine Stelle enthält, die — vom Original abweichend — ebenfalls leicht an die in Frage stehenden Verse der Pyrrhusstelle anklingt.<sup>2)</sup>)

Die unter Nr. 6 zitierten Stellen stimmen eigentlich nur darin überein, daß von dem Schmieden der Kriegsausrüstung des Mars die Rede ist. Gedanklich sehr viel näher steht den betreffenden Versen der Pyrrhusstelle eine wiederum von Bradley selbst — zu anderem Zweck — herangezogene Stelle aus Heywoods 'Iron Age', obgleich sie nicht von des Mars, sondern von des Achilles Rüstung spricht:

"Vulcan that wrought it out of gadds of Steele  
With his *Ciclopian hammers*, neuer made  
Such noise upon his Anvile forging it,  
Then *these my arm'd fists* in Uliesses wracke".<sup>3)</sup>)

Zu Nr. 4: "So, as a *painted tyrant*, Pyrrhus stood" sei bemerkt, daß Craig das "*Painted* upon a pole" in Macbeth durch „Paunched“ ersetzen wollte,<sup>4)</sup>) wohl zu Unrecht! Diese Parallele, sowie die unter Nr. 8 und vor allem die unter Nr. 3 und Nr. 9 zitierten Übereinstimmungen stehen wahrscheinlich in wirklichem Zusammenhang mit der Pyrrhusstelle. Aber Shakespeare als deren Urheber zu erweisen, reichen sie nicht aus! Man bedenke, daß 'Troilus und Cressida' — Trägerin der unter Nr. 3 und 9 gegebenen Parallelen — jedenfalls nicht allzuviel später als der 'Hamlet' entstanden ist, daß ferner zur Zeit der Entstehung von 'Troilus und Cressida', 'Macbeth' und 'Antonius und Cleopatra' die Shakespearetruppe den 'Hamlet' immer wieder aufführte. Könnte nicht Shakespeare sogar eventuell selbst die Rolle des ersten Schauspielers gespielt haben? Shakespeare hatte des weiteren den 'Urhamlet' doch eben selbst bearbeitet, wird ihn also bis ins kleinste genau gekannt haben. Wenn er die Pyrrhusstelle, trotzdem sie inzwischen ihre Aktualität verloren hatte, in die Bearbeitung

<sup>1)</sup> „The Dramatic Works of Thomas Heywood“, London: John Pearson, 1874, Bd. III, S. 384

<sup>2)</sup> Vgl. S. 407.

<sup>3)</sup> „The Dramatic Works of Thomas Heywood“, London: John Pearson, 1874, Bd. III, S. 341.

<sup>4)</sup> Vgl. Arden Edition, Anm. zu 'Macbeth' V, 7, 55.

herübernahm und — wie wir annehmen müssen — kaum irgendwie beträchtlich abänderte, dann wird er besondere Gründe dafür gehabt haben. Vielleicht hat die Stelle künstlerisch Eindruck auf ihn gemacht, oder war sie etwa so populär geworden, so mit dem Begriff der alten Hamlettragödie verwachsen, daß sie nicht gut fortzulassen ging? Oder bestimmte den Bearbeiter Pietät Marlowes Andenken gegenüber? Alle drei Gründe können auch zusammengewirkt haben. — Wenn sonstiges schwerwiegendes Beweismaterial für Shakespeare als den Urschöpfer der Pyrrhusstelle spräche, hätten die aus 'Troilus und Cressida', 'Macbeth' und 'Antonius und Cleopatra' nachgewiesenen Parallelen gewisse bekräftigende Bedeutung. Ihnen eine irgendwie entscheidende Rolle beizumessen, wenn die Ergebnisse eingehender Untersuchung in andere Richtung weisen, geht nicht an!

Bei Behandlung der einzelnen Parallelen zwischen Pyrrhusstelle und Werken Shakespeares ist bereits auf Stellen aus Heywoods 'Iron Age' hingewiesen worden. Insbesondere wurde festgestellt, daß Verse jenes Doppeldramas, die von dem Schmieden der Rustung des Achilles ausgehen, Versen der Pyrrhusstelle ziemlich nahestehen. H. Bradley<sup>1)</sup> hat außer den bereits zitierten Stellen aus dem 'Iron Age' noch weitere leichte Anklänge an die Pyrrhusstelle aufgezeigt. Der Grieche Synon sagt, ehe er dem harrenden Griechenheer das Fackelzeichen zum Sturm auf Troja gibt:

"now 's the time

For tragicke slaughter, clad in gules and sables".<sup>2)</sup>

Im 'Hamlet' trägt Pyrrhus „sable arms“, die, sobald das ominöse Pferd verlassen ist, und der Sturm auf Troja beginnt, sich in „total gules“ verwandeln. — Etwas vorher droht Synon den trojanischen Kindern:

"We'll roast them at the scorching flames of Troy"<sup>3)</sup>

und Pyrrhus schwört bald zu Beginn des zweiten Teiles des 'Iron Age', der Hekuba Locken sollen „Be gul'd in slaughter“.<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> „Shakespearean Tragedy“, 1904, S 419 Anm.

<sup>2)</sup> „The Dramatic Works of Thomas Heywood“, London: John Pearson, 1874, Bd. 3, S. 379.

<sup>3)</sup> Ebd., Bd. III, S 378.

<sup>4)</sup> Ebd., Bd. III, S. 357.

Zu beachten ist — Bradley hat es nicht getan — daß hier vorher von „Priams haire“ „dy'de in goare“ die Rede ist, und daß Agamemnon auf des Pyrrhus furchterlichen Schwur antwortet:

“Euen in thy *lookes*, I read the sack of Troy,  
And Priams Tragedy”

also auf die unheildrohenden Augen des Pyrrhus hinweist. Die entsprechenden Verse der Pyrrhusstelle waren:

“*roasted in wrath and fire,*  
And thus o'er-sized with coagulate *goie*,  
With *eyes* like carbuncles, the hellish Pyrrhus  
Old grandsire Priam seeks”

(Hamlet II, 2; 492—495).

Zu erwähnen wären vielleicht noch des Pyrrhus Worte:

“I am that *Pyrrhus before whom Troy falls*:  
Before whom all the Vanes and Pinacles  
*Bend their high tops*”<sup>1)</sup>

und ferner, daß Pyrrhus von “us souldiers” “from field returning All smear'd in blood”<sup>2)</sup> spricht, während im ‘Hamlet’ (II, 2, 486/87) von seiner “black complexion smear'd With heraldry more dismal” die Rede ist.

Bradley hat aus dem von ihm gesammelten Material geschlossen, daß Thomas Heywood bei Abfassung des ‘Iron Age’ die Pyrrhusstelle kannte. Ist man der Ansicht, daß dieses — hier noch vermehrte — Material genügt, Kenntnis der Pyrrhusstelle durch Heywood wahrscheinlich zu machen, und nimmt man gleichzeitig mit Tatlock, etc. an, daß Heywoods ‘Iron Age’ zwischen 1594 und 1596 entstanden ist, so ergibt sich daraus zwangsläufig der weitere Schluß, daß die Pyrrhusstelle im ‘Urhamlet’ gestanden haben muß. —

Bei dem Vergleich zwischen dem der Pyrrhusstelle entsprechenden Teil des Aeneasberichts aus Marlowe-Nashes ‘Dido’ mit den die Ermordung des Priamus schildernden Teilen aus Heywoods ‘Iron Age’ wurde festgestellt, daß ihre Darstellung der Szene den Grundzügen nach nicht zusammengeht, daß aber in der näheren Ausgestaltung

<sup>1)</sup> „The Dramatic Works of Thomas Heywood“, 1874, Bd. III, S. 391.

<sup>2)</sup> Ebd., Bd. III, S. 414.

gewisse Berührungspunkte vorhanden seien.<sup>1)</sup> Letzteres soll jetzt durch zwei Parallelen erläutert werden. Priamus klagt im Angesicht des Todes:

“Achilles sonne, remember *what I was*,  
*Father of fiftie sonnes, but they are slaine*,  
 Lord of my fortune, but *my fortunes turnd*,  
*King of this Citie, but my Troy is fired*,  
 And now am *neither father, Lord, nor King*”  
 (Dido, V 528—532.)

“O Heauen, — — — — —,  
 To thinke *what I haue beene*, and *what am now*;  
*Father of fifty braue Heroick sonnes*,  
 But now no father, for *they all are slaine*.  
 — — — — —  
 — — — — —

And now that *Priam that commanded Asia*,  
 — — — — —  
 Sees the *rich towers* hee built now *burnt to ashes*,  
 — — — — —  
 All that he hath on earth beneath the Sunne  
*Bereft him.*”

(Iron Age, The Dramatic Works of Thom. Heywood, 1874, Bd III, S 293.)

In der ‘Dido’ packen des Pyrrhus Krieger Hekuba:

“by the heeles,  
 And *swong her howling in the empty ayre.*”  
 (Dido, V. 542/43)

Im ‘Iron Age’ droht Pyrrhus dem Astyanax:

“Thus will I *tosse thy carcas up on hie*,  
 The brat about his fathers fame *shall flie.*”  
 (The Dramatic Works of Thom. Heywood, Bd III, S 293.)

Bühnenanweisung: “He *tosseth him about his head* and kills him.” —

Da die sonstigen Bearbeitungen der Szene von nichts derartigem wissen, machen diese beiden Parallelen wohl wahrscheinlich, daß Thomas Heywood zu der Zeit, da er ‘The Iron Age’ verfaßte, Marlowe-Nashes ‘Dido’ im Gedächtnis hatte. Letztere ist 1594 im Druck erschienen. Die obige Feststellung würde also die Datierung des Heywoodschen Doppeldramas zwischen 1594 und 1596 stützen, ähnlich wie die zu ‘Richard III.’ und zu Marlowes ‘Dr. Faustus’, darin vorhandenen, zum Teil von Tatlock

<sup>1)</sup> Vgl. S. 392.

herangezogenen Parallelen dies tun. Des weiteren würde sie das Fehlen jeglicher Übereinstimmung in bezug auf das eigentliche Gerüst der Szene auffällig machen und jene schon für die angesehensten mittelalterlichen Darstellungen konstatierte Tendenz, die Ermordung des Priamus möglichst im Sinne klassischer Überlieferung wiederzugeben, besonders gut illustrieren. — Nur kurz erwähnt sei, daß noch drei Stellen aus anderen Teilen des 'Iron Age' an die Szene der Ermordung des Priamus in Marlowe-Nashes 'Dido' anklingen. Es heist in der 'Dido' von Pyrrhus:

"Then from the nauell to the throat at once,  
He ript old Priam." (Dido, V. 550/51)

Im 'Iron Age' gürtet Agamemnon dem Pyrrhus das Schwert des Vaters um mit den Worten:

"It hath cleft Troians to the nauell downe"  
(The Works of Thom. Heywood, 1874, Bd III, S. 356)

und Achilles droht dem Thersites:

"I'll cleaue thee to thy Nauell if thou op'st  
Thy venemous Jawes"  
(The Works of Thom. Heywood, 1874, Bd. III, S. 327)

In der 'Dido' stürmt Pyrrhus auf die Strafe hinaus und kann:

"not passe for slaughtered men." (Dido, V. 557)

So verweilt er, in die Flammen starrend, die Troja verzehren. Im 'Iron Age' hören wir aus dem Munde des Aeneas:

"Troy burnes  
Thousands of Troian Corses blocke the Streetes."  
(The Works of Thom Heywood, 1874, Bd III, S. 385.)

Die Tatsache, daß Marlowe-Nashes 'Dido' erst 1594 im Druck erschien, erfordert angesichts der Behauptung, die Pyrrhusstelle sei auf diese Tragödie gemünzt und habe im 'Urhamlet' gestanden, daß wir uns klar darüber werden, wie wohl Thomas Kyd von jener 'Dido' Marlowe-Nashes Kenntnis erhalten haben könne. Vielleicht liefert die Pyrrhusstelle einen gewissen Anhaltspunkt dafür. Hamlet sagt zu dem Schauspieler: "*I heard thee speak me a speech once, but it was never acted; or, if it was, . . .*"<sup>1)</sup> Kann nicht Marlowe selbst eventuell Thomas Kyd mit dem von ihm verfaßten Aeneasbericht, bzw. der ganzen 'Dido' bekannt

<sup>1)</sup> Hamlet II, 2; 462/63.

gemacht haben? Wir wissen aus Thomas Kyds Brief an Sir John Puckering,<sup>1)</sup> daß Marlowe und Kyd im Jahre 1591 das Zimmer teilten. In dem gleichen Brief, in dem — wie bekannt — um Vermittlung des Sir John Puckering bei Kyds früherem Herrn gebeten wird, erwähnt Kyd, wie lange er diesem Herrn gedient habe. Boas las an dieser Stelle „III yeres“, T. W. Baldwins Ausführungen in den *Modern Language Notes*. 1925<sup>2)</sup> machen wahrscheinlich, daß „VI yeres“ zu lesen ist.<sup>3)</sup> Da der Brief 1593, und zwar nach Marlowes Tode, d. h. also nach Ende Mai geschrieben ist, und Kyds Entlassung offenbar eben erst stattgehabt hatte, wäre Thomas Kyd also 1587 in den Dienst dieses Lord getreten. Nun enthält der Brief aber auch die Angabe: *“My first acquaintance with this Marlowe, rose upon his bearing name to serve my Lord.”* Boas hat auf Grund seiner Lesung „III yeres“ unter Berücksichtigung der weiteren Angabe, die beiden hätten zwei Jahre vorher das Zimmer geteilt, zu jener Feststellung Kyds bemerkt: *“The probable inference from this is that the two dramatists became associated in the latter part of 1590, soon after Kyd had entered his patron’s household”*.<sup>4)</sup> Die Lesung „VI yeres“ ermöglicht es, Kyds Angabe mit dem Jahr 1587 zusammenzubringen. Konnte man aus dem Wortlaut übrigens nicht vielleicht folgern, daß Marlowe, der von der Universität her eventuell Beziehungen hatte, bereits im Dienste jenes Herrn stand, und Kyd, der des gleichen Vorzuges teilhaftig zu werden hoffte, daraufhin Marlowes Bekanntschaft suchte? Sei dem, wie es sei, wenn Baldwins Lesung stimmt, steht diese Äußerung Kyds einem Kennenlernen der beiden etwa gegen Ende 1587 **nicht** im Wege. Von vornherein aber ist ein Zusammentreffen nach Marlowes Übersiedlung nach London, die offenbar in jenem Jahr erfolgte, aufs höchste wahrscheinlich. Marlowe kann also Kyd bereits 1587 oder 1588 den Aeneasbericht, bzw. die ganze ‘Dido’ vordeklamiert und Kyd dann diese Tatsache in der Einleitung

<sup>1)</sup> Abgedruckt in „The Works of Thomas Kyd“ ed. by F. S. Boas, 1901, S. CVIII ff.

<sup>2)</sup> Bd 40, S. 343 ff.

<sup>3)</sup> Die Folgerungen, die Baldwin aus seiner Lesung zieht, werden im allgemeinen abzulehnen sein.

<sup>4)</sup> „The Works of Thomas Kyd“ 1901, S. LXVI

zur Pyrrhusstelle verhüllt angedeutet haben. Natürlich beweisen Hamlets Worte nichts dagegen, daß Marlowe dem erfahreneren Kollegen die Tragödie eventuell auch nur im Manuskript unterbreitet, oder Kyd gar der Aufführung des Stückes beigewohnt haben kann. — Auf irgendwelche unüberwindlichen Schwierigkeiten führt die Annahme, Kyd habe vor Abfassung des 'Urhamlet' Kenntnis von der 'Dido' und deren Mißerfolg gehabt, jedenfalls nicht!

Radebrecht<sup>2)</sup> hat auf Grund der Parallelen zwischen Pyrrhusstelle und Shakespeares späteren Tragödien auf das Verhältnis der beiden Hamletquartos zueinander geschlossen, und zwar sagte er sich, die Parallelen verteilen sich — bis auf eine, die „whiff and wind“-Stelle — auf die Verse 505—528, d. h. auf den Teil der Pyrrhusstelle, der mit „The senseless Ilium“ beginnt und mit „as low as to the fiends“ schließt. Gerade dieser Teil aber fehlt in der 1. Quarto, die demnach „die erste, unvollständige und höchst oberflächliche Umarbeitung des 'Urhamlet' durch Shakespeare“ darstelle. Nun hat unsere Untersuchung aber aufgezeigt, daß eben dieser in Frage gezogene Teil der Pyrrhusstelle in allernächstem Verhältnis zu Seneca steht. Es würde sich also die merkwürdige Schlussfolgerung ergeben, daß Shakespeare die ihm vorliegenden, Spuren Senecas tragenden Verse Thomas Kyds völlig im Sinne Senecas und unter dem Einfluß einer berühmten Szene aus dessen 'Hyppolytus' ausgebaut hätte, Thomas Kyd dagegen gerade den spezifisch senekaischen Teilen der Pyrrhusstelle fernstünde. Ferner müßte Shakespeare in diesem Falle bei der ersten Bearbeitung die „whiff and wind“-Stelle und das „mincing“ der Glieder des Priamus für genügend als Hinweis auf Marlowe-Nashes 'Dido' angesehen, bei der näheren Ausgestaltung aber weitere Motive aus dieser Tragödie zum Ausgangspunkt genommen und im Sinne Senecas umgestaltet, bzw. mit Reminiszenzen an Seneca verquickt haben. — Tatsächlich ist die Pyrrhusstelle geeignet, Licht auf die Frage des Verhältnisses der beiden Hamletquartos werfen zu helfen, aber in dem umgekehrten, mit den Ergebnissen der neuesten Spezialforschung übereinstimmenden Sinne, daß

<sup>2)</sup> Engl. Studien 52, S. 337—39.

die zweite Quarto der ursprünglichen Fassung entspricht, die erste Quarto dagegen eine gekürzte und entstellte Wiedergabe der Originalfassung ist. — Die Gründe dafür, daß gerade die Verse 505—528 der Pyrrhusstelle der Kürzung zum Opfer fielen, liegen auf der Hand. Diese Verse enthalten nämlich nichts, was für eine Schilderung der Ermordung des Priamus unbedingt notwendig wäre, sondern dienen mehr kunstlerischen, dichterischen Absichten. Der Bericht hat auch ohne sie Hand und Fuß, aber die eindrucksvollsten, dem Gedächtnis besonders sich einprägenden Stellen, die daher natürlich auch am leichtesten in anderen Werken ihren Widerhall finden können, fehlen ihm.

Noch eine letzte, interessante Frage bleibt uns jetzt zu erörtern: Kann etwa die im 'Urhamlet' enthaltene Pyrrhusstelle den Anlaß zu Nashes heftigem Ausfall gegen Thomas Kyd in der bekannten Vorrede zu Greenes 'Menaphon' gegeben haben? — Marlowe und Nashe, die Verfasser der 'Dido', besaßen Universitätsbildung, Thomas Kyd nicht. Das Urteil eines nicht akademisch Gebildeten über ein Kunstwerk, das in Cambridges geheiligten Mauern entstanden war und ein klassisches Thema behandelte, konnte sehr wohl den Zorn der davon Betroffenen heraufbeschwören. Auch wenn es noch so günstig lautete, mußte es als Anmaßung erscheinen. Einem etwas empfindlichen Gemüt konnte auch der leicht lehrhafte Unterton, der der Pyrrhusstelle auf Grund der Ergebnisse unserer Untersuchung doch wohl zu eigen ist, nicht entgehen. Er konnte als ironische Herausforderung empfunden werden. Dazu kam, daß der Verfasser des 'Urhamlet' seinen Titelhelden gerade den Aeneasbericht jener Didotragödie besonders ruhen liefs, der jedenfalls nicht von Nashe, sondern von Marlowe stammte. Ein gewichtiger Grund mehr für einen Mann wie Nashe, über den Unglücklichen herzufallen! — Man pflegt im allgemeinen nur den Teil der Vorrede zu 'Menaphon', der mit den Worten "It is a common practise now a dayes ..." <sup>1)</sup> beginnt, genauer auf seine Beziehungen zu Thomas Kyd zu prüfen. Richtiger ist jedenfalls, sich auch die Worte: "Mongst this kind of men that repose eternitie in the mouth of a

<sup>1)</sup> „The Works of Thomas Nashe“, ed. R. B. McKerrow, Bd III, 1910, S. 315/16.



Player, I can but ingrosse some deep read Schoolemen or *Grammarians*, who, hauing no more learning in their skull then will serue to take up a commoditie, nor *Art* in their braine then was *nourished in a seruing mans idlenesse*, will take upon them *to be the ironical Censors of all*. when God and Poetrie doth know they are the simplest of all. To leaue all these to the *mercy of their Mother tongue*, that *feed on nought but the crums that fall from the Translators trencher*,..."<sup>1)</sup> in diesem Zusammenhange anzusehen, wie E. K. Chambers<sup>2)</sup> es u. a. tut, der darauf hinweist, daß der „*Grammarian*“ und eventuell auch schon der „*seruing-man*“ auf Thomas Kyd stimmen konnte. Letzteres wäre sicher der Fall, wenn Baldwins Lesung „VI yeres“ richtig ist, Kyd also schon 1587 in den Dienst seines Lords trat. — Der Vorwurf, daß diese Leute „will take upon them *to be the ironical Censors of all*“ aber paßt geradezu prachtvoll zu der Annahme, daß Nashes Groll dem Verfasser der Pyrrhusstelle gelten könnte, ebenso der Vorwurf, daß derartige Gesellen nur von den Krumen, die von der Übersetzer Tische fallen, leben. Genauer wird im folgenden — wie allbekannt — auf „*English Seneca*“ verwiesen. Die vorliegende Untersuchung hat die Abhängigkeit des Schöpfers der Pyrrhusstelle von der englischen Seneca-Übersetzung aufzuzeigen unternommen. Den akademisch gebildeten Zeitgenossen Kyds mußte diese Abhängigkeit in die Augen springen! — „Whole Hamlets, I should say *handfuls of Tragical speeches*“ hat die Lektüre des „*English Seneca*“ dem Angegriffenen geliefert. Die Pyrrhusstelle ist eine „*tragical speech*“ par excellence! — Möglicherweise laßt sich auch der Vorwurf des „*bodge up a blanke verse with ifs and ands*“ auf die Pyrrhusstelle beziehen, denn:

“But *if the gods themselves did see her then*,”

(Hamlet II, 2; 545)

und

“Would have made milch the burning eyes of heaven

*And passion in the gods*”

(Hamlet II, 2; 550/51)

wirkt wohl nicht gerade besonders geschickt. —

Gilt der Angriff Thomas Nashes dem Verfasser der Pyrrhusstelle, dann ist nicht mehr verwunderlich,

<sup>1)</sup> „The Works of Thom. Nashe“, ed R. B. MacKerrow, Bd III, S. 312.

<sup>2)</sup> „The Elizabethan Stage“, Bd IV, 1923, S. 234/35.

dafs er für ihn den 'Urhamlet' und nicht die populärere 'Spanish Tragedy' wählte. Der Grund, die 'Spanish Tragedy' erst 1589 zu datieren, der z. B. E. K. Chambers<sup>1)</sup> bei seinem Ansatz leitete, wird damit hinfällig!

Rückblickend, sei zusammenfassend hervorgehoben: die vorliegende Untersuchung stellte für den den Versen vom 'Rauhen Pyrrhus' im 'Hamlet' entsprechenden Teil des Aeneas-Berichts aus Marlowe-Nashes 'Dido' eine italienische Quelle fest. Sie versuchte, wahrscheinlich zu machen, dafs die gesamte Stelle vom 'Rauhen Pyrrhus' bereits im 'Urhamlet' gestanden hat und auf Marlowe-Nashes 'Dido' gemünzt ist, gleichzeitig aufzeigend, in welchem neuem Lichte diese Annahme die Datierung der Marlowe-Nasheschen 'Dido', das Verhältnis der beiden Hamlet-quartos und Nashes bekannte Vorrede zu Greenes 'Menaphon' erscheinen läfst, welche Bedeutung sie schliesslich auch für die Datierung der 'Spanish Tragedy' besitzt. — Ganz nebenbei ergaben sich Beziehungen zwischen Heywoods 'Iron Age' und Marlowe-Nashes 'Dido', die der Hypothese früher Entstehung des Heywoodschen Doppeldramas förderlich zu sein scheinen.

<sup>1)</sup> „The Elizabethan Stage“, Bd III, S 396 oben

BRESLAU

E. V. SCHAUBERT.

### Bemerkung.

Infolge Ausbleibens der betr. Korrektur sind bedauerlicherweise auf den letzten beiden Seiten des vorigen Heftes folgende Druckfehler stehen geblieben

p 335, Z	9	v o. <i>emented</i>	lies <i>emended</i> .
„ 14	v. u.	<i>poynited</i> . . .	„ <i>pointed</i> .
„ 10	„ „	<i>(seleræ)-denne</i> .	„ <i>-dene</i> .
p 336, „	8	„ „ <i>appareance</i> .	„ <i>appearance</i> .
„ 5	„ „	<i>paralells</i> . . .	„ <i>parallels</i> .

Der Herausgeber

## ROBERT SOUTHEY.

(1774—1850.)

(Schluß.)

### Geschichtsschreiber und Biograph.

Überall lauert Southey die Gefahr der Vielschreiberei auf. Zwar bleibt ein in großem Stil geplantes Literaturlexikon (*Bibliotheca Britannica* 1803) unausgeführt, und eine wissenschaftlich fundierte *Morte d'Arthur*-Ausgabe beschäftigt ihn zehn Jahre (*The Byrth, Lyfe, and Acts of Kyng Arthur; of his noble Knyghtes of the Rounde Table; Their merveyllous Enquests and Aduentures, the achyeyung of the Sanc Greal, and in the End Le Morte d'Arthur with the Dolourous Deth and Departyng out of this Worlde of them al. With an Introduction and Notes*, 1817). Die als Abschnitt seines großen iberischen Gesamtwerks geplante *Geschichte Brasiliens* (1810 bis 1819) wird von ihm als sein *Opus majus* angesehen, von dem er keinen Augenblickserfolg erwartet, aber Ruhm und Anerkennung in fernen Zeiten und Ländern. Einst, wenn die Brasilianer eine mächtige Nation sind, werde die Geschichte ihnen sein, was Herodots Werk Europa ist (an Townshend, 20. Juli 1813). Das Werk reicht bis zum Jahre 1801 und ist größtenteils aus handschriftlichen Dokumenten gearbeitet, darunter fünf Foliobände Inquisitionsakten, da Southey den Jesuiten in Süd-Amerika und ihrem Kampfe gegen den Sklavenhandel ein besonderes Augenmerk zuwendet (an May, 16. Dezember 1800, an Longman, 3. September 1814). Einen Aufstand, den Humboldt als die dramatischste Episode der Eroberung Brasiliens durch die Spanier bezeichnet, schildert Southey als lehrreiches Exempel, „dafs die Macht, die den Schwachen berauscht, den Schlechten toll macht“ (*The Expedition of Orsua and the Crimes of Aguirre*, 1821). Schließlich greift er zur Zeitgeschichte mit der Darstellung der Kriege, die Georg IV. beim Antritt seiner Regentschaft in Spanien und Portugal führte (*The History of the Peninsular War*, 1823 dem König zugeeignet). Im Unterschied zu den meisten seiner romanischen Sangesbrüder billigt, ja lobpreist Southey diesen Krieg als

den glorreichsten, der Großbritannien zum Triumph, Europa zur Freiheit verholfen. Angesichts des Treubruchs und der Grausamkeiten der Franzosen bedeuete er geradezu einen Kampf des guten gegen das böse Prinzip, eine große nationale Tat.

Unleugbare Verdienste hat Southey als Biograph. Bei dem Lebensabriß Henry Kirke White's, den er mit dessen Nachlaß herausgab (1807), war der menschliche Anteil bestimmend. Der 21jährige, begabte Junge hatte sich im Über-eifer des Studiums in Oxford aufgerieben (1806). Das Herz tut Southey oft beim Schreiben weh (an Neville White, 7. April 1807), und so kommt es, daß er die schwunglosen Elend- und Jammergedichte des Fünfzehnjährigen, aus denen ein greisenhaft verhultes Säuglingsantlitz blickt, allzu milde beurteilt. Bald darauf gibt Southey die Gedichte eines armen Teufels — William Roberts — heraus, weil er von 70 £ Jahresverdienst Eltern und Schwester erhalten mußte, und die Schwindsucht ihn weggerafft hat. Menschliches und Literarisches wird zu wenig auseinander gehalten. Southey's Meister-Dichterbiographie ist das *Leben Wilham Cowpers* (1835—37), das die drei Grundbedingungen eines guten Werks dieser Gattung vereint: liebevolles Eingehen, gründliche und fleißige Arbeit, fachmannisches Verständnis. Die größte Volkstümlichkeit erlangte sein *Leben Nelsons* (1813, deutsch 1837). Schlichtheit und Konzentration der Darstellung wirken hier monumental. Es ist der „Mann von der Trafalgarsäule“, den uns Southey, in überragende Höhe gehoben, hinstellt, trotzdem man dem Verfasser wohl Heroenkultus am allerwenigsten zum Vorwurf machen kann. Vielmehr ist es weniger der Seeheld, der ihn fesselt, als der Mensch, der mit den Worten verscheidet: „Gottlob, ich habe meine Pflicht getan!“ Man merkt es dieser Arbeit nicht an, daß sie nur auf Murrays Betreiben aus einem für die *Quarterly* (Nr. 5, 1813) geschriebenen Aufsatz entstand.

Ein kräftiger patriotischer Unterton erwärmt, ohne sich vorzudrängen, die konkrete Schilderung. Und selbst daß Southey „mit den Marineausdrücken vorsichtig sein muß, wie die Katze mit der Töpferware“ (an Herbert Hill, 1. Februar 1813) spürt der Durchschnittsleser nicht. Menschen der verschiedensten Lebensklassen fühlten sich von dem Buche gefesselt. Lord Byron schrieb (22. November 1813) in sein Tagebuch: „Southey's Prosa ist vollkommen“. Und die jugendliche Prinzess

Victoria, ein schüchternes halbwuchsiges Mädchen, knixte vor dem Hofpoeten mit den Worten. „Herr Southey, ich danke Ihnen für die Freude, die mir die Lektüre Ihres *Nelson* bereitet hat“.

Noch einem Nationalhelden setzt er ein Denkmal: Sir Thomas Morus (*Sir Thomas Morus, or Colloquies on the Progress and Aspects of Society*, 1829). Holbeins Thomas Morus-Bildnis glich den Zügen des vor kurzem verstorbenen verehrten Herbert Hill, dessen Andenken Southey dieses Werk widmet. Das gab die äußere Anregung. Für die Form bekennt er sich dem Boethius verpflichtet, während er die *Imaginary Conversations* seines Freundes Landon nicht erwähnt (erste Sammlung zwischen 1822—26). Trotzdem ist ihr Einfluß unverkennbar. Wenn auch Southeys Subjektivität keinen Vergleich mit dem sprühenden Temperament Landons zuläßt, so benutzt doch auch er eine Gestalt aus längst vergangener Zeit als Sprachrohr für persönliche Ansichten über Gegenwärtiges, und Erscheinungen eines verflossenen Zeitalters dienen zur Beleuchtung, Erhärtung oder Verwerfung politischer, sozialer, religiöser, ethischer Zeitfragen. Der Verfasser der kommunistischen Satire *Utopia* (1517) mit ihrem Sechs-Stunden-Arbeitstag gesellt sich auf einem Spaziergang im Seenbezirk zu Montesino (Southey) und äußert sich über die Arbeiterunruhen, Robert Owen und die sich vorbereitende Industrienumwälzung. Montesino ist optimistischer, antirevolutionärer Fortschrittler. Sind die Menschen erst wahre Christen, so werden sie ihre Utopien auf Erden verwirklichen.

Die Modernität von Southeys Ansichten, die sich hier fast mit dem neuesten sozial-politischen Werk G. B. Shaws decken<sup>1)</sup>, nimmt wunder. Kein dauerhafter gedeihlicher Gesellschaftszustand, sagt Montesino, solange die Zunahme des Reichtums weniger unzertrennlich ist von der Zunahme der Armut vieler. Gesunde Verhältnisse sind nur möglich auf Grund einer gleichmäßigen Verteilung des nationalen Reichtums. Denn die von der Gesellschaft Benachteiligten kehren sich gegen die Gesellschaft und fallen ihr als Urheber von Verbrechen zur Last.

Southeys Gemüt ist fest in der Religion verankert, und solange nicht von außen die Unduldsamkeit an ihn herantritt,

<sup>1)</sup> *The intelligent Woman's Guide to Socialism and Capitalism*, 1928.

darf er von seinem Glauben aussagen, daß er kein engherziger sei (*On the Death of a favoured old Spaniel*, 1796). In der Jugend farbt die pantheistische Strömung auf ihn ab. Das formschöne Gedicht *The Dead Friend* (1799) kann als ein Vorbote von Shelleys *Adonais* gelten. Sicher, wie an das eigene Sein, glaubt er an eine schöpferische Intelligenz. Die Erinnerung an eine liebe Landschaft weckt in ihm Gottesgefühl. Hügel und Hain werden zu heiligeren Stätten als der Tempel Salomonis (an May, 10. September 1791). Mit den fortschreitenden Jahren lehnt sein dogmatisches Christentum jede Beeinflussung ab, füllt ihn aber mit desto freudigerer Glaubensstärke. Als ihm das Geschick durch den Tod seines Lieblings Herbert (1816) den schwersten Schlag versetzt hat, der ihn treffen konnte, erfüllt und stahlt ihn frömmste Gottergebung (an May, 17. April 1816). Aus einem irdischen Glück ist Herbert nunmehr eine himmlische Hoffnung geworden (an Townshend, 16. Mai). Für den Vater freilich ist die Welt nicht mehr, was sie war. „Mir ist, als wäre ich plötzlich aus der Knabenzeit zur Neige des Lebens übergegangen“ (an May, 12. Juni). Allmählich nimmt seine Glaubigkeit einen starren, gewohnheitsmäßigen Charakter an. Seine drei Überzeugungssätze: 1. die geoffenbarte Religion ist wahr; 2. Die Verbindung von Staat und Kirche ist notwendig; 3. die englische Kirche ist die beste aller Gemeinschaften, arten im Kampfe gegen die Forderung der Katholiken um Gleichberechtigung in Fanatismus und zelotischen Eifer aus (*Quarterly Review, On the Catholic Question*, 1809, 1812, 1828, 1829, welch letzten Artikel der König in Sonderabdrucken zu verbreiten wünschte<sup>1)</sup>; *Vindiciae Ecclesiae*, 1826, worin er die Sophistereien, Falschheiten, Betrügereien der katholischen Kirche vor der Welt zu enthüllen glaubt (an Cottle, 7. April 1825). „Erzieht das Volk!“ ruft er aus. „Übt Gerechtigkeit! Haltet den Frieden aufrecht! Dann wird die Emanzipation der Katholiken in Irland sich bald ebenso als leeres Geschrei erweisen wie in England die Parlamentsreform.“ Für den sonderbaren Widerspruch, daß er gleichzeitig Gerechtigkeitspflege und Unterdrückung der Landesreligion fordert, ist Southey offenbar unempfindlich. Seiner innersten Überzeugung nach besitzt England keine segens-

---

<sup>1)</sup> *Life and Correspondence* VI, 36

vollere Institution als die Hochkirche. Sie trägt ihre Berechtigung in sich. In einem kurzen, für Kinder berechneten Grundriß der Kirchengeschichte (*The Book of the Church*, 1826) will er der Jugend einprägen, was der Anglikanismus für das Königreich bedeuete (an Cottle, 25. Juni 1823). Aber wie der Protestantismus Southey's Horizont verengt, so beschneidet ihm sein Puritanismus die Flügel der Einbildungskraft. „Albern“ schilt er in *Thomas Morus* eine anmutige Legende vom heiligen Kentigern, der, da es zur Bestellung des Ackers an Ochsen gebricht, die Hirsche des Waldes beruft. Sie kommen, beugen gehorsam ihren Nacken ins Joch und kehren nach getaner Arbeit in den Wald zurück. Eines Tages aber frisst der Wolf einen der Hirsche. St Kentigern streckt seine Hand gegen den Wald aus und befiehlt dem Schuldigen, vor ihm zu erscheinen. Allsogleich steht der Wolf da, heulend vor Angst. Der Heilige aber hat für ihn keine härtere Strafe, als daß er die Arbeit des getoteten Hirsches tue. Und siehe! der Wolf pflügt neun Joch Landes und wird sodann entlassen. Von dieser frommen Poesie vermag Southey nur die angehängte Moral zu begreifen. Als Hüter und Anwalt der Staatskirche ist er naturgemäß auch ein Gegner des Dissentismus. 1804 beunruhigt ihn die Tatsache, daß die Wesleyaner sich in 30 Jahren um das Fünffache vermehrt hätten. Er will „die Alarmtrommel schlagen“ (an Miss Baker), 1834 schickt er Petitionen, gegen die Dissenters vorzugehen, an beide Häuser des Parlaments und an den König und atmet befriedigt auf: „Ich habe meine Pflicht getan!“ (an Mrs. Hughes, 14. August). Aber als er (1820) den Auftrag einer *Wesley-Biographie* erhält (deutsch von Adolf Krummacher, 1841) siegt sein Gerechtigkeitsgefühl über alles Persönliche. Er schafft für John Wesley ein Ehrendenkmal, in dem er der eigenen Überzeugung nur insofern Raum gönnt, als er nicht von dem Standpunkt abgeht, Wesley hätte keinen Abfall von der Mutterkirche bezweckt, sondern ihre Reinigung. Ist dereinst diese ursprüngliche Absicht erfüllt und der Methodismus als tatkräftigste Hilfsmacht mit der Staatskirche vereint, dann wird John Wesley unter die größten Wohltäter seines Landes zählen. Aber schon jetzt gibt Southey zu, daß die Welt vor den Methodistengemeinden kein Volk von Christen gesehen habe. Wesley ist ihm eine Gegenmacht zu Voltaire, wie Luther zu Loyola.

Dasselbe anständige Gerechtigkeitsstreben leitet ihn in seinem *Leben Bunyans* (1830). Bunyan wird beschuldigt, *The Pilgrim's Progress* aus dem Hollandischen übersetzt zu haben. Sogleich tritt Southey für ihn ein. Er wolle es Bunyan erzählen, wenn er ihn in der andern Welt treffe, schreibt er an Cottle (26. Februar 1826). Mittlerweile aber laßt er sich's nicht verdriessen, schon hienieden eine Lanze für ihn zu brechen.

### Poeta Laureatus.

Auf Wynns Verwendung bezog Southey seit 1807 ein staatliches Jahrgeld von 200 £, das Peel später auf 500 erhöhte. „So bin ich also ein Hofpensionist! Gut, daß ich keinen Handkuß bei der Gelegenheit zu leisten habe, sonst, glaube ich, meiner Seele! ich hätte das Lachen nicht verbeißen können über die Wechsel und Zufälle dieser Welt ... Und dennoch war mein Leben ein gerader Pfad vorwärts. Nichts andres ist in mir vorgegangen als der gewöhnliche Prozeß des Weines oder Bieres: der der Gärung, des Sichsetzens und Reifens“ (an Wynn, April 1807). So spricht Southey in kluger Selbsteinsicht hier das wahrste Wort, das über ihn gesagt werden kann, und das an Selbstcharakteristik nur noch übertroffen wird durch das burschikose, (14. November 1808) an seinen Bruder Henry gerichtete: „Und nun, *Domine*, wer — außer mir selbst — sagt, ich sei ein Jakobiner? *Quis diabolus* hätte je vorhergesehen, ich würde eine Pension beziehen, und man wurde sich bei solchem Anlaß an mich wenden?“ Nur wer seinen inneren Entwicklungsgang nicht kannte, durfte ihn des Renegatentums zeihen. Kein Mensch war je weniger mit sich in Zwiespalt, bruchloser von der Geradheit und Unfehlbarkeit seiner Gesinnung überzeugt. „Man hat gesagt,“ äußert er, als man ihm Unduldsamkeit gegen junge Freigeister vorwirft, „daß ich, der in der Jugend sehr kräftige Ansichten vertrat, andere darob nicht verurteilen sollte. Aber von meiner Jugend bis heute war es mein Streben, den sittlichen, religiösen und körperlichen Zustand der großen Gesamtheit zu verbessern. Die Mittel, die ich einst für die geeignetsten zur Verwirklichung hielt, sind nicht mehr die Mittel, die ich nach vierzigjährigem beständigen Nachsinnen anwenden möchte. Meine Absicht aber ist dieselbe wie in der Jugend“ (*Life and Correspondance* VI, 303). An Wynn



schreibt er (15. Januar 1814): „Ich war Republikaner. Ich wäre es noch, hielte ich uns für eine solche Gesellschaftsform kulturell genügend fortgeschritten.“ Er bemerkt die Kluft, die sich allmählich zwischen ihm und ehemaligen Gesinnungsgenossen bildet. Aber dann scheint es ihm, als hätten sie die großen Ereignisse der letzten Jahre verschlafen, nicht er. „Frankreich ist an der Freiheit zum Verräter geworden. Nicht ich bin es, der eine Schwenkung gemacht hat. Ich stehe, wo ich stand, den Blick nach der aufgehenden Sonne gewendet — und nun ist die Sonne hinter mir untergegangen! (an Mary Baker, 1801). „Die Welt hat sich verändert, nicht ich. Ich ging nachmittags denselben Weg, den ich am Morgen gegangen. Aber Sonnenuntergang und Sonnenaufgang geben eine verschiedene Landschaft“ (an Nicholas Lightfoot, 8. Februar 1806). Doch wenn er sich einredet, daß er nicht aufgehört habe, die Freiheit zu lieben und die Tyrannen zu hassen, so ist beinahe das Gegenteil wahr: seine Liebe wie sein Haß waren immer nur lauwarm. Jetzt findet er, daß seine Begriffe von Freiheit und Tyrannei sich mit denen der Reformer nicht decken. Wo jene über Gewalt und Unrecht schreien, erblicke er die ordnende, zusammenhaltende Hand (an William Smith).<sup>1)</sup> Mit den liberalen Bestrebungen seiner Zeit verliert er so gänzlich die Fühlung, daß er lieber in der Vergangenheit oder Zukunft leben will, als sich „infolge zu lebhaften Interesses an der lebenden Generation ärgern oder kränken.“ (An Bedford, April 1803.)

Aufgebracht über die durch den Raubdruck des *Wat Tyler* emporgewirbelte Sensation, schreibt er dem Verleger Longman (15. Februar 1817): „Zu jener Zeit, in meinem damaligen Alter und meinen damaligen Verhältnissen war es für mich gerade so natürlich und angemessen, Republikaner zu sein, als daß ich jetzt — nachdem 23 Erfahrungsjahre der Menschheit so vieles hinzugefügt und meinen eigenen Geist gereift haben — bei gleichen Grundsätzen, gleichen Gefühlen und gleicher Integrität — die Revolution für das größere Übel halte und der Meinung bin, die Volkslage sei heute am ehesten zu verbessern, wenn der Staat sie in die Hand nimmt.“ Nicht aber durch eine Änderung des Staatswesens. Southey ist davon

---

<sup>1)</sup> Brown 166.

durchdrungen, daß die angestrebte parlamentarische Reform der kürzeste Weg zur Anarchie sei (an Bedford, Februar 1811). Auf diesen extremen Standpunkt der Reaktion ist Southey jedoch keineswegs mit einem Sprunge gelangt. Im Innersten hatte er sich stets zur überlieferten Staatsordnung bekannt, trotz des revolutionären Mantelchens, das er sich vorübergehend umgehängt. Er durfte das Jahrgeld der Regierung nehmen, ohne in Gewissenskonflikte zu geraten. Als Vierundzwanzigjähriger hatte er verkundet, der Engländer müsse Tag und Nacht dankbar sein, unter einer solchen Verfassung zu leben (*Eptaph an King John*, 1798). Von dem Jungling, der die Landesgesetze als köstlichste Gabe des Burgers preist, fuhr eine gerade Entwicklungslinie zu dem Manne, der die Verfassung dem Topfer vergleicht, in dessen Hand die Menschen weicher Ton sind. „Die nationalen Einrichtungen und Verhältnisse bilden den Nationalcharakter. Er ist das, wozu sie ihn machen. So lange die Regierungen diesen Satz nicht in seiner ganzen Ausdehnung gelten lassen und danach handeln, bleibt alle Politik unvollkommen“ (*Life of Wesley* I. Kap. S. 7). Recht besehen, ist es Southey's maßloser Bürgerstolz, der ihn zum Reaktionär macht. Die soziale Lage des Engländers ist schlechterdings vollkommen. Er könnte unter keiner denkbaren Regierungsform größere persönliche Freiheit genießen. Etwas an ihr ändern wollen, wäre Wahnwitz, durch eingebilddete Übelstände die Unzufriedenheit des Volkes erregen, Verrat (*On Sir Francis Burdett's Motion for Parliamentary Reform, On Conduct of War, On the Cry of the Whigs for Peace*, 1810). Die britische Konstitution ist kein Gewand, das der Schneider nach Belieben ändert, das man wegwerfen und gegen ein neues vertauschen kann. Sie ist die natürliche Haut des politischen Gemeinwesens, unter der sich die Form und Schönheit des politischen Lebens birgt, oder richtiger, sie ist das Leben selbst. „Sie ist aus unseren Gewohnheiten und Bedürfnissen hervorgegangen, ist mit uns gewachsen, hat sich allmählich durch den Wandel der Gesellschaft auf dem Wege des Fortschritts verändert ... Sie ist die Arche unseres Bundes. Wehe der Frevlerhand, die sie entweicht. Wehe uns, wenn wir es dulden! Unsere einzige Gefahr entspränge dem Mißbrauch der Freiheit“ (*On the State of Public Opinion and the Political Reformers* 1816). Zahllosemale wiederholt

er warnend in seinen Briefen den Satz: „Mißbrauch der Freiheit werde stets mit ihrem Verlust gestraft.“ „Davon bin ich überzeugt, daß nur die Aufhebung der Rede- und Pressfreiheit unser Fortbestehen sichern kann. Wäre ich Minister, ich hübe augenblicklich die *Habeas-Corpus-Akte* auf und liefse jeden jakobinischen Journalisten einsperren, so daß er seinen Verräterberuf nicht fortsetzen konnte“ (an Rickmann, 18. Mai 1831). Die Verfasser aufreizender Schriften sollten unbarmherzig abtransportiert werden (an Rickmann, März 1813). Ebenso radikal möchte er gegen die Arbeiteraufstände vorgehen, oder vielmehr gegen die Rädelsführer, die sie erregen. So oft Burdett im Unterhause spricht, sollten die Galerien geraumt, die Veröffentlichung seiner Schriften sollte bestraft und hintangehalten werden. Von seinen Tugenden reden, ist absurd. Denn an den Früchten erkennen wir den Baum. Er ist ein offenkundiger Mörder (an Thomas Southey, 12. Mai 1812) und erwiesener Brandstifter (*On the State of Public Opinion*). Eine Subskription für Leigh Hunt unterschreibt Southey nicht (an Eduard Moxon, 10. Dezember 1831); alles, was die Demokratie stärken könnte, ist aufs kräftigste zu unterdrücken. In solchen Ansichten, die sich natürlich mit zunehmendem Alter verschärfen, Liebedienerei gegen die Regierung zu sehen, wäre indes ganz verfehlt. Es handelt sich für Southey um eine Sache unverbrüchlicher Überzeugung. Zum Beweis dessen laßt er in demselben Jahr 1807, in dem er seinen staatlichen Ehrensold antritt, eine Art *satirischer Revue* englischer Zustände nach dem Muster von Goldsmiths *Chinese Letters* (1760) erscheinen, *Letters from England by Don Manuel Velasquez Esprilla*, 1807 (deutsch 1818 unter dem Titel: *England und die Engländer*, nach einer französischen Bearbeitung *L'Angleterre et les Anglois ou Petit portrait d'une grande famille, copié et retouché par deux temoins oculaires*, 1817, von T. A. de Gourbillon und T. D. Dickinson). Die Charakteristik des spanischen Briefstellers verrät, daß er aus patriotischem Ehrgeiz dem Tadelnswerten im britischen Reich nachspürt — selbstredend mit geringer Ausbeute. Seinen kurzfristigen pantisokratischen Milleniumstraum hat Southey bald genug zu den holden Jugendeseleien gelegt, deren er sich nur wenige hat zu schulden kommen lassen. Er erblickt schon lange darin eine Irreführung des politischen Enthusiasmus durch die französische Revolution.

„Die Pflüge sollten von selbst arbeiten, die Butter auf den Bäumen wachsen, der Mensch in dieser Welt ewig leben — ein sehr notwendiger Fortschritt. Denn war er so unphilosophisch, zu sterben, so konnte er nach seinem Glauben kein Fortleben in einer andern Welt erwarten, da diese Theorien mit einer beklagenswerten Lehre des brutalen Materialismus, der blinden Notwendigkeit und des leeren Atheismus verbunden waren“ (*On the State of the Poor, the Principle of Malthus' Essay on Population, and the Manufacturing System* 1812). Andererseits äußert sich dieselbe weltfremde Anpassungsunfähigkeit gegenüber dem Naheliegenden, dieselbe in die Ferne schweifende Phantastik, die den Pantisokratismus charakterisiert, noch in dem Bekenntnis des Alternden, daß er für die westindischen Pflanzer mehr Mitgefühl aufbringe als für den Manchesterdistrikt. „Ich kann mir eine Plantage denken, die so glücklich wie eine patriarchalische Familie ist. Aber eine Baumwollfabrik kann ich mir nicht anders als einen Greuel für Gott und Menschen denken“ (an James White, 24. April 1832). Bei alledem hat Southey, wenn auch nicht gerade ein Herz für das Volk, so doch ein lebhaftes Verantwortungsgefühl dem Volke gegenüber. Schon um die Revolution zu verhüten, tritt er für gewisse Reformen ein, wie Abschaffung des Militärzwangs und des unwürdigen Strafsystems (*Army and Navy Reforms*, 1810). Er ist dafür, die Lage des Volkes zu heben, wenn auch nicht so, wie es Adam Smith vorschlägt, der im Menschen nur „das Industrietier“ sieht (*On the State of the Poor*), oder wie Junius, den Southey für den einflußreichsten und schädlichsten englischen Schriftsteller der Zeit hält. „Wer den Reichtum der Völker mit ihrer Wohlfahrt verwechselt und in der Jagd nach ihm Tugend und Glück aus dem Auge verliert, ist in einem traurigen Irrtum befangen über alles, worauf die Stärke und Sicherheit der Nation und der Regierung beruht. Regierungen, die sich auf das Fabrikwesen stützen, schlafen auf Schießpulver“ (*On the Rise and Progress of Popular Disaffection* 1817). Dennoch leuchten ihm an einem Werk wie Lamarks *Kommunismus des Landbesitzes*, wenn auch nicht die vorgeschlagenen Wege, so doch die Ziele ein (an Rickmann, 14. September 1816). Und er prophezeit: „Die Zeit wird kommen, in der die öffentliche Meinung ebensowenig ein Extrem an Armut in einer großen

Klasse der Bevölkerung dulden wird, als sie jetzt in Europa Sklaverei duldet ... Wenn wir es dazu bringen, daß die Leute Steuern bezahlen statt Armenunterstützung zu fordern, so mehren wir gleichzeitig den Reichtum und die Sicherheit des Staates.“ Als Mittel zu diesem Ziele schlägt er vor: den Arbeitern Garten- und Weideland, Sparkassen und Erziehung auf Staatskosten zu geben (an Rickmann, 2. Oktober 1816). Von der Volksbildung zumal erwartet er außerordentliches. „Legt diesen Grund, und der Bau des Glücks und der Wohlfahrt wird wie auf einem Felsen ruhen!“ Nicht die radikale Reform, sondern die allmählichen, langsamen brauchen wir. Diät tut mehr not als Medizin (*On the State of the Poor etc.*). „Erziehe deine Kinder, o England, in Rechtschaffenheit und nähre sie mit dem Brot gesunder Lehren. Ihr Fleiß ist dein Schacht, ihre Brust dein Bollwerk, ihre Zahl dein Reichtum, deine Kraft, Macht und Sicherheit, dein Stolz. Sende deine Truppen aus! Erlenuchte! Erziehe!“ (*Ode written during the War with America*, 1814.) Er fordert Notstandsarbeiten, um unbemittelten Arbeitslosen aufzuhelfen. Wohlstand und Behagen fordern, heißt die Sitten verbessern. Die Menschen, die ihr Korn bauen, sind nie die Menschen, die es in Brand stecken ... Regierungen sind in dem Grade sicher, als die Masse des Volkes zufrieden ist. Wer den Staat nach innen und außen festigen will, muß die Lage der Armen verbessern ... Das ist wahre Reform (*On the State of the Poor, and the Means pursued by the Society for Bettering their Condition* 1816). In solchen Aussprüchen stellt sich Southey auf der Stufenleiter der sozialen Idealisten, denen Volksbeglückung und Volkserziehung in eins zusammenfällt, bereits auf eine der höchsten Sprossen. Aber die Eigenart der Seedichter, große Wirkungen aus geringfügigsten oder nebensächlichsten Ursachen abzuleiten, offenbart er auch hier, wenn er z. B. die Anregung gibt, den Armen einen Kursus für Zubereitung schmackhafter und billiger Speisen zu erteilen (an Caroline Bowles, 14. September 1829). Er hat ein Auge für moderne Ziele der Sozialwissenschaft, aber er ist blind für die Wege, auf denen sie zu erstreben sind. Für die neue Disziplin der Nationalökonomie empfindet er „eine Verachtung, die Worte nicht auszudrücken vermögen“ (an Gooch, 8. Dezember 1829). Cooperative Gesellschaften scheinen ihm eine pantisokratische

Utopie (*Life and Correspondance* VI 80). Das Durchgehen der Reform Bill bereitet ihm eine herbe Enttäuschung. Bis zum letzten Augenblick hat er gehofft, ihre Absurdität und Parteilichkeit, die Schwierigkeiten, zu denen sie führe, würden den Leuten die Augen öffnen. „Die Cholera ware, wenn sie kommt — was Gott verhüte! — der Constitution hilfreicher und nützlicher als diese Bill“ (an J. Wood Warter, 20. Juli 1831). Für die elementare Gewalt einer Volksbewegung fehlt ihm jedes Verständnis. Er zweifelt nicht, daß das Parlament ihrer hatte Herr werden können. „Aber wenn es unter Vernachlässigung alles übrigen mit Bier- und Reformgesetzen und Experimenten in Nationalökonomie beschäftigt ist, was läßt sich da andres erwarten? Und was verdient eine solche Regierung andres?“ (an Wynn, 25. Oktober 1831.) Sein Trost ist schließlic, „daß wir in der Hand der Vorsehung sind ... Ich sehe keinen andern Weg als den, die Menschen womöglich zu lehren, daß sie ihre Pflicht gegen Gott und den Nächsten tun. Hier haben wir die Panazee gegen jedes sittliche und politische Übel, das wahre und einzige Catholicon. Nur daß die, die es am nötigsten brauchen, sich nicht dazu bewegen lassen“ (an James White, 24. April 1832).

Es nimmt wunder, daß Southey bei aller Waschechtheit seines Konservatismus doch immer auf der Hut ist vor jedem falschen Schein, als ginge er nicht ganz freiwillig mit der Regierung. Im September 1816 wird er zur Gründung einer Regierungszeitung von Lord Liverpool nach London berufen, kommt aber nach reiflicher Überlegung zu dem Schlusse, es wäre unklug, durch die Annahme eines solchen Nebeneinkommens seine übrigen Dienstleistungen in Miskredit zu bringen. 1813 nimmt er die Stelle des *Poet Laureate* nur unter der Bedingung an, nicht auf Befehl, sondern allein zu großen öffentlichen Anlässen schreiben zu müssen. Sein eigener Wunsch ging nach dem Titel eines *Royal Historiographer* mit einer Besoldung von 400 £, und Canning möchte ihm eine Professur der Geschichte geben. Aber er sitzt in Keswick fest.<sup>1)</sup> Mit dem Posten des Hofpoeten ist nur ein Gehalt von 90 £ verbunden. Sie kommen Southey wie „eine Gottesgabe“ und werden zu einer Lebensversicherung verwendet. Der

---

<sup>1)</sup> Browne 150.

Ehre des Amtes ist er sich vollauf bewußt (an Neville White, 12. Dezember 1813). Seiner ganzen Persönlichkeit nach konnte niemand dafür geeigneter sein. Seit einem Jahrzehnt drangen die Weltgeschehnisse nur als ein schwaches Echo von der Klangfarbe einiger konservativer Zeitungsblätter in seine ländliche Einsamkeit. Er hatte hinlängliche Distanz zu ihnen und war gefeit vor einem leidenschaftlichen Durchbrechen der höfischen Konvention. Andererseits verlieh ihm die Weite seines Bildungshorizontes, die Integrität seines Charakters, seine dichterische Qualität die für das Amt erforderliche Würde. Zwar trieb sein bereits im welken Laub stehender Dichterlorbeer kein frisches Reis in den *Carmina Aulica*, aber seine menschliche Erscheinung erlitt auch durch sie keinen Abbruch. Huldigt er den in London versammelten verbündeten Fürsten (1814), so entspricht es durchaus seiner Überzeugung. „Meine Gefühle bei der ersten Nachricht vom Pariser Frieden lassen sich mit nichts vergleichen, was ich je zuvor erlebt oder nachher erleben kann. Der Vorhang war nach einer Tragödie von 25 Jahren gefallen. Die sich beim Ausbruch der Revolution am begeistertsten gebardet hatten, waren jetzt von tiefem Dank erfüllt für einen Abschluß, der die Dinge wieder so nah wie möglich in den Zustand brachte, von dem die Revolution ihren Ausgang genommen ... Was ich meinem Volke mit warnender Stimme gesagt, hier ist es zur historischen Wahrheit geworden: das Elend, durch das wir hindurch gegangen, war der Preis, den die Narrheit für die Reue gezahlt!“ (an May, 25. April 1814). Übrigens empfindet er das Dichten über „Dinge, über die ich *ex proprio motu* nie einen Vers schriebe,“ als Last (an Bedford, 17. Dezember 1817). „Meine ‘*odiose*’ Arbeit“ schreibt er über eine offizielle Ode dem Bruder Thomas (22. Dezember 1815). Diese Dichtungen täuschen denn auch nicht über ihren Mangel an innerer Notwendigkeit. Komplizierte Versmalse, ein Pathos, das leicht hochtrabender Schwulst wird, und Kälte der Empfindung sind ihre drei Merkmale. Nur in einem Falle bricht urwüchsige Leidenschaft durch: im Hasse gegen Napoleon. „Finden Sie ihn nicht groß in seiner Schurkerei?“ fragt ihn Lord Byron in einer Gesellschaft. Southey aber antwortet mit einem entschiedenen: Nein, er sei ein niedrig denkender Schuft (an Neville White, 29. April 1814). Napoleon macht ihn zum

Antigallier (an Brickmann, 9. Januar 1800), zum Befürworter des Kriegs (an Walter Scott, 8. Dezember 1807). In der *Ode written during the Negotiation with Bonaparte in January 1814* wird Napoleon zum Theaterbösewicht, gewissenlos, gottlos, voll Hinterlist und Mordgier. Kein anderer Friede für ihn als Tod und Höllengericht. Aber selbst seinem Hass mangelt es an Format. Auf dem Schlachtfelde von Waterloo ereilt nicht nur den Kaiser, sondern auch Southey's Muse der Vernichtungstag. *The Poet's Pilgrimage to Waterloo* (Herbst 1815) bringt es angesichts der welthistorischen Stätte nur zu dürrer Betrachtung und noch dürrerer Allegorie. Es bedarf nicht erst des Gegensatzes zu *Childe Harolds* elementarem Erguß (Frühjahr 1816), um die trostlose Ödigkeit von Southey's patriotischer Zweckdichtung zu empfinden. Durch die Vernichtung von Napoleons Militardespotismus habe England sich in eine Reihe mit den Griechen als Besieger der Perser, mit Karl Martell als Besieger der Araber gestellt. Aber Southey's Vaterlandsverherrlichung arbeitet hier mit kleinlichen Mitteln, mit giftiger Schmahsucht, die selbst vor offener Verleumdung des Feindes nicht Halt macht. Das Befreiungspoem schließt als reaktionäres Lehrgedicht mit dem Wunsche, die glückliche Ordnung der alten Zeit wieder hergestellt zu sehen, die früheren Gesetze, die frühere Freiheit. Es ist Englands ewige Mission, die Vollstreckerin von Gottes Willen zu sein. Er hat von der Tragweite der Revolution, deren Geschichte er damals (1813) in einem „*Zeitalter Georgs III.*“ zu schreiben gedachte, so wenig eine Vorstellung, daß er die Herstellung eines vorrevolutionären Zustandes für möglich halt. Andererseits trägt er den Österreichern die Auslieferung des Andreas Hofer in unversöhnlichem Hasse nach (an Thomas Southey, 30. Juli 1819; an Landor, 9. März 1814) und wünscht die Ausrottung der Habsburger wie der Bourbonen (an John May, 25. April 1814). „Entgeht eine dieser Regierungen dem Schwerte oder dem Strange, so gibt es keine Gerechtigkeit auf der Welt.“ Immer weniger findet er auf seinem Psalter rein menschliche Töne. Die Vermählung der im Volke beliebten Prinzess Charlotte, auf der die Hoffnung des Landes beruht, feiert er als Hofdichter mit einer Beschwörung allegorischer Schemen: Ehre, Glaube, Erfahrung, Britannia, der Engel der Hochkirche und die Schatten zahlreicher Könige und Staats-



männer marschieren auf, „Speranza“ und „Clarissa“ erörtern die Frage der Kolonialpolitik, während in den Lüften das Kreuz erscheint (*Carmen Nuptiale*, 1816). Die ominöse Schluf-apostrophe an die jugendliche Braut von einer furchtbar schönen Schattengestalt, die sich als Tod, den letzten besten Freund, vorstellt und ihr endlosen Ruhm verspricht, sollte eine traurige Bedeutung erhalten, als die Prinzessin nach einem Jahre im Kindbett starb. Aber auch Southey's Totenlied auf die liebliche junge Mutter (*Funeral Song for the Princess of Wales*) strömt nicht in warmeren Akkorden. Kein Natur-laut durchbricht den Stelzengang der Phrasen und historischen Erinnerungen.

Zu traurigem Ruhm ist Southey's bekannteste Hofdichtung gelangt, *The Vision of Judgement* (1821), zwölf Gesänge, mit denen er seinem verblichenen König Georg III. die letzte Huldigung erwies. Er wagt hier, nicht ohne Glück, das im Englischen kühne und seltene Experiment des Hexameters, das er gegen einen Angriff des Rev. S. Tillbrook <sup>1)</sup> mit dem Hinweis auf die deutsche Literatur verteidigt. Solange das Werk eines Vofs, Schiller, Goethe, ja, solange die Sprache dauere, werde der Hexameter in ihr seinen Platz behaupten (*Poet. Works* 1837, *Pref. Vol. X, p. XIX*). In der Tat erhebt sich der feierliche Rhythmus des Eingangs der *Vision* über das Durchschnittsniveau der Southey'schen Dichtung. Er schildert eine Abendstimmung am Derwentwater. Die Totenglocke erklingt für den von langen Leiden erlösten König. Der Dichter vernimmt eine Stimme, daß er, gleich dem Florentiner, erwählt sei, das Grab und seine Geheimnisse zu schauen. Und schon entschwindet die Vorstellung der Gruft. Er sieht das Erwachen des toten Königs im Lichte. Der Engel des Gerichtes ruft Gute und Böse. Sie nahen im Glorienschein und im Schwefeldampf. Auch Georg III. Der Geist der Empörung, ein scheußlicher Dämon, klagt ihn an. Ein ehrwürdiger Genius, die personifizierte Meinung des Dichters, verteidigt ihn. Der verklarte König geht ein in die ewige Stadt und gesellt sich den erlesenen Geistern der Vergangenheit und Neuzeit. Sehnsuchtsvoll möchte sein Dichter ihm folgen. Aber Körperschwere zieht ihn herab. Er erwacht. Die Sterbeglocke tönt

<sup>1)</sup> *Historical and Critical Remarks upon the modern Hexameters, and upon Southey's Vision of Judgement, 1822.*

in seinem Ohr. Die Vermessenheit des Vorwurfs, dessen Ausführung Dantesche Größe des Vortrags, Shakespearesche Phantasie und Goethesche Universalität des Geistes forderte, kam vor den Fall. Die *Vision* wurde Southey selbst zum Jüngsten Gericht. Nie war die spielsbürgerliche Enge seines Gesichtskreises, der dürftige Konventionalismus seines Empfindens aufdringlicher, unleidlicher zu Tage getreten. An manchen Stellen streifte die kahle Begrifflichkeit ans Komische und forderte den Spott heraus. Selbst Southeys Freunde fühlten sich peinlich von dem Gedicht berührt, obgleich es ihm den Dank des neuen Königs eintrug, des als Prinzregent und berücktigter Lebemann ergrauten Georg IV., dem Southey als einem weisen, gerechten, erhabenen Staatsoberhaupt und Mehrer des englischen Kriegeruhms gehuldigt hatte. Aber gegen einen Gewaltigeren im Reich des Geistes hatte er es an schuldiger Ehrfurcht fehlen lassen. Und dafür sollte er seinen Lohn empfangen. Lord Byron hatte seine Dichterlaufbahn mit einer Verspottung des „Balladenschmidts“ Southey begonnen (*English Bards and Scotch Reviewers*, 1809). In *Hints from Horace* kamen Southeys Epen daran. Der ließ beides stillschweigend über sich ergehen: „Mag er fortfahren, bis er müde wird. Jeder Lehrling der Satire und Lasterung hat sich in den letzten zwölf Jahren an mir versucht“ (an Neville White, März 1810). 1813 begegnen sie einander in Holland House. Byron, im Vollglanz seines gesellschaftlichen Ruhmes und geneigt, jedem, den er in seinen jugendlichen Ausfällen beleidigt, nunmehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ist von Southeys Äußerem entzückt. „Der bestaussehende Barde, den ich seit langem gesehen“ (an Moore, 27. September 1813). „Seine Erscheinung ist episch . . . Seine Manieren sind sanft, aber nicht die eines Mannes von Welt.“ Seine Dichtung findet er jetzt „ungleich.“ Die Nachwelt werde wohl eine Auswahl treffen. Aber es gibt Stellen, die den Vergleich mit allem aushalten (Tagebuch 22. November 1813). Hingegen weiß Southey nach der Begegnung nur von „geziemender Höflichkeit“ zu berichten (an Edith, 28. September 1813). Je mehr Byron in seine Eigenart hineinwächst, desto unüberbrückbarer wird die Kluft zwischen den Dichtern, wie zwischen den Menschen. Der IV. Gesang *Childe Harold* bringt eine Totenklage für Prinzefs Charlotte. Wie im III. Gesang mit den Stanzen auf

dem Schlachtfelde von Waterloo weckt die Behandlung derselben Gegenstände stillschweigend den Vergleich, der Southey erdrückt. Die Gerüchte, die über Byrons Leben umlaufen, übertreiben noch, was in den Augen der weltflüchtigen Seebewohner schon wild genug gewesen wäre. Byron hört, daß Southey ihn und Shelley bezichtigte, am Genfersee mit Mary Wollstonecraft Godwin und Claire Clairmont in Promiskuität gelebt zu haben. Shelley hatte, als er 1812 in Keswick wohnte, Southey zwar die Überzeugung beigebracht, daß „seine wahn-sinnigen Ansichten nicht aus Verderbtheit des Herzens kämen“, aber ihn begreiflicherweise auch nicht für sich einnehmen können. Vielmehr versäumte Southey „keine Gelegenheit, ihm Strafpredigten über seine abscheulichen Gedichte“ zu halten (an Cottle, 26. Februar 1836). Vom *Alastor*, den Shelley übersandte (7. März 1816), nahm Southey keine Notiz. So konnte Shelley zweifeln, ob er nicht der Verfasser eines anonymen Schmähartikels über *The Revolt of Islam* in der *Quarterly* sei. Southey verneinte in einer unfreundlichen Antwort. „Die Proben Ihrer Dichtung, die ich zufällig in Zeitschriften und Tagesblättern fand, haben mein Urteil bestätigt, daß zwar Ihr poetisches Talent hohen Ranges sei, die Anwendung, die Sie von ihm machen, aber derart, daß sie mir jeden Wunsch erstickt, mehr solcher ungeheuerlichen, ihrer Tendenz nach so schädlichen Produkte zu sehn.“ Er könne Shelleys nicht ohne tiefstes Mitleid gedenken. Sein Mangel an Grundsätzen habe auf ihn und andre Schuld und Elend gehäuft. Shelley erwidert Southeys harten Bekehrungseifer mit der Zusendung seiner Werke. Vielleicht würde sein Urteil eine Änderung erfahren, wenn er sie lese. Dem Hochmut des Anklägers setzt er die Gelassenheit seiner vornehmen Seele entgegen (17. August 1820). Aber beide beharren auf ihrer Meinung. Als Southey durch einen Aufsatz Carlyle's mit Zacharias Werner bekannt wird, „einem tollen deutschen Dichter,“ schreibt er an Caroline Bowles (18. März 1828): „Shelley hätte ein Deutscher sein sollen — wäre er es nur gewesen! Er wäre dort im Vortex der Spekulation herumgewirbelt worden, bis er schwindelig und zahm geworden!“ Byron reagierte auf Beleidigungen und Anschuldigungen kräftiger als Shelley. Southey wird seit der vermeintlichen schmählichen Anklage — die er übrigens aufs ent-

schiedenste in Abrede stellt (5. Januar 1822, Brief an den Herausgeber des *Courier*) — das Stichblatt seines ingrimmigsten Spottes. Er schreibt seitdem kaum etwas, worin „Bob Southey“ nicht an den Pranger der Lächerlichkeit gestellt wurde. Und selbst wenn die Werke ungedruckt bleiben (Widmung der drei ersten Gesänge des *Don Juan*, 1818, *Some Observations upon an Article in Blackwood's Magazine*, 15. März 1820), ist dafür gesorgt, daß Southey sie zu Gesicht bekommt oder von ihnen hört. Da beschließt der Hofpoet, einen wuchtig zerschmetternden Hieb zu führen, der ihm ein für allemal Ruhe schaffen soll. In einem Vorwort zur *Vision of Judgement* greift er Byron und Shelley als die „satanische Schule“ in größten und auffälligsten Worten an, als Männer ungesunden Herzens und verderbter Einbildungskraft, die sich gegen die heiligsten Maßregeln der Gesellschaft und der Religion auflehnten. Ihre Werke atmeten den Geist Belials und ihre Metaphern den Molochs. Kennzeichnend für sie aber sei der satanische Stolz, der freche Unglaube, den sie zur Schau tragen, um ihre Hoffnungslosigkeit zu verbergen. Aufserstande, dem geistigen Fluge Byrons und Shelleys zu folgen, hegt Southey die Überzeugung, daß es seine Pflicht sei, ihnen als politischen und sittlichen Schädlingen der Gesellschaft entgegen zu treten. „*Don Juan* ist ein Schmutzfleck auf der Literatur seines (Byrons) Landes, ein Akt des Hochverrats an der englischen Poesie“ (an Landor, 20. Februar 1820). Aber Southey unterschätzt den Gegner, für dessen Genius ihm der Maßstab fehlt. Er glaubt, gegen das, was ihm ungeheuerlich erscheint, ankämpfen zu können, wenn er ihm mit ungeheurerer Grobheit und Anmaßung begegnet. Byron erwidert umgehend im III. Gesang *Don Juan* (St. 79—81, 93—94, erschienen August 1821) und in einem Anhang zu den eben im Druck befindlichen *Two Foscari* (erschienen Dezember 1821). Seine eigentliche Abfertigung, *The Vision of Judgement*, lag bereits fertig, wurde aber durch Murrays passive Resistenz zurückgehalten. Ehe sie im *Liberal* (15. Oktober 1822) erschien, hatte Southey in einem offenen Brief an den Herausgeber des *Courier* (5. Januar 1822) eine Selbstverteidigung mit neuen so ehrenrührigen Beleidigungen vollgepackt, daß Byron ihn durch seinen Freund Douglas Kinnaird fordern liefs. Da dieser aber den Auftrag nicht ausführte, nahm Southey an, „Byron würde sich raten

lassen und künftig nicht mehr in Prosa mit ihm anbinden“ (an Landor, 27. Mai 1822). Byron tat es. Seine endgültige Erledigung erfolgte in Stanzen. Wie ein lachender Wurgengel schwebt er verheerend und vernichtend über seinem Opfer, in das er mit genialem Spott und unwiderstehlicher Laune die Fangkrallen seines beißenden Witzes, seines blutigen Sarkasmus bohrt. Er erblickt in Southey den Urtyp aller Pseudopoesie, aller verlogenen Heuchelei, alles verächtlichen Renegatentums, und mit dem Freibrief des Genius hat er von vornherein die Absolution der Nachwelt in der Tasche, wenn er auch manches Für und Wider mit einseitiger Schärfe erledigt, wenn auch mancher Hieb das Ziel überfliegt. Den geisteschwachen König aber läßt er in den Himmel schlüpfen, was Charles Lamb zu dem Ausspruch veranlaßte, Byrons *Vision* gehöre weniger vor den Staatsanwalt als die Southey's.<sup>1)</sup> Aber der Hofpoet, der dünnelhafteste und langweiligste aller Vielschreiber, der Charakterloseste aller Menschen, Bob Southey, ist in seinem Werk der Weltliteratur für alle Zeiten dem unsterblichen Gelächter preisgegeben. Der Vernichtete spielte den Überlegenen. Byrons *Vision* sei „so durch und durch infam“, daß sie ihn der Entgegnung überhebe (an Neville White, 10. November 1822). „Ich besitze im Kampfe mit ihm an meinem Temperament jenen Vorteil, den Orlando an seiner unverwundbaren Hand hat. Es ist nicht nötig einen Schlag gegen jemand zu führen, der sich selbst so vollkommen verurteilt“ (an Henry Southey, 22. Oktober 1822). Aber die Erwiderung, deren er gegen den Lebenden überhoben zu sein glaubte, warf er dem Toten ins Grab nach, als ihm einige Stellen in Medwins *Conversations* eine Richtigstellung zu fordern schienen. In einem zweiten Brief an den *Courier* (8. Dezember 1824) brach Southey seiner Selbstrechtfertigung die Spitze ab durch erneute feindselige, rachsüchtige Häufung von Schmähungen, die nun, da sie einem Abgeschiedenen galten, auf ihn selbst zurückfielen. Seine leidenschaftliche Heftigkeit ist nur erklärlich durch die im Unterbewußtsein unbestimmte aber nicht weg zu leugnende Empfindung der Inferiorität gegenüber einer ihm widerstrebenden Gewalt, die er vergeblich in das Prokrustesbett seiner Durchschnittsmoral zu zwingen

<sup>1)</sup> Crabb Robinson, Diary II, 242.

sucht. „Weil Lord Byron der englischen Literatur ein Stigma aufgedruckt, klagte ich ihn an, weil er große Gaben zu übelstem Zweck verderbt hat, weil er der britischen Jugend den Allgemeinkuppler abgab, so lange seine Werke dauerten; weil er ein schweres Vergehen und Verbrechen gegen die Gesellschaft begangen durch die Ausgabe eines Werkes, in dem Spott mit Gräueln, Schmutz mit Gottlosigkeit, Ausschweifung mit Aufruhr und Schmähung vermengt war, — wegen dieser Beleidigungen trat ich vor und klagte ihn an.“ Ja, noch zehn Jahre später sucht er den Toten gleichsam noch einmal in seinem Werk zu töten durch die feierliche Mahnung: „Die Veröffentlichung eines unzüchtigen Buches ist eine der größten Vergehungen gegen das Wohl der Gesellschaft. Lenker des Staats mögen beizeiten dem angerichteten Unheil steuern“ (*Two Letters concerning Lord Byron, Essays* Bd. II, 1832).<sup>1)</sup>

### Lebensausgang.

Tatsächlich verliert Southey ungewöhnlich früh die Fühlung mit dem Werdenden und Kommenden. Mit 32 Jahren hat er die Empfindung, daß er als Dichter erledigt sei (an Wynn, 28. Februar 1806), mit 45 „nimmt er gewisse Gebrechen an sich wahr, die mit frühem Verfall verbunden sind“ (an John King, 30. Juni 1819). Vielleicht liegt es an dem Mangel großer, tiefeingreifender Epochen, innerer Entwicklungskrisen in seinem Leben, daß für ihn das Greisenalter einsetzt, wenn andre auf dem Reifegipfel anlangen. Nur in dem innersten Herzenswinkel, der seinen Nächsten gehört, bleibt er jung, und von dort fällt ein erwärmender Schimmer milder Verklärung in das Patriarchenidyll, in das er ganz und gar eingesponnen ist. In der traulichen Enge seines blitzblanken Häuschens, in dem er nur helle Farben sehen will, keine Viertelstunde von dem ländlichen Friedhof mit den Gräbern seiner ihm Vorgegangenen, verschwindet ihm die große Welt hinter dem kleinen Crowthwaite, wo er jeden Menschen persönlich kennt, jedes Ereignis entstehen und vergehen sieht, und das ihm mehr Stoff zum Philosophieren und Moralisieren bietet als die Geschichte. Wie sehr dies seinem innersten Hang entspricht, beweist die schon 1806 aufgeworfene Frage, ob er statt einer Geschichte Portugals

<sup>1)</sup> Vgl. *Lord Byron, Persönlichkeit und Werk*, 1929, S. 438 f.

nicht besser die Geschichte von Winestreet schriebe, seiner Bristoler Geburtsstrasse. 1826 lehnt er seine Wahl ins Parlament mit der Begründung ab, keine Verlockung könne ihn bewegen, der ausgefüllten Mulse seines fleißigen Privatlebens zu entsagen. So wird er zu einer typischen Gestalt des Seenbezirkes. Auf mehreren Kontinentreisen geht keine Anregung über das augenblickliche Vergnügen hinaus. Sein versteintes Innere ist lebensfähigen Keimen nicht mehr zugänglich. Alle Vergleiche fallen kritiklos zu Gunsten der Heimat aus. Seitdem er die Alpen gesehen, gefällt ihm der Skiddaw nur um so besser (an Edith, 11. Juni 1817). Er möchte den Derwent nicht gegen den Genfersee eintauschen (an Wynn, 23. August 1867), und die Sehnsucht nach dem still umfriedeten Dasein am See beschleunigt die Rückkehr.

Der Quietismus ist frühzeitig das Ziel und schliesslich das Erträgnis seiner philosophischen Selbsterziehung. Als Katholik wäre er „Benediktiner in einem Kloster mit einer Riesenbibliothek geworden“. Hier, wo wir keine Klöster haben, schreibt er an Landor (26. November 1808), gebe es kein andres Mittel, Ruhe zu erlangen, als indem man aller Hoffnung und Angst, der das Herz unterworfen ist, ein Ende mache. „*Experto crede Roberto*. Dies ist das heilige Oel, das in mir eine Gemütsart beschwichtigt hat, die kaum weniger stürmisch war als die Ihre.“ Seinem Bruder Thomas schreibt er mit der Todesnachricht eines Töchterchens (22. Mai 1809): „Du weißt, wie ich Zahnschmerz und Zahnreissen ertrage. Nun, ich habe gelernt, moralische Schmerzen nicht ebenso gleichmütig zu ertragen, aber mir nach aufsen ebensowenig merken zu lassen.“ Hand in Hand mit dieser Selbstzucht steigert er in sich die dankbare Empfänglichkeit für jedes Gute, das ihm das Leben bringt. Er vergleicht sich einem Spanier, der, wenn er Kirschen ißt, immer die Brille aufsetzt, damit sie gröfser und lockender scheinen. „So halte ich es mit meinen meisten Vergnügungen. Und wenn ich auch meine Sorgen nicht von mir werfe, packe ich sie doch so eng wie möglich zusammen und trage sie, so gut ich kann, für mich allein, dafs sie niemand andern quälen“ (an Taylor, 23. August 1829). Auf diese Weise macht er, dessen Leben weder materielle noch gröfse geistige Erfolge erheben, den Haupttreffer des Glücks: „Niemand kann mit seinem Lose zufriedener sein.

Meine Pfade sind liebliche Pfade. Ich lebe beglückt und erfülle so weit ich es vermag, nach bester Einsicht den Zweck, für welchen ich geschaffen wurde“ (an Bedford, 30 April 1809). „Es gibt auf dieser weiten Welt keinen glücklicheren Mann, keinen Mann leichteren Herzens!“ (an Bedford, 17. November 1808.) „Ich bin einer der glücklichen Menschen, deren Geschäft ihre Unterhaltung ist“ (an Rickman, 21. Januar 1810). „Ich kenne den Menschen nicht, der glücklicher wäre als ich, und mehr Grund hatte, glücklich zu sein. Niemals war ein Mensch gewohnheitsmäßiger heiter“ (an Neville White, 1815). Im Juli 1820: „Ich habe im Sonnenschein gelebt und blicke noch mit Hoffnung in die Zukunft.“ Solche Aussprüche reihen sich wie eine Perlenschnur in seinen Briefen und Gesprächen und werden von seinem Schwiegersohn in einer Art Kollektaneenbuch gesammelt (*Commonplacebook*, 1849). Das glückliche Naturell täuscht ihn über das Zurückbleiben seiner literarischen Bedeutung hinter seinem brennenden dichterischen Ehrgeiz, wie andauernder Fleiß ihn über die abnehmende Produktionskraft täuscht. Er glaubt, den Ruhm, den er so sehnlich gewünscht, errungen zu haben und hofft, daß ihn die Nachwelt gerechtfertigt finde (Vorwort zu *Poetical Works*, 1837). W. S. Landor, der ihn wie wenige kannte und schätzte, charakterisiert ihn in dem „Phantasiegespräch“ *Landor, Southey and Porson* indem er ihn sagen läßt: „Freche Finger haben mich oft genug mit Schneebällen beworfen, und es würde mich nicht wundern, hatten einige den Saum meines Überziehers erreicht. Aber ich wandte mich nie um, nach ihnen zu sehen. — — — Unsere Kritiker sind Zwiebeleser an der Pyramide der Poesie. Sie kriechen im Sande umher, ohne eine Vorstellung von der Höhe und Herrlichkeit des Gebäudes, dessen Basis fest wie die Erde selbst, und dessen First über hunderte von Zeitaltern hin sichtbar ist.“ Blüht sein Ruhm nicht wie er müßte, so ist die Kritik daran schuld. „Es ist klar, daß beständige Feindseligkeiten den Ruf eines Schriftstellers beeinflussen müssen“ (an Taylor, 9. Juli 1829). Das Alterswerk *The Doctor* (1834—37) gibt in dem belesenen, von unerschütterlichem Autoritätsglauben erfüllten, an der Scholle hängenden Helden, dessen Phantasie nicht über die Wunder seines traulichen Heims hinausgeht, halb und halb ein treffendes Selbstbildnis. Diese umfangreichen zwei Bände,



„die konzentrierte Essenz seiner Lektüre, seines Denkens und Empfindens“ (an Caroline Bowles, 2. Juni 1835), „ein Behälter für alle Arten von Erkenntnissen und Phantasien“ (*Life and Correspondence* VI 226), „die Ablage seiner Flickens und Fetzen“ (an John Miller, 20. Juli 1835), sind in der Ausführung weit hinter der ersten Idee zurückgeblieben, die bis ins Jahr 1813 reicht, und einen Helden plant, der ein Gemisch von Merlin, Gargantua und Kehama sein sollte, während Southey im Stil Rabelais, Swift, Sterne und Münchhausen zu vereinen dachte (II 335). Dieses Mischungeheuer ist *The Doctor* nun zwar nicht geworden, aber gegen seine Form- und Regellosigkeit ist immerhin Jean Paul von klassischer Einheitlichkeit der Komposition. Den Grundgedanken entlehnt Southey dem alten Kolportagebuch vom *Dr. Daniel Dove aus Doncaster und seinem Pferde Nobs*, dessen Spaß in der Langatmigkeit und Inhaltsleere der nicht von der Stelle rückenden Erzählung liegt. Sie wird von Southey womöglich überboten. Nach 244 Kapiteln nebst Zwischenkapiteln, Zusätzen usw. ist er nicht über die Einleitung, das Situationsbild des beim Nachmittagee sitzenden Ehepaars Dove, hinaus. Unendliche Kreuz- und Querzüge, Einschaltungen, Anmerkungen schaffen einer liebevollen Kleinmalerei Raum, sich auszuleben. Abstruses, Tiefsinniges, Banales, Burleskes, Ernstes und Heiteres gehen kunterbunt durcheinander. Der Leser wird gefesselt und gelangweilt, überschwemmt mit Belehrung und Erbauung, mit Zeitgeschichtlichem, Anekdotischem. Alle Kuriosa des Tages scheint der Dichter in seinem Netz einfangen zu wollen. Ganz selten einmal fließt auch ein Körnchen Poesie mit ein, z. B. die kleine Perle *The Three Bears* (Kap. 129), eine Kindererzählung von wenigen Zeilen, in deren dreifacher Wiederholung urwüchsiger Märchentönen anklingt. Southey hat beim *Doctor* eine Mitarbeiterin, unerschöpflich in der Erfindung stets neuer Episoden, über die er Tränen lacht. Sie ist auch die Zeichnerin der beiden Titelbilder (Ausblick aus Southeys Studierstube in das liebeliche Tal, aus dem sich der schlanke Kirchturm von Keswick erhebt, und das humorvolle: Southey im Lehnstuhl am Schreibtisch seiner Bücherei, aber von hinten aufgenommen, so daß von ihm nur sein schmaler Rücken und sein Krauskopf sichtbar wird). Es ist die Dichterin Caroline Bowles, die er in der Zueignung des *Doctor* als eine „an Wahrheit, Wärme und

Heiligkeit der Empfindung unübertroffene Schriftstellerin“ preist. Aber auch Elisabeth Browning nennt sie einen weiblichen Cooper. In der Tat besitzt sie etwas von seiner Zartheit, wie von seiner Kraft, wenn auch ihr heiter frommes, schüchtern sensitives, sanftes und zugleich überschwängliches Gemüt sich von einem pretiösen weiblichen Anstandsgefühl nicht immer frei machen kann. Während ihre formschöne Lyrik (*Solitary Hours*) Originalität und Leidenschaft vermissen läßt, zeichnen sich ihre Erzählungen aus dem englischen Alltag — (*Ellen Fitz Arthur, The Widow's Tale, William and Jean, The Birthday, Tales of the Factories, Chapters on Churchyards*) — durch Wahrheit, Natürlichkeit, Echtheit der Schilderung und gesunden Blick für das Lächerliche aus. Eine ereignislose, ungenutzte Jugend liegt hinter ihr. Nach dem Tode der Mutter (1816), der sie vereinsamt zurückläßt, zwingt sie der teilweise Verlust ihres Vermögens die dichterische Begabung als Einnahmequelle fruchtbar zu machen. Sie wendet sich um Rat an Southey, dessen Egeria sie allmählich wird. Bald kann er ohne ihre verständnisvolle Teilnahme nicht mehr arbeiten. Die schlichte Gattin Edith ist stets nur seine Hausfrau gewesen. Nie hat er sie „etwas Unfreundliches tun, etwas Ungütiges sagen hören“. Aber Sorgen und Entbehrungen haben sie früh alt gemacht. Seit langem kränkelt sie. 1835 bricht sie zusammen. In diesem Jahre (3. Februar) lehnt Southey die Baronie ab, die Peel ihm mit schmeichelhaften Worten angeboten. „Mein Herz war jung an meinem letzten Geburtstag, an dem ich das 60. Jahr vollendete“ schreibt er. „Seither bin ich in den Wurzeln erschüttert worden. Es hat Gott gefallen, mich mit der schwersten häuslichen Trübsal heimsuchen — diejenige ausgenommen, an der die Schuld teil hatte. Meine Frau, die treueste Gehilfin, mit der je ein Mann gesegnet war, ist seit einigen Monaten geistesgestört.“ Er mußte sie aus dem Hause geben. Den jungen Töchtern fehlte die Mutter. Als Edith (16. November 1837) starb, glaubte Southey ihr nachsterben zu müssen (an Bedford, 24. November). Aber die unverwüstliche Lebenskraft schnellte noch einmal empor. Caroline Bowles steht seit Jahren seinem Geiste so nah, daß er nicht mit der Vergangenheit bricht, wenn er das Band zwischen ihnen enger knüpft. Am 5. Juni 1839, 65 Jahre alt, läßt er sich mit ihr trauen. „Eine Heirat“,

hatte er kurz vorher geäußert, „sei notwendigerweise entweder die weiseste oder die schwachste Handlung eines Menschen.“ Die seine erwies sich als die Handlung eines Menschen, der nicht mehr im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte war. Bereits bei der Rückkehr von der Hochzeitsreise nahmen die Londoner Freunde eine Veränderung in seinem Wesen, einen geistigen Rückgang wahr. Unter Tränen der Rührung hatte Caroline zu Gott gebetet, dieser Seelenfreundschaft würdig zu sein (an Southey, 15. Mai 1829). Sei es nun, daß sie die Ehe einging, ahnungslos über das Nachlassen von Southeys geistigen Fähigkeiten,<sup>1)</sup> sei es, daß sie sich wissentlich dem kranken Freunde zum Opfer brachte, sie wird von Landor eine Märtyrerin und Heilige genannt.<sup>2)</sup>

Die seit langem geplante gemeinsame Dichtung *Robin Hood*, zu der Caroline ihre besten Gedichte gab, kam nicht mehr zustande. Sie hat die Bruchstücke mit einem Widmungsge-  
dicht an ihre Stieftochter Edith herausgegeben (1847). Schrittweise ging es mit Southey bergab. Der Rastlose hörte auf zu arbeiten. Sein letztes Jahr verbrachte er in einem Traumbestand. Was um ihn vorging, drang nicht mehr in sein Bewußtsein. An einem stürmischen Märzorgen — dem Morgen des Frühlingsanfanges 1843 — trug man ihn hinaus, auf den Crossthwaite Friedhof, der auf den See blickt. „Ich hoffe, Ich selbst zu sein“, hatte er vor Jahren über das Fortleben nach dem Tode geschrieben. „Ich, in einem englischen Himmel mit Ihnen, Ihnen und einigen anderen, ohne die der Himmel kein Himmel wäre“ (an Taylor, 15. Juli 1831). In der Kirche ließ Caroline ein prächtiges Grabmal errichten, die Inschrift von Wordsworth, die auf dem Sarkophage ruhende edle hagere Gestalt von dem Bildhauer Lough. Der kleine Kopf mit dem lockigen Haar zeigt verklärt die scharfen Züge des Dichters. Die Augen scheinen noch unter den im Tode geschlossenen Lidern, wie sie Cottle schildert, „von Genie, Güte und Verstand zu leuchten“. Caroline aber taucht, als hätte sie nunmehr ihre Lebensaufgabe erfüllt, eine zweite Undine, in die Weltabgeschiedenheit ihres mütterlichen Landsitzes unter. Sie hat nichts mehr geschrieben.

<sup>1)</sup> John Dennis 442.

<sup>2)</sup> Dowden, XXIII

